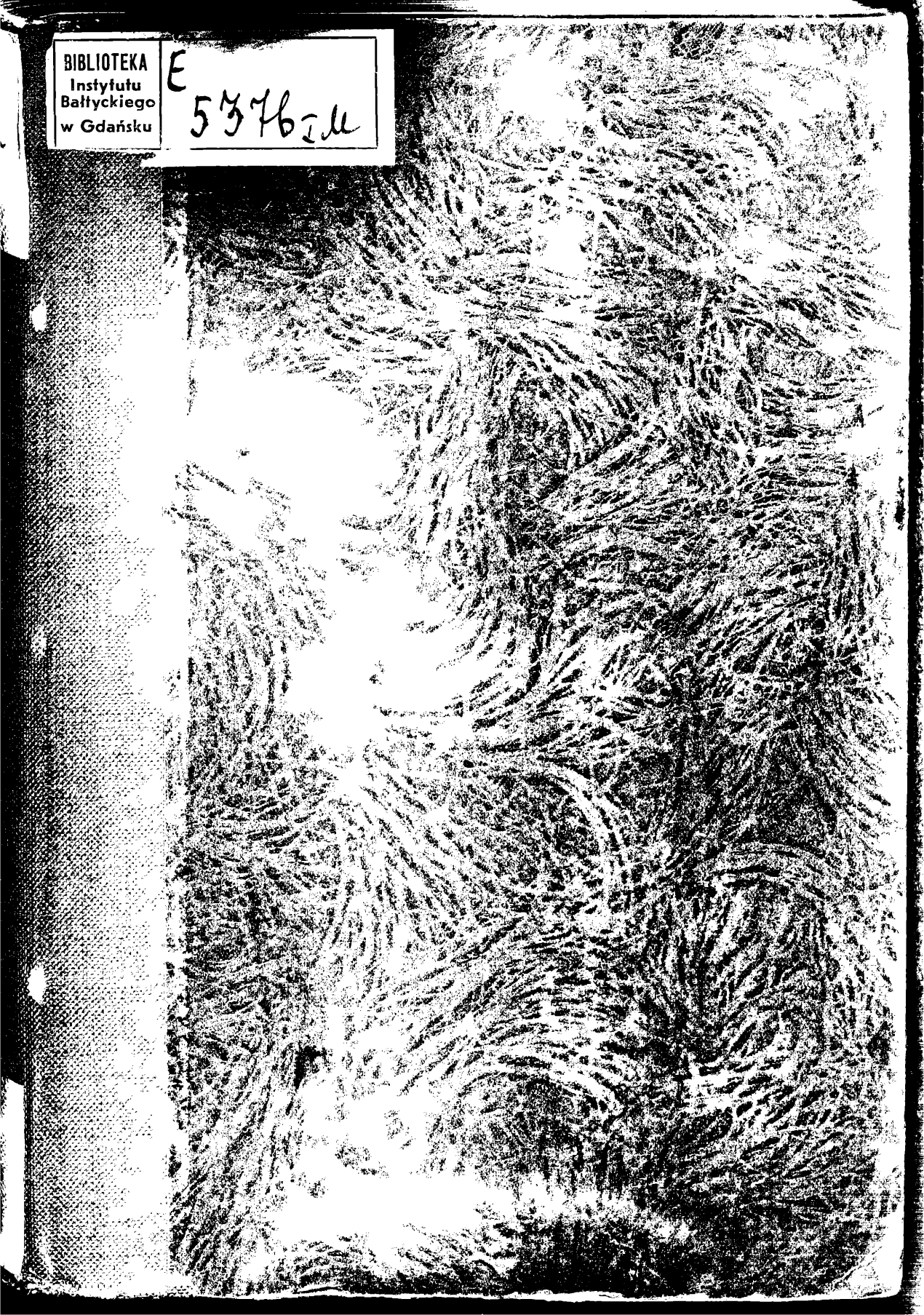
BIBLIOTEKA
Instytutu
Bałtyckiego
w Gdańsku
E 5376 I



Ha 975

BIBLIOTEKA ELBLĄSKA

33125

7 4071 I/XI/5

~~7 4085~~

050+070]:: 327 = 112.2

E 53 to I Jh

ZEITSCHRIFT FÜR
GEOPOLITIK

verbunden mit der Zeitschrift

WELTPOLITIK UND WELTWIRTSCHAFT

Herausgeber:

DR. KARL HAUSHOFER

Professor an der Universität München, General-Major a. D.

Unter ständiger Mitarbeit von

Dr. K. Wiedenfeld, Geh. Legationsrat, o. Professor an der Universität, Leipzig, a. o. Professor *Dr. H. Lautensach*, Gießen, *Dr. G. Herrmann*, Leipzig und *Dr. Albrecht Haushofer*, Berlin.

Schriftleitung: *Kurt Vowinckel*, Berlin - Grunewald

XI. JAHRGANG 1934

I. HALBBAND

HEFT 1—6 / JANUAR—JUNI

BERLIN-GRUNEWALD

KURT VOWINCKEL VERLAG GMBH.

1935:774

INHALTSVERZEICHNIS

von Heft 1–6 Januar – Juni 1934

*Es bedeutet: * Mit Kartenbeigaben oder Zeichnungen*

PLANHEFTE

1 / Januar	Um Volksboden und Grenze
6 / Juni	Zur Saarabstimmung

ALPHABETISCHES AUTORENVERZEICHNIS

O. Aust / Weltmacht Japan II/143
M. R. Breyne / Das Eingeborenenproblem in Südafrika. V/312
H. Diehl / Der Westmarkgedanke VI/339*
G. Fester / Das Chacoproblem III II/111
G. Fochler-Hauke / Deutschland und China. V/275
W. Granzow / Das Bauerndorf II/83
H. Gross / Die Türkische Republik und Europa II/92*
P. Hartig / Geopolitik und Kulturkunde VI/386
A. Haushofer / Berichterstattung aus der atlantischen Welt I/73, II/114, III/193, IV/250, VI/376
A. Haushofer / Erdumspannender Bericht V/323
H. K. Haushofer / Der europäische Kulturboden IV/217
H. K. Haushofer / Das Problem des sozialen Raumes ... V/332
K. Haushofer / Atemweite, Lebensraum und Gleichberechtigung auf Erden I/1*
K. Haushofer / Bericht über den indopazifischen Raum I/78*, II/119, III/198*, IV/255, VI/380*
K. Haushofer / Geopolitische Anmerkungen zum Reichserbhofgesetz IV/211
K. Haushofer / Literaturbericht über den indopazifischen Raum . VI/394
K. Haushofer / Hans Spethmanns Werk und die Geopolitik II/142
K. Haushofer / Einem verstummten Fernost-Forscher zum Gedächtnis! Oskar Nachod IV/261
H. Hummel / Büchertafel II/144, IV/270, V/335

Stadt-Bibliothek Essing

H. Lautensach / Geopolitische und wehrgeographische Eindrücke von einer Ostasienreise . II/99
J. März / Der Balkanpakt..... III/176*
E. Maschke / Preußen und die polnischen Mutterländer IV/262
K. Mehnert / Eine Sowjet-Geopolitik IV/269
O. von Niedermayer / Rudolf zu der Luth, Wehrwissenschaftlicher Atlas IV/269
H. Offe / Zum Problem der Staatspersönlichkeit... II/132
J. E. Pryde-Hughes/ Das Vertragswerk von Ottawa VI/367
H. Roemer / Der Stand der Philippinenfrage.... V/298
C. Ross / Eroberung der Arktis?.. IV/240
C. Ross / Gedanke und Tat im Weltgeschehen II/126
C. Ross / Die Romanze der Hudsonbay..... V/284
A. Schmid / Zur Geopolitik des Arbeitsdienstes IV/214
E. Schmidt / Die Sonderart der saarländischen Kulturlandschaft .. VI/356
M. Schoen / Wandlungen der Agrarstruktur im Ostseeraum..... II/84*
R. von Schumacher / Der Südostraum in der Konzeption Mitteleuropas..... III/156, IV/222
F. Seidenzahl / Chinas wirtschaftlicher Wiederaufbau V/280
J. Semjonow / Der zweite Fünfjahresplan Sowjetrußlands III/184
J. Semjonow / Der große sowjetische Weltatlas ... V/333
W. Stubenrauch / Grundfragen der landwirtschaftlichen Rayonierung in der Sowjetunion . VI/359
K. Trampler / Deutsche Grenzen I/14*
S. Warneck / Zur Frage der Staatsgrenzen von Manchoukuo IV/244*
A. Welte / Der Donauraum III/147*
H. F. Zeck / Adam Müller: Staat und Staatsmann III/207
H. F. Zeck / Die Saar in der deutsch-französischen Auseinandersetzung..... VI/348
Ein aufschlußreiches Staatswappen. V/331*

SACHLICHE ÜBERSICHT

GEOPOLITISCHE BERICHTERSTATTUNGEN

A. Haushofer / Berichterstattung aus der atlantischen Welt I/73, II/114, III/193, IV/250, VI/376
A. Haushofer / Erdumspannender Bericht V/323
K. Haushofer / Bericht über den indopazifischen Raum I/78*, II/119, III/198*, IV/250, VI/380*

GRUNDFRAGEN

W. Granzow / Das Bauerndorf II/83
P. Hartig / Geopolitik und Kulturkunde VI/386
K. Haushofer / Atemweite, Lebensraum und Gleichberechtigung auf Erden I/1*
H. Offe / Zum Problem der Staatspersönlichkeit II/132
J. E. Pryde-Hughes / Das Vertragswerk von Ottawa VI/367
C. Ross / Gedanke und Tat im Weltgeschehen II/126
H. F. Zeck / Adam Müller: Staat und Staatsmann..... III/207

AUFSÄTZE

Deutschland

H. Diehl / Der Westmarkgedanke VI/339*
K. Haushofer / Geopolitische Anmerkungen zum Reichserbhofgesetz IV/211
E. Maschke / Preußen und die polnischen Mutterländer..... IV/262
A. Schmid / Zur Geopolitik des Arbeitsdienstes IV/214
E. Schmidt / Die Sonderart der saarländischen Kulturlandschaft VI/356
K. Trampler / Deutsche Grenzen I/14*
H. F. Zeck / Die Saar in der deutsch-französischen Auseinandersetzung VI/348

Europa

H. Gross / Die Türkische Republik und Europa..... II/92*
H. K. Haushofer / Der europäische Kulturboden IV/217
J. Marz / Der Balkanpakt..... III/176*
M. Schoen / Wandlungen der Agrarstruktur im Ostseeraum II/84*
R. von Schumacher / Der Südostraum in der Konzeption Mitteleuropas III/156, IV/222
A. Welte / Der Donauraum III/147*
Ein aufschlußreiches Staatswappen V/331*

Rußland

J. Semjonow / Der zweite Fünfjahresplan Sowjetrußlands..... III/184
W. Stubenrauch / Grundfragen der landwirtschaftlichen Rayonierung in der Sowjetunion VI/359

Ostasien

G. Fochler-Hauke / Deutschland und China..... V/275
H. Lautensach / Geopolitische und wehrgeographische Eindrücke von einer Ostasienreise..... II/99
H. Roemer / Der Stand der Philippinenfrage V/298
F. Seidenzahl / Chinas wirtschaftlicher Wiederaufbau V/280
S. Warneck / Zur Frage der Staatsgrenzen von Manchoukuo..... IV/244*

Amerika

G. Fester / Das Chacoproblem III II/111
C. Ross / Eroberung der Arktis?..... IV/240
C. Ross / Die Romanze der Hudsonbay V/284

Afrika

M. R. Breyne / Das Eingebornenproblem in Südafrika V/312

Persönliches

K. Haushofer / Einem verstummten Fernost-Forscher zum Gedächtnis! Oskar Nachod IV/261

LITERATURBERICHTE

O. Aust / Weltmacht Japan II/143
H. K. Haushofer / Das Problem des sozialen Raumes V/332
K. Haushofer / Hans Spethmanns Werk und die Geopolitik II/142
K. Haushofer / Literaturbericht über den indopazifischen Raum VI/394
K. Hummel / Büchertafel II/144, IV/270, V/335
K. Mehnert / Eine Sowjet-Geopolitik IV/269
O. von Niedermayer / Rudolf zu der Luth, Wehrwissenschaftlicher Atlas .. IV/269
J. Semjonow / Der große sowjetische Weltatlas V/333

KARTEN, DIAGRAMME UND ZEICHNUNGEN

Erdumspannendes

Eurasiatische Zerrungszone III/202

Deutschland

Grenzziehung bei Glausche I/29
Scharfe Volksabgrenzung in Lothringen I/27
Die Kolonisation des deutschen Ordens im Nordosten I/21
Der Grenzverlauf im Osten I/26
Anfänge der deutschen Ostpolitik zur Zeit Heinrichs des Löwen I/19
Volksverzahnung im Osten I/28
Deutsche Grenzstellungen im pfälzisch-lothringischen Tor VI/354/55
Militärische Reichweite des Pfälzer Rheins VI/354/55
Kraftlinien des deutsch-französischen Gegensatzes im pfälzisch-lothringischen Tor VI/354/55
Polens Wunschträume I/32
Der Raum der Deutschen I/15
Saarbrücken-Eger: die Hüfte des deutschen Volksbodens VI/354/55
Das Saargebiet als Zugang zu den Pfälzer Wegetälern VI/354/55
Der Grenzverlauf im Süden I/25
Untersiedeltes Bergland als Träger der Volksscheide im Süden I/27
Tschechische Aufteilunpspläne nach Hanuš Kuffner I/34
Der Grenzverlauf im Westen I/24

Europa

Französisch-Europa I/30
Germanisches Blut in Europa I/18
Die Westwanderung der Germanen I/17

Unterschiedlicher sozialer Aufbau der deutschen Volksgruppen im östlichen Kolonisationsgebiet I/23
Grundlinien des Verkehrs auf dem europäischen Kontinent..... VI/354/55
Paris—Prag: Scheidelinie des europäischen Ost-West-Verkehrs VI/354/55
Die Zergrenzung Europas I/7
Frankreich: Grundzüge der französischen Angriffe auf die Rheinfront... VI/354/55
Nordeuropa: Die fünf Ostseestaaten II/85
Agrarerbrecht in den Ostseestaaten..... II/91
Südosteuropa: Der Balkanbund..... III/177
Die Zerschlagung der Habsburger Monarchie III/149
Deutsches Bauerntum und Deutscher Orden in Siebenbürgen I/22
Die nationale Zusammensetzung der Tschechoslowakei ... III/153
Staatsvölker und Minderheitenvölker der Tschechoslowakei III/153
Ein aufsehenerregendes Staatswappen V/331

Vorderer Orient

Lageskizze vom arabischen Kriegsschauplatz..... VI/381
Wirtschaftszonen, Landesprodukte, Niederschlagsverteilung in der Türkei II/95

Ostasien

Japan und die Mongolei III/199
Die Grenzen der Mandschurei IV/245
Ostasiatische Grenzen III/203
Begegnungen in der Stratosphäre I/79

Amerika

Japanische Handelsmöglichkeiten in Lateinamerika I/80

Afrika

Die Eingeborenenreservate Südafrikas VI/381

TABELLEN

Grenzregelung auf dem Balkan III/183
Landstraßenbau Chinas V/281
Außenhandel Großbritanniens VI/372
Handel zwischen Australien und Großbritannien VI/373
Handel zwischen Neuseeland und Großbritannien VI/373
Kohlenausfuhr Großbritanniens nach den nordischen Staaten VI/374
Agrarbetriebsgrößen der Ostseestaaten II/88
Durchschnittsgröße der Agrarbetriebe in den Ostseestaaten II/89
Größengliederung der fünf Ostseestaaten II/86
Eingeborenenbevölkerung pro Quadratmeile in Südafrika V/313
Rassen in Südafrika V/313
Verbreitung der Eingeborenen in Südafrika V/313
Viehbesitz der Eingeborenenbevölkerung in Südafrika V/317
Außenhandel der Türkei nach Ländern II/98
Wirtschaftszonen in der heutigen Türkei II/97

KARL HAUSHOFER:

Atemweite, Lebensraum und Gleichberechtigung auf Erden!

I. Die Anschauung der geopolitischen Grundrechte bei den nationalsozialistischen Großvölkern.

Heldentum — auch des Alltags, nicht nur in gehobenen, weltgeschichtlichen Augenblicken — ist notwendig, wenn ein Volkskörper die so vielen andern Völkern geläufige nüchterne Selbstverständlichkeit der Selbstbehauptung in seinem Lebensraum statt episch, wie die meisten andern, bald lyrisch, bald dramatisch behandelt. Tragische Spannungen, glänzende Zusammenbrüche nach eben noch scheinbar gefestigten Dauerzuständen sind dann unvermeidlich; sie fordern eine beständige Leistung fast über die Grenzen der Kraft geistiger Durchschnittshaltung und normaler Volksseelenstimmung zur Behauptung eines so gefährdeten, beständig durch eigene und fremde Schuld problematisch gemachten Lebensraums.

Daß wir Deutsche dieses Schicksal mit einigen der genialsten Völker der Erde teilen, wie Hellenen, Indern u. a., die, genau so wie wir, der Menschheit unvergängliche Werte geschenkt haben, erleichtert die Schwere unserer Volks- und Stammesgeschichte nicht. Aber nur dann kommt erzieherischer Sinn in die endlose Kette von glänzenden Aufschwüngen und niederschmetternden Zusammenbrüchen, wenn wir unsere Volks- und Stammesgeschichte, die Narben moralischer Wunden, die sie in Engrammen in unserer Volksseele hinterlassen hat, im größten Zusammenhang mit Erhaltung, Erweiterung und Schrumpfung unseres volkspolitischen, nicht nur des staatspolitischen oder gar des partikularistisch-territorital gesehenen Lebensraums bringen. Die Geschichtschreibung, die uns diesen Wandel verzeichnet, kann freilich nur großdeutsch (mit Srbik), nicht kleindeutsch oder gar bloß dynastisch, kirchlich oder sonst weltanschaulich gebunden, wohl gar marxistisch, rein wirtschaftlich-materialistisch sein. Sie wird aber auch eine für viele schmerzliche Entgötterung vollziehen müssen. Sie wird die Glanzgestalten von drei Jahrtausenden nicht danach befragen, was sie für ihren persönlichen Ruhm getan, sondern was sie volkspolitisch für die Erhaltung der Atemweite ihres Volks auf Erden, der Lebensform im Lebensraum gewirkt, geleistet und gelassen haben. Vor diesem Gericht stehen die Bauernkönige weit vor den Cäsar-Imitatoren, steht die Stammbewegung der Bayern und Sachsen weit vor dem Glanz der Staufer!

Ist es schon eine fast unmögliche Aufgabe, dem eigenen Volk den Sinn seiner führenden Gestalten klarzumachen — ihrem Volk, das sie doch von Kindesbeinen

an kennen müßte oder doch sollte, dem diese Männer blutmäßig vertraut sind —, so verlangt ein solcher Versuch noch gesteigerte Wucht der Überzeugungskraft, wenn man fremden Völkern, vorab mißgünstigen oder sich bedroht fühlenden Nachbarn anschaulich und verständlich machen muß, warum es aus der Mitte Europas immer wieder zum Aufbau kam. Gilt es doch, zu beweisen, warum ein großes Volk in einzigartiger Atembeklemmung und Volksenge aus einem seit einem Jahrtausend eingeengten und verstümmelten Lebensraum ausbrechen m u ß — um mit Mussolini zu reden, zur überladenen Bombe wird —, wenn man nicht e n t w e d e r die ganze Erde für Freizügigkeit der Besten und Tüchtigsten öffnet, o d e r den noch im Überschuß vorhandenen Lebensraum gerecht nach der Leistung und Erschließungsfähigkeit neu verteilt.

Ein Drittes gibt es nicht, abgesehen von der völkerpsychologisch unmoralischen Handlung, daß man vorbeugend einen Volkskörper erschlägt oder zur Selbstverstümmelung und Verkümmerung zwingt, nur, damit er nicht später in die Lebensräume derer zwangsläufig hineinwachse, eindringe, die sie aus eignem Blut und eigener Kraft längst nicht mehr zu besiedeln, zu erfüllen, zu leistender Arbeit für die Gesamtmenschheit zu bringen vermögen.

Damit wird das deutsche Problem der Atemweite, des Lebensraums und der Gleichberechtigung auf Erden zu einem Menschheitsproblem gesteigert, das vor allem zur eigenen Sache aller großen Kulturvölker mit zu engem Lebensraum, mit unzulänglicher Atemweite auf Erden wird, so auch der Italiener und der Japaner. Verwandte innenpolitische Entwicklungen nationaler und sozialer Art verkünden, riesengroß ihre Strahlung vorauswerfend, an den Wänden der Großgrundbesitzer der Erde, der Kolonialmächte alten Stiles, wie der Sowjet- und USA.-Bünde, diese Forderung geopolitischer Grundrechte auf Neuverteilung des Raumes auf Erden nach der Leistung und Lebenstüchtigkeit; so oder so, zwangsläufig oder in Güte, aus gerechten Einsichten und politischem Ferngefühl.

Nur allerdings sind die inneren Zwangserziehungswege der übervölkerten Räume zu solchen Einsichten, als Voraussetzung überzeugender Weiterentwicklung nach außen, grundverschieden. Das hängt mit der natürlichen Schutz- oder Gefahrlage ihrer Volks- und Kulturböden zusammen. Darin sind Italien und Japan unendlich günstiger vom Weltgeschick beteilt, als das deutsche Volk.

Schon Ratzel hatte in seinem bedeutenden Aufsatz: „Inselvölker und Inselstaaten" und allen weiteren daraus entspringenden Gestaltungen der natürlichen Grundrechte der Insel- und Halbinselstaaten die Grundanschauung ausgesprochen, daß sich ein Inselkörper eben mit dem Gemüt ganz anders erfassen lasse als ein zwischen andere festländisch eingekeilter Kultur- und Volksboden. Die rasende Weiterentwicklung der raumüberwindenden, übervölkischen Mächte und Beziehungen seit dem letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts hat diese Wirkung noch gesteigert, nicht abgeschwächt.

Scharf hoben sich deshalb im Volksbewußtsein des Bewohners der Apenninenhalbinsel wie des japanischen Inselbogens Gefüge und Grenzen des eigenen Lebensraums von allen anderen ab. Eine zielbewußte Erziehung verstärkte noch diesen Zug. In Japan lebte das stolze Erinnerungsbewußtsein, seit Menschengedenken nie erfolgreich von einem Feind betreten worden zu sein, als eine Art Nationalheiligtum, einen Thron zu besitzen, der „dauert, wie Himmel und Erde", mindestens seit dem 11. Februar 660 v. Chr. (Kigensetsu-Tag!) und eine, nach kurzen Schwankungen zwischen 1869 und 1879 (Republik Yezo; Demagog Hoshi) bewußt auf die älteste Überlieferung biographisch zurückgreifende Volkserziehung. Daraus entstand ein nationales Pantheon, darin sich jeder in die unendliche Kette der Schutzgeister „Kami" des vergötterten Vaterlandes in eine fast metaphysische Liebesgemeinschaft der Nation einfügen wollte. Fast für jedes Verhältnis, jede Handlung zum Staat, zur Volksgemeinschaft hat der junge Japaner ein geschichtliches Beispiel bereit: bald Kaiser und Künstler, bald Bauernrebellen und Männer, wie Feldmarschall Saigo, die um der Heimat willen im Kampf gegen ordnungsmäßige Regierungen fielen, aber alle in denselben Bau gemauert. Daraus erwuchs ein telepathisches Ferngefühl für jede Gefahr, die von fernher Atemweite und Lebensraum des Inselvolkes auch nur bedrohen könnte, das am schönsten Uyemura in „Political development of Japan" schildert.

Schwieriger war das gleiche Problem für Italien, die Halbinsel, die einst ein Weltreich des Mittelmeers getragen hatte und als Erben des Cäsarengedankens den Träger der dreifachen Krone in Rom barg, aber auch durch die Kämpfe des geistlichen und weltlichen Trägers dieser Idee zerrissen worden war.

Dennoch durchzieht die italienische Geschichte seit dem Verlust der Kaiserkrone in der ganzen Risorgimento-Bewegung die Vorstellung von einer unsterblichen Volksseele, die sich mindestens den Leib der Halbinsel zurückerobern müsse, um sich darin zu verkörpern. Die hervorragenden Geister, die seit Dante der Halbinsel ihre neue Sprache schufen, waren darin einig. Aus dieser Anschauung vom Mindestraum für Atemweite und Leben erklärt sich der glühende Franzosenhaß eines Alfieri, aus ihm die Neubelebung römischer Reichsüberlieferung in der Erneuerung der horazischen Römeroden durch Carducci; und aus ihr erwuchs folgerecht der Faschismus: seit 1922 im Vollbesitz der Macht, die innere Volkserziehung zur Anschauung des Lebensraums und seiner Atemweite wie der Gleichberechtigungsvorstellung nach seinem Leitgedanken zu gestalten. Weit über die Erinnerung an den mittelalterlichen Wahlspruch „Sempre avanti, Savoia" und das spätere: „L'Italia farà da se" hinaus ergriff der gewaltige Herrenwille eines Mussolini den Geburtstag Roms (21. 4. 753 v. Chr.), um ihn an Stelle des 1. Mai im Volksbewußtsein zu verankern. Damit war eine Raumforderung von mittelmeerumfassender Größe und Weite an Stelle der Einschränkung auf die Meer- und Alpengrenze der Halbinsel gesetzt; die Kleinräumigkeit, die einstige Enge des

Staatenbildes Italiens war mit einem Schlage überwunden, der Ausgangspunkt des Weltbildes und seine Sehkreisbegrenzung zu schwindelnder Höhe emporgerissen.

Unendlich viel schwerer als in den beiden andern problemverwandten Großmächten war die Selbstschutzaufgabe im Kultur- und Volksboden der Deutschen. Denn kein anderer teilte mit ihm das herbe Los, auf ein unmögliches Maß zurückgeschnitten zu sein und jeden dritten Volksgenossen außerhalb der eigenen, beschränkten Gebietshoheit unter Fremdgewalt zu wissen. Wir wollen uns den schlimmsten Zustand, dem wir uns dem Gefühl nach, aber nicht dem Raume nach entrissen haben, mit fremden Zeugnissen vor Augen führen (die, wie Gilbert Reid und W. Massingham gewiß nicht faschistischer oder nationalsozialistischer Neigungen angeklagt werden können), um zu verstehen, warum zunächst nach dem Zusammenbruch von 1919 nur Minderheiten auf deutschem Boden die Wege Italiens und Japans gehen konnten.

Beide Zeugnisse habe ich — bewußt sofort nach der Rückkehr aus dem Feld diese Wege zur Wiederaufrichtung beschreitend — in einer Arbeit über die Geopolitik der Selbstbestimmung gebracht, in der durch Südostasiens Wiederaufstieg zur Selbstbestimmung Leidensgefährten und Wege zu ähnlicher Arbeit bei uns gezeigt werden sollten.

Sie lauteten: „Jedes andere Volk, außer den Deutschen, einer so furchtbaren weltumspannenden und vielseitigen Fülle von Zwangsmaßregeln gegenübergestellt, wie sie der Friede von Versailles Deutschland aufgejocht hat, würde allen Mut und sein Herz verlieren! Die Schwierigkeiten, von denen die Chinesen bedrängt werden, sind nichts im Vergleich dem gegenüber!" So Gilbert Reid.

Und mit noch viel herberer Deutlichkeit zeigte der Welt und uns die Auffassung fremder Erdräume über den Begriff verlorener Selbstbestimmung im praktischen deutschen Fall W. Massingham:

„Kann es ein Recht in Europa für eine Macht geben, einen militärischen Erfolg gegen eine andere zu einer solchen Reihe von Quälereien, Requisitionen und Inquisitionen auszunützen, die ihr Millionen ihres Blutes und Bodens rauben, ihre halben Kohlenvorräte und drei Viertel ihres Eisenerzes, alle ihre Schiffe für große Fahrt, ihre Kolonien, ihre Rechte auf Handel und Verkehr in der Fremde, den freien Gebrauch ihrer Eisenbahnen, die Verfügung über die Erzeugnisse ihrer Industrie und damit ihre Sparkraft zu zerstören und ihre Arbeitskraft einzuschränken? Wer gab eine solche Macht über Leben und Tod? Welche Auffassung von Zivilisation und Moral wird dadurch gefördert? Unter dem Druck von Paris hat Deutschland jedes absolute Recht politischer Volkheit ausgeliefert, einschließlich des tief auf dem Grunde jeder Volksseele ruhenden Menschenrechts auf Selbstachtung... Innerhalb der Vertragsdauer hört Deutschland auf, ein sich selbst bestimmendes Volk zu sein." Das war furchtbare Wahrheit!

Wäre es angesichts solcher berechtigter Auslandurteile zu verwundern gewesen, wenn eine alte Byzantinerweisheit des Prokop eingetroffen wäre: „Unterdrückung verwirrt und vergiftet das Urteil des Unterdrückten und treibt ihn zu Torheit und Verzweiflung." Das deutsche Volk ging trotz mancher Versuchung diese naheliegenden und nahegelegten Wege nicht.

Im Gegenteil! Die Mehrheit, der es fast anderthalb Jahrzehnte in einem Anfall von Verzweiflung an der Zukunft seines Lebensraums und der Wiedergewinnung seiner Atemweite die Zügel überließ, schalt Männer, die solche Zeugnisse sammelten, Chauvinisten und Militaristen — obwohl sicher Reid und Massingham das Gegenteil von beiden waren, nur allerdings Prokop von Cäsarea der Privatsekretär und Volksaufklärungsoffizier eines Belisar und als solcher kriegsgewohnt.

Sie glaubte, die Volkserziehung pazifistisch färben zu sollen und wahrte immer noch einen Rest des Glaubens an Wilsons längst aufgegebene Punkte und an eine Wiederkehr internationaler Rechtszustände auch für Entwehrte ohne Macht. Ein Erlebnis nach dem andern mit dem Völkerbund hätte sie grausam vom Gegenteil überzeugen können!

Aber von der Minderheit, die ihr Weltbild nicht verloren und den Betrug schon im Entstehen durchschaut hatte, gingen die Wege der Erneuerung einer gesunden staatsbiologischen Anschauung über das Naturrecht auf Atemweite und Lebensraum aus, die den Deutschen über jedes erträgliche Maß hinaus verkümmert worden waren. Da ihnen die Schule zunächst verschlossen blieb, mußten Wege der Volksentflammung, wie von Hitler und seinem Kreise, und Wege der Raumaufklärung, wie von der Geopolitik her, beschritten werden, an denen wegen ihrer inneren Wahrheit die willensschwache Mehrheit nicht vorüber konnte; so gelang es, den ungeheuren Betrug von außen her, vom Weltbild aus, bloßzustellen.

Einer der großartigsten Anläufe dazu war gewiß der Gedanke von Penck über die Bonitierung der Erde, der eben unmittelbar zur Frage führte, wieso weite Räume der Erde nur als Reserve von Raubmächten brachliegen durften, während arbeitswillige und fleißige Millionen sich in unwürdiger Raumnot drängten.

Aus solchen Betrachtungen flammte jäh ein Naturrecht der Fleißigen, Mühseligen und Beladenen auf gerechten Anteil an Atemweite und Lebensraum empor — echt national und sozial zugleich in seinem Kerngehalt; nahe genug dabei lag der andere Gedanke als Folge, daß einem solchen Recht mit Güte oder Gewalt zum Durchbruch verholfen werden müsse, und daß sich damit ohne weiteres der Minderwertigkeitskomplex in den Seelen Mitteleuropas überwinden lasse, was B. K. Sarkar als Hitlers größte, mehr außen- als innenpolitische Aufgabe gezeigt hat (Geopolitik, IX. 33).

II. Geopolitisches Naturrecht auf Lebensraum.

Wer vorurteilsfrei die Raumverteilung der Erde prüft und sich von den verwegenen Schätzungen auf ihre mehr oder weniger nahe Überfüllung frei macht, wie sie — bald wohlbegründet, bald utopisch — Penck, Gregory und viele andere vorgenommen haben, der steht zunächst vor der Tatsache schreiender Gegensätze zwischen Großraumbesitz und Kulturleistung.

Selbst in roher Rechnung schon genügt das Ergebnis, daß Rußland 7, Frankreich und Belgien 9, Großbritannien 12, US.-Amerika 15, Italien 16, die Niederlande 20, das Deutsche Reich und das japanische Reich dagegen das Zehnfache der US.-Amerikaner, das Zwanzigfache der Sowjets, Franzosen und Belgier auf dem Quadratkilometer ihres Staatsbodens zu ernähren und zu erhalten haben.

Legen wir an diese Durchschnittszahlen schärfere Maßstäbe, so scheidet Italien aus der Reihe der Besitzer nutzbarer untersiedelter Großräume aus, weil ein großer Teil seines Besitzes tatsächlich Wüste ist; und die Zahlen der Briten und Niederländer schwellen an durch die Volksdruckzahlen des indischen Reiches wie den enormen Volksdruck von Java. Durchaus unberechtigt aber ist es, was vielfach geschieht, die hohen europäischen Volksdruckzahlen Belgiens, der Niederlande, der Umgebung von London oder des nordenglischen Industriegebiets unmittelbar in Vergleich mit dem furchtbaren Druck Mitteleuropas etwa bei der Überkreuzung der Rhein—Rhone-Druckfurche und der mitteleuropäischen Kohlenmulde zu setzen. Denn in England, Belgien und den Niederlanden vermag der groß- und weiträumige Mensch aus dem Gedränge von 800 bis 1200 auf dem Quadratkilometer weltüber, meerüber auszuweichen und dennoch unter der Flagge, im Geltungsgebiet seiner Muttersprache zu bleiben; in Deutschland oder auch in Japan, wo der Druck auf arbeitswertem Boden bis zu 969 auf dem Quadratkilometer geht, kann er es aber nicht. Darin ist ein ungeheurer Unterschied im Verhältnis zu Atemweite und Lebensraum begründet. Der großräumige Brite, Belgier, Niederländer und selbstverständlich der Franzose oder Russe und Nordamerikaner kann sich, sobald er nur will, dem verkümmernden Einfluß der Enge entziehen; selbst der Italiener und Japaner vermag es innerhalb seines Reichs; dem Deutschen ist dieser Ausweg verschlossen. Daher sein Appell an geopolitisches Naturrecht aus erster Hand.

In dieser geopolitischen Naturrechtsforderung aber müßte Inner- und Mitteleuropa bei einigem klaren Durchdenken der Frage mindestens die Unterstützung aller anderen ohne Kolonialbesitz auf den kleineuropäischen Gedanken zurückgeworfenen Staaten Zwischen-, Ost- und Nordeuropas finden.

Die räumlichen Gründe dafür haben wir in der „Geopolitik" einmal mit einer Skizze (VIII. Jhg. 1931, S. 352) belegt, die hier wiederholt gebracht wird. Ohne zu-

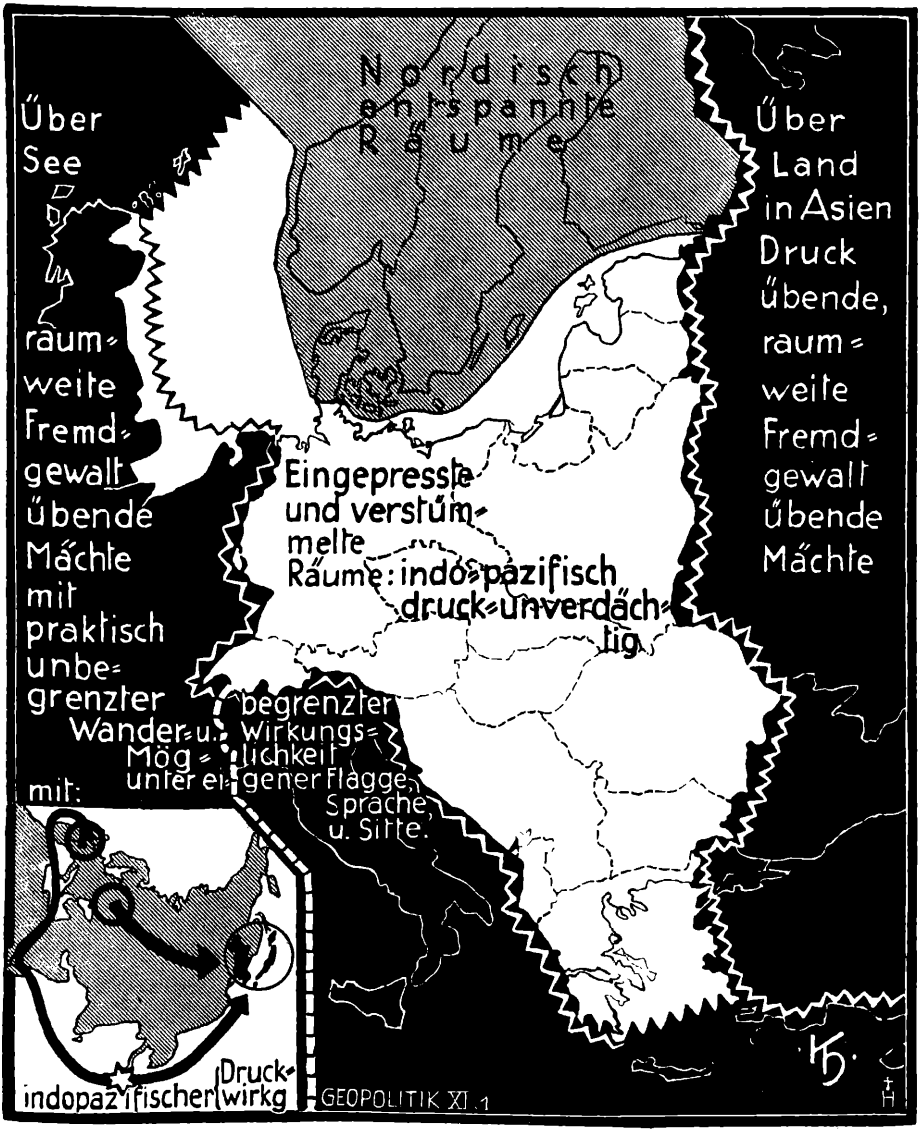


Abb. 1: DIE ZERGRENZUNG EUROPAS

Europa zerfällt in folgende Gruppen: 1. Die Kolonialmächte (England, Frankreich, Belgien, Holland, Spanien, Portugal). Sie sind nur über See mit ihren Ausbeutungsräumen verbunden. 2. Die Sowjetbünde. Sie hängen nur über Land mit ihren Ausbeutungsräumen zusammen. 3. Die kolonialpolitisch besitzlosen und unbeschwerten Kleinräume Mitteleuropas, die Reste der deutschen Zentralmacht. 4. Die durch größere Raumweite begünstigten Mitteleuropa-Staaten (Tschecho-Slovakei, Ungarn, Polen, Südslavien, Rumänien, Albanien, Griechenland, die baltischen Staaten). 5. Die verhältnismäßig meistbegünstigten Mitteleuropa-Staaten des Nordens (Dänemark, Schweden, Norwegen, Finnland). Sie haben die Schutzanlehnung an die nordische Anökumene.

3, 4 und 5 sind vom Pazifik her gesehen ungefährlich, unterliegen aber der Einpressung durch 1 und 2.

reichende Atemweite bei beschränktem Lebensraum werden zwangsläufig außer dem deutschen Volksboden auch der polnische, später der baltische, früher schon der rumänische, ungarische, südslawische und auch der jetzt scheinbar so gesättigte tschecho-slovakische sein, der sich schon an der Wende des nördlich der Alpen erwiesenen Durchschnitts an Bodentragfähigkeit für etwa 100 Menschen auf dem Quadratkilometer (auch von Bayern bereits überschritten) bewegt. Aber auch die Skandinavier, bisher so gleichgültig für das atemberaubte umpreßte Deutschland, werden einmal ihre Grenze des Ausweichens nach der nordischen unbewohnten Zone hin erkennen müssen. Hat doch jetzt schon Kanada mehr Menschen norwegischen Blutes als Norwegen selbst, ebenso wie die Vereinigten Staaten. Die zunehmende Neigung weltüber, die Küstengewässer für jede Art von Fremdflaggenverkehr abzuschließen aber (der USA., Ankara-Türkei, Chile u. a. längst nachgegeben haben) wird auch die gegenwärtige Rolle der norwegischen Schiffahrt im Tramp-Dampferverkehr mehr und mehr einengen und damit die Küstenlebigkeit und Meerernährung des langgestreckten und schmalräumigen Wikinger Heimatlandes beschränken.

So steht einem raumweiten westeuropäischen Gebiet, aus Kolonialmächten alten Stils bestehend, mit freier Ausdehnungsmöglichkeit und Volksdruckflucht über See und dem einst osteuropäischen, heute mindestens eurasiatischen, wenn nicht vorwiegend asiatischen Großraum der Sowjets mit freiem Ausweichen festlandwärts bis an den Pazifik die eigentliche kleineuropäische Enge gegenüber. Hier wird die deutsche zu einer europäischen Frage, und zwar zu keiner geringeren als der, ob Europa als Weltteil seinen Rang behaupten kann oder zu einer Halbinsel der alten Welt herabsinkt wie das annähernd gleichgroße Arabien, die annähernd gleich stark bevölkerte indische Welt oder das raumweitere und stärker bewohnte Kraftfeld Ostasiens.

Diese Seite der Frage und ihren großen, eigenen Anteil an der Anerkennung eines Mindestmaßes an Naturrecht auf Atemweite und Lebensraum müßten vor allem bis in ihre letzten Folgen die sogenannten „guten Europäer" oder auch Paneuropäer durchdenken, die sich angeblich unter den nahöstlichen und Balkanstaatsmännern wie den Wortführern der Kleinen Entente so reichlich finden sollen.

Sie würden dann erkennen, daß in Genf drei Lustren lang emsig an der Hintanhaltung wie des deutschen, so auch ihres eigenen Naturrechts gearbeitet und gesponnen worden ist, und daß sie dabei selbstgefällig mitgewirkt haben. Das könnte ihnen von einem Staatsmann herberen Formats angesichts etwa der außenpolitischen Reden des deutschen Reichskanzlers über Ehre, Gleichberechtigung und Friede — aber natürlich Ehre und Gleichberechtigung als Voraussetzung des dauernden Friedens! — eine ähnliche Nachwelt-Beurteilung eintragen wie jene der deutschen Presse vor dem Werden des Deutschen zweiten Reiches, die in Bismarcks kurze Bemerkung ausklingt: „Dieses einfältige Federvieh der Presse merkt

gar nicht, daß ich eigentlich seine heiligsten Ziele und heißesten Wünsche verfechte."

Ganz ähnlich könnte die deutsche Geopolitik und politische Wissenschaft bei ihrem Kampf zugleich für deutsches Lebensrecht und Überwindung des kleineuropäischen Selbsteinschränkungsgedankens von allen jenen engräumigen Gegnern im Donau- und Weichselraum denken, die nicht merken, daß alle Lebensformen des eingekeilten, vom Überseeraum, wie vom großasiatischen und afrikanischen der Alten Welt gleichermaßen abgeriegelten Teils von Inner-, Mittel- und Osteuropa auf demselben Aste sitzen, und daß jeder Mitteleuropäer, der an diesem Aste sägt, zugleich den eigenen Hochsitz gefährdet — auch wenn sein Staat oder Städtchen sich im Augenblick noch nicht der gleichen geopolitischen Abhängigkeit bewußt ist.

Noch glaubt Italien, zwischen dem Wettbewerb der europäischen Westmächte und dem Einbau in großräumige Zusammenschlüsse der Alten und Neuen Welt, den Sowjetbünden und US.-Amerikanern, mit Mitteleuropa in blinder Notgemeinschaft an seinem Triumphwagen freie Wahl zu haben. Aber sie ist für das schließlich doch im Mittelmeer eingekesselte, um wirkliche Raumweite vorerst betrogene Neurom längst vorbei! Auch Italien ist mehr gebunden, als es glaubt. Es hätte allen Grund, nach wie vor das früher stark betonte Naturrecht auf breiteren Lebensraum auch weiterhin zu vertreten; es wird von allen Extratouren, auch seiner nordamerikanisch-eurasiatischen, schließlich auf die Grundzüge seiner geopolitischen Ausgangslage zurückwenden müssen.

Welcher Widerspruch an sich aber liegt doch darin, daß die Welt selbstverständlich Italien eine raumweite Gleichgewichtsergänzung zugestand, daß ihren Hauptvertretern das zweite Deutschland in seiner Vorkriegsraumweite, im Besitz von fast 3 Millionen Quadratkilometer Kolonialboden mit nur etwa 12 Millionen Einwohnern, mit einem blühenden Seeverkehr als Auspuff schon wie ein explosionsbereiter Gefahrenherd erschien, und daß die Mächte des Versailler Friedens nun erst recht einen solchen, vor Volksdruck zitternden Gefahrenherd in der Mitte des einst weltbeherrschenden Erdteils mit zugeschraubten Sicherheitsventilen wie ein Skelett im Hause einmauerten.

Ist es bei solcher Weisheit der Neubegründer einer so schlecht und windschaffen untermauerten Weltordnung nicht ein Vorbild höchster Mäßigung, wenn der von ihnen mißhandelte Volkskörper (nach dem Straßburger französischen Professor Levy „Le Hundertmillionen-Volk") sich mit dem Schlagwort: Ehre, Gleichberechtigung und Friede in einen Wahlkampf von großer außenpolitischer Tragweite begab, als er zunächst einmal mit einer Vierzig-Millionen-Abstimmung den eigenen Minderwertigkeitskomplex überwand, seine Ehre in den eigenen Augen wiederhergestellt hatte, und aus dem Völkerbund, der sie weigerte, ausgeschieden war?

Er entwaffnete damit viele offene und heimliche Gegner seines Naturrechts auf Atemweite und Lebensraum, das er ja zunächst mit friedlichen Mitteln zu erstreben begehrte — etwa in der Art wie die japanische Form der Selbstverteidigung (Jiu-Jitsu) zunächst den Gegner aus seinen eigenen übersteigerten Angriffsbewegungen zu Fall zu bringen sucht. Jedenfalls war die Verblüffung allgemein; der Ferne Osten, dem hier plötzlich wieder ein bündnisfähiges Mitteleuropa erschien, horchte auf; allerdings entstand eine Art Torschlußpanik bei allen kleinräumigen Nationalitätenstaaten, die deutsche Volksgruppen jenseits der deutschen Staatsgrenzen zum Niedertrampeln in Verwahr hielten. Aber eine sittliche Rechtsordnung kann eben auf solche Künste nicht gebaut werden!

III. Ehre, Gleichberechtigung und Friede,

die neuen Leitworte des im eigenen Ehr- und Wertgefühl wiederhergestellten Mitteleuropa, hatten vielmehr nun ein Anrecht, im geopolitischen Lichte, und sei es unter strengster Prüfung, aber ohne die Maßstäbe der Gewaltsatzung der Pariser Vororte unbefangen gewürdigt zu werden.

Dabei zerbrach zunächst der so lange geschickt geübte Abrüstungsbetrug. Es wurde offenbar, daß nicht Mitteleuropa den guten Willen zur Abrüstung, zur Entbürdung der Menschheit hemmte und gehemmt hatte, sondern: 1. der Gegensatz der großen Seemächte, die sämtlich aufrüsteten, statt abzurüsten; 2. die Unsicherheit namentlich der beiden großen transpazifischen Gegenspieler, US.-Amerika und Japan, aber auch der Sowjets über die Fortentwicklung des pazifischen Sturmfeldes, und 3. die Unmöglichkeit der Gewaltherren weiter unterjochter, aber aus diesem Joch fortstrebender Fremdkulturvölker, wesentlich unter ihre gegenwärtigen Frontstärken herunterzugehen, wenn sie ihre Raubwirtschaft an fremden Erdteilen, namentlich den „Goldfransen am Bettelmantel Asiens", den Monsunländern aufrecht erhalten wollten.

Aus allen diesen drei Spannungsfeldern aber hatte ja eben die Weisheit der Väter des Vertrags von Versailles Deutschland vollkommen ausgeschaltet! Mitteleuropa kann mit ruhigem Gewissen nicht nur für die Ehre, sondern auch für die Gleichberechtigung der z. B. in Südostasien um Gleichberechtigung und Selbstbestimmung ringenden Menschen-Milliarde eintreten und von jedem der dort bekämpften Unterdrücker sagen: „Wir haben keinen Teil an ihm!"

Deutschland verwirft mit tiefbegründetem, innerem, aus seiner eigenen Leiderfahrung geschöpften Recht alle Vergewaltigungen fremder Lebensformen in den Wehreinrichtungen bestimmter Zonen, der Besetzung von Häfen, ungleicher Rechte und aufgezwungener Verträge, Servitute fremder Schiffahrt auf gebundenen Küstengewässern und Strömen, auf Eisenbahnen und Kanälen. Sie widerstreiten gleichmäßig der Ehre, der Gleichberechtigung und auch dem Frieden, da

sie dauernd zu seiner Verletzung aufreizen müssen. Kein Vertrag ist biologisch haltbar, der dauernd Wachstum hemmt und aufs ewige Gestern sich gründet, das Heute bremst und das Morgen im Mutterleib der Zukunft töten will.

Die beiden Hauptfiguren des Versailler Diktats, Clémenceau und Wilson, waren unbiologisch denkende Menschen des ewigen Gestern, der eine war durch dämonischen Völkerhaß — (obwohl er als Arzt vor dem Glauben an ewige Dauer der deutschen Narkose warnte) — der andere durch internationalistische Eitelkeit der Fähigkeit des Betrachtens der Welt vom Standpunkt des unaufhaltsamen Werdens entrückt. Der Verwandlungskünstler Lloyd George will zwar, wie er heute spricht und schreibt, die Wahrheit erkannt haben, hat sie aber nicht gesagt, geschweige denn vertreten, während die Schriftleitung der Verträge mechanischen subalternen Köpfen überlassen blieb. Diese Tatsachen begründeten, geopolitisch gesehen, das Unglück und den Niedergang Europas durch dieses Vertragswerk, das Ehre, Gleichberechtigung und Friede, aber auch den Raum, darin sie herrschen sollten, gleichmäßig auf weite Sicht höchsten Gefahren aussetzte. Sie wurden nur vergrößert dadurch, daß man versuchte, den Völkerbund in ein Preß- und Zwangsinstrument gegen Atemweite und Lebensraum des zahlenstärksten europäischen Großvolks zu verflechten, was zunächst am meisten zum Schaden dieses in solcher Form utopischen Werkes war.

Nur bei entsprechend breiter Anschauung des Völkerbundes, wie er heute ist, und weiter Daraufsicht enthüllt sich der Austritt Japans und Deutschlands, die Drohung Italiens: „Änderung oder Austritt", das Fernbleiben der großräumigen Völkerbünde in sich: der Sowjets und der US.-Amerikaner, als eine staatsbiologische, geopolitische Notwendigkeit, die schließlich zu einer Frontbildung von fünf Großmächten gegen zwei Kolonialreiche mit ihren Trabanten-Staaten selbstätig führen mußte. Eine weitere Folge wird bei fortschreitender Entgliederung namentlich des Britischen Reiches sein, daß sogar die ihm sonst geneigten Lebensformen untätig seitab stehen, wenn die Selbstbestimmungsbewegung — (schon durch das von Südafrika und Irland behauptete „jus secedendi" [Austrittsrecht] gesetzlich geschützt) — die farbigen Massen ergreift. Wo bei einer solchen Entwicklung die Kolonialmacht der Niederlande und Belgiens bleiben muß, das mögen sich diese Mächte selbst sagen, die engherzig der verzweifelten, nach weiten Räumen suchenden Intelligenz und Tatkraft Mitteleuropas, den Weg in ihre Nebenräume verrammelten, die sie nur mit solcher Hilfe erschließen konnten, da die eigene Volkszahl und Dynamik nicht dafür ausreichte und niemals dafür ausreichen wird. Blieb in solcher Lage Mitteleuropa anderes übrig, als sich, soweit es ging, auf sich selbst zurückzuziehen und nach innen zu versteifen?

So trat die Verstärkung des tragenden Staatsskeletts als Voraussetzung erneuter Atemtätigkeit, die Verfestigung des inneren Aufbaus — (selbst um den Preis geschichtlich gewordener, geliebter Einrichtungen) — auf das höchste Maß von

Druckfestigkeit als zunächst zu bewältigende Aufgabe vor den mitteleuropäischen Raum und die für seine Erhaltung verantwortlichen Männer.

Sie haben sich dieser Aufgabe mit einer bisher dort unerhörten Dynamik unterzogen, die an napoleonische Flurbereinigungen erinnert, von denen viele doch eine weit größere Dauerkraft bewiesen hatten, als ihnen der Zeitgeist vorhersagte, Aber freilich waren viele dieser Raumschöpfungen, wie etwa die badische Glacislandschaft für Napoleons Rheinübergänge, mehr aus französischem als deutschem Raumgefühl heraus entsprungen; dem deutschen entsprach vielmehr die Verankerung beiderseits des Rheins, wie sie etwa die alten Rheinbistümer, vor allem aber vorbildlich die Pfalz am Rhein als Riegel-Lebensform erfüllten.

Aus der geschichtlichen Erfahrung des mitteleuropäischen Raumes erwuchs als geopolitische Einsicht die Lehre, keine schmalen Grenzmarken (politische Pufferstreifen) zu schaffen, in denen der Gegner leicht bequem abzutretende oder abzupressende Grenzzonen erblickt, sondern die Marken raumtief zu verankern. Es erwuchs die weitere Erfahrung, daß es mißlich ist, gegenüber vordrängenden Angriffskeilen fremder Volks- und Siedelungspolitik, wie etwa dem tschechischen Keil auf Cham und Waldmünchen, oder dem Weißenburger Keil, den schon Bismarck als größere Gefahr als die ganze Mainlinie empfand, etwa neue Verwaltungs- oder gar Stammeifersuchts- und Gefühlsgrenzen zu schaffen, mit der Lehre also, lieber altgewohnte eingelebte innere Verbände bestehen zu lassen, als gerade an so gefährlichen Stellen innere Umbauten und verbanderschütterndes Einreißen vorzunehmen. Wenn auch viele Nahten in der Glut innenpolitischer Erneuerungen verschmelzbar sind, bleiben doch außenpolitische Druckstellen und Hebelansätze unverändert, was nach innen gewendete Begeisterung leicht aus dem Auge verliert. Auch die abenteuerliche Raumgliederung des einstigen Zisleithanien könnte uns warnen, ähnliche Pufferbildungen zu schaffen und einem gleich traurigen Schicksal auszusetzen, wie das vieldurchkämpfte Galizien es erfuhr.

Wenn bei der notwendigen Neugestaltung des inneren Aufbaus Innereuropas den vielen argwöhnisch beobachtenden Nachbaraugen der eine oder andere Schönheitsfehler auffällt, die eine oder andere Rauheit, manches, was bei gelassenerem Bauen vielleicht unterblieben oder geglättet worden wäre, so mögen die Beobachter sich daran erinnern, daß es sich zum Teil um Notwehrbauten handelt, ähnlich wie in Sagen des Altertums die Wälle mit dem Schwert in der einen, dem Spaten in der andern Hand errichtet wurden, oder wie beim hastigen Neubau der zweiten Mauern von Athen die Grabsteine der Ahnen und die Altäre der Tempel mit in die Werksteine geworfen werden mußten. Ohne den Außendruck konnte gefälliger gebaut werden. Vor allem aber zeigt Deutschland mit furchtbarem Richterernst dem Weltgewissen seine blutenden Grenzen, die unendlich traurige Vielseitigkeit seines Grenzproblems, so, wie das in der großen hier folgenden geopolitischen Einleitungsarbeit für den elften Jahrgang der „Geopolitik" geschieht, zu dem

diese Zeilen als Auftakt dienen. In das 2. Jahrzehnt unseres Bestehens eingetreten, schauen wir mit einem berechtigten Stolz auf die geleistete sachliche Arbeit zurück, niemals von außen her nennenswert unterstützt, als echte Grenzrainwissenschaft, von allen nur auf e i n Gebiet eingeschworenen Köpfen befehdet, mindestens unverstanden, und dennoch gestärkt durch das Bewußtsein, dem Werdenden zu dienen, der tiefen Sehnsucht unserer Jugend nach Zusammenbau, nicht nach Zerfaserung und Zergliederung, dem Wunsche, durch Schmieden geistiger Waffen für das niemals endende Ringen um Atemweite, Lebensraum und Lebensrecht das Wiedererringen körperlicher Waffen vorzubereiten und der heiligen Ehe zwischen Blut und Boden das Wehrrecht zu erlangen.

Wieder und wieder dürfen wir darauf hinweisen, daß wir im ersten Jahrgang — (als die jetzigen Führer zu Atemweite und Lebensraum hinter Gittern sehnsüchtig in Raumweiten blickten, die ihnen heute zu Füßen liegen, oder sich in der Fremde und im Heimatversteck verborgen halten mußten) — die damals verpönten Worte vom „nationalen Sozialismus" und „sozialer Aristokratie", von Wehrvolksgemeinschaft und echtem Führertum zu Aufsatzüberschriften wählten und sagen konnten: „In feigen und müden Zeiten erwerbe sich kein Verdienst um sein Volk, wer ihm nach dem Schnabel rede, sondern wer es aufrüttele zum Kampf ‚und doch'!

So tritt die „Geopolitik" in ihr zweites Jahrzehnt: immer noch umstritten, rastlos kämpfend um ihr Ziel, das politische Gewissen des Staates zu werden; an vielen Stellen noch immer unbegriffen, gefürchtet als Brecherin alter, bequemer Tafeln und Satzungen, aber doch mehr und mehr auch geahnt und erfaßt als Werkzeug im Kampf um Atemweite und Lebensraum des eigenen Volks und zugleich um ein Hochziel der Menschheit, das diese Zeilen zeigten.

Es ist nichts Geringeres als der Kampf ums Recht einer freien Öffnung des Raumes der Erde für den Besten und Tüchtigsten, wo immer er den Kampf ums Dasein aufnehme, dennoch mit freiem Recht, seiner Kultur- und Muttersprache, seiner Volkheit anzugehören; oder mindestens um eine gerechte Neuverteilung des Lebensraumes nach Maßgabe der Leistung eines Volks zur höchsten Erschließung und Tragkraft der Landschaften der enger und enger, aber bei weiser Nutzung noch lange nicht zu eng werdenden Erde!

Prüfe sich, wer mit gutem Gewissen beim Anstreben solcher Ziele auf die Gegenseite zu treten vermag und den reinlichen Weg verbaut! Er stiftet Unheil auf weite Sicht, bereitet Zusammenbrüche der Zukunft vor, auch wenn es ihm gelänge, sich einen zeitlichen Vorteil zu erraffen, eine Hintertür zu erspähen, die vorbei am Weg ins Freie der Menschheit in ein bevorzugtes Herrenstüblein führt, in dem man leicht den Anschluß verpaßt, wenn zu großen Erneuerungen an Haupt und Gliedern abgerufen wird.

Auf daß wenigstens bei uns niemand den Anschluß verpasse, und ein Führer des Volks den vorgebildeten politisch-wissenschaftlichen Schallkörper hinter sich

habe, wenn er ihn einmal blitzschnell zu folgenschwerem Handeln braucht, dafür steht, neben vielen anderen, die Geopolitik auf der Wacht. Zu solchem letzten Sinn hilft sie, das Weltbild in Ordnung halten, den Einzelnen, die Gruppe und die Masse mit Aufnahmeorganen für den rastlosen Wandel der politischen Bewegung und Wucht im Raume der Erde auszustatten, damit jeder Versuch uns abwehrbereit finde, der sich noch einmal unterfangen sollte, Atemweite und Lebensraum, Daseinsrecht, Ehre und Gleichberechtigung der fleißigen, wieder erstarkten Mitte Europas zu versehren!

KURT TRAMPLER:

Deutsche Grenzen

Das Schicksal eines Volkes wird bestimmt von seinen Grenzen; von der räumlichen Festlegung seines Siedlungsgebietes; von seiner Einordnung in die Umwelt. Je mehr Funktionen eines Volkes von einer einzigen Grenzlinie umfriedet werden, je weiter der umschlossene Raum und je kürzer die Grenzlinie ist, je mehr die

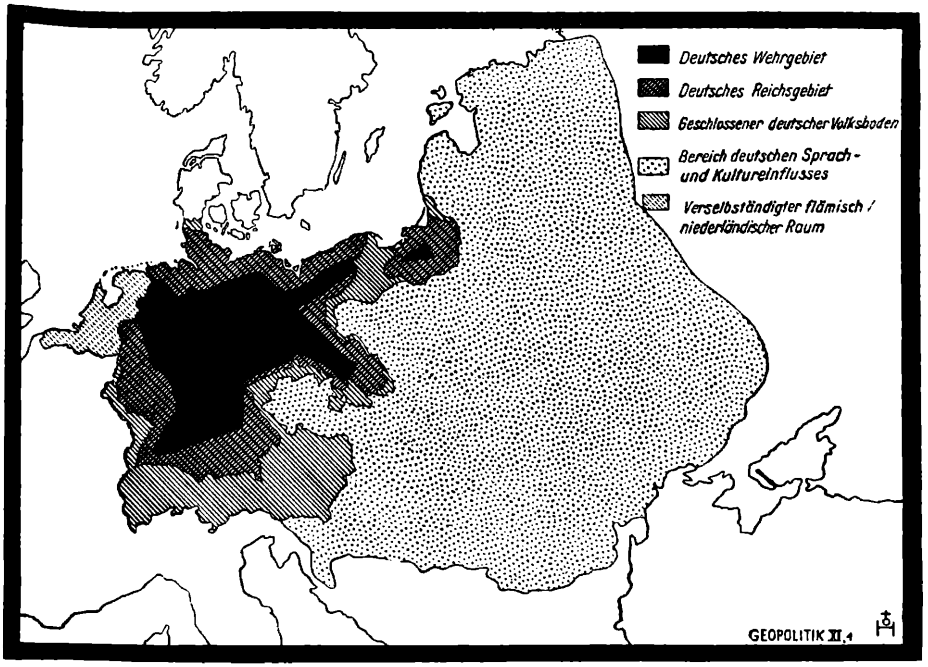


Abb. 2: DER RAUM DER DEUTSCHEN
fällt nicht zusammen mit den jetzigen Staatsgrenzen. Das heutige Reichsgebiet, erst recht das Gebiet der Wehrhoheit, ist die letzte an vielen Stellen sehr gefährdete Stellung in einem jahrhundertelangen Rückbildungsvorgang.

Bodengestalt des Grenzgebietes seine Zugänglichkeit von außen her erschwert und von innen heraus erleichtert, um so gesicherter und ruhiger wird sich das Schicksal eines Volkes entwickeln können. Um so leichter wird sich auch bei einem Volk ein eindeutiges, dem ganzen Volk gemeinsames Grenzbewußtsein herausbilden. Alle diese Vorzüge der Grenzgestaltung fehlen dem deutschen Volk und fehlten ihm zum großen Teil während seiner ganzen, stürmischen, umkämpften Geschichte. Kultur-, Volks-, Reichs- und Wehrgrenze unseres Volkes stimmen nicht überein, überlange Grenzlinien umschließen einen eingeengten Raum, immer mehr wurde das deutsche Volk von den natürlichen Verteidigungslinien abgedrängt. Die Herausbildung eines

einheitlichen Grenzbewußtseins ist deshalb für die Deutschen schwerer als für irgendein anderes Volk.

Schon der einfache Sprachgebrauch zeigt das: „La frontière", die Grenze (Einzahl!) ist für den Franzosen ein völlig eindeutiger Begriff — oder hätte es mindestens bis 1918 sein können: Eine einzige Grenzlinie umschloß vor der Einbeziehung Elsaß-Lothringens fast ohne völkische Mischsiedlung das ganze französische Volk, den französischen Staat, den französischen Kulturkreis, und diese Grenze war zugleich die Wehrgrenze — einzigartig gefestigt durch Gebirge und Meere. Im Deutschen kennt man den Begriff „die deutsche Grenze" kaum — der Sprachgebrauch sagt schon „die deutschen Grenzen" (Mehrzahl!) und deutet damit an, daß das Leben unseres Volkes nicht in seiner Ganzheit umfriedet ist, sondern an unendlich unterschiedlichen Grenzlinien seinen Daseinskampf auszufechten hat.

Soll sich das deutsche Volk trotz dieser Ungunst seiner Grenzen erhalten, so ist eines notwendig: klare Erkenntnis der nüchternen Tatsachen der Vergangenheit und Gegenwart des deutschen Grenzkampfes im ganzen Volk, Angleichung aller völkischer Lebensfunktionen an seine Notwendigkeiten.

Auf der Pariser Friedenskonferenz und auch bei den späteren Auseinandersetzungen über die staatliche Zugehörigkeit deutschen Volksbodens spielte die Behauptung der Gegner eine bedeutende Rolle, daß weite deutsche Gebiete in Ost, Süd und West nur durch widerrechtliche Gewalt in deutschen Besitz gekommen seien, daß ihre Bevölkerung aus oberflächlich germanisierten Fremdvölkern bestehe und daß infolgedessen diese Gebiete jenen Staaten angegliedert werden müßten, deren Staatsvolk ihrer Urbevölkerung stammesgleich oder stammesverwandt sei. Die Frage nach der Entstehung des deutschen Volksbodens wird damit wesentlich mehr als eine geschichtliche Frage — sie ist für die Grenzpolitik der Gegenwart von entscheidender Bedeutung.

I. Das Werden der deutschen Grenzen

1. Germanische Stämme durchdringen Europa

Das Werden der deutschen Grenzen durch Schwert und Pflug, durch staatsmännisches Genie und naturhaftes Leben und Wachstum des Volkes gleicht in seiner ersten Epoche einem gigantischen Pendelschwung über den ganzen europäischen Kontinent. Germanische Völker besiedelten noch etwa 200 n. Chr. alles Land zwischen der Ostsee und dem Schwarzen Meer. Ohne klare Wehrgrenze war die weitausgestreckte östliche Flanke des germanischen Siedlungsgebietes dem steten Druck und den vulkanischen Ausbrüchen der Völkervorstöße aus dem asiatischen Riesenraum ausgesetzt. Diese unaufhörliche Beunruhigung einer nur unter größten Schwierigkeiten verteidigungsfähigen Grenze mag den germanischen Völkern den ersten Antrieb gegeben haben, die große Wanderung nach dem Südwesten anzutreten. Die Völkerwanderung führte die germanischen Stämme bis an die Nordküste Afrikas. Die westliche Hälfte des römischen Weltreiches wurde ihnen zu eigen. Hier entstanden in rascher Folge ihre phantasiereichen Staatsgebilde. Hier aber trieben sie auch einem neuen Verhängnis entgegen: Sie wurden die Oberschicht eines

dicht besiedelten Landes mit reifen, ausgeprägten und damit überlegenen Kulturformen; eines Landes mit fremden Lebensbedingungen. Nur das Schwert des Herrschers hielten sie in Händen; der Pflug des Bauern blieb den spätantiken Völkern des Mittelmeer-Raumes. So zwangen die artfremden Kulturformen den germanischen Einwanderern das Gesetz des Handelns auf: Kulturell und biologisch gingen sie in den Fremdvölkern auf — eine Blutauffrischung der Mittelmeerländer, das war das Ende des großartigen Schwunges, der den Weg der Goten, Vandalen, Burgunder, Westfranken verhängnisvoll nach dem Südwesten lenkte. Die Bodenverbundenheit der müden spätantiken Welt war der Stärke der dünnen germanischen Herrenschicht überlegen, weil diese Stärke in fremdem Boden wurzellos war.

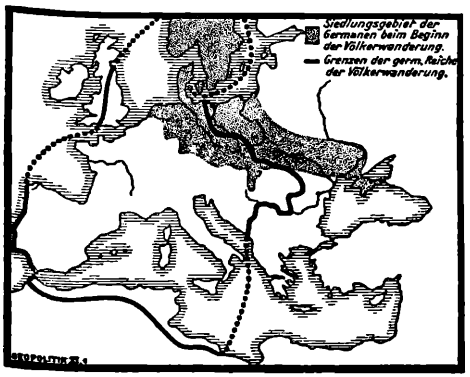


Abb. 3: DIE WESTWANDERUNG DER GERMANEN

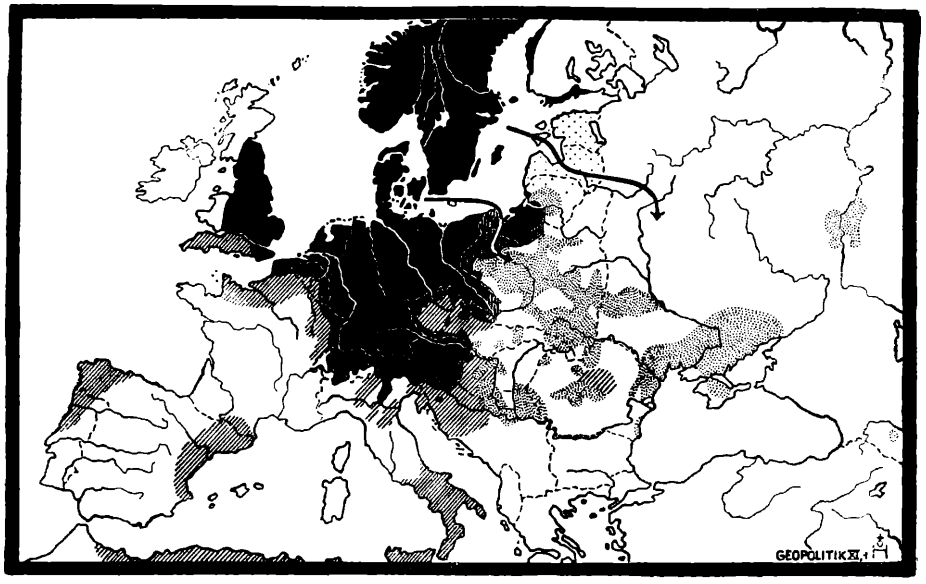
Das Siedlungsgebiet ist um 200 n. Chr. nach Süden und Westen begrenzt durch die starre Linie der römischen Reichsabwehr. Nach Osten ist es in Bewegung vom Ausgangsgebiet an der Nordsee bis zum Schwarzen Meer. Die Völkerwanderung führt Teile der germanischen Stämme in den artfremden Lebensraum der Mittelmeerländer. In den leergewanderten Osten schieben sich etwa 2 Jahrhunderte nach dem Abzug der Germanen slawische Stämme ein

2. Im deutschen Raum werden Stämme zum Volk

Um das Jahr 500 n. Chr. ist das Wandern beendet. Die germanischen Stämme schlagen Wurzeln im neuen Heimatboden — dort, wo sie gute Wehrgrenzen haben, wo das Klima ihren Kulturpflanzen entspricht, in einem Land, das menschenleer oder dünn besiedelt ist, das ihnen keine überlegenen, ausgebildeten Kulturformen entgegenstellt. Dieses Land wird das Land der Deutschen, wird Deutschland. Diese Stämme sind (von Süden nach Norden) die Bayern, die Alemannen, die Ostfranken, die Thüringer, die Sachsen und die Friesen. Der gewaltige Mythos der germanischen Südreiche blieb ihnen fremd; sie haben keinen Anteil an dem gigantischen Bau jenes Walhall auf antiken Säulen. Aber ihr Werk hatte in seiner Beschränkung auf das Mögliche und das Notwendige vor der Geschichte Bestand. Während andere deutsche Stämme den Erdteil von der Krim zum Atlas durchzogen, durchmaßen ihre Bauern Jahr für Jahr die Spanne ewiger Arbeit zwischen Saat und Ernte. So verwuchsen sie ihrem Boden.

Begrenzt von Ardennen, Vogesen, Alpen, Nordwald, Elbe und Nordmeer entsteht das erste schärfer erkennbare Bild deutscher Grenzen; der Grenzen des deutschen Kerngebietes. Verloren war die Weite des Ostens, den die germanischen

Stämme leergewandert hatten; verloren der Besitz des stürmischen Siegeszuges über die Wälle des alten Rom. Was blieb, war das deutsche Bauernland in den engsten Grenzen, die Deutschland jemals hatte. In diesem Bauernland erlebten die übriggebliebenen Stämme ihre erste gemeinsame Not, hier wurden sie von der gewaltigen, innerlich gleichrichtenden Bewegung des Christentums erfaßt; hier wurden sie zum Volk. Das Volk als Ganzes erst vermochte aber die Grenze gegen Osten zu schlie-



Siedlungsgebiet von Völkern germanischen Ursprungs
Völkische Mischzone in Ostdeutschland
Germanische Blutseinschläge aus der Völkerwanderungszeit
Deutsches Bauerntum in Osteuropa
Deutsche Oberschicht
Germanische Staatengründungen in slawischer Frühzeit

Abb. 4: GERMANISCHES BLUT IN EUROPA

ßen, an die immer noch, stürmend und in nachschiebendem Unterwandern, die Völkerflut aus Asien brandete.

Aus dieser ersten großen Epoche des Werdens der deutschen Grenzen, aus der Wanderung nach dem Westen und der Sicherung der schmalen Siedlungsgrundlage, die aus gewaltigem Besitz gerettet werden konnte, werden Gesetze des Grenzkampfes erkennbar, die auch heute noch wie einst ihre volle Gültigkeit haben:

1. Nur der Pflug schafft und erhält den Volksboden.
2. Überlegene Kultur überwindet überlegene Waffen.
3. Nur das Gesamtvolk, niemals der Einzelstamm, ist dem Druck auf die deutschen Grenzen gewachsen.

3. „gen Ostland wollen wir reiten!"

Nach dem großen Wandern beginnt die zweite Epoche des Werdens der deutschen Grenzen, das Wachsen des Volkes. Schon damals waren dem Wachstum in westlicher Richtung feste Grenzen gesetzt, die das deutsche Volk nicht überschreiten konnte. Nur unbesiedeltes oder dünn besiedeltes, kulturell unentwickeltes und staatlich unorganisiertes — in jener Zeit also vornehmlich heidnisch besiedeltes Land gab der Ausbreitung des Deutschtums günstige Voraussetzungen. Bayern und

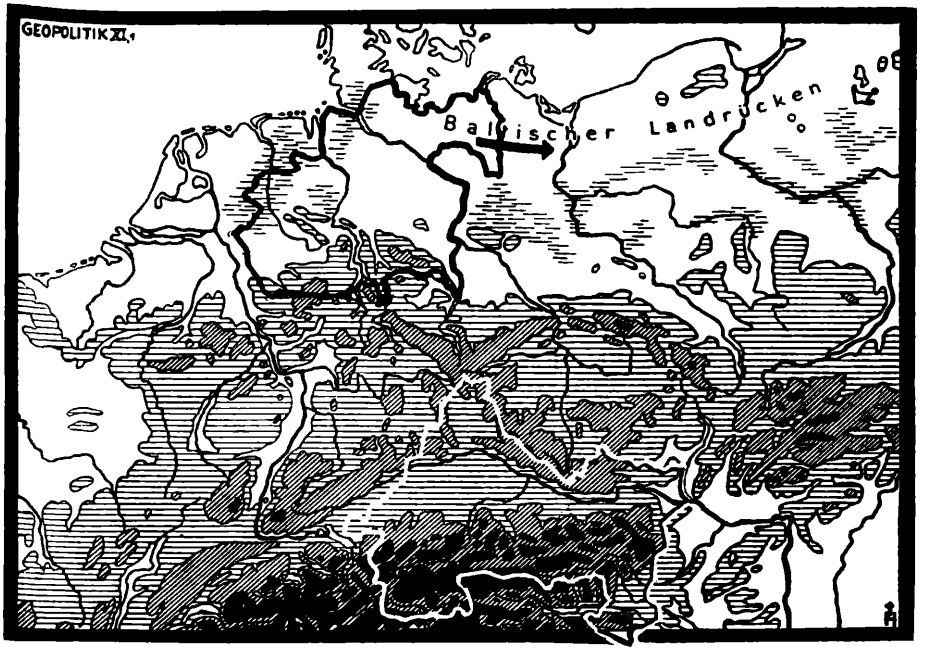


Abb. 5: ANFÄNGE DER DEUTSCHEN OSTPOLITIK ZUR ZEIT HEINRICHS DES LÖWEN
Vom bayrischen und vom niedersächsischen Stamm aus begann das Rückfluten des deutschen Volkes in den Ostraum. Die Bayern kolonisierten den Alpenraum, den Nordwald und den Donauraum bis östlich des Wiener Beckens, die Niedersachsen auf dem baltischen Landrücken, angelehnt an die Ostsee. Durch Gebirge eingefaßt, schuf die bayrische Siedlungsbewegung geschlossenen Volksboden, während sich die nordöstliche Kolonisation im endlosen Raum des Ostens verströmte. Die Zerschlagung der Einheit von Bayern und Niedersachsen, die Aufteilung des bayrischen Stammesherzogtumes brachten die südöstliche Kolonisationsbewegung zum Stillstand und schädigten die Nordost-Kolonisation aufs Schwerste

Sachsen waren in Nordost und Südost die Eckpfeiler der deutschen Kolonialarbeit; alle Stämme aber haben an der großen Ostbewegung Anteil.

Die geopolitischen Voraussetzungen der Ostbewegung in Nord und Süd sind bestimmend für die Herausbildung der deutschen Volksgrenze geworden: Niedersachsen hatte gegen Osten eine offene Grenze. Endlos öffnete sich die Tiefebene, zwar gegliedert durch Urwald, Sümpfe, Heide und wegsamere Flußlandschaften, aber unbegrenzt — ungefaßt ergoß sich deshalb der Strom der deutschen Siedler-

wellen in ihre Weite. Bayern war mit Ausnahme der Lech-Grenze gegenüber den Alemannen auf allen Seiten von unbewohnten oder fast unbewohnten Gebirgszügen umgeben: im Süden und Südosten von den Alpen, im Osten von den niederösterreichischen Höhenzügen, im Norden und Nordosten vom Nordwald, dem damals noch völlig unerschlossenen riesenhaften Urwaldgebiet zwischen den Stromgebieten der Donau und der Elbe. So stieg hier die Siedlung, Schritt für Schritt, bis in die höchsten Gebirgstäler an und überwand in zäher Rodungsarbeit die Gebirgskämme. Während der Landüberfluß und das Fehlen natürlicher Schranken im Nordosten dazu verführte, nur die besten Böden zu bebauen und das wenig fruchtbare Gebiet brach liegen zu lassen, faßten im Süden und Südosten die Gebirge den Strom der großen Ostbewegung und zwangen ihn, jeden Fußbreit der Urlandschaft zu kultivieren, sich Schritt für Schritt Neuland zu erkämpfen. Auch in der psychologischen Anlage der Nordost- und Südost-Kolonisation finden wir bedeutende Verschiedenheiten. Während im Nordosten der Vorstoß in den Ostraum in erster Linie von dem Ideal des christlichen Ritters gelenkt war, der für die Ausbreitung des Christentums kämpfte, war es im Südosten die Raumnot, die den Bauern veranlaßte, herrenlose Urlandschaft zu roden und zu bestellen.

Südosten

Das Ergebnis der beiden Ostbewegungen ist noch heute im Bild der deutschen Volksgrenze sichtbar: Im Südosten wuchs der bayerische Stamm langsam in die Alpen und in den Urwald hinein. Ohne ernstliche Fehden mit Nachbarvölkern — die gefährlichen Vorstöße östlicher Reitervölker können hier außer Betracht bleiben — ging die Landnahme vor sich wie die organische Vergrößerung eines gut geführten Bauernhofes. War ein Feld bebaut, mußte der nachgeborene Bauernsohn einen neuen Hof schaffen, so wurde anschließend an die alte Heimat Neuland gerodet. Bis in die Moore, tief in den Wäldern, in den Gebirgen bis an die Wachstumsgrenze, entstand Hof an Hof. Undurchlässig, wie eine feste Mauer, drang südlich und südöstlich das deutsche Volkstum vor: Alpen-einwärts, Donau-abwärts, Nordwald-einwärts. Die Kolonisation durchstieß die trennenden Gebirgsschranken und gewann deren südliche und östliche Ausgangspforten. An den geschlossenen Siedlungsgebieten der benachbarten Fremdvölker kommt sie in der Form der staatlichen Landnahme zum Stehen. Sie setzt sich nur noch als Kulturkolonisation im Auftrag fremder Fürsten fort, die nicht mehr geschlossenen Volksboden schaffen konnte, sondern nur noch Volkstumsinseln in fremdvölkischer Umwelt. Wenn der bayerische Stamm trotz der gewaltigen Leistung der Gewinnung des Alpen- und Donauraumes an der Vollendung seines Werkes gehindert wurde, so deshalb, weil ein doppeltes Verhängnis den Vorgang seines Wanderns und Wachsens begrenzt: Durch die Leerwanderung Böhmens verloren die Bayern die deutsche Landverbindung zwischen Donau und Weichsel und damit den Schlüssel zur deutschen Vorherrschaft in Mitteleuropa. Zu jener Zeit aber, da sie den Nord-

wald überwunden hatten und voraussichtlich noch über die ausreichenden Kräfte verfügt hätten, die verlorene Zitadelle Mitteleuropas, Böhmen, dem deutschen Volk zurückzugewinnen, trennte die verhängnisvolle Teilung des bayerischen Stammesherzogtums in Mutterland und Kolonialland die Vorposten von den nachschiebenden Kräften der Heimat und brachten die Ostbewegung zum Erliegen.

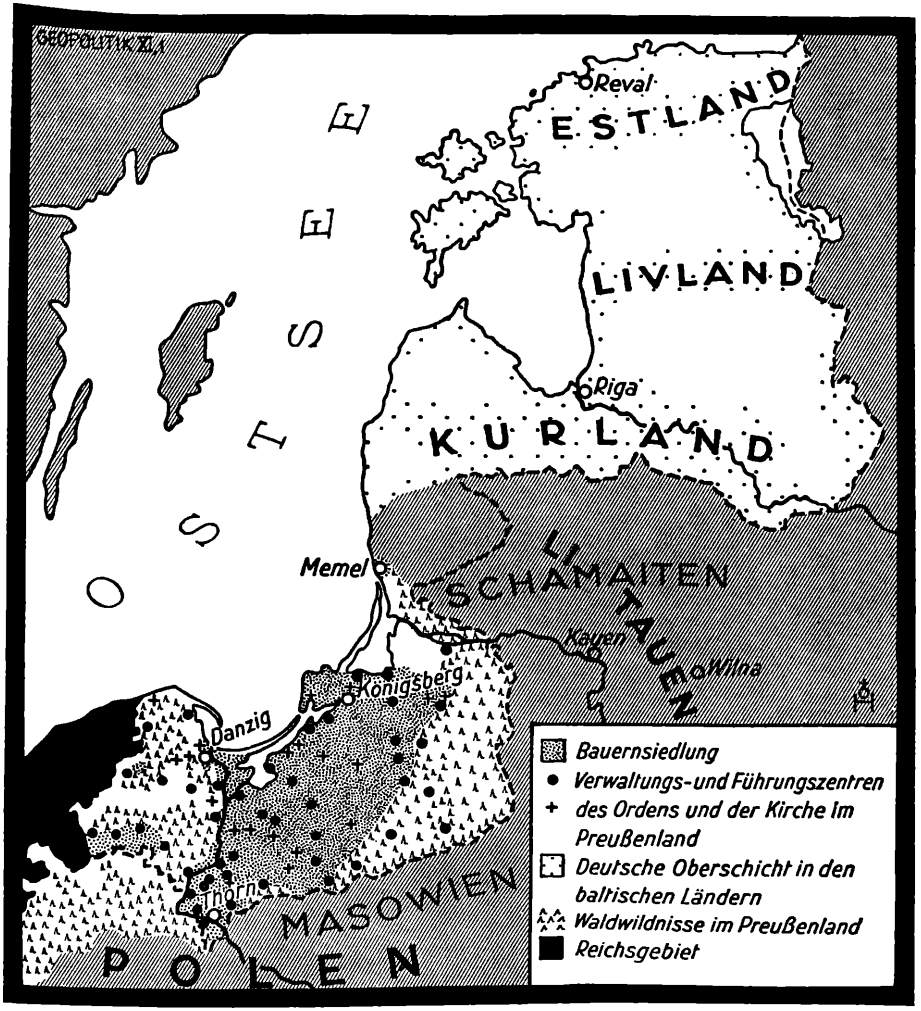


Abb. 6: DIE KOLONISATION DES DEUTSCHEN ORDENS IM NORDOSTEN

Nordosten

Im Südosten hatte der Pflug die Grenzlinien gezeichnet, die das Schwert zu verteidigen hatte. Im Nordosten zog das Schwert des christlichen Ritters die Grenzen, die der Pflug ausfüllen sollte. Sie waren, insbesondere östlich der Oder,

denkbar ungünstig. Gemäß dem Ziel der Christianisierung wurde nur von unorganisierten heidnischen Stämmen dünn besiedeltes Land dem deutschen Bereich angegliedert. Die Polen aber hatten unmittelbar vor dem Zusammentreffen mit den Vorposten des Deutschtums das Christentum angenommen, so daß ihnen gegenüber das Ziel der Christianisierung nicht gegeben war. Das deutsche Vordringen wurde infolgedessen nordöstlich abgelenkt. Es folgte auf schmaler Grundlage dem Ufer der Ostsee — und ließ das gefährliche Polen in der Flanke des neuerworbenen Gebietes zurück. Soweit die bäuerliche Kulturarbeit dem Christianisierungszug folgen konnte, entstand auch hier noch geschlossener Volksboden. Vor

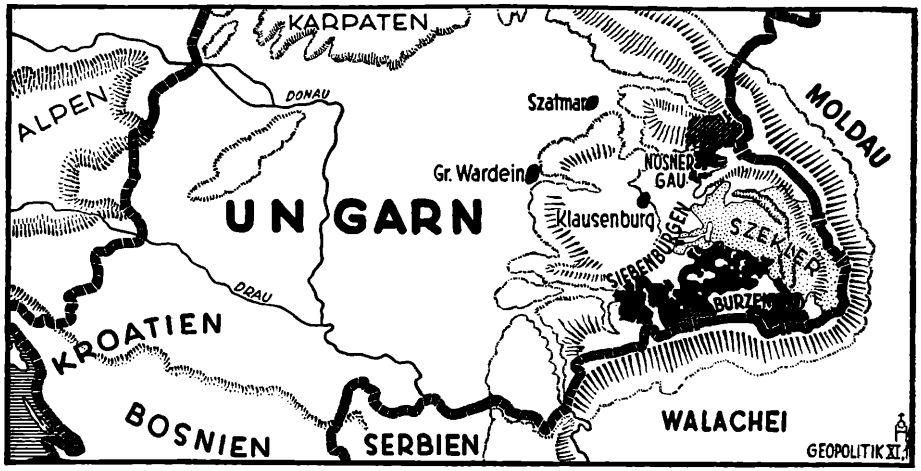


Abb. 7: DEUTSCHES BAUERNTUM UND DEUTSCHER ORDEN IN SIEBENBÜRGEN

Zum Schutz des eben gegründeten ungarischen Staates wurden um 1140 deutsche Bauern in dem gefährdeten südöstlichen Karpathenboden angesiedelt. Um 1200 wurde der deutsche Orden zur militärischen Sicherung angesetzt. Die eingezeichneten Szekler werden von ungarischer Seite als Nachkommen eines germanischen Stammes: der Gepiden bezeichnet[1])

allem in der Anfangszeit der Ostkolonisation, in der auch im Nordosten die Landnahme für den deutschen Bauern, die deutsche Städtegründung das klar verfolgte Staatsziel war. Je mehr aber der einheitliche Wille zum Osten durch ebenso weitgespannte als politisch aussichtslose Unternehmungen im Mittelmeerraum und inneren Hader im Reich gelähmt wurde, desto weniger einheitlich wurde das Wachstum der deutschen Ostgrenze. Der Raum der Oder konnte noch ganz der deutschen Siedlung erschlossen werden. Im Weichselraum gelang das Siedlungswerk nur im nördlichen Teil, der von der klaren Energie des Ordensstaates beherrscht war. Östlich des Ordensstaates blieben die Deutschen eine herrschende Oberschicht ohne deutschen sozialen Unterbau, so daß notwendigerweise jede soziale Umschichtung auch zu einer nationalen werden mußte. Da fast überall im Nord-

1) Titularbischof Dr. Janos Karácsony, Mitglied d. kgl. ungar. Akademie d. Wissenschaften in „Volk unter Völkern", Breslau 1925, F. Hirt, S. 285 ff.

osten der Machtbereich des christlichen Ritters weiter reichte als der Pflug des deutschen Bauern, mußte notwendigerweise folgendes Siedlungsbild entstehen: Die deutschen Kolonisten besetzten die guten Böden entlang den Flußläufen und ließen Heideboden und undurchdringliche Wälder vielfach unbesiedelt. Da die Germanisierung nirgends gewaltsam betrieben wurde, fand eine Eindeutschung der Bevölkerung nur dort statt, wo unkultivierte heidnische Stämme durch den Übertritt zum Christentum zugleich den Übertritt in den deutschen Kulturkreis vollzogen. Deshalb blieb auch das bereits christliche Polentum erhalten. In späteren Zeiten, vor allem Zeiten mit dynastischen Regierungsformen, die zwischen den Untertanen keine nationalen Unterschiede machten, unterwanderten dann die genügsameren Slawen die deutschen Machtgrenzen, besetzten die schlechteren Böden

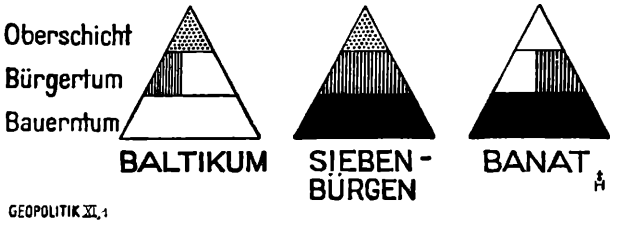


Abb. 8: UNTERSCHIEDLICHER SOZIALER AUFBAU DER DEUTSCHEN VOLKSGRUPPEN IM ÖSTLICHEN KOLONISATIONSGEBIET

und wurden dort schließlich zu politischen Machtfaktoren. Aus diesem Vorgang ist die Zerrissenheit der deutschen Volksgrenze im Weichselraum zu erklären.

Volkstumsinseln

Über den geschlossenen deutschen Volksboden hinaus entstanden vom 12. bis zum 20. Jahrhundert deutsche Volkstumsinseln in ganz Mitteleuropa, ja bis nach Osteuropa. Sie verdanken ihre Entstehung zumeist dem Ruf fremder Fürsten, die durch die Ansiedlung deutscher Bauern und Soldaten, deutscher Handwerker und Künstler die Kultur ihres Landes und ihrer Völker heben wollten.

Nach der Gunst der räumlichen Lage, des sozialen Aufbaus und der kulturellen Struktur der Umwelt ist die Lebensfähigkeit der deutschen Sprachinseln unterschiedlich gewesen. Volkstumsgebiete mit der reichen sozialen und kulturellen Gliederung der Siebenbürger Sachsen, in wehrpolitisch günstiger Lage, umgeben von einer wenig kultivierten Umwelt, konnten sich fast durch ein Jahrtausend behaupten. Gleichalterige Kolonien in den offenen Gebieten der unteren Donauländer wurden von den östlichen Völkerstürmen vernichtet. In großen Umrissen läßt sich die Regel aufstellen, daß das deutsche Volkstum jenseits der Reichsgrenzen sich in romanischer Umwelt überhaupt nicht, in der Neuzeit in magyarischer Umwelt nur schwer behaupten konnte. Gegenüber den übrigen Völkern Zwischeneuropas sicherte die kulturelle Überlegenheit den Bestand des deutschen Volkes — zum mindesten

bis in die Mitte des vergangenen Jahrhunderts. Im gesamten Osten gewannen die deutschen Vorposten einen außerordentlichen Einfluß auf die Kultur ihrer Umwelt. Die Grenzen dieses deutschen Kultureinflusses sind dem Osten in der Form einer der stärksten, einschneidendsten Kulturscheiden Europas aufgeprägt.

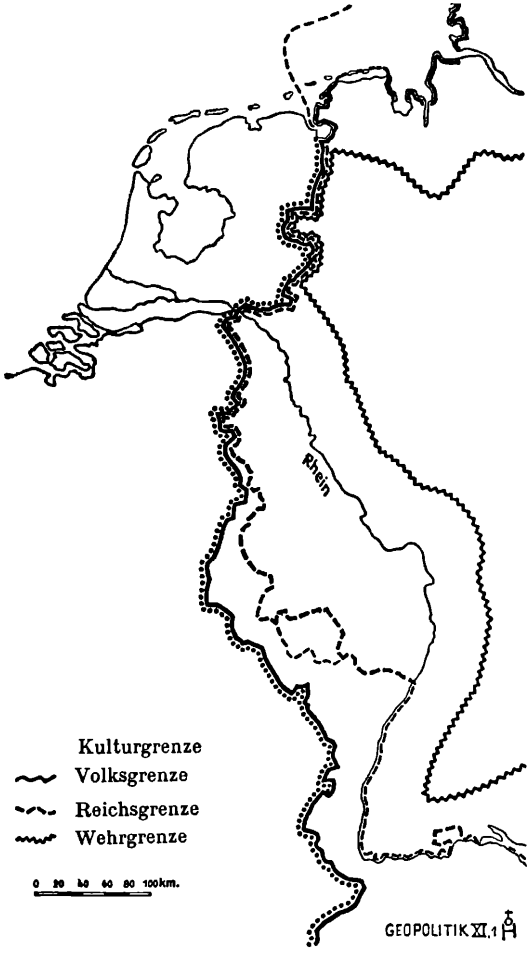


Abb. 9: DER GRENZVERLAUF IM WESTEN

Volksgrenze und Kulturgrenze stimmen im Westen überein. Durch das Versailler Diktat ist jedoch die Reichsgrenze weit hinter die Volksgrenze zurückgedrängt, die Wehrgrenze so weit ins Innere Deutschlands verlegt, daß das Stromgebiet des Rheins aus dem deutschen Wehrraum herausfällt

Im einzelnen deckt sich die Grenze des heutigen Volksbodens, unter Berücksichtigung der Verselbständigung der Niederländer und Flamen weitgehend mit der deutsch-holländischen Grenze, greift über die deutsch-belgische hinaus, schließt Luxemburg ein, durchquert die lothringische Stufenlandschaft, wobei die Mosellandschaft von Diedenhofen ab und die gesamte Saarlandschaft zum deutschen Volksbereich gehören, folgt dem Kamm der Vogesen bis zur burgundischen Pforte, verläuft über den Schweizer Jura bis zur Ostspitze des Neuenburger Sees und erreicht von dort den Oberlauf der Rhone

4. Die deutsche Volksgrenze zeichnet sich ab

Das Siedlungs- und Kulturbild, das das Wachstum des deutschen Volkes geschaffen hatte, läßt sich etwa folgendermaßen umreißen:

Ausgehend von der schmalen Grundlage, die das deutsche Volk nach Abschluß der Völkerwanderung innehatte, hat das Wachstum des Volkes und seine überlegene Kulturarbeit einen natürlich begrenzten Raum gewonnen und gesichert, der

ihm, seine einheitliche politische Leitung vorausgesetzt, die Führung Mitteleuropas sichern muß. Das Stromgebiet des Rheines ist ganz dem Deutschtum gewonnen, Donau- und Weichselraum sind in ihren wesentlichsten Teilen dem deutschen Volksboden verbunden. Die Grenzgebirge sind in West, Süd und Südost deutsch besiedelt. Nur die Ostgrenze weist jene gefährliche Bruchstelle auf, die seit der Leerwanderung des böhmischen Beckens durch den bayerischen Stamm jeder einheitlichen deutschen Ostpolitik und damit auch der lückenlosen Besiedlung des Nordostraumes hemmend im Wege gestanden hat: Den Verlust Böhmens, der Zitadelle des östlichen Mitteleuropa.

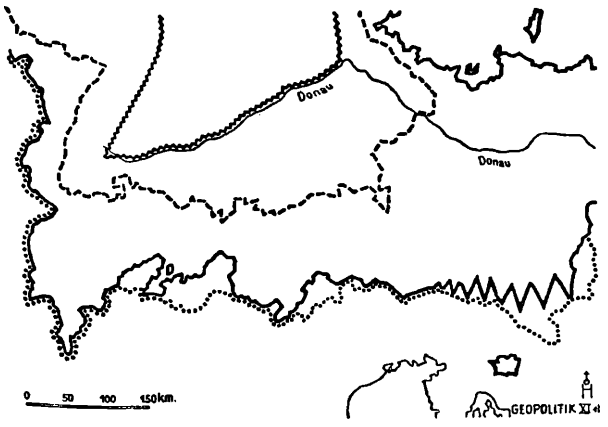


Abb. 10: DER GRENZVERLAUF IM SÜDEN

Die südliche Volksgrenze durchquert die Alpen südlich der Wasserscheide, so daß die wichtigen Alpenpässe in deutscher Hand bleiben. Die Ostalpen werden über die Karawanken fast bis an den Karst überschritten. Östlich wird der gesamte Alpenkörper dem deutschen Volksboden bis an den Rand der pannonischen Ebene eingegliedert, in die die deutsche Siedlung bis über den Neusiedler See hineinreicht. Von Preßburg an der Donau, das noch deutsch ist, folgt die Volksgrenze dem Lauf der March bis zur Einmündung der Taya. Das ganze Flußgebiet der Taya wird deutsch

Im Süden greift die Kulturgrenze nicht unerheblich über die Volksgrenze hinaus: sie umfaßt einwandfrei das Gebiet der Rhätoromanen und Ladiner sowie das slawische Vorfeld von Kärnten und Steiermark. Durch Anschlußverbot und Annexionen sind die österreichische und die Reichsgrenze hinter die Volksgrenze zurückgedrängt, die Wehrgrenze legt ganz Deutschland südlich der Donau jedem Zugriff von außen frei

5. Mitteleuropa wird deutscher Kulturboden

Das Bild des deutschen Kultureinflusses in Europa weitet sich ebenfalls weit in den Osten hinein. Die deutschen Siedlungsinseln jenseits des geschlossenen Volksbodens werden immer mehr zum „kulturellen Gerüst" Mitteleuropas, das der Kulturentwicklung dieses ganzen Raumes erst Festigkeit und Richtung verleiht. Diese Inseln sind die Ausstrahlungspunkte für die Hebung der Bodenkultur, der Verbesserung des Hausbaues, der Kultivierung des Handwerks, der Entwicklung der Geisteswissenschaften. Deutsches Recht gibt das Maß für das Rechtsempfinden in ganz Mitteleuropa. Das Magdeburger Stadtrecht und der Sachsenspiegel z. B. galten bis in den russischen Raum. In der Sprachentwicklung der Ostvölker werden deutsche Lehnworte für alle Bezeichnungen des höheren Kulturlebens als Lehnwörter übernommen. Die deutsche Sprache als die des einzigen mitteleuropäischen Großvolkes wird die Handels- und Verkehrssprache bis an die Grenzen des ostslawischen

Volksbodens. Von der Ordensburg von Narwa bis zu den deutschen Siedlungen in der Krim, bis an die Grenzen der europäischen Türkei — innerhalb des gesamten Bereiches der österreichisch-ungarischen Monarchie — bildet sich jene deutlich sichtbare östliche Kulturgrenze Europas heraus, die identisch ist mit der Ostgrenze des deutschen Kultureinflusses. Je volkreicher und vielgestaltiger in ihrer

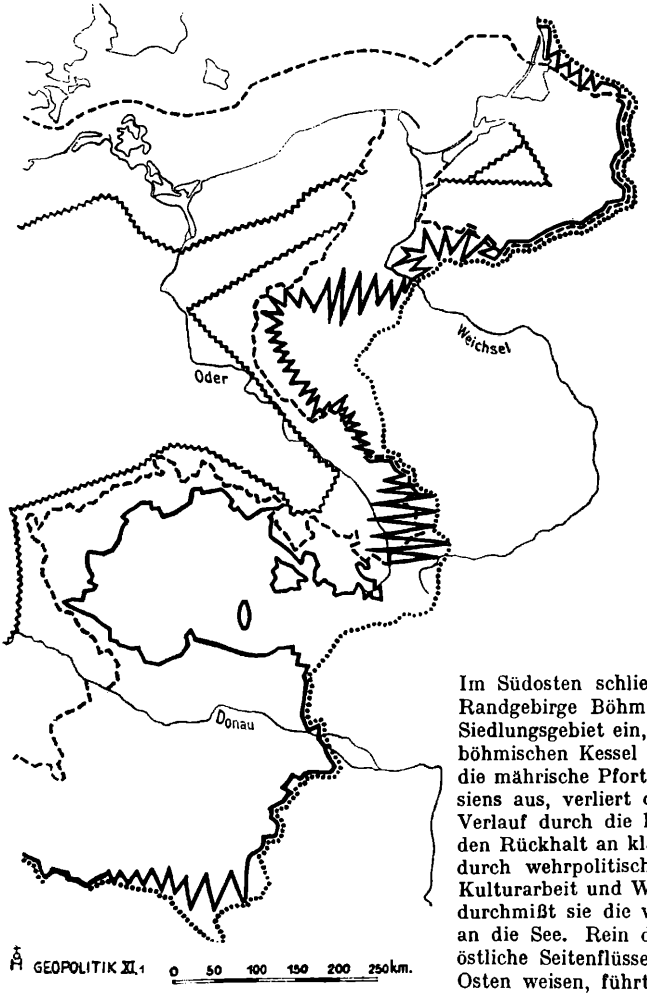


Abb. 11: DER GRENZVERLAUF IM OSTEN

Die schwersten Zerreißungsschäden haben die deutschen Grenzen im Osten erlitten. Obwohl die deutsche Kulturgrenze (vgl. die Karte 2, S. 15) deutlich beweist, daß unsere Kulturleistung für den Osten bestimmend gewesen ist, wurden die Staatsgrenzen weit hinter die deutsche Volksgrenze zurückgedrängt. Zwar sind im Nordosten klare Volksgrenzen nicht erkennbar, trotzdem stellt die gegenwärtige Grenzziehung einen eindeutigen Bruch des Selbstbestimmungsrechtes dar. Bei freier Abstimmung wären ganz Ost- und Westpreußen sowie einige Kreise der Provinz Posen deutsch geblieben. Oberschlesien wurde entgegen dem Abstimmungsergebnis annektiert. Die Wehrgrenze vollends bringt die West- und Nordabhänge der böhmischen Grenzgebirge in fremden Einflußbereich und versagt Ostpreußen den Wehrschutz.

Im Südosten schließt die Volksgrenze die gesamten Randgebirge Böhmens in das geschlossene deutsche Siedlungsgebiet ein, greift an vielen Stellen weit in den böhmischen Kessel selbst hinein und sichert endlich die mährische Pforte. Von hier, der Südostecke Schlesiens aus, verliert die Volksgrenze seit ihrem kurzen Verlauf durch die belgische Tiefebene zum erstenmal den Rückhalt an klaren erdbestimmten Linien. Nicht durch wehrpolitische Sicherungen, sondern nur von Kulturarbeit und Wehrhaftigkeit des Volkes gestützt, durchmißt sie die weite, offene Ebene des Ostens bis an die See. Rein deutsch ist hier das Oderland. Wo östliche Seitenflüsse (Warthe, Netze) den Weg nach Osten weisen, führt die Siedlungsbrücke des Warthe- und Netzegaus zum deutschen Weichselland und dem geschlossenen deutschen Siedlungsgebiet Ostpreußens, das durch die masurische Seenplatte und die Memel einige, wenn auch schwache Sicherungen hat. Zwischen Schlesien und Ostpreußen liegt die gefährlichste Stelle der deutschen Volksgrenze: Jene Zone, in der weder eine klare Wehrgrenze noch der Pflug fest in deutschen Händen ist. — — Von Memel bis Dünkirchen verläuft die Grenze am Meer — nur unterbrochen von der schmalen, völkisch eindeutigen Landgrenze gegenüber dem dänischen Volkstum.

sozialen Gliederung die deutschen Volksgruppen in Mitteleuropa sind, je enger die geopolitische Begrenzung ihre Lebensgemeinschaft mit den Nachbarvölkern festigte und ihren Einfluß zum überwiegenden erhob, desto deutschbetonter wurde das Kulturbild der betreffenden Landschaft, desto höher entwickelte sich die Kultur. Darin eben liegt der besondere Beweis für den Friedenscharakter der deutschen Kulturarbeit, daß die Volksgruppen auch in enger Lebensgemeinschaft mit den Nachbarvölkern und selbst dort, wo sie von Anbeginn an zahlenmäßig in der Minderheit leben, ihre Kultur nicht verloren, sondern ausgebreitet haben. Am stärksten war der Kultureinfluß in Böhmen, wo die Lebensgemeinschaft — trotz häufiger Zusammenstöße — am engsten war; am schwächsten ist er in den weit offenen Landschaften des Nordostens.

Volksboden und Grenze des Kultureinflusses sind die festesten Grundlagen des deutschen Grenzschicksals. Ihre Wurzeln sind tief in die Erde gesenkt, und wenn die Stürme, die über den deutschen Boden

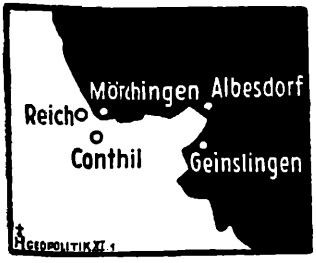


Abb. 12: SCHARFE VOLKSABGRENZUNG IN LOTHRINGEN

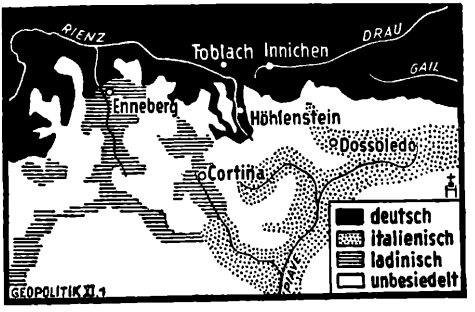


Abb. 13: UNBESIEDELTES BERGLAND ALS TRÄGER DER VOLKSSCHEIDE IM SÜDEN

hinweggingen, oftmals alles zutage tretende Leben hinwegfegten, so erhob sich das Volk und seine Kultur stets wieder aus den festen Wurzeln seiner Kraft.

Das heißt nicht, daß Volksboden etwas Unverletzliches wäre. Bittere Verluste fügte der Kampf mit alten und neu erstarkenden Mächten dem deutschen Volksboden zu. Staatliche Absplitterung, gefolgt von kultureller Sonderentwicklung, ließ das Rheinmündungsgebiet, die Niederlande, aus dem deutschen Volksboden herausbrechen. Die stets angreifende Kulturpolitik des Franzosentums vermochte auf der ganzen Westgrenze die deutsche Volksgrenze zurückzudrängen. Auch im Alpenraum gewann die romanische Alpenpolitik an Boden. Im Vorfeld Kärntens verfielen zahlreiche Städte der Slawisierung, die noch vor zwei Jahrhunderten rein deutsch waren. Besonders gefährlich ist die Überwucherung deutschen Volksbodens durch das Tschechentum, das in Südböhmen und Mähren ganze deutsche Städte überwachsen hat. Ähnliches vollzog sich an der deutsch-polnischen Grenze. Zahlreiche deutsche Sprachinseln in Mitteleuropa wurden durch den biologischen Aufschwung

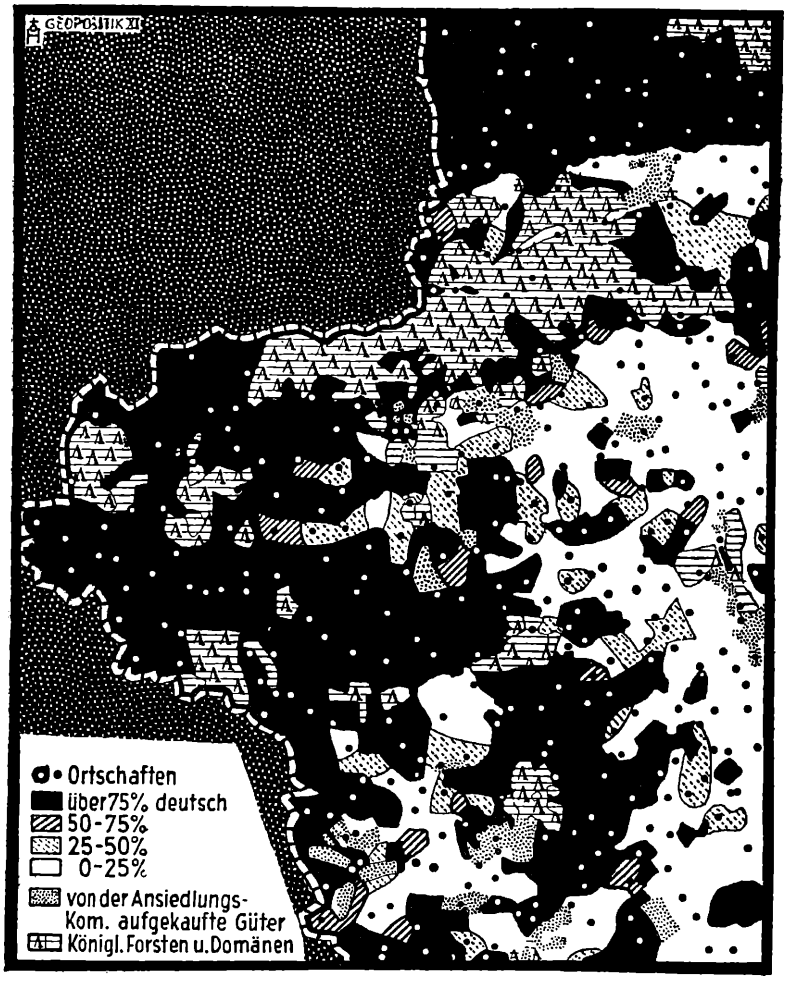


Abb. 14: VOLKSVERZAHNUNG IM OSTEN

Während im Westen klare Volks- und Sprachgrenzen vorherrschen und im Süden Gebirgskämme die Völker trennen, zeichnet sich in der östlichen Ebene keine eindeutige Grenze zwischen den Völkern ab. Als Beispiel östlicher Mischsiedlung zeigen wir die Verhältnisse bei Birnbaum-Tirschtiegel (nach dem Stande von 1910) und die Willkür der Grenzziehung am Beispiel der Ortschaft Glausche bei Reichthal, Schlesien (Seite 29)

der Völker ihrer Umwelt eingeengt und aufgesogen. Trotzdem aber ist der Volksboden die beständigste Grundlage deutschen Lebens; viel beständiger als die augenblicklichen Staatsgrenzen.

6. Reichsgrenze und Wehrgrenze

Die Grenzen des Deutschen Reiches und die Wehrgrenzen des deutschen Volkes (die 1919 zum erstenmal in der Geschichte hinter die

Reichsgrenzen zurückgewichen sind) schwankten von Anbeginn der deutschen Geschichte zu beiden Seiten der erd- und kulturbestimmten Grenzen des Volkstums. ihr Schwanken steht in unmittelbarem Zusammenhang mit der inneren geistigen Haltung des deutschen Volkes: Die Zeiten der deutschen Willenseinheit sind die Zeiten, wo der staatliche Einflußbereich über die Volksgrenzen ausgreift. Die Zeiten inneren Willenszerfalles führen zwangsläufig zur Rückbildung hinter den Volksboden. Der Höhepunkt der Kulturentwicklung des universalen mittelalterlichen Weltbildes — dessen staatliche Lebensform das Heilige Römische Reich Deutscher

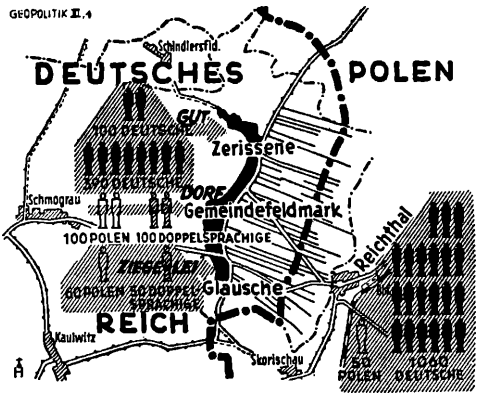


Abb. 15: GRENZZIEHUNG BEI GLAUSCHE

Nation hieß — war zugleich Höhepunkt unserer mitteleuropäischen Geltung und Grenzweite. Der Zerfall des mittelalterlichen Weltbildes bedeutete den Zerfall der deutschen Grenzen. Die Glaubensspaltung entzog der Nordoststellung des Deutschen Ordens inneren Schwung und Rückendeckung am deutschen Gesamtvolk; die Aufspaltung der Reichseinheit gab straffer gegliederten Nachbarvölkern einen leichten Weg zu territorialer Ausdehnung frei; der Liberalismus zerstörte das volksdeutsche Denken und ließ die Raum- und Volksverluste nicht empfinden, mit denen die staatliche Einheit des zweiten Deutschen Reiches bezahlt werden mußte; der Marxismus zerstörte auch die geistigen Grundlagen des staatsbetonten Denkens und führte zum Triumph des Liberalismus — und nach Versailles! Der Wertverfall der Gesellschaftsordnung und der Verfall der Grenzen — es ist ein und dieselbe Entwicklung.

Es sind vornehmlich geopolitische Motive, welche die mannigfaltigen Schwingungen der Reichsgrenze um die Volks- und Raumgrenzen ausgelöst haben. Ihre erdbestimmten Züge lassen sich auf bestimmte Grundformeln bringen, die ihre lebendige Wirksamkeit auch heute keineswegs verloren haben.

II. Der Angriff auf die deutschen Grenzen

1. Die Grenzen im Druck der Mittellage

Ein starkes deutsches Volk mußte stets bestrebt sein, der Lebensadern Rhein, Donau und Weichsel sicher zu sein und deutschfeindliche Machtbildungen an den gefährlichen geopolitischen Bruchstellen zu verhindern; die Gegner umgekehrt versuchten stets, die zentrale mitteleuropäische Stellung des deutschen Volkes

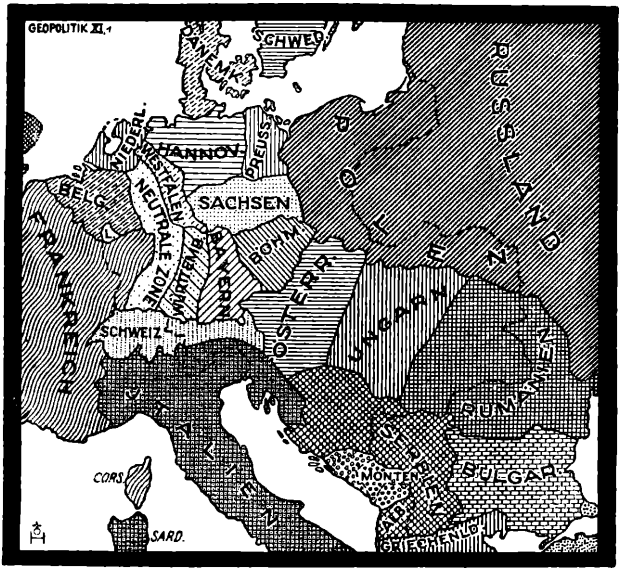


Abb. 16: FRANZÖSISCH-EUROPA
wie es als Ziel des Weltkrieges 1914—1918 in verschiedenen Formen veröffentlicht wurde.

durch Verdrängung von den Lebensadern und die Erweiterung und Vermehrung der Bruchstellen in der deutschen Grenze zu untergraben. Fast jedes Nachbarvolk entwickelt ein bestimmtes Wunschbild für die vollkommene Ordnung Europas, dessen Verwirklichung nur auf Kosten deutschen Volksbodens möglich war und ist.

Französische Rheinpolitik

Am einschneidendsten vielleicht ist das Wunschbild von „Französisch-Europa", denn es zerschneidet den eigentlichsten, ursprünglichsten deutschen Lebensraum des Rheingebietes, die erste Kernzelle deutschen Kulturlebens. Frankreich weiß wohl, daß Deutschland den Rhein braucht, um zu leben — es will ihn aber besitzen, um die Vorherrschaft über Europa zu erlangen und zu behaupten. Gemäß dem geopolitischen Gesetz, daß jene Macht das Vorfeld eines Gebirges beherrscht, die nicht nur die Wasserscheide, sondern auch die Gebirgsausgänge be-

herrscht, strebt Frankreich nach den Ostausgängen der Grenzhöhen, darüber hinaus aber will die französische Politik seit einem Jahrtausend die geopolitische Einheit des Rheinlandes durch die Erreichung der Rheingrenze und den Besitz der östlichen Rheinbrückenköpfe zertrennen. Hier liegt nicht mehr das Bestreben vor, den eigenen Volksraum weitgehendst zu sichern, sondern der klare Wille, die Keimzelle der Lebenskraft des Nachbarvolkes zu zerschneiden und damit die organischen Lebensäußerungen des Gesamtvolkes zu lähmen. Der Griff an den Lebensnerv des Maintales, durch das der deutsche Volksboden am leichtesten und auf der kürzesten Strecke in der West-Ost-Richtung zu durchstoßen ist, ist einer der Kernpunkte der französischen Ostpolitik. Umgekehrt strebte Deutschland in den Jahrhunderten, in denen die Grenze des deutschen Volksbodens noch weiter westlich verlief, die Beherrschung der Westausgänge der Grenzgebirge zur Sicherung gegen den unruhigen Nachbar an.

Auch im Alpenraum versuchte das französische Volk stets, seinen Machtbereich östlich auszudehnen.

Romanische Alpenpolitik

An der Südgrenze ging der Kampf seit Julius Cäsar um die Beherrschung der Alpenpässe und -ausgänge. Nicht nur das Streben nach der Sicherung des eigenen Landes gegenüber dem Nachbarvolk war für die romanischen Völker Anlaß zu dem ständigen Versuch, den deutschen Alpenraum dem eigenen Machtbereich bis an den Nordausgang einzugliedern. So oft die politische Führung Italiens wesentliche Interessen im Donauraum verfolgte, griff sie mit besonders starkem Krafteinsatz nach der Herrschaft über die Nordostalpen, deren Besitz für die Stellung im Donauraum entscheidend ist.

Zwischen Ostalpen und pannonischer Ebene besteht seit Jahrhunderten eine schmale Zerrungszone zwischen dem deutschen und ungarischen Staat.

Slawische Westpolitik

Zeiten der Reichsohnmacht verführten stets das tschechische Volk, eine Machtbildung auf der Grundlage des böhmischen Raumes unter Einbeziehung der deutschen Randgebiete Böhmens, ja sogar der Nord-West- und Südabhänge der Grenzgebirge anzustreben, während umgekehrt ein starkes Reich stets bestrebt war, die Gefahr, die dem deutschen Osten aus dem böhmischen Kessel droht, durch eine Bindung Böhmens an das Reich zu bannen.

Polens Ziel ist es seit einem Jahrtausend, seit dem ersten großpolnischen Reich des Boleslaw Chrobry, einen Staat zu bilden, der von der Ostsee bis an das Schwarze Meer reicht — der damit zu einer Kontinentalsperre und infolgedessen zum unumgänglichen Mittler zwischen Osten und Westen wird. Polens Streben nach dem Weichselkorridor, Polens Vorstoß in die Ukraine ist so alt wie die polnische Staatsidee. Daß diese Gefahr vom Osten das deutsche Volk veranlaßte,

die wehrpolitisch so schwer verteidigungsfähige Grenze zwischen Ostpreußen und Schlesien möglichst abzukürzen, ist selbstverständlich.

Außer diesen ständigen Gefahren aus den Nachbarräumen war das deutsche Volk in bestimmten Zeitabständen immer wieder von Stürmen aus dem entfernteren Osten her bedroht, die aus der dunkeln Weite Asiens den Weg nach dem Westen suchten und in den großenteils recht chaotischen Staatenbildungen Zwischeneuropas keinen unüberwindlichen Widerstand fanden. Der deutsche Volksboden war stets die Auffangstellung Europas für die politischen Oststürme:

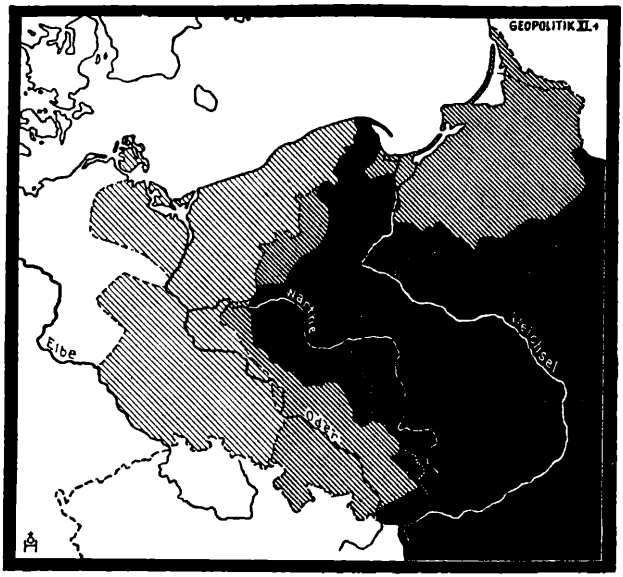


Abb. 17: POLENS WUNSCHTRÄUME

Schwarz: Polnisches Staatsgebiet. Dunkle Schraffur: Forderung der gemäßigten Polen (Professor Romer). Helle Schraffur: Meistforderungen verschiedener Richtungen.

Hunnen, Awaren, Magyaren, Mongolen und Türken brachen ihre Kraft an der des deutschen Volkes.

So wogt der Kampf um Lebensadern und wehrpolitische Sicherungsräume und um geopolitische Machtstellungen hin und her um die deutschen Volksgrenzen. Er schien in der Zeit des zweites Reiches in einer für die deutsche Staats- und Wehrgrenze verhältnismäßig günstigen Stellung zum Stillstand zu gelangen: Im Westen war der Kamm der Grenzgebirge in deutscher Hand. Die Alpengrenze und den gesamten Donauraum, den gesamten Südosten deckte die verbündete Donaumonarchie — hier griff die Wehrgrenze weit über die Reichsgrenze hinaus. Im Nordosten, gegenüber dem russischen Reich und polnischen Volk, war die Grenzführung günstiger als je. Was aber fehlte, ist die klare volks- und kulturpolitische Untermauerung dieser einzigartigen Stellung.

2. Geopolitik der feindlichen Kriegsziele

Der Weltkrieg war der gleichzeitige Ausbruch aller geopolitischen, gegen Deutschland gerichteten Spannungen an den Grenzen; der gleichzeitige kultur- und wehrpolitische Angriff auf Kulturgrenze, Volks- und Staatsgrenze. Frankreich griff wehrpolitisch an den Rhein; kulturpolitisch sollte der Sieg der Gedankenwelt der Französischen Revolution Mitteleuropa in französisches Denken zwingen. Italien erstrebte die Alpenpässe und die Vorherrschaft am Adriatischen Meer. Im Donauraum erhoben sich die revolutionierten Klein- und Mittelvölker gegen den dynastischen Raumstaat Österreich-Ungarn. Rußland trat das Erbe der alten polnischen Ostseepolitik an: den Kampf um die eisfreie See und den Unterlauf der Weichsel. England wandte sich gegen die überseeischen Bindungen, die von der erstarkten deutschen Seegrenze aus in aller Welt geknüpft worden waren.

Blitzartig wurde der wahre Sinn dieses Krieges offenbar, als 1918/19, während der Pariser Konferenz, für kurze Zeit die Konzepte jener Mächte für die „Neuordnung" Europas sichtbar wurden, die das Ende Deutschlands so sicher wähnten, daß sie keine diplomatische Tarnung ihrer Pläne mehr für erforderlich hielten. Auch soweit sie nicht verwirklicht wurden, sind diese Konzepte vielleicht das eindrucksvollste Lehrbuch, aus dem wir selbst die Richtlinien für eine nur den Interessen des gesamten deutschen Volkes dienende deutsche Politik verarbeiten können.

Die verschiedenen Wunschbilder für die Neuordnung Europas nach dem Weltkrieg rundeten sich allmählich zu einem nach allen Richtungen hin abgeschlossenen Plan für die Vernichtung des deutschen Volkes ab. Schon bald nach Kriegsbeginn setzte die diplomatische Arbeit Frankreichs bei seinen Verbündeten ein, um die Auffassung durchzusetzen, daß Deutschland „mit keinem Fuße auf dem linken Rheinufer stehenbleiben dürfe". Die Auflösung des Deutschen Reiches war das weitere Ziel. Ob nun in manchen französischen Karten das ganze linke Rheinufer als französisches bzw. im Norden des Rheinlandes belgisches Staatsgebiet eingezeichnet wurde oder ob man sich damit „begnügte", die Errichtung einer rheinischen Republik unter französischem Protektorat zu fordern, bleibt gleich. Interessant ist, daß sich schon im Jahre 1901 alle diese Pläne in französischen Karten finden!

Im Osten wurden nach dem Zusammenbruch Rußlands die neuen Oststaaten die Träger einer radikalen Politik gegen das Deutschtum. Südslawien fordert Kärnten und die Steiermark — außerdem gemeinsam mit den Tschechen einen slawischen Korridor durch das Burgenland, der die unmittelbare Landbrücke zwischen West- und Südslawen hätte schaffen sollen.

In der Tschecho-Slovakei entstand das Buch „Unser Staat und der Weltfriede", von Hanuš Kuffner, einem tschechischen Generalstabsoffizier, dessen Kartenbeilagen ein anschauliches Bild der gesamtslawischen Westpolitik gegenüber dem Deutschtum ergeben. Kuffner wurde später von den Tschechen abgeschüttelt — da seine Veröffentlichung zu deutlich kundgemacht hatte, was in großen Zügen auch die amtlichen tschechischen Friedensunterhändler in Paris gefordert hatten. Kuffners Denkschrift wollte Deutschland auf eine „deutsche Reservation" zurückbilden, die in rohen Umrissen der Ausgangsstellung des deutschen Volkes nach der Völkerwanderung und vor dem Beginn der Ostkolonisation entspricht, ja diese Stellung noch weiter verkleinert. Alles östlich davon liegende Land sollte als „altslawisches, gewaltsam germanisiertes" Land der „slawischen Urmutter" zurückgegeben werden. So phantastisch diese Pläne, die auch allen anderen Nachbarstaaten freigebig deutsches Land zuteilten, klingen mögen, so sind sie rein wehrpolitisch gesehen durchaus nicht so unwahrscheinlich. Kuffner bezeichnet in einer Karte einen Staat auf der Grundlage Böhmens als eine „zu unabwendbarem Verderben bestimmte Frühgeburt". Er hält die Lebensfähigkeit eines tschechischen

Staates nur dann für gegeben, wenn er die Grenzgebirge überschreitet, die Donau mit den Brückenköpfen Passau und Regensburg und die Naab erreicht, endlich die Oder als Grenze gegenüber Polen festlegt. Über die unüberwindlichen völkischen Schwierigkeiten einer solchen räumlichen Abgrenzung geht Kuffner mit der Annahme hinweg, daß im Unterbewußtsein der betroffenen Bevölkerung genug slawisches Erbgut lebe, daß sie sich bald der politischen Regelung fügen werde. Mit ganz ähnlichen Argumenten strebte Polen die Odergrenze und die Annexion des gesamten deutschen Nordostens an. Roman Dmowski war hier der unerbittlichste Rufer im Streite. Den Polen kam dabei der unklare Verlauf der nordöstlichen Volksgrenze zustatten.

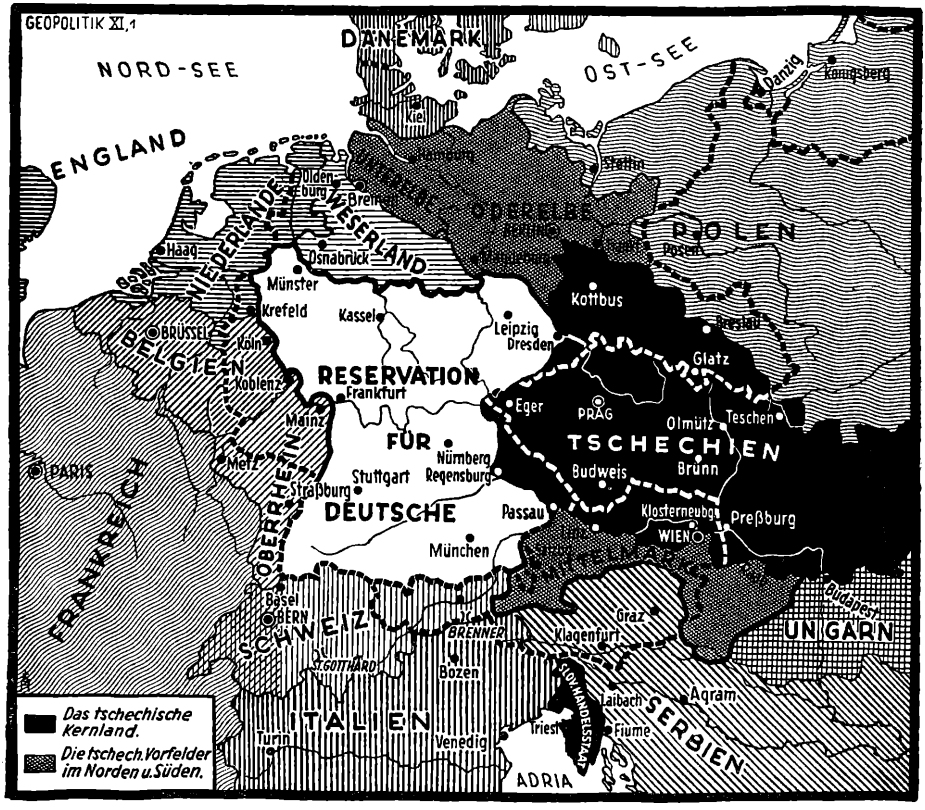


Abb. 18: TSCHECHISCHE AUFTEILUNGSPLÄNE NACH HANUŠ KUFFNER

3. Der Vernichtungsplan gewinnt in Versailles Gestalt

Zusammenfassend läßt sich der Vernichtungsplan gegen das deutsche Volk in folgenden Forderungen zusammenfassen:

1. Zerstörung eines geschlossenen deutschen Staates.
2. Verdrängung des deutschen Volkes von den mitteleuropäischen Lebensadern Rhein, Donau und Weichsel.

3. Verdrängung des deutschen Volkes von den Wehrgrenzen der Vogesen, der Alpen und der böhmischen Randgebirge.
4. Staatliche Trennung mindestens der Hälfte des geschlossen siedelnden deutschen Volkes in Mitteleuropa vom Deutschen Reich; Entnationalisierung der der Fremdherrschaft unterworfenen Deutschen.

Hätte die Friedenskonferenz alle diese Kriegsziele der Gegner erfüllt, so wäre das deutsche Volk allmählich biologisch auf die Hälfte seines Bestandes herabgedrückt worden. Das letzte Ziel der Gegner wäre erreicht worden: Die biologische Überlegenheit des deutschen Volkes zu beseitigen. Es gibt in Europa über 82 Millionen Deutsche, aber nur 40 Millionen Franzosen und Italiener; das deutsche Volk in Europa ist an Volkszahl ungefähr allen Völkern zwischen dem Deutschen Reich und den Sowjetgrenzen gleich — diese Tatsache ist es, an die die Gegner denken, wenn sie von einer Bedrohung Europas durch die Deutschen sprechen!

Die Friedenskonferenz aber erfüllte nicht alle Wünsche der feindlichen Mächte. Denn der Feindbund war sich nur in der Gegnerschaft gegen Deutschland einig. Als über den Neubau Europas gesprochen wurde, hörte er auf, ein Bund zu sein. Er zerfiel in Einzelstaaten und Gruppen mit unterschiedlichen und sich gegenseitig widersprechenden Interessen. Die angelsächsischen Mächte waren keineswegs an der Alleinherrschaft Frankreichs und seiner östlichen Bundesgenossen in Europa interessiert; die Ziele Italiens liefen denen Südslawiens und Frankreichs zuwider; Frankreich und Italien fühlten sich übervorteilt, daß das Britische Reich fast die ganze überseeische Stellung Deutschlands als Alleinnachfolger zu übernehmen wünschte. So blieben einige deutsche Stellungen allein aus dem Grunde stehen, weil der gleichzeitige Druck von beiden Seiten ihr Einstürzen verhinderte.

Trotzdem aber nicht der ganze Vernichtungsplan gegen die Deutschen durchgeführt werden konnte, ist das Buch der Vernichtung, das in Versailles einem innerlich zerfahrenen deutschen Volk als „Friedensvertrag" aufgezwungen wurde, weder ein Friede noch ein Vertrag: Die Friedensdiktate der Pariser Vororte sind nichts als eine Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln und in anderen Formen — vornehmlich in der unritterlichen Form, daß die Gewinnerstaaten des Weltkrieges das deutsche Volk bekämpfen dürfen, während es dem deutschen Volk „völkerrechtlich" verboten ist, sich zu wehren.

Der Kampf um die deutschen Grenzen entbrannte nach dem Zusammenbruch 1918 und den Friedensdiktaten 1919 mit einer Heftigkeit wie nie zuvor. Das deutsche Volk führt ihn unter schwereren Umständen als je in seiner Geschichte. Der räumliche Wirkungskreis der Lebensfunktionen des deutschen Volkes ist durch weit auseinandergerissene Grenzführung zerspalten; alle deutschen Grenzen werden gleichzeitig durch neue Angriffe bedroht. Die Grenzen des deutschen Kultureinflusses in Mitteleuropa haben dem Versuch Widerstand zu leisten, sie durch bündnis-, kultur- und wirtschaftspolitische Vorstöße aufzulösen. Die deutschen Staatsgrenzen sind weit hinter die Grenzen des geschlossenen Volksbodens zurückgewichen; schutzlos bleibt das Deutschtum jenseits ihres Bereiches einer schonungslosen Entnationalisierungspolitik ausgeliefert. Die Wehrgrenzen sind losgetrennt von der Einheit mit der Reichsgrenze und sind tief ins Innere Deutschlands verlegt. Zusammenfassend: Noch stehen die Grenzen der deutschen Kultur

und des deutschen Volkstums, deren organisch gewachsene Kraft menschliche Gewalt nur leugnen, aber nicht in der Zeitspanne einer Diktatunterschrift verändern kann. In der steten Schwingung der Reichs- und Wehrgrenze zu beiden Seiten der Volksgrenze kam jedoch 1919 das Pendel an den unheilvollsten Linien zu stehen — lebensbedrohlich nicht nur für den deutschen Staat, sondern für das Deutschtum in der Welt schlechthin.

4. Reichs- und Wehrgrenze werden zerstört

Folgen wir dem Verlauf der erzwungenen Reichs- und Wehrgrenzen. Ihre Festlegung fällt zeitlich auseinander — um so deutlicher weist sie die noch heute ungebrochene Richtung gegnerischer Pläne. Zunächst die staatlichen Grenzen des Reichs und Österreichs: Im Westen fiel der Wall der Vogesen; die neue Rheingrenze zerschneidet die alten Lebenszusammenhänge der organischen Einheit der Rheinebene, verschiedenes Recht am Strome mindert den Anteil Deutschlands und mehrt den Anteil Frankreichs an der Lebensader des westdeutschen Volksbodens. Die entscheidende Stellung im Alpenraum ist verloren. Italiens neue Grenze besitzt den Alpenkamm und beherrscht die Pässe. Die Randgebirge Böhmens und Mährens sind bis auf die Kämme der Tschechoslowakei zugesprochen. Die von Grund auf zerstörte Nordostgrenze des Reiches ist so gezogen, daß die Weichsel ganz aus dem Reichsgebiet herausgeschnitten, die Zerreißungsschäden auf die Reichsseite verlegt und der Grenzverlauf trotz der Gebietsverringerung bedeutend verlängert wurde. Überall wurden die Grenzen so festgesetzt, daß dem Reich möglichst wertvolle Rohstoffquellen und Produktionsstätten entzogen wurden. Daß alle nicht in erster Linie grenzpolitischen Diktatbestimmungen (z. B. die Tribute usw.) ebenfalls grenzpolitische Bedeutung erlangen, sei nur angedeutet. Eine allgemeine Volksentkräftung äußert sich naturgemäß zuerst an den Stellen besonderen äußeren Druckes, also an den Grenzen.

Noch deutlicher wird das Endziel, wenn wir den Wehrgrenzen folgen, die im Rheinland im Versailler Diktat, für das übrige Reichsgebiet in dem Zusatzdiktat 1927 festgelegt wurden.

Die Bestimmungen über die Entmilitarisierung des gesamten linksrheinischen Deutschland und der 50 km breiten neutralisierten Zone rechts des Rheins bedeutet völlige Entwehrung des deutschen Westens, völlige wehrpolitische Verdrängung des deutschen Volkes aus dem Stromgebiet des Rheines. Die Wehrverbotslinien von 1927 verbieten in fast allen Grenzgebieten jegliche Vorbereitungen zur Landesverteidigung, jede bauliche Verstärkung natürlicher Grenzlinien bzw. anderweitige Erleichterung der Abwehr fremdstaatlicher Einfälle. Hat die Rhein-Entmilitarisierung Frankreich das erwünschte Glacis auf deutschem Boden in weitestem Umfang gesichert, so vollenden diese Wehrverbotslinien die Fesselung der deutschen Landesverteidigung. Und zwar stimmt ihr Verlauf so sehr mit den geopolitischen Kriegs-

zielen der Nachbarn Deutschlands überein, daß kein Zweifel an der Tatsächlichkeit jener Fernziele mehr möglich ist, die die gegnerische Agitation um die Zeit des Kriegsendes aufdeckte: Südlich lösen die Wehrverbotslinien die ganze Donau aus dem deutschen Wehrraum heraus. Bis an das Nordufer der Donau werden die Alpen und das nördliche Alpenvorland für den romanischen Süden wehrpolitisch offengelegt. An der Donau schließen sich die Verbotsgrenzen den Grenzplänen des tschechischen Friedensplanes von Hanus Kuffner an! Die Donau, Passau und Regensburg, die Naablinie, der Nordabhang der böhmischen Grenzgebirge werden für das gegnerische Vordringen frei gemacht. Nur stellenweise kann sich die deutsche Wehrgrenze an der Oder behaupten. Die unglückliche Reichsinsel Ostpreußen wird auf den Restschutzraum des Heilsberger Dreiecks zusammengedrängt. Die gesamte Seegrenze steht unter Wehrverbot. Wie ein verzerrter Schatten des verstümmelten Reiches von 1919 bleibt ein Restschutzraum Deutschlands übrig, der von den 469 000 qkm des Reiches nur 247 000, kaum mehr als die Hälfte umfaßt.

Abgesehen von der Beschränkung der deutschen Wehrmacht durch Versailles, von der Abdrängung von allen günstigen Raumgrenzen, ist zudem noch die Länge der Landgrenzen gestiegen und die der Seegrenzen vermindert worden. Zur Verkleinerung des deutschen Reichsgebietes, zu der Verschlechterung des Grenzverlaufes, tritt eine Zunahme der Landgrenzen von 4170 auf 4578 km und eine Abnahme der Seegrenze von 1800 auf 1488 km[1]). Der überwiegende Teil der Grenzverlängerung entfällt auf die Ostgrenze. Der vollendeten räumlichen Trennung Ostpreußens vom übrigen Reichsgebiet tritt die bedeutende Verschärfung der Gefahrenlage Schlesiens zur Seite, das durch die polnischen Annexionen und durch die Entstehung der Tschechoslowakei zwischen Polen und Böhmen in die Zange zwischen gefährlichsten Nachbarn geraten ist. Auch an der gefährlichen geopolitischen Bruchstelle der Further Senke steht der neue Tschechenstaat — westlich ist Frankreich bis an die Nordostecke des Elsaß vorgestoßen. Die Einengung des Deutschen Reiches zwischen Frankreich und der Tschechoslowakei wird damit zu einem der ernstesten Probleme der deutschen Volkstumspolitik. Nur rund 300 km beträgt hier die Spanne zwischen beiden Staaten. Die Wehrverbotslinien stellen zudem einen großen Teil des Gebietes zwischen dem Elsaß und Böhmen außerhalb des deutschen Restschutzraumes. Es ist kein Zufall, daß gerade an der Further Senke auf Anregung des Marschalls Foch die Befestigungen des Tschechenstaates am sorgfältigsten ausgebaut sind.

So ergibt sich folgendes Bild der neuen, aufgezwungenen Grenzen:

Der Verlauf der Reichsgrenze hat die Lebensader der Weichsel ganz, die Lebensadern des Rheins und der Donau äußerst weitgehend aus dem deutschen Staatsraum herausgelöst und den deutschen Staat von den natürlichen Raumgrenzen abgelöst.

1) Vgl. Tiessen, E.: Versailles und Fortsetzung. — Eine geopolitische Studie. — Berlin-Grunewald 1924. 8°, 62 S., 2 Karten. Kartoniert RM. 1,20.

Die Wehrverbotslinien vollenden diesen Prozeß der Grenzverkümmerung bis zum bitteren Ende: Die drei deutschen Lebensadern, Rhein, Donau und Weichsel, fallen vollständig aus dem deutschen Wehrraum heraus; alle erdbestimmten Wehrstellungen sind zerstört — offene, verstümmelte, verengte Wehrgrenzen auf allen Seiten, die kaum mehr die Hälfte des geschlossen siedelnden deutschen Volkes umschließen! Wären menschliche Ordnungen endgültig, so wäre damit das Schicksal des deutschen Volkes besiegelt, seine europäische Stellung verloren. Denn wenn man unter Grenze eine wehrhafte Schutzlinie versteht, die das Leben eines Volkes umfriedet, so ist das deutsche Volk durch die Diktate seiner Gegner grenzenlos geworden. Es gibt keine Schutzlinie mehr, die auch nur den Lebensnerv des deutschen Volkes vor äußerer Gewalt bewahren könnte.

So tritt die in ihrer Funktion entwertete Reichs- und Wehrgrenze in ihrer Bedeutung zurück. Das Schwergewicht des Kampfes lastet auf der Volksgrenze, und auch jenseits der Volksgrenze geht in Mitteleuropa ein schwer sichtbarer Kampf zwischen der Unordnung der Friedensdiktate und der schicksalhaften Verbundenheit Zwischeneuropas mit dem deutschen Kulturkreis.

Was soll auch der Kampf an der Reichsgrenze? Gewiß, auch er wird von den Gegnern fortgeführt. Alle grenzpolitischen Maßnahmen der Nachbarstaaten sind darauf abgestellt, nicht nur dem eigenen Grenzgebiet zu nützen, sondern darüber hinaus dem deutschen Grenzland zu schaden. Mag die Wirtschaftspolitik Polens die letzten Reste wirtschaftlicher Widerstandsfähigkeit aus den reichsdeutschen Grenzgebieten heraussaugen wollen, mag Frankreich zähe um die stets weitergehende Ausschaltung Deutschlands vom Rhein kämpfen — überall wird mit dem Streben nach dem eigenen Vorteil das Streben nach der Schädigung Deutschlands verbunden. Gerne schwächt man so im täglichen Kleinkrieg die deutschen Grenzgebiete — für den Fall, daß eine neue europäische Konstellation es erlauben sollte, gewaltpolitisch Pläne zu verwirklichen, die auf der Pariser Konferenz 1919 nicht gereift waren. Im großen und ganzen aber hat sich die Form des Grenzkampfes, seit den Annexionen der Friedensdiktate und der nachträglichen Verfälschung der Abstimmungsergebnisse geändert: An die Stelle der militärischen Gewalt soll die geistige, kulturpolitische Überwältigung deutscher Volksteile treten. Während an der verstümmelten Reichs- und Wehrgrenze eine gewisse Waffenruhe eingetreten ist, entbrennt der Entscheidungskampf an den volkspolitischen Fronten. Der Angriff der Gegner läßt sich etwa in folgenden drei Zielformeln umreißen:

1. Herbeiführung einer nationalen Sonderentwicklung deutscher Grenzlandschaften.
2. Aufsaugung der von fremdvölkischen Staaten staatspolitisch überwältigten deutschen Volksgruppen durch das staatsführende Fremdvolk.
3. Verdrängung der deutschen Kultur aus der Führer- und Mittlerstellung im

Kreise der Mittel- und Kleinvölker Zwischeneuropas und deren Übernahme durch fremde Kulturen.

Das Endziel der drei Formen des Angriffes ist die Rückbildung des deutschen Volksbodens und der Wirkungsweite deutscher Kulturformen auf das Reichsgebiet, also die kulturpolitische Austilgung eines Drittels des deutschen Gesamtvolkes.

5. Sprengungsversuche an Rhein und Donau

Die Herbeiführung einer nationalen Sonderentwicklung deutscher Grenzlandschaften ist insbesondere ein Ziel der französischen Politik. Sie handelt ungefähr nach folgendem Gedankengang: Noch in der Neuzeit führte die staatliche und religiöse Abspaltung deutscher Landesteile zu einer Sonderentwicklung deutscher Volksteile. Diese Sonderentwicklung führte in Holland zu einer völligen völkischen Abzweigung der abgesprengten Landschaft, so daß aus einem deutschen Volksteil ein verwandtes Volk mit eigener Sprache wurde. In der Schweiz ging die Sonderentwicklung zwar nicht bis zur Loslösung aus der deutschen Kultur- und Sprachgemeinschaft; immerhin aber bildete die staatliche Absonderung ein außerhalb der übrigen deutschen Volksgemeinschaft stehendes Gemeinschafts-Erleben heraus, das in entscheidenden Stunden des deutschen Gesamtvolkes eine Schicksalsgemeinschaft des Deutschtums der Schweiz mit dem übrigen deutschen Volk nicht mehr zustande kommen ließ. Wenn, so argumentiert nun die französische Politik, an empfindlichen Stellen des deutschen Volksgefüges durch geschickte kulturpolitische Beeinflussung eine Sonderentwicklung gefördert würde, so müßte es möglich sein, auch bei weiteren Teilen der gegenwärtigen deutschen Schicksalsgemeinschaft eine Absonderung vom Gesamtvolk herbeizuführen. Der Versuch dieser Politik wurde im Rheinland nach dem Kriege gemacht. Er ist fehlgeschlagen. Er wird gegenwärtig in Österreich und im Saargebiet unternommen und wird dort ebenfalls fehlschlagen. Trotz der inneren Berechtigung dieses Glaubens ist es aber wesentlich, die Wirkungsmethoden dieser antideutschen Volkstumspolitik zu kennen, um ihr in der Auseinandersetzung um Österreich und das Saargebiet eine endgültige Niederlage zuzufügen, um die Wiederholung ähnlicher Versuche auszuschließen — unter welcher Konstellation sie auch unternommen werden mögen.

Separatisten am Rhein

Der Kampf um das Rheinland stellt ein abgeschlossenes Beispiel für diese Politik dar:

Frankreich versuchte durch die Abschließung des besetzten Gebietes vom übrigen Deutschland die wechselseitigen Beziehungen zwischen besetztem und unbesetztem Gebiet zu unterbrechen. Dann setzte eine mit allen Mitteln betriebene Kulturpropaganda ein, die den „rheinischen Menschen" in Gegensatz zum deutschen, bzw. zum „preußischen Menschen" bringen wollte. Der „Génie du Rhin", der besondere Kulturgeist des Rheinlandes, sollte angeblich von der deutschen Kultur wesentlich verschieden und der französischen Kultur innerlich näher verwandt sein als der deutschen. So sollte ein rheinisches Sonderbewußtsein erweckt werden, eine kulturelle Abzweigung vom Deutschtum, die staatlich zur Errichtung der rhei-

nischen Republik unter französischem Protektorat hätte führen sollen. Der klare Durchbruch des gesamtdeutschen Bewußtseins im ganzen Rheinland verhinderte die Verwirklichung dieser Pläne. Dabei wird man jedoch beachten müssen, daß der miles gloriosus, der schikanöse Besatzungssoldat, wesentlich dazu beigetragen hat, das nicht ungeschickt gesponnene Netz der französischen Suggestion zu zerstören. Die westliche deutsche Kulturgrenze blieb unerschüttert bestehen.

Kampf um Österreich

Für den Kampf um Österreich findet Frankreich wesentlich mehr Anhaltspunkte. Hier muß nicht erst eine Staatsgrenze aufgerichtet werden, sondern nur eine 1919 gegen den einmütigen Willen der Bevölkerung zu beiden Seiten der Grenze aufrechterhaltene (noch 1921 stimmten in Tirol 98,6% der Wähler für den Zusammenschluß mit dem Reich!) Staatsgrenze in ihrer Trennungsfunktion vertieft werden. Alle alten kulturpolitischen Bruchstellen im südostdeutschen Volksboden sollen erweitert werden, um Österreich immer mehr vom Reich abzutriften. Jede Verengung des Geschichtsbildes im Reich und in Österreich wird in jene fremde Propaganda eingeschaltet, die den Abstand zwischen den beiden deutschen Staaten vergrößern will. Sei es im Reich die kleindeutsche, preußisch-protestantisch betonte oder in Österreich die österreichisch-eigenstaatliche, katholisch betonte Geschichtsauffassung — beide verengte Bilder von der deutschen Vergangenheit geben dem Gegner nur die Möglichkeit, die Gegensätze von heute zu verschärfen und die Zukunftsentwicklung des deutschen Volkes diesseits und jenseits der Grenze auseinander zu lenken. Die Propaganda für den „österreichischen Menschen", für die „Freiheit Österreichs", die nur gegen das Reich, nicht aber gegen fremdvölkische Abhängigkeiten verteidigt wird, der „Génie du Danube", der Kulturgeist des Donauraumes — das alles gleicht den Sonderbündeleien am Rhein so genau, daß der gleiche Ursprung nicht verleugnet werden kann. Wenn dann noch über den Wiener Rundfunksender französische Vorträge gesendet werden, in denen geschickte Sendboten französischer Kulturpolitik die an der Donau siedelnden Völker aufzählen „les Allemands, les Autrichiens, les Hongrois" so weiß man Bescheid. „Ein Volk — ein Reich", so hieß es 1919. „Ein Volk — zwei Staaten", so hieß es nach dem Fehlschlag der Zollunion. „Ein Volk — zwei in der Staatsauffassung grundverschiedene Staaten", so glauben es manche Politiker in Österreich verkünden zu können. Eine Verhärtung dieser Lage würde bereits so etwas wie eine Verschweizerung Österreichs bedeuten; die Gegner möchten sie bis zur „Verholländerung" vorwärtstreiben, bis zu der Endformel: „Zwei Staaten und zwei Völker." Es wäre falsch, die Gefahren einer solchen Politik zu unterschätzen, zumal eben die Lostrennungspolitik an ohnehin bestehenden gefährlichen Nahtstellen im Volksgefüge einsetzt.

Trotz alledem wird, den mutigen Einsatz und das ehrliche Verstehen der Deutschen zu beiden Seiten der Grenze vorausgesetzt, diese Politik der Volkszerreißung ergebnislos bleiben. Aus einem einfachen Grunde: Sie kommt um einige Jahr-

hunderte zu spät. Die geschichtlichen Präzedenzfälle der Loslösung der Schweiz und der Niederlande ereigneten sich zu einer Zeit, da das universale mittelalterliche Weltbild der Auflösung verfiel, da der Individualismus das höhere Recht des Teiles gegenüber dem Recht des Ganzen betonte. So lag damals die Auflehnung der Individualrechte gegen die Gemeinschaftsrechte im Zuge der Zeit und entsprach den ethischen Zeittendenzen. Der Versuch, Österreich von Reich und Volk abzutriften, wird aber in einer Zeit unternommen, in der eine entscheidende Wende vom individualistischen zum universalen Weltbild einsetzt, eine Zeit, deren ethische Tendenz es ist, das höhere Recht der Gemeinschaft gegenüber dem geringeren Recht des Individuums durchzusetzen. Das ganze wird wieder bestimmend für die großen Linien der Entwicklung — der Teil empfängt vom Ganzen seine Richtung. Allerdings, das sei nochmals mit Nachdruck unterstrichen, kann ein Volk nur dann die geistige Strömung der Zeit gegen gewaltpolitische Raumpläne seiner Gegner durchsetzen, wenn es auch die kleinste Kleinarbeit des Tages, wenn es sein ganzes Denken und Handeln den großen Richtlinien unterordnet, die der Neuordnung seines Lebensraums zum Sieg verhelfen sollen.

So wenig aussichtsreich der Angriff auf die deutsche Volksgrenze in den Gebieten ist, in denen der Staat dem deutschen Kulturkreis angehört, so gefährlich ist er dort, wo die Volksgrenze innerhalb eines von einem Fremdvolk bestimmten Staates verläuft. Die Assimilierungspolitik der alten und neuen Nachbarstaaten ist mit allen Mitteln bestrebt, all jenes deutsche Volkstum in sich aufzusaugen, das in ihren Machtbereich gelangt ist. Die Rückbildung der Volksgrenze auf die Reichsgrenze soll nachträglich den Gewaltgrenzen der Pariser Vorortdiktate die völkische Rechtfertigung verleihen.

6. Ziel und Methoden im Kampf gegen die Deutschen jenseits der Grenze

Der Kampf um die Volksgrenze erfordert mehr Wachsamkeit, mehr Nervenkraft als irgendein anderer. Er wird nicht in großen Kampfhandlungen sichtbar, die die ganze Widerstandskraft des bedrohten Volkes unmittelbar auslösen. Er ist ein schleichender Kleinkrieg, der mit ungleichen Kräften geführt wird — auf der einen Seite nur die Abwehrenergie einer zahlenmäßig schwächeren Volksgruppe, auf der anderen der Staat als Kampfwaffe des Mehrheitsvolkes. Mit unerbittlicher Konsequenz, mit scheinbar legalen Mitteln, wird dem Minderheitsvolk Stellung auf Stellung entrissen — da eine Schule, dort ein Acker, da eine Fabrik, dort ein Bauernhof, und mit diesen äußerlich sichtbaren Stellungen die kulturelle Eigenart des unterlegenen Volkes. Nicht wie ein Angriff mit der offenen Waffe, sondern wie ein schleichender Giftmord greift das Verhängnis der Bastardierung und endlich der Auswechslung des kulturellen Antlitzes an das Leben des unterdrückten Volkes. So vollzieht sich ganz langsam ein Wandel in der Volksgrenze — aus rein deutschem

Land wird gemischtsprachiges, aus gemischtsprachigem fremdvölkisches. So stirbt ein Volk!

Schwer ist es, den Widerstand des deutschen Gesamtvolkes gegen den Angriff auf die Volksgrenze zu wecken, wach zu erhalten und stets richtig zu lenken. Denn dieser Kampf setzt sich aus unendlich vielen Einzelhandlungen zusammen, deren Gefahr vielfach dem Außenstehenden überhaupt nicht begreiflich gemacht werden kann. Wie soll er etwa erkennen, daß die Gründung einer Faßbinderei oder einer Fachschule ein volkspolitischer Angriff sein kann? Das Ende einer altbayerischen Landstadt, Budweis, zeigt aber vielleicht auch dem Fernerstehenden die Gefährlichkeit des volkspolitischen Minenkrieges. Wir stützen uns hier auf eine gegnerische Veröffentlichung und zitieren aus einer Festschrift für den tschechischen „Eroberer von Budweis". Es heißt da:

„Wem der Boden gehört, dem gehört das Land. Deshalb kommt es darauf an, den Boden in die Hand zu bekommen. Ein Musterbeispiel ist Budweis. In den 90 er Jahren gelangte das erste Haus auf dem Marktplatz in tschechische Hände. Und heute hat das alte Budweis nicht einmal die nötigen 20% Deutsche, um eine gemischtsprachige Stadt zu sein. Das Verdienst in dieser Hinsicht hat Dr. A. Zatka, der Führer der Budweiser Tschechen, und ihr erster Bürgermeister, der bewies, wie Boden erobert werden kann, ohne große Gesten und starke Worte. Budweis war keine nur deutsch angestrichene Stadt. Es war eine alte deutsche Stadt, die schrittweise erobert werden mußte. Es wurden planmäßig Unternehmungen gegründet, die Tschechen nach Budweis und seinen deutschen Dörfern zogen. Je eine Bleistiftfabrik, Maschinenfabrik, Aktienbrauerei, Emailfabrik, Faßbinderei, Chemische Fabrik. Dann kamen eine Reihe von Schulen, darunter auch Fachschulen, Gewerbeschulen, eine Staatsrealschule und eine Lehrerbildungsanstalt. In fünfzigjähriger Arbeit wurde die Stadt in eine tschechische verwandelt. Zu einer Zeit, wo die österreichische Regierung die Deutschen noch unterstützte. Für die Zukunft kann man nur eines tun: Boden und Immobilien erwerben, dort Handwerker, Advokaten, Ärzte ansiedeln. Die ersten Objekte, die erworben werden müssen, sind gute Hotels."

Wäre dieser Dr. Zatka an der Spitze einer Armee in Budweis eingezogen — er hätte die Stadt nicht tschechisch gemacht! Aber der Kleinkrieg brachte dieses Stück ältesten deutschen Volksbodens zu Fall. „Ohne große Gesten und starke Worte" wie es in diesen Ausführungen heißt.

Auf die Abwehr dieses Zersetzungsfeldzuges muß das deutsche Volk geschult werden. So rasch wie möglich. So gründlich wie möglich. Im folgenden sei deshalb der Versuch unternommen, eine nüchterne Liste der Kampfwaffen zusammenzustellen, die die Gegenseite für die Zerstörung der Volksgrenze, für die biologische Herabdrückung und räumliche Einengung des deutschen Volkes anwendet — eine Liste, deren Kenntnis auch gut getarnte Angriffe der Gegenseite in ihrer Gefährlichkeit erkennen läßt. Die Entnationalisierungsmaßnahmen lassen sich etwa in vier große Gruppen gliedern:

1. Veränderungen in der Bevölkerungsstruktur.
2. Herabdrückung des politischen Einflusses.
3. Verminderung der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit.
4. Zersetzung der Kultur.

Massenaustreibung

Die erste Kampfwaffe, die gewaltsame Veränderung der Bevölkerungsstruktur, ist von den staatsbestimmenden Völkern in sehr verschiedenen Formen zum Einsatz gebracht worden. Das erstrebte Ziel ist die Verschiebung der Mehrheitsverhältnisse bzw. in rein deutsch besiedelten Gebieten die Einsprengung einer fremdvölkischen Schicht. Das radikalste Mittel dieser Art ist die Massenaustreibung. Polen wandte sie an, um eine grundlegende Bevölkerungsverschiebung, vornehmlich im Korridorgebiet, zu erreichen. Die Zahl der Vertriebenen dürfte an eine Million heranreichen; mehr als eine Million Polen sind in die verödeten deutschen Siedlungen nachgerückt. Weniger weitgehend, aber außerordentlich wirksam ist die Herausnahme bestimmter sozialer Schichten aus dem deutschen Volkskörper. So setzte fast in allen auslanddeutschen Gebieten in den Jahren 1918/19 eine große Aktion gegen die deutschen politischen Führer ein, deren Ziel es war, die deutsche Bevölkerung ihrer erfahrenen, geübten Vertretung zu berauben und sie führerlos um so leichter zu unterdrücken. Die Tschechoslowakei wandte vor allem die Maßnahme an, die deutschen Beamten aus den geschlossenen deutschen Siedlungsgebieten herauszuholen und sie, soweit sie nicht überhaupt aus dem Dienst entfernt wurden, in abgelegene, nichtdeutsche Gebiete des Staates zu versetzen. Die aus dem deutschen Volkskörper herausgelöste Beamtenschicht wurde durch eine nationaltschechische ersetzt. So steht die Bevölkerung in all den unendlich vielen täglich notwendigen Angelegenheiten, die Mitwirkung der Behörden erfordern, fast ausschließlich fremdvölkischen Instanzen gegenüber, die ihr „freies Ermessen" zumeist danach richten, ob der einzelne Staatsbürger sich einem Wechsel des Volkstums geneigt zeigt oder nicht. Die fremdvölkische Kontrolle gerade am Schnittpunkt der sozialen Beziehungen, — den staatlichen Behörden —, ist von höchster Tragweite; denn hier ist dem Staat die Waffe für eine unausgesetzte Zermürbungspolitik gegeben. Daß zudem diese in die rein deutschen Gebiete hineingetriebene tschechische Beamtenschicht ungefähr die Rolle dynamitgefüllter Sprenglöcher in der starken Mauer des deutschen Siedlungsgebietes versieht, ist ebenfalls eindeutig klar. Andere Staaten haben das tschechische Beispiel mit Geschick nachgeahmt. Neben der Austreibung über die Staatsgrenzen und der gewaltsamen Umsiedlung innerhalb des Staates kann die Strukturveränderung der Besiedlung auch dadurch erreicht werden, daß neben der ortsansässigen deutschen Bevölkerung noch eine fremdvölkische Schicht angesiedelt wird. Vornehmlich wird das durch die Gründung von Unternehmungen der staatlichen und der privaten Wirtschaft erreicht, die ausschließlich mit Arbeitern und Angestellten des Mehrheitsvolkes arbeiten. Diese Form des Angriffes wird zumeist auf wichtige Grenzorte angesetzt — ferner auf die städtischen Mittelpunkte größerer Landschaften, die durch den Niederbruch ihres Vorortes zu Fall gebracht werden sollen.

Politische Entrechtung

Um den politischen Einfluß der deutschen Volksgruppen im Staat auf ein Mindestmaß herabzudrücken oder um ihn ganz zu beseitigen — dafür gibt es eine unerschöpfliche Fülle von Mitteln. Die einfachste, aber nicht überall in ihrer ganzen Ausschließlichkeit durchführbare Maßnahme ist, einfach von Staats wegen jede Mitwirkung deutscher Volksangehöriger an der Politik gewaltsam zu verhindern; bis zum letzten Amtsbürgermeister jede einzelne parlamentarische oder beamtete Stelle mit Angehörigen des Mehrheitsvolkes zu besetzen. Sehr beliebt sind „Verwaltungsreformen", die dem Uneingeweihten langweilig und harmlos erscheinen, in Wirklichkeit aber zu den gefährlichsten Waffen gehören. Eine geschickt neugezogene Verwaltungsgrenze erreicht z. B. unschwer, daß das geschlossene deutsche Volksgebiet innerhalb eines Staates zerteilt wird. Die Teile werden so mit fremdvölkischen Gebieten zu einer Verwaltungseinheit verbunden, daß in keiner Verwaltungseinheit mehr eine deutsche Mehrheit besteht. Es ist ein großer Unterschied, ob es vor der Weltöffentlichkeit heißt, eine Verwaltungseinheit sei zu 98% deutsch oder wenn festgestellt werden kann, in drei verschiedenen Verwaltungseinheiten lebe eine deutsche Minderheit von vielleicht 30%. Durch diese Neubegrenzung wird der Eindruck erweckt, es handle sich um gemischtsprachige Gebiete und nicht um geschlossenen deutschen Volksboden. Diese Verwaltungsgeometrie wirkt sich weiter auf das Sprachenrecht, auf die Einteilung der Wahlkreise — in denen die deutschen Stimmen durch die Zerreißung des geschlossenen Siedlungsgebietes zersplittert werden! — und in unendlich vielen weiteren Zustandsverschiebungen aus. Die Gaueinteilung Böhmens ist geradezu ein typisches Beispiel für diese Politik. Durch Beschränkung des Wahlrechts für Deutsche — bei den polnischen Sejm-Wahlen 1930 wurde Zehntausenden das Wahlrecht vorenthalten! — wird die angemessene Vertretung des Deutschtums in den gewählten Körperschaften weiter herabgemindert; durch die zusätzliche Ernennung von fremdvölkischen Vertretern bis zur Unkenntlichkeit verfälscht.

Noch durchgreifender als auf die parlamentarischen Vertretungen kann der staatliche Einfluß auf die Zusammensetzung des Beamtenkörpers geltend gemacht werden. Aus der Verwaltung sind die deutschen Volksangehörigen meistens verschwunden — bestenfalls an einflußlose Stellen gesetzt worden (wobei die der deutschen Minister in der Tschechoslowakei zu den einflußlosesten zu rechnen sind).

Die Beschränkung der Meinungsfreiheit durch unaufhörliche Verbote der deutschen Presse und durch die Zersetzung jedes Rechtes auf Versammlung und organisatorischen Zusammenschluß trägt das ihre dazu bei, den inneren Zusammenhalt der deutschen Volksgruppen aufzulockern und zu erschweren.

Wirtschaftlicher Vernichtungskampf

Die letzten Entscheidungen über Sein oder Nichtsein einer Volksgruppe fallen jedoch nicht in dem Ringen um politischen Einfluß. Sie fallen in dem Kampf um

Boden, Arbeitsstelle und Schule. „Wem der Boden gehört, dem gehört das Land" so formulierte es der tschechische Geschichtschreiber. Der Griff nach dem deutschen Boden ist deshalb das Rückgrat der Entnationalisierungspolitik der neuen Oststaaten gewesen. „Bodenreform" nannte sich in den offiziellen Verlautbarungen dieser Raub deutschen Privateigentums. Der soziale Charakter dieser „Reformen" sollte dadurch erwiesen werden, daß die Bodenreformgesetze als allgemeingültige Staatsgesetze in Kraft gesetzt wurden. Daß man sie nachher nur gegen deutsche Grundbesitzer anwandte, steht auf einem anderen Blatt. Daß häufig der enteignete Boden überhaupt nicht an Arme aufgeteilt wurde, sondern in seiner Gesamtheit in Staatseigentum oder in das Eigentum wohlprotegierter Fremdvölkischer überging, ist ebenfalls Tatsache. Entscheidend aber ist, daß dort, wo Boden enteignet und aufgeteilt wurde, die landhungrige deutsche Bevölkerung keinen Anteil am Neuland erhielt, sondern der Boden fast in seiner Gesamtheit in die Hände des Fremdvolkes überging. Die Bodenreformen der Oststaaten sind keine sozialen Aktionen, sondern nichts als eine sozial getarnte, riesige zwischenvölkische Eigentumsverschiebung.

Der Kampf um die Arbeitsstelle wird ebenfalls in den Dienst der Entnationalisierung gestellt. Bis ins Letzte differenzierte, wirtschaftspolitische Maßnahmen beeinflussen den Arbeitsmarkt so sehr, daß dem Mehrheitsvolk möglichst viele, dem Minderheitsvolk möglichst wenige Arbeitsstellen verbleiben. Die gegenwärtige Wirtschaftskrise, die alle europäischen Staaten erfaßt hat, gibt die Möglichkeit, die Arbeitslosigkeit gegen die deutschen Volksgruppen zu lenken, denen ein weit über ihre Volkszahl hinausreichender Anteil an der allgemeinen Not zugeschoben wird. Im einzelnen vollzieht sich diese Wirtschaftsbeeinflussung hauptsächlich auf folgenden Wegen: Möglichst viele Erwerbszweige werden monopolisiert bzw. ihre Ausübung wird von einer staatlichen Konzession abhängig gemacht. Bei der Erteilung der Monopole oder Konzessionen werden Angehörige des Mehrheitsvolkes teils bevorzugt, teils ausschließlich berücksichtigt, so daß den deutschen Arbeitskräften ganze Erwerbszweige, in denen früher Tausende ihr Brot fanden, verschlossen sind. Ähnlich wird die Anstellung von Staatsarbeitern und die Vergebung öffentlicher Arbeiten gehandhabt. Auch hier wieder geschickte Tarnung gefährlichster Kampfwaffen! Die Staatsaufträge werden gewöhnlich ganz normal ausgeschrieben und wer das billigste Angebot macht, bekommt den Auftrag. Nur hat der Angehörige des Mehrheitsvolkes immer die Möglichkeit, den Deutschen zu unterbieten — da ihm später Nachforderungen genehmigt werden, ein Vorzug, der dem Deutschen nie zuteil wird. Die Firma, die den Staatsauftrag erhält, läßt ihn wiederum nur durch Arbeiter, die dem Staatsvolk angehören, ausführen — und sei es auch mitten im deutschen Siedlungsgebiet! Der Steuerbeamte weiß gleichfalls, was er dem Mehrheitsvolk schuldig ist. So hoch als möglich veranschlagt er die Steuer der deutschen Staatsbürger; keinen Rückstand vergißt er einzutreiben. Im Gegensatz dazu werden

die Angehörigen des Staatsvolkes niedriger eingestuft und nachsichtiger behandelt. Sogar eine tschechische Wirtschaftszeitschrift schätzte z. B. das Steueraufkommen der Deutschen in der Tschechoslowakei auf 50% der gesamten Staatssteuern bei 23% Anteil an der Staatsbevölkerung. Durchaus gemäß dem Ausspruch eines tschechischen Politikers, daß das deutsche Volksvermögen auf dem Umweg über die Staatskasse in tschechische Hände überführt werden müsse. Erliegen nun deutsche Betriebe ihrer Ausscheidung aus dem Wirtschaftsleben und der Überbesteuerung, dann erhalten sie keinerlei Subventionen — im schroffen Gegensatz zu den im Besitz des Fremdvolkes befindlichen Industriezweigen oder Einzelwerken, für deren Erhaltung alles Erdenkliche getan wird. Bankrott, Panik-Verkäufe zu Schleuderpreisen, großenteils Auswanderung der Betroffenen und ihrer Familien — das ist das Ende. Es gibt allerdings einen Weg für sie, dieses Ende zu vermeiden: Verleugnung des Deutschtums, Einschulung der Kinder in die fremde Schule — also seelischen Selbstmord. Dieser Weg wird heute noch verhältnismäßig wenig beschritten. Ungewöhnlich groß ist deshalb der Verlust deutscher Arbeitsplätze und Betriebe. Der Verlust von Boden und Arbeit aber wirkt sich wieder verhängnisvoll aus in dem letzten Entscheidungskampf, der nur erfolgreich zu führen ist, wenn er über die primitivsten Existenzmittel verfügt: Im Kampf um die Seele der kommenden Generation, im Kampf um die Schule.

Kampf gegen Schule und Bildung

Allen Mächten, die den Angriff auf die deutsche Volksgrenze vorwärtstragen, ist es klar, daß der eigentliche Entnationalisierungsvorgang, die Veränderung des seelischen Antlitzes zu einem anderen Volkstum, die völlige Umstellung auf eine andere Sprache und andere Kulturformen sich nicht in der jetzt lebenden Generation vollzieht. Gewiß wird es an allen Fronten eine Reihe von Renegaten geben, die sich günstige Daseinsbedingungen um den Preis der Verleugnung ihres Volkstums erkaufen. Sie sind aber nicht zahlreich und ihre Absplitterung ist weder für das deutsche Volk ein Verlust noch für das Fremdvolk ein Gewinn. Das weiß man auf der Gegenseite auch. Der kulturpolitische Angriff wird deshalb auf die heranwachsende Generation geführt, die zum mindesten während der Zeit ihrer Schulpflicht unmittelbar der staatlichen und damit der fremdvölkischen Beeinflussung ausgesetzt ist. Das Ziel der Fremdvölker ist, die deutsche Jugend etwa vom 3. Lebensjahre ab dem Elternhaus zu entfremden und sie sprachlich und damit seelisch dem Fremdvolk einzuschmelzen. Der Kindergarten ist die erste Stufe der Entnationalisierung; es folgen die fremdsprachige Volksschule, die fremdsprachigen Mittel- und Hochschulen, der Dienst im Heer. Nicht überall können die Staaten dieses „Ideal" erreichen. Bis ins Letzte ausgebildet ist dieses Schema der Entnationalisierung in Südtirol; Polen kommt ihm unter rücksichtslosem Bruch der Minderheitenverträge sehr nahe. In bestimmten Abstufungen kehrt es fast bei allen Nachbarstaaten wieder. In Gebieten wie Böhmen, die über

eine so geschlossene deutsche Bevölkerung verfügen, daß durch die Neueinteilung der Schulbezirke das Zustandekommen der für eine deutsche Schulgründung notwendigen Kinderzahl nicht verhindert werden kann, zieht der Staat neben dem deutschen Schulwesen ein fremdvölkisches Konkurrenzschulwesen auf. Diese fremdvölkischen Schulen werden mit überlegter Täuschungsabsicht „Minderheitenschulen" genannt — wobei natürlich niemand daran denkt, daß es sich um die tschechischen Minderheiten innerhalb des deutschen Sprachgebietes handelt! Tausende von deutschen Kindern werden durch Druck und Verführung, durch Geschenke und Vergünstigungen in diese Entnationalisierungsanstalten eingeschult. Von dem gewaltsamen Bruch der Minderheitenverträge oder gleichlautender feierlicher Zusicherungen über die Umgehung der Verträge (Schulbezirkseinteilung; Einengung des Volksschulbegriffes; deutschsprachiger Schulunterricht durch fremdvölkische Lehrer in fremdem Geist usw.) bis zur Einführung eines staatlich begünstigten fremdvölkischen Nebenschulwesens sind die Formen der Schulentnationalisierung ausgebildet; doch verfolgen alle ein und dasselbe Ziel: die völkische Umformung der Jugend.

In der ersten Generation wird zumeist eine völkische Bastardierung erreicht werden. Der völligen Entnationalisierung wirkt vorläufig noch das deutsche Elternhaus entgegen. Überall dort, wo Privatunterricht im Hause aus Gründen fremder Einwirkung oder sozialer Verhältnisse nicht möglich ist, wird die deutsche „Hauskultur" überlagert von der fremden „Schulkultur".

Man kann sich die Wirkungen unschwer vergegenwärtigen, wenn man durch genaue Selbstprüfung festzustellen versucht, was vom eigenen Wissen übrigbliebe, wenn man all das ausschaltet, was einem die Schule an deutschen Kulturwerten vermittelt hat — vom Gebrauch der Sprache und Schrift bis zu dem Wissen um die Geschichte des Volkes und der Heimat und dem Erfassen der höheren Kulturwerte der Dichtkunst. Diese Lücke entsteht bei den deutschen Kindern, die der fremden Schule ausgeliefert sind. Sie wird ausgefüllt durch fremde Sprache und Schrift, durch fremde Dichtkunst und vor allem durch fremde Geschichte. Diesen Kindern wird gelehrt, die Weltgeschichte polnisch, italienisch, französisch usw. zu sehen. Die großen Persönlichkeiten der deutschen Geschichte werden ihnen zumeist als verabscheuungswürdig, die der Geschichte des Fremdvolkes als nachahmungswürdige Beispiele hingestellt. Ist es ein Wunder, daß das Weltbild der Kinder, die mindestens 8 Jahre, häufig noch viel länger, Tag für Tag in diesem Sinne beeinflußt werden, wankend wird? Wer einmal Briefe von Kindern gesehen hat, die durch die fremde Schule gegangen sind, steht erschüttert vor diesen Beweisen einer unerträglichen kulturellen Bastardierung. Es sind unbeholfene deutsche Mundartäußerungen, ausgedrückt in den grammatischen und schriftlichen Formen der Fremdsprache.

Gewiß kann sich Volkstum sehr lange in der Form der Mundart erhalten; die Gefahr der Absprengung vom Gesamtvolk ist aber in dem Augenblick vervielfacht, in dem die Hochsprache des eigenen Volkes verlorengeht und teilweise die Fremdsprache dafür eintritt. Insbesondere deshalb, weil eine geschickte gegnerische Propaganda den Dialekt in seinem Wert herabwürdigt, die deutschen Menschen innerlich unsicher macht und sie veranlaßt, für feierliche Anlässe eine Hochsprache — in diesem Fall die des Fremdvolkes — anzuwenden. Es steht außer Zweifel, der letzte

Entscheidungskampf um das Deutschtum jenseits der Grenzen wird in dem Augenblick anheben, wo eine in der fremden Schule bereits bastardierte Bevölkerungsschicht das Elternhaus für eine neue Schuljugend darstellt. Dann wird die Gegenwirkung des Elternhauses gegenüber der Schule immer schwächer, bis sie endlich aufhört.

Die Erkenntnis, daß auch eine starke, große und sozial reich gegliederte Volksgruppe im Tempo und in der Richtung ihrer Kulturentwicklung vom Gesamtvolk abgetriftet werden kann, wenn man die tausendfältigen kulturellen Wechselbeziehungen innerhalb einer Gesamtvolksgemeinschaft unterbricht, hat weiter dazu geführt, daß auch nach und außerhalb der Schule jede Kulturarbeit nachdrücklichst unterbunden wird — insbesondere der kulturelle Verkehr mit anderen Teilen der Volksgemeinschaft, mit dem Reich. Einfuhrerschwerungen für deutsche Bücher und Zeitschriften, Erschwerung von Reisen nach Deutschland, Erschwerung der Einreise deutscher Persönlichkeiten in die Volkstumsgebiete jenseits der Reichsgrenzen, Erschwerung deutschkultureller Veranstaltungen und Personenzusammenschlüsse kurzum, ein dichtmaschiges Netz von Schikanen soll langsam, aber sicher das Leben des Volkes so umgarnen, daß es erlahmt, zermürbt wird — und verzagt.

Kulturelle Bastardierung und biologische Rückbildung

Daß letzten Endes der ständige Druck auf das Lebensgefühl eines Volkes und die kulturelle Bastardierung auch biologische Folgen nach sich zieht, steht außer Zweifel. Der ständige Schulkampf, die stete Reihe bitterster Erlebnisse deutscher Eltern stärkt den Willen zum Kinde nicht — im Gegenteil! Andererseits erleichtert die langsame kulturelle Bastardierung und die damit erreichte Doppelsprachigkeit die von den Mehrheitsvölkern so erwünschten Mischehen, die in manchen Staaten sogar mit Prämien bedacht werden. Jede Mischehe ist ein Schritt auf dem Wege zur völligen Entnationalisierung. In landwirtschaftlichen Gebieten bringt die Mischehe dazu die Gefahr des Verlustes deutscher Bauernhöfe mit sich.

Es ist niemals ein törichteres Wort gesprochen worden als das: ein großes Volk könne nicht sterben. Die Vorgänge an der Volksgrenze zeigen uns mit erschreckender Deutlichkeit, daß man auch ein großes Volk langsam ermorden kann. Langsam, Schritt für Schritt, wird ein Deutscher nach dem anderen, ein Bauernhof, eine Arbeitsstelle nach der anderen aus der großen Einheit von Volk und Boden herausgebrochen und fremdem Raum und Volkstum eingeschmolzen. Für das Volk bleibt es praktisch gleich, ob diese Deutschen erschlagen oder entnationalisiert werden. Für das Volk sind sie verloren, gleichviel, ob sie aus dem Leben oder aus der Gemeinschaft gleicher Sprache und Sitte, gleichen Schicksals und gleichen Blutes, aus der Gemeinschaft des Volkes gegangen sind. Eine unermeßliche Grabstätte deutschen Lebens legt die Politik der Entnationalisierung rings um die deutschen Grenzen — verlustreich wie der Ring deutscher Soldatengräber um die Marken der Heimat.

7. Zähe Abwehr

Ein kurzer Umblick um die deutschen Grenzen läßt uns erkennen, welche Wirkungen auf das deutsche Volk die gegnerische Politik gehabt hat. Man wird diese Wirkungen nicht genau in Zahlen angeben können. Möglich ist es aber, die Druckfestigkeit der verschiedenen deutschen Volksgruppen in gewissem Umfang festzustellen, eine gewisse Übersicht über größere Sicherheit und größere Gefahr. Die größte Druckfestigkeit ist überall dort gegeben, wo klare räumliche Begrenzung mit einer reichen gesellschaftlichen Gliederung auf gesundem bäuerlichen Unterbau zusammentrifft. Je offener die räumlichen Grenzen des Siedlungsgebietes sind, je einseitiger die gesellschaftliche Struktur ist, desto schwerer ist die Gefahr rascher Entdeutschung.

Westen

Die Grenzlandschaft im Westen hat deshalb trotz der scharfen französischen Versuche, die völkische Einheit der „einen und unteilbaren Republik" herzustellen, ihren deutschen Charakter gut behauptet. Sozial reich gegliedert, wirtschaftlich der Rheinlandschaft und damit Deutschland zugewandt, nur in geringem Umfang wirtschaftlich über die klare Raumgrenze der Vogesen hinüber mit Frankreich verknüpft, konnte das Elsaß und Deutsch-Lothringen in den ländlichen Bezirken seine Eigenart festhalten. In den städtischen Mittelpunkten setzte sich der französische Einfluß zwar fest, konnte aber trotzdem noch nicht bestimmend werden. Dieses Ergebnis ist um so bemerkenswerter, als in Elsaß-Lothringen das Bekenntnis zur deutschen Kultur durchaus nicht einem Bekenntnis zum Reich gleichzusetzen ist. Im Gegenteil sind in Elsaß-Lothringen, nicht ohne Schuld vieler Verständnislosigkeiten Vorkriegsdeutschlands, manche westlichen Einflüsse auf die Staatsauffassung der Bevölkerung wirksam. Im Heimatgedanken aber, der die Erhaltung von Muttersprache und Kultur erstrebt, ist sich das Land einig. So mußte, als die französische Regierung nach langjährigem Zögern die Ergebnisse der Sprachenzählung veröffentlichte, anerkannt werden, daß sich der deutschkulturelle Charakter des Landes zu 80% behauptet hat — in Wirklichkeit dürfte dieser Prozentsatz bei weitem höher sein. Diese französische Veröffentlichung hat die Fälschung eines der bedeutendsten französischen Gelehrten, Prof. de Martonne, eindeutig entlarvt, der in seiner Karte der Völker Mitteleuropas (im Band Mitteleuropa der Géographie Universelle) Elsaß-Lothringen als gemischtsprachiges Gebiet einzeichnete. Die klare Sprach- und Kulturgrenze ist vielleicht der bedeutendste Helfer für die Selbsterhaltung des Deutschtums im Westen. Die germanisch-romanische Sprachgrenze im Westen ist nämlich durchwegs das Ergebnis eines Rückbildungsvorgangs. Sie lag ursprünglich weiter westlich. Die siedlungsmäßig weniger ausgebildeten westlichen deutschen Vorposten sind in vergangenen Jahrhunderten romanisiert worden, so daß die heutige, geopolitisch durch die Vogesen gestützte Sprachgrenze nur dicht besiedeltes,

völlig geschlossenes und sozial reich gegliedertes, auf einer starken bäuerlichen Grundlage ruhendes deutsches Kernland umschließt.

Durch alte bäuerliche Tradition gefestigt, sind im deutsch-dänischen Grenzraum keine wesentlichen Bevölkerungsverschiebungen zu erwarten.

Nordosten

Die schwerste volkspolitische Gefahr liegt an der großen geopolitischen Bruchstelle: im Nordosten, im deutsch-polnischen Grenzraum. Hier liegt die Grenze nach dem Osten hin fast ausnahmslos vollständig offen. Die Sprachgrenze ist unklar. Deutscher und polnischer Volksboden ist ineinander verzackt; gemischt besiedelte Ortschaften schieben sich zwischen die geschlossenen Volksböden. Die nationale Spannung war zugleich eine soziale: das Deutschtum selbst verfügte über keine ausreichende soziale Durchgliederung. Dem großen deutschen Grundbesitz stellte das polnische Fremdvolk ein unzufriedenes Landproletariat gegenüber. Insbesondere war in den agrarischen Teilen Oberschlesiens die Lage der — an sich deutschgesinnten — Wasserpolen sozial gedrückt. So konnte es vielfach der polnischen Agitation gelingen, nationale und soziale Spannungen zu vermengen und antideutsche Bewegungen zu entfesseln, die im Grunde nichts waren als Erhebungen der Besitzlosen gegen den Besitzenden. Das Deutschtum ruhte hier nicht auf den festen Pfeilern einer gesunden Bauernschicht, sondern geriet neben den nationalen Gefahren noch in die soziale Zerrungszone. Dies gilt weitgehend auch für die oberschlesische Industrie, in der sich die großen sozialen Reformen langsamer durchsetzten als im deutschen Westen. Alle diese Umstände haben zusammengewirkt, um die Grenzen von Versailles und den katastrophalen Niederbruch des Deutschtums in den Nachkriegsjahren zu ermöglichen. Wo die Grundlage eines rein deutschen Bauerntums gegeben war, konnte entweder der Boden für das Reich gerettet werden (Ostpreußen) oder es wurde wenigstens den polnischen Austreibungen ein zäherer und erfolgreicherer Widerstand entgegengesetzt. Daß von der jetzt noch vorhandenen Bevölkerung Übertritte zum Polentum vorkommen, ist selten.

Die Tragödie des Nordostens besteht in der Massenabwanderung und Massenaustreibung von Deutschen aus dem Korridorgebiet, aus der Provinz Posen und aus Oberschlesien, dessen Industriegebiet durch den polnischen Kampf gegen die deutschen Arbeitsstellen zermürbt wurde. Die Gesamtzahl der deutschen Abwanderung aus Neu-Polen dürfte kaum unter einer Million anzusetzen sein. Am stärksten ist sie im Korridorgebiet (Wojwodschaft Pommerellen), wo das Deutschtum rund drei Viertel seines Gesamtbestandes verloren hat. So ist es den Polen gelungen, in den ehemaligen deutschen Provinzen Westpreußen eine einst recht beträchtliche deutsche Mehrheit in eine Minderheit zu verwandeln, in Posen den deutschen Bevölkerungsanteil auf etwa 10% zu drücken. Daß die Polen — was keineswegs berechtigt ist und auch dem Willen der Bevölkerung diametral widerspricht — sowohl Masuren wie auch Kaschuben als Polen bezeichnen und ihrem Volksbestand zurechnen, ist

um so weniger verwunderlich, als selbst auf unserer Seite die geistige Trägheit einiger Wissenschaftler der Vorkriegszeit sich nicht die Mühe gemacht hat, die bedeutenden sprachlichen und blutsmäßigen Unterschiede zwischen den Kleinvölkern der Masuren, Kaschuben, Wasserpolen und den Polen herauszuarbeiten.

Wenn es nun auch eindeutig klar ist, daß die Annexion der ostdeutschen Gebiete und die Massenaustreibung von Deutschen unter Bruch der Verträge zustande gekommen ist, daß somit ein unveräußerlicher und unverjährbarer deutscher Anspruch auf das Korridorgebiet (südlich bis einschließlich des Netzegaus) und Oberschlesien besteht, so liegt eine schwere volkspolitische Gefahr in der siedlungspolitischen Bewegung der Polen nach dem Westen. Die Ansiedlung von weitaus mehr als einer Million polnischer Bauern auf dem Land vertriebener Deutscher verschiebt die Volksgrenze bedenklich nach Westen. Die Polen schaffen sich heute jenen tragenden Grundbau einer zufriedenen Bauernschicht, der der deutschen Position vielfach gefehlt hatte. Sie entwickeln dabei unter Einsatz der genügsamsten Teile des polnischen Volkes eine außergewöhnliche Siedlungsintensität. Der polnische Bauernhof wird vom Stall aus aufgebaut und geht vom Grundsatz aus, daß das Vieh, aber nicht der Mensch wohnen müsse. So kann Polen mit den gleichen Mitteln, die etwa in Ostpreußen die Errichtung einer Siedlerstelle erfordert, mehrere Siedlungen ansetzen. Die biologische Kraft des Polentums ist der des Deutschtums um das Doppelte überlegen. In den Polen-Siedlungen im Korridor werden zwei polnische Kinder geboren, wo im Deutschen Reich nur eines geboren wird. Die neu ausgebaute große Verkehrsader der Kohlenbahn von Kattowitz nach dem neuen Hafen Gdingen, der als Würger des unfreien Freistaates Danzig in wenigen Jahren aus dem Boden gestampft wurde (Gdingen, ein Fischerdorf von einigen hundert Einwohnern, wurde eine Stadt von ca. 60000 Einwohnern), wird das Korridorgebiet um so mehr an Polen anketten, als alle Verbindungen in der Richtung nach dem Deutschen Reich in brutalster Weise unterbrochen wurden. Hier liegt in der Tat die offene Wunde des deutschen Volkes: hier wird das deutsche Volk überwuchert; hier werden durch die Zerreißungsschäden weitere deutsche Grenzlandschaften in Gefahr gebracht; hier wird an den dünn besiedelten reichsdeutschen Grenzen ein immer dichterer Volksdruck aufgestaut, dem der alte Drang des Polentums nach der Oder als Ausweg aus Raumnot eingeimpft wird. Dem deutsch-polnischen Grenzraum gebührt in allererster Linie die Abwehrkraft des deutschen Gesamtvolkes.

Südosten

Ganz anders ist die Dynamik des Grenzkampfes im deutsch-tschechischen Grenzraum. Fest dem inneren Ausgang der Randgebirge des böhmischen Kessels verhaftet, siedelt hier fast im Kreis um ganz Böhmen eine sozial vollständig durchgegliederte, geschlossene deutsche Bevölkerung. Sie bietet auch den außerhalb des geschlossenen Sprachgebietes siedelnden Deutschen, die der Siedlungsstrom aus den

Gebirgen in die Ebene weiter nach Böhmen hineingeführt hat, einen festen Rückhalt. So konnte die deutsche Bevölkerung der Tschechisierung zumeist standhalten, wenn auch insbesondere Mischehen gerade in Böhmen nicht zu den Seltenheiten gehören. Größere Erfolge kann die Tschechisierung nur an der Further Senke und in Südböhmen und Südmähren buchen, wo die deutschen Waldbauern, die Jahrhunderte hindurch ihre Kulturentwicklung in langsameren Formen vollzogen haben, als das in den regen böhmischen Kernlandschaften der Fall war, dem rapiden Tempo des tschechischen Vordringens erliegen. Der bereits erwähnte Niederbruch von Budweis ist nur ein Menetekel, das leider nur allzu viele gleichartige Erscheinungen in kleineren Orten aufweist.

Außerordentlich stark gefährdet ist das Deutschtum, das über die östlichen und südöstlichen Ausläufer der Alpen hinaus den Saum des deutschen Volksbodens gegenüber Magyaren und Südslawen bildet und der staatlichen Beeinflussung Ungarns und Südslawiens unterliegt, also Deutsch-Westungarn, Südsteiermark und die abgetretenen Südkärntner Täler. Wo das Deutschtum den geopolitischen Rückhalt am Alpenkörper hatte, konnte es seine Position halten.

Alpenraum

Die Volksgrenze in Südtirol hat, trotzdem sie den schwersten aller kulturpolitischen Angriffe auszuhalten hat, ihren Bestand im wesentlichen behauptet. Der klare Verlauf der Volksgrenze in den südlichen Alpen; die Zwischenschaltung unbewohnbarer Hochgebirgszonen zwischen rein deutsch und rein italienisch besiedelten Tälern; die Tatsache, daß nur an der Salurner Klause und auch hier in scharfer Abgrenzung deutsches und italienisches Volkstum unmittelbar aneinander stoßen; endlich die traditionelle Verklammerung des Südtirolers mit Nordtirol erleichtert dem Deutschtum den schweren Abwehrkampf gegen die radikale italienische Entnationalisierungspolitik. So konnte das italienische Vordringen nur in einzelnen Städten den Fremdkörper importierter italienischer Siedlungen, Bauten und Äußerlichkeiten in die ausgebildeten Kulturformen und in den durchgegliederten Aufbau der deutschen Gesellschaftsordnung einsprengen. Das Italienertum aber kann in dem artfremden, alten deutschen Volksboden nicht heimisch werden, sondern höchstens an einigen Stellen eine Kulturbastardierung vortäuschen. Damit soll nicht behauptet werden, daß die unaufhörliche Fortdauer der Entnationalisierung in Generationen nicht auch in Südtirol einen Wandel schaffen könnte; jedenfalls aber wird das Deutschtum in Südtirol zäher verteidigt werden als irgendwo anders auf dem gesamten deutschen Volksboden. Die Südtiroler werden eher Analphabeten werden als Italiener.

Volkstumsinseln

Gefährlicher als auf den geschlossen deutschen Volksboden vermag die Entnationalisierung vielfach auf die deutschen Volkstumsinseln jenseits der geschlossenen Volksgrenze zu wirken. Am schwersten wurde hier das Deutschtum in den baltischen

Ländern betroffen — die dünne führende und besitzende Schicht dieser Länder. Die nationale Umwälzung bedeutete hier vornehmlich eine soziale. Der Aufstieg der baltischen Kleinvölker in die soziale Oberschicht hat dem baltischen Deutschtum den Lebensraum so sehr verengt, daß der Großteil der Deutschbalten das Land verlassen mußte. Rund 98% ihres Landbesitzes sind durch die Bodenreform verlorengegangen. Die gleichzeitige Verarmung des baltischen Deutschtums und der Aufstieg der Fremdvölker in alle Berufe nahm auch dem überaus reichen Geistesleben die Existenzvoraussetzungen. Unter von Grund auf veränderten Verhältnissen baut der Rest des Deutschtums in Estland und Lettland eine neue Existenz auf — kulturell unter günstigeren Voraussetzungen als andere deutsche Volksgruppen, da das estländische Kulturautonomiegesetz und die lettländische Kulturgesetzgebung trotz mancher nationaler Spannungen der kulturellen Eigenarbeit weiteren Spielraum gibt als die minderheitenfeindlichen Kulturgesetze anderer Staaten.

Aufs schwerste bedroht ist auch das gesamte Sprachinseldeutschtum in Polen und der Tschecho-Slovakei.

Das Sprachinseldeutschtum im Südosten, vornehmlich bäuerlich, behauptet sich in Südslawien und Rumänien verhältnismäßig gut, in Ungarn nur unter größten Schwierigkeiten. Die Magyaren entfalten von allen Nachbarvölkern die stärkste Assimilationskraft. Kulturell hochentwickelt, sozial reich gegliedert, hält die alte deutsche Gemeinschaft der Siebenbürger Sachsen ihren hohen kulturellen Rang. Biologisch aber weisen die Siebenbürger Sachsen einen bedeutenden Geburtenrückgang auf, während die rumänischen Bauern ihrer Umwelt ihren Bestand bedeutend mehren.

Zusammenfassend muß festgestellt werden: Das günstigste Ergebnis in dem Kampf um die Volksgrenze weisen die deutschen Landschaften auf, die ihren deutschen Charakter und ihre deutsche Volkszahl gegen den gegnerischen Vorstoß zu halten vermögen. Eine Neubildung deutschen Volksbodens war nicht mehr möglich. An einzelnen Stellen der Volksgrenze — und zwar gerade an den auch geopolitisch gefährdeten Grenzen — sind bedrohliche Rückbildungserscheinungen festzustellen, denen mit der Kraft des ganzen deutschen Volkes entgegengewirkt werden muß.

Bedürfte es noch eines Beweises, welchen Vorstoßlinien die Gegner folgen, so gibt eine einzige Karte zum mindesten über die Ziele der französischen Mächtegruppe Aufschluß. Wenn ein Geograph vom Rang des Pariser Universitätsprofessors de Martonne in dem Standardwerk der französischen Erdkunde, der bei der Welt über einflußreichen „Géographie Universelle", zu einer glatten Fälschung der Einträge über die Volksgrenzen in Mitteleuropa greift, so liegen sicherlich weittragende Interessen Frankreichs für diese Verfälschung des Bildes vor. De Martonne aber zeichnet folgende Abweichungen von den Tatsachen ein:

Elsaß-Lothringen als gemischtsprachiges Land, geschlossene polnische Siedlung im südlichen Ostpreußen, keine deutsche Bevölkerung im Weichselkorridor, Westoberschlesien und

Teile Niederschlesiens trotz geschlossener deutscher Bevölkerung rein polnisch. Endlich vergißt de Martonne das Deutschtum des Egerlandes, des Böhmerwaldgaues und Südmährens. Hier soll also die Linie vom Elsaß zur Further Senke volkspolitisch unterbaut; Schlesien noch enger in die polnisch-tschechische Zange genommen und in Ostpreußen neue polnische Vorstoßlinien geschaffen werden. Das Bild ist klar: Der Vormarsch auf die Zergliederung des deutschen Volksbodens, der Vormarsch auf die biologische Herabdrückung des deutschen Volkes auf die Stufe eines Mittelvolkes wird fortgesetzt.

8. Man sucht die Deutschen von Mitteleuropa abzudrängen

Diesem Ziel dient letztlich auch jene Politik, die das nichtdeutsche Europa gegen Deutschland einen will, die den deutschen Kultureinfluß in Mitteleuropa auf die Reichsgrenzen zurückwerfen und die Mittlerrolle selbst übernehmen will, die das deutsche Volk als das einzige mitteleuropäische Großvolk durch Jahrhunderte hindurch im Osten gespielt hat, eine kulturelle Stellung, die in ihren Grundzügen auch heute noch besteht.

Die Front von Versailles

Die mitteleuropäische Umwälzung des Jahres 1918/19 ließ fast alle Verbindungen zwischen Deutschland und seinen östlichen Nachbarstaaten abreißen. Diesen Zustand wollen die Gegner Deutschlands verewigen. Auf ihrer Seite steht dabei ein politischer Antrieb von ganz besonders eng verkettender Kraft: Die gemeinsame Schuld. Mögen die Interessen der Nachbarn Deutschlands auch noch so verschieden sein — in einem Punkt glauben alle Gegner einig sein zu können: In dem Streben, die Wiederherstellung des deutschen Rechtes auf Gleichberechtigung in weitestem Sinne zu verhindern, da eben dieses Recht nur auf Kosten des Verlustes von unrecht erworbenen Vorteilen seiner Nachbarn herzustellen ist. So hat insbesondere die französische Mächtegruppe, die den Raum zwischen Deutschland und der Sowjetunion fast vollständig beherrscht, trotz mancher innerer Spannungen unaufhörlich versucht, die Grenzführung und die deutschfeindliche Tendenz des Europa von 1919 zu erhalten und zu festigen. An die Stelle der Pariser Friedenskonferenz trat der Völkerbund, der die Tendenz dieser Konferenz in geradliniger Fortführung ihrer Tradition bewahrt und sich bis auf den heutigen Tag als Gegenseitigkeitsversicherung zur Erhaltung der Kriegsgewinne bewährt hat. Der Völkerbund hat nacheinander die Befreiung des deutschen Volkes von unerträglicher wirtschaftlicher Einengung, die Gleichberechtigung der deutschen Landesverteidigung und die Durchsetzung des Volkstumsrechts sabotiert. Er hat also durch die Aufrechterhaltung der Bestimmungen, die das langsame Absterben des deutschen Volkskörpers herbeiführen sollen, in vollem Umfang die Politik gedeckt, deren Ziel die biologische Rückbildung des deutschen Volkes ist.

Französisch-Paneuropa

Dabei waren die Mächte von Versailles stets bestrebt, neue vertragsrechtliche Garantien zu schaffen, die unter dem Deckmantel der Friedensliebe das wankende

Weltbild von 1919 festigen sollten. Der großzügigste Versuch dieser Art war der Paneuropaplan Briands, der unter der verlockenden Parole, durch die Einigung der europäischen Völker die Kriegsgefahren zu beseitigen und die Wirtschaft zu fördern, einen parlamentarischen Staatenbund mit recht weitgehenden Befugnissen schaffen wollte, in dem sich Frankreich im voraus die Mehrheit gesichert gehabt hätte. Deutschland wäre in diesem Bund unfreier gewesen als unter dem Diktat von Versailles. Nach dem Fehlschlag Paneuropas beschränkte sich die Politik der westlichen und östlichen Nutznießer der Friedensdiktate auf raumpolitisch engere Ziele: Auf den Ausbau der Kleinen Entente, aus dem vielleicht in absehbarer Zeit der Versuch hervorgehen wird, die wirtschaftliche Einheit des Donauraums zu einer südosteuropäischen Staatskonstruktion unter Einschluß Österreichs und unter Ausschluß des Deutschen Reiches zu nützen. Nachdem der Nordosten weitgehend durch Polen blockiert ist, soll auch der südöstliche Raum durch eine dem Deutschen Reich abgewandte Staatengruppe verriegelt werden. Der festen Zusammenfassung einer solchen Gruppe steht vornehmlich das Zwischenspiel Italiens entgegen, das kein Interesse an einer Alleinherrschaft des französischen Einflusses im Donauraum haben kann. Allerdings aber auch, wie die italienische Politik in Österreich zeigt, kein Interesse an einer Ausdehnung des deutschen Einflusses hat.

Kampf gegen deutschen Kultureinfluß

Soweit die Politik, die die Trennungsfunktion der deutschen Ostgrenzen vertiefen will, über die gemeinsame Verneinung der deutschen Gleichberechtigung hinausgeht, bedient sie sich geschickt der Waffen der wirtschaftlichen und kulturellen Werbung, um die Gemeinschaft auch auf die Bejahung positiver Ziele und Auffassungen auszudehnen. Es wird alles unternommen, um wirtschaftliche Entwicklungen zustandezubringen und auf weite Sicht festzulegen, welche die Wirtschaft Zwischeneuropas von der Zusammenarbeit mit der deutschen Volkswirtschaft fernhalten und sie auf Gedeih und Verderb mit der anderer Mächte verknüpfen sollen. Ob Frankreich mit seinen Mitteln die polnische Kohlenbahn Kattowitz—Gdingen bauen hilft, die das wirtschaftliche Leben der ehemaligen deutschen Ostprovinzen unlösbar mit Polen verknüpften und die wirtschaftliche Ausstrahlung Deutschlands nach dem Nordosten verhindern soll oder ob es versucht, den Donauraum ohne die Deutschen zu einer Wirtschaftseinheit zusammenzufassen — es sind alles nur Ausdrucksformen ein und derselben Politik. Neben diese wirtschaftlichen Maßnahmen treten die kulturpolitischen. Das Ideengut der Französischen Revolution, die Staatsidee der liberalen Demokratie wird den östlichen Völkern geradezu suggeriert als vorbeugendes Mittel gegen die Wirksamkeit der deutschen Volkstumsidee, die im Osten Europas bedeutend an Boden gewinnt. Die Gemeinsamkeit der Staatsauffassung — und zwar gerade einer Staatsauffassung, die den deutschen Lebensinteressen diametral entgegengesetzt ist — soll den Gegensatz zwischen Deutschland und seinen Nachbarstaaten möglichst unüberbrückbar machen. Geschickte fran-

zösische Sprachwerbung, die sich zuerst auf die führenden Kreise aller europäischen Staaten erstreckt, versucht, die deutsche Sprache aus der Rolle der mitteleuropäischen Verkehrssprache zu verdrängen. Die Erziehung der jungen Führerschicht der zwischeneuropäischen Staaten in französischem Geiste wird durch Vergünstigungen aller Art, deren mustergültigste die „cité universitaire" in Paris ist, nach Kräften gefördert. Der immer noch lebendige geistige Zusammenhang breiter Schichten und fast aller führender Persönlichkeiten des Ostens und Südostens mit der deutschen Kulturgemeinschaft soll durch das Aussterben der deutschen Sprachkenntnisse unterbrochen werden; der französischen Sprachwerbung fällt die Aufgabe zu, den kulturellen Zusammenhang der zwischeneuropäischen Völker mit Frankreich zu knüpfen. Von den billigen Übersetzungen französischer Schriftsteller über den Pariser Mode-Tee bis zu den freigebigen Einladungen für führende Persönlichkeiten nach Frankreich nebst allen Zwischenstufen dient alles dem einen Ziel: „Pour faire aimer la France" die Völker Frankreich lieben zu lehren, in Frankreich das Urbild des demokratischen Friedensstaates zu sehen wenn es auch ein recht militanter Pazifismus ist, den Frankreich im Osten predigt.

*

Rufen wir uns den Grenzkampf gegen die Deutschen nochmals zusammenfassend ins Gedächtnis: Unendlich mannigfaltig sind seine Erscheinungsformen; gleich ist das Ziel. Ob es das unerbittliche Nein der westlichen und östlichen Nachbarn gegen die wehrpolitische Gleichberechtigung Deutschlands ist oder ob die fast unsichtbaren Waffen der feingegliederten und kunstvollen französischen auswärtigen Kulturpolitik in Aktion treten; ob die scharfe Ankündigung „Revision bedeutet den Krieg" die Grenzen von Versailles verewigen will oder ob deutschen Schulen an der Volksgrenze die Lebensfähigkeit untergraben wird; ob man versucht, Österreich vom Reich abzutriften oder ob man in hartnäckigem Wirtschaftskampf die ostdeutschen Grenzlandschaften zermürben will — hinter all dem steht der gleiche Antrieb: das deutsche Volk soll nicht das einzige Großvolk Mitteleuropas, nicht das schlechthin europäische Volk bleiben, das von den Vogesen bis an die Sowjetgrenzen, von der Ostsee bis an die Adria auf geschlossenem Volksboden und in alten Volkstumsinseln das Recht der Bodenständigkeit genießt. Es soll herabgedrückt werden auf die Zahl und den kulturellen Rang der Nachbarn. Die Idee des Liberalismus will ihr Opfer haben. Deutschland soll das Opfer sein. Denn Deutschland kann sich niemals der Wertnivellierung fügen, die der Liberalismus bedeutet. Die liberale Idee der „égalité", der Gleichheit, läßt die „liberté", die Freiheit, nur soweit zu, als sie sich nicht über die „égalité" der Mittelmäßigkeit erhebt und nimmt in die „fraternité", in die Gemeinschaft, nur die auf, die sich der Begrenzung ihres Wertstrebens durch den Maßstab der Mittelmäßigkeit fügen. Deutschland aber kann in seiner gefährlichen Mittellage nur leben, wenn es stets daran arbeitet, seinen inneren Wert und die Kraft seiner europä-

ischen Sendung zu mehren. Deutschland kann nur leben in der Rebellion gegen die Zersetzungsideen des Liberalismus. Diese Kampflage muß jeder Deutsche klar erkennen, wenn er den Abwehrkampf, trotz der Verschiedenheit seiner Erscheinungsformen mit gleichem, einheitlichen Ziel führen will: Deutschland zu erhalten.

III. Die Verteidigung der deutschen Grenzen

Das deutsche Volk muß seine Existenz an den vier voneinander grundverschiedenen Grenzlinien verteidigen: An der Wehrgrenze, an der Reichsgrenze, an der Volksgrenze und an der östlichen Grenze Mitteleuropas, die ungefähr den Bereich der alten kulturellen Mittlerstellung des deutschen Volkes umschreibt. Reichsgrenze und Wehrgrenze sind das Ergebnis formal-juristischer Zwangsakte. Ihre Veränderung muß demnach auch ihrerseits wieder das Ergebnis eines völkerrechtlichen Aktes sein. Der Kampf um die gerechte und raumpolitisch bessere Abgrenzung des deutschen Staatsgebietes ist also eine Frage der Auswärtigen Politik des Deutschen Reiches, eine Frage der „Kunst des Möglichen". Die willensmäßige Einheit des deutschen Reichsvolkes ist die stärkste Stütze der Reichsführung in diesem Kampf um die Gleichberechtigung, dessen Endziel sein muß, auch dem deutschen Volk die Sicherheit einer erdbestimmten Grenzführung zu geben.

Für eine gute Grenzführung hatten wir folgende wünschenswerte Wesensmerkmale festgestellt: Die Grenze soll möglichst viele Funktionen des Volkes mit einer einzigen Grenzlinie umfrieden. Ein weiter Raum soll durch eine möglichst kurze Grenzlinie umschlossen werden, die einen starken Rückhalt an erdbestimmten Landschaftsgrenzen hat. Wer dieses Wunschbild einer guten Grenze mit den bereits aufgezeigten geopolitischen Gefahrenstellen vergleicht, wird unschwer eine Rangordnung für die Dringlichkeit der Revision bestimmter Abschnitte der deutschen Reichsgrenze feststellen können und wird die unerläßliche Notwendigkeit des Kampfes erkennen, den die Reichsregierung für die wehrpolitische Gleichberechtigung und damit gegen die Einseitigkeit des Wehrverbots für weite Teile des deutschen Reichsgebietes führt.

Die Brennpunkte des Grenzkampfes aber liegen augenblicklich außerhalb der staatlichen Grenzen: An der Volksgrenze und an den Grenzlinien des deutschen Kultureinflusses in Mitteleuropa. Hier wird täglich um neue Zustandsverschiebungen erbittert gerungen. Hier muß die Energie des deutschen Gesamtvolkes eingesetzt werden. Insbesondere muß das gesamte Handelns des Reichsvolkes den Notwendigkeiten angepaßt werden, die sich aus der Abwehr an der Volksgrenze ergeben. Um für das grenzpolitische Handeln des Volkes die sichere Richtung zu finden, erinnern wir uns der Leitsätze, die sich aus dem Werden des deutschen Volksbodens ergaben, also aus einem Vorgang, der sich zum überwiegenden Teil nicht durch Staatsakte, sondern durch einen biologischen

Wachstumsprozeß des Volkes vollzogen hat. Sie lauten: 1. Nur das Gesamtvolk, nicht der Einzelstamm, ist dem Druck auf die deutschen Grenzen gewachsen. 2. Nur der Pflug schafft und erhält den Volksboden. 3. Überlegene Kultur überwindet überlegene Waffen. Aus dem Zusammenklang dieser drei Erfordernisse müssen die Wege des deutschen Grenzkampfes gefunden werden.

1. Deutsche Revolution in Mitteleuropa.

Die geistige Gesamtlage des heutigen Europa und die besondere Stellung, die der Erneuerung des deutschen Volkes in den großen Zeitströmungen zukommt, ist, richtig gesehen, dem Erfolg des Durchbruchskampfes des deutschen Volkes durch einen Wall von Gegnerschaft und Verständnislosigkeit ungewöhnlich günstig. Die europäische Gegenwart ist bestimmt von dem Streben nach einem neuen universalen Weltbild. Der Zerfall des universalen Weltbildes des frühen Mittelalters, der Zerfall der mittelalterlichen Gesellschaftsordnung hat in seinen letzten Auswirkungen in den Friedensdiktaten der Pariser Vororte und im Bolschewismus zu einem so furchtbaren Niederbruch der gesamten Wertordnung geführt, daß die Gefährlichkeit der liberalen Zersetzungslehre allgemein erkannt wird. Die Abkehr von der Gedankenwelt der Französischen Revolution wird zu einer gesamteuropäischen Bewegung, die sich bei den einzelnen Völkern in verschiedener Intensität äußert. Diese Bewegung strebt nach einem neuen universalen, in organische Gemeinschaften gegliederten, nach einem geopolitischen Weltbild; nach einer neuen, von parlamentarischen Mehrheiten unabhängigen Wertordnung. Gerade der große äußerliche Sieg des von der Erkenntnis ewiger, natürlicher Rechte völlig abgelösten liberalen Materialismus in den Friedensdiktaten und im Bolschewismus hat die Unfähigkeit des Liberalismus erwiesen, ordnendes Prinzip für eine Neugestaltung Europas zu werden. So kam die große Wende. Das nurstaatliche Denken, die Vergötzung des formalen Gesetzesrechtes, der schrankenlose Individualismus, der die Gemeinschaften zugunsten der Willkür des Einzelmenschen entrechtete — das alles stürzte vor dem Bewußtsein der Völker zusammen und hinter den Trümmern dieser unehrlichen Kulissen werden die natürlichen, organischen Gemeinschaften wieder sichtbar und treten in ihre unverlierbaren Rechte: die Familie, der Stamm, das Volk — in der weiteren Entwicklung vielleicht auch die räumlich begrenzte und geistig verwandte Völkergesellschaft.

Das deutsche Volk ist von den furchtbaren Folgen des Materialismus am schwersten betroffen worden. So ist es auch zuerst zur Ablehnung des Liberalismus gelangt. Auf allen Lebensgebieten, in Religion, Philosophie, in allen Wissenschaften und Künsten setzte sich der Zug zu einem neuen Universalismus durch. Politisch entspringt die Deutsche Revolution diesem werdenden neuen Weltbild. Sie bringt den Durchbruch der neuen Gemeinschaftskräfte zum neuen Staat, zum neu be-

lebten Volk. Als aus dem Volk erwachsene Bewegung konnte sie nicht an den Reichsgrenzen haltmachen. Sie mußte notwendigerweise das gesamte Volk, die Deutschen ungeachtet ihrer Staatszugehörigkeit, erfassen. Darin, daß das deutsche Volk seinen Führer nicht den „Reichskanzler", sondern den „Volkskanzler" nennt, liegt schon diese volksdeutsche Weitung des Gemeinschaftsdenkens, und umgekehrt spricht der Führer in seinen politischen Kundgebungen (vgl. die Rede vor dem Reichstag am 17. Mai u. a.) nicht nur für die Reichsinteressen, sondern für die Unantastbarkeit des Lebens des deutschen Gesamtvolkes. Dem deutschen Volk kommt so in der Stunde seiner schwersten äußeren Bedrängung eine Entwicklung zur Hilfe, die sich seit der Volkwerdung der germanischen Stämme durch die gleichrichtende Kraft des Christentums nicht mehr in dieser Intensität wiederholt hat: daß eine gemeinschaftsformende Bewegung das deutsche Gesamtvolk in allen seinen Stämmen und sozialen Schichten erfaßt und zu einer Gleichheit des politischen Wollens führt. Der äußere Druck, der das deutsche Volk zum Absterben bringen sollte, hat somit gerade das Gegenteil bewirkt: Er hat im deutschen Volk eine Bewegung ausgelöst, die ihm den festesten inneren Zusammenhalt verleiht und ihm weiter gegenüber anderen Völkern einen gewaltigen geistigen Vorsprung in dem Suchen nach den Bauregeln einer neuen europäischen Ordnung gibt.

Die gleichrichtende Kraft der großen Bewegung hat das notwendigste Fundament des deutschen Grenzkampfes gesichert: sie hat das Volk von der Gleichgültigkeit zum Wollen, zum Verantwortungsbewußtsein geführt. Die gefestigte Volksgemeinschaft muß nun vom grenzpolitischen Wollen zum Können geführt werden — zum richtigen grenzpolitischen Handeln der verantwortungsbewußten Nation! Denn kein Ringen in der deutschen Geschichte verträgt so wenig auch nur die geringsten Fehlhandlungen wie die Verteidigung der Volksgrenze, wie die Wahrung und Mehrung der kulturellen Geltung im mitteleuropäischen Raum. Hier handelt es sich nicht um Fragen, die ohne weiteres durch gute Reichsgesetze geregelt werden könnten. Außerhalb der Machtsphäre des Reiches wird die deutsche Stellung ausschließlich durch die seelische Haltung und die Fähigkeiten eines Volkes behauptet, das auch ohne rechtskräftige Befehle sein Handeln den Erfordernissen der nationalen Selbstbehauptung anpaßt.

2. Volkseinheit ist politische Kraft

Die erste Notwendigkeit ist die Ausbreitung des bewußten volksdeutschen Denkens auf das gesamte Volk und seine praktische Anwendung auf allen Lebensgebieten. Die Volksgemeinschaft aller Deutschen muß täglich durch Taten ihre Bewährung erweisen. Alle Lebenszusammenhänge des Volkes, die sich bisher auf das Reichsvolk allein erstreckten, müssen auf den Lebenskreis des Gesamtvolkes ausgedehnt werden. Einige Beispiele zeigen vielleicht am klarsten, was die Einheit volksdeutschen Willens und Wissens erreichen muß und erreichen kann:

Als vor einigen Jahren der Prager Straßenpöbel die Fenster deutscher Firmen einwarf, wurde im Deutschen Reich ein Abwehrboykott gegen den Bezug „tschechischer" Waren und den Besuch „tschechischer" Bäder propagiert und großenteils durchgeführt. Hier fehlte es am volksdeutschen Wissen: Mit den „tschechischen" Erzeugnissen und Fremdenverkehrsorten wurden auch die sudetendeutschen — und zwar vornehmlich diese! — getroffen. Ergebnis: Schwächung der Stellung des Deutschtums — also just das, was die tschechischen Chauvinisten, die getroffen werden sollten, selbst wünschten. Es fehlte aber zugleich am volksdeutschen Willen. Denn zahlreiche reichsdeutsche Firmen nützten den Boykott in genauer Kenntnis der Gefahren für das Sudetendeutschtum dazu aus, sudetendeutschen Firmen die Kunden abzujagen.

Beide Vorgänge müssen unmöglich werden. Bevor eine aus dem Volksempfinden hervorgehende Aktion in Gang gebracht wird, muß sie darauf geprüft werden, ob sie keine Interessen des Deutschtums auf bedrohtem Vorposten schädigt; sie muß darüber hinaus, wie jedes deutsche Tun, darauf abgestellt sein, dem deutschen Grenzkampf zu nützen. In dem angeführten Beispiel wäre die richtige Bewegung etwa folgende gewesen: Verstärkung der Hilfsbereitschaft für das Deutschtum in Böhmen; Zustrom zur Mitgliedschaft bei den volksdeutschen Verbänden (Volksbund für das Deutschtum im Ausland; Deutsche Akademie); besondere Bevorzugung sudetendeutscher Firmen — alles mit dem Ziel, die erhöhte Gefahr, die das Sudetendeutschtum im Interesse des Gesamtvolkes auf sich nimmt, durch tätige Anteilnahme an seinem Abwehrkampf auszugleichen.

Ein anderes Beispiel: Wenn in einem Schulhaus im Deutschen Reich das Dach einstürzt, wenn eine Gemeinde finanziell zusammenbricht und deshalb ihre Schule schließen müßte, dann springt der Staat ein und sorgt für die geregelte Fortführung der deutschen Jugenderziehung. Wenn das gleiche Unglück einer auslanddeutschen Schule zustößt, so geschieht — nichts. Denn der fremdvölkische Staat ist zumeist höchst erfreut über diese Rückbildung der deutschen Erziehung. Es muß eine Selbstverständlichkeit werden, daß das gesamte Reichsvolk aus innerer Verantwortlichkeit heraus nirgends eine kulturelle Grenzstellung zusammenbrechen läßt. Daß das Volk die Verantwortung fühlt, den Bünden, die Mittler vom Reichsvolk zu den Grenzen sind, die Mittel zuzuführen, deren sie zur sofortigen Hilfeleistung bedürfen. Schon diese wenigen Beispiele aber zeigen, worauf es ankommt:

Das ganze Volk der Deutschen muß über die Reichsgrenzen hinaus zu einer Kultur- und Wirtschaftsgemeinschaft zusammenwachsen. Die Verantwortung auch für die geringste Stellung an der Volksgrenze muß Verantwortung des Gesamtvolkes sein. Der kulturelle Pulsschlag der Nation muß bis zu den entferntesten Vorposten reichen, die wechselseitige Zusammenarbeit zwischen den geistig führenden Persönlichkeiten auf dem gesamten deutschen Volksboden darf an keinen Grenzen haltmachen. Ein gewisser „kultureller Ausgleichsfonds der Nation", verwaltet von einer einzigen als Treuhänder wirkenden Stelle, muß dafür sorgen, daß die Armut nicht Lücken in die

Grenzen reißt, wo die Grenze kulturell noch verteidigt werden könnte. Die deutsche Wirtschaft muß mehr als bisher bemüht sein, volksdeutsch zu denken und handeln:

Sie sollte als Exponenten für die deutsche Wirtschaft nicht nur Reichsdeutsche ins Ausland schicken, sondern bodenständige Deutsche in den europäischen Staaten mit ihrer Vertretung betrauen. Sie bringen als wertvolles Gut die Kenntnis des Landes mit; andererseits wird ihre Stellung gestärkt, wenn sie den Rückhalt an dem Wirtschaftsleben des Reiches haben und nicht allein auf sich selbst gestellt gegen die erdrückende Übermacht fremdvölkischer Wirtschaftspolitik stehen. In umgekehrter Richtung müßte dem bodenständigen Auslanddeutschtum die Mittlerrolle zwischen den fremdvölkischen Wirtschaften und dem Reich eingeräumt werden. Wenn den Fremdvölkern und Fremdstaaten klar wird, daß der auch für sie lebensnotwendige Güteraustausch sich in seinen entscheidenden Phasen nicht an der Reichsgrenze, sondern an der Volksgrenze durch die Vermittlung der deutschen Vorposten abspielt, so gewinnt das Ausland selbst ein positives Interesse an freundschaftlichen Beziehungen zu seinen Staatsbürgern deutscher Volkszugehörigkeit. So kommen wir auf das Entscheidende: Die bisherige Praxis des „Minderheitenschutzes" — einer charitativen Fürsorge für geplagte Menschen — muß abgelöst werden durch eine großzügige volksdeutsche Kultur- und Wirtschaftspolitik. Damit vollzieht sich eine entscheidende Schwergewichtsverschiebung im Volkstumskampf.

Wenn das deutsche Reichsvolk anerkennt, daß die Deutschen an der Volksgrenze für die deutsche Volksgemeinschaft höhere Opfer bringen und deshalb auch Anspruch auf eine bevorzugte Stellung in der Volksgemeinschaft haben und wenn das Ausland mit der Tatsache rechnen muß, daß jeder Angriff auf die Volksgrenze als ein Angriff auf die deutsche Gesamtheit empfunden wird — in diesem Augenblick sind die Deutschen jenseits der Reichsgrenzen keine Minderheiten mehr. Die Schließung einer deutschen Schule in Litauen ist dann nicht mehr ein Angriff des litauischen Zwei-Millionen-Volkes auf die 30 000 Deutschen in Alt-Litauen, sondern der Angriff eines Kleinvolkes auf das deutsche Weltvolk mit seiner Gesamtstärke von 80 Millionen Menschen in Europa (in der Welt fast 100 Millionen). Südtirol mit seinen 240 000 Deutschen ist dann nicht mehr eine verschwindende Minderheit gegenüber den 40 Millionen Italienern, sondern organischer Teil eines Volkes, das in Europa immer noch doppelt so stark ist wie das Volk, das Träger der Entnationalisierungspolitik ist. Eine bedeutende Schwergewichtsverschiebung zugunsten des deutschen Volkes muß geradezu notwendigerweise die Folge einer Politik sein, die auch hinter die letzte deutsche Schule, hinter den letzten deutschen Bauernhof den Einsatz des ganzen Volkes stellt und die damit auch mit Recht zu fordern vermag, daß jeder Deutsche — wo immer in der Welt er siedelt — sein Leben dem höheren Leben der völkischen

Gemeinschaft einordnet. Das ist ja die fundamentale Weisheit, die den „fascio" im alten römischen Symbol des Rutenbündels groß gemacht hat, daß auch das Leben des Schwachen nicht gebrochen werden kann, wenn es zur straffen Zusammenfassung, zum Bund wird.

Bedarf es noch eines Wortes darüber, daß es nicht nur notwendig ist, die deutsche Kulturgemeinschaft immer enger in sich zu verflechten, sie zu einer Gemeinschaft mit gleichem Recht, gleicher Kultur und allen gleichmäßig dienender Wirtschaft zu machen, sondern daß auch die bestehenden Bindungen in der Kulturgemeinschaft sorgfältigster Pflege bedürfen? In einem Falle vielleicht doch: Man hüte sich vor Experimenten mit der deutschen Sprache. Auch dort, wo die staatspolitischen Verhältnisse politische Spannungen oder tiefere Unterschiede im deutschen Volksraum begründen, bleibt die Sprache die Brücke, die politische Klüfte überdauert. Sie kann wieder beschritten werden, sobald die politischen Entscheidungen gefallen sind. Sie ist, wenn politische Spannungen oder gewaltpolitische Trennungen höchste Gefahr für den Bestand der Volksgemeinschaft bringen, die einzige bleibende Verbindung zwischen den Deutschen. Deshalb muß die Einheit der deutschen Hochsprache als kostbarstes Band um die deutsche Kulturgemeinschaft betreut werden. Wer heute innerhalb des Reiches versuchen wollte, etwa eine Sprach-Rechtschreibe- oder Schriftreform durchzuführen, der würde sich unbewußt in den Dienst der Todfeinde des Deutschtums stellen. Denn eine solche Reform würde sich auf das Reichsgebiet beschränken. Die Auseinanderentwicklung der deutschen Hochsprache wäre begonnen; die Brücke zum Deutschtum jenseits der Grenzen würde zusammenbrechen, der Weg zum Zerfall des deutschen Volkes wäre frei. Alle kulturpolitischen Maßnahmen, die im Reich getroffen werden, sind nur dann wirklich deutsch, wenn sie ihrem Wesen nach mit Sicherheit gesamtdeutsch werden!

3. Die Grenzverteidigung muß geopolitisch gegliedert werden

Die Sicherung der inneren Festigung des gesamten deutschen Volksgefüges in einigem grenzpolitischen Willen und Handeln macht jedoch keineswegs eine gesunde Untergliederung des Grenzkampfes überflüssig. Die Organisation des Grenzkampfes ist mit den Bauregeln eines guten Schiffes vergleichbar: Gewiß ist die das ganze Schiff umschließende Hülle das Wichtigste; nicht weniger wichtig ist es aber, durch eine richtige Schotteneinteilung zu verhindern, daß ein Unglück an einer Stelle der Hülle zur Katastrophe für das ganze Schiff wird. Und ebenso wichtig, daß die richtige Einteilung und Schulung der Besatzung für bestimmte Aufgabengebiete richtiges Handeln der Gesamtheit in Zeiten der Gefahr verbürgt.

Stammes- und Traditionsgemeinschaften

So muß der deutsche Grenzkampf zwar gesamtdeutsch geleitet, aber unter wesensgemäßem Einsatz der kleineren Einheiten: der räumlichen und stammesmäßigen Gemeinschaften, geführt werden. Dieser Einsatz führt dem Abwehrkampf neben

dem gesamtdeutschen Willen auch noch die Kräfte zu, welche die betreffende kleinere Gemeinschaft ihrer Eigenart gemäß entfalten kann. Die natürlichen Mundart-Gemeinschaften der Stämme, die Tradition geschichtlich zusammengehöriger Gebiete und Länder, können zu wertvollsten Helfern für die Behauptung der Volksgrenze werden.

Es bedeutet z. B. eine Entlastung der nordwestdeutschen Volksgrenze, daß zwischen Niedersachsen und Niederländern noch das Gefühl der Volksverwandtschaft besteht, wo das Gefühl der Volkseinheit erloschen ist. Die Mundartgemeinschaft verbindet Luxemburg dem Deutschtum näher als die Hochsprache. Stammesgleichheit ist eine starke Bindung zwischen der Pfalz und Deutsch-Lothringen; vom Schwarzwald reicht die Mundartgemeinschaft über den Rhein hinweg bis an die Vogesen und prägt das Gefühl der Zusammengehörigkeit so stark aus, daß auch die Aufzwingung der französischen Hochsprache im Elsaß die Absprengung vom Deutschtum noch nicht vollenden könnte. Die hohe Wertung der Mundart in der deutschen Schweiz verklammert die deutsche Schweiz durch die Mittlerrolle der alemannischen Mundartgemeinschaft enger mit der deutschen Kulturgemeinschaft als wenn etwa die deutsche Schriftsprache das einzige Bindeglied darstellte. Die Stammesgleichheit zwischen Bayern und Österreich ist für die Volkstumspolitik von höchstem Wert. Mundartgemeinschaft und zugleich jahrhundertealte gemeinsame Tradition verbinden Nordtirol unlösbar mit Südtirol.

Wie verschiebt sich das — isoliert gesehen — so unglückliche Raumbild der deutschen Randsiedlungen rings um den böhmischen Kessel, wenn man die deutsch-böhmischen Gebiete stammesmäßig mit den reichsdeutschen und österreichischen Gebieten verklammert, die der Ausgangspunkt für die Besiedlung der böhmischen Randgebiete gewesen sind. Schlesien und Ostpreußen sind wiederum Landschaften von starker innerer Tradition, die als feste Eckpfeiler in die Mauer der Grenze eingefügt werden müssen. Endlich darf die Pflege der stammesmäßigen und landsmannschaftlichen Beziehungen zu den deutschen Sprachinseln nicht vernachlässigt werden. Die Erinnerung an die engere Heimat bindet die deutschen Inseln im Meer fremder Völker oftmals stärker an das Mutterland als das Gefühl der Zugehörigkeit zum Gesamtvolk.

Verwaltungseinheiten

Weitere Gliederungen der Grenzpolitik ergeben sich aus den Notwendigkeiten des täglichen Kampfes: Innerdeutsche Verwaltungsgrenzen müssen unter dem Gesichtspunkt des Nutzens für die Volks- und Reichsgrenze gezogen werden.

Jede Verwaltungsgrenze, die etwa ein Grenzgebiet gerade dort von seinem Hinterland abtrennt, wohin ein gegnerischer Nachbar seine Grenze vorverlegen will oder wo eine Wehrgrenze verläuft, ist grenzpolitisch schädlich; ebenso jede Verwaltungsgrenze, die an geopolitischen Bruchstellen oder an religiösen oder stammlichen Nahtlinien auf die Reichsgrenze stößt. Notwendig ist, daß die Verwaltungseinheiten die Grenzlande möglichst eng mit ihrem Hinterland verklammern und damit alle Lostrennungsversuche erschweren; notwendig ist, daß sie alle gefährlichen Bruchstellen der Außengrenze überbrücken, daß nicht etwa gerade an den gefährdetsten Punkten die „tote Zone" zwischen innerdeutschen Verwaltungseinheiten entsteht.

Mustergültig für richtige Grenzführung ist z. B. die Abgrenzung des Gaues Bayerische Ostmark der NSDAP.: Durch die Zusammenfassung der Regierungsbezirke Niederbayern, Oberpfalz und Oberfranken führt er der Reichsgrenze zwischen Hof und Passau und dem vorgelagerten stammesgleichen Gebieten im Böhmen den gesammelten Rückhalt am altbayerischen und fränkischen Stammesboden zu und verklammert das Gebiet zwischen dem Hauptort Regensburg, Passau und Hof, das die Tschecho-Slovakei 1919 beanspruchte, mit starken Bindungen dem Hinterland. Zugleich überbrückt der Gau die Bruchstelle der Further Senke, die Stammes- und Religionsgrenze.

Ist die Tiefenstaffelung der Grenzpolitik ein Problem, das in vielen Fällen durch gute politische und Verwaltungsgrenzen innerhalb des Reiches gelöst werden kann, so begegnet die richtige Gliederung der Außenfronten erheblich größeren Schwierigkeiten, da die Volksgrenze zum überwiegenden Teil der Möglichkeit unmittelbarer deutscher Organisationsarbeit entzogen ist. Hier muß die Überzeugungskraft der Volksführung die richtigen Wege weisen, um die notwendigen Zusammenhänge zwischen den kleineren räumlichen und stammesmäßigen Gebieten zu knüpfen.

Geopolitische Kampfabschnitte

Der Angriff auf die deutsche Volksgrenze läßt sich, wie bereits aufgeführt, in drei große Abschnitte einteilen: Die französische Rheinpolitik, mit dem Ziel, das deutsche Volk aus dem Stromgebiet des Rheines zu verdrängen; die romanische Alpenpolitik, mit dem Ziel, den gesamten Alpenkörper in romanischen Volksbesitz zu überführen und die slawische Westpolitik, mit dem Ziel, das deutsche Volk hinter die Ausgangsstellungen seiner Ostkolonisation zurückzuwerfen. Die Einheitlichkeit der drei Angriffe erfordert eine ebenso einheitliche Abwehr. Daraus ergibt sich die Notwendigkeit der einheitlichen Führung einer:

gesamtdeutschen Rheinpolitik,
gesamtdeutschen Alpenpolitik,
gesamtdeutschen Ostpolitik.

Rhein

Der äußerst geschickten französischen Kultur- und Machtpolitik im Stromgebiet des Rheins muß eine gesamtdeutsche Abwehraktion entgegentreten, die nicht nur das Nahziel erfüllt, den gegenwartsaktuellen Kampf um die Saar erfolgreich durchzufechten, sie muß mehr erreichen: durch sorgfältige Pflege aller Beziehungen des Gesamtvolkes zu den Westgrenzlandschaften, durch Pflege des Zusammenhanges zwischen den westdeutschen Stämmen unter sich muß sie die westdeutsche Volksgrenze gegen jedes Durchsickern französischen Einflusses abdichten. Kulturell gefährdete Positionen, wie etwa Luxemburg, müssen vornehmlich die Beachtung der kulturellen Zusammenarbeit finden. Von Westdeutschland aus müssen die Verwandtschaftsbeziehungen zwischen dem deutschen Volk und den Niederländern und Flamen gepflegt werden. Allen Kräften, die auch dort bestrebt sind, die Rheinmündungs-Länder aus der Rolle zu befreien, das Glacis' des französischen Militarismus zu spielen, muß die Förderung des deutschen Gesamtvolkes zugeführt werden — denn hier liegt eine Interessengleichheit in letzten Fragen vor.

Alpen

Besonders schwierig ist die Zusammenfügung einer einheitlichen Abwehr gegen siedlungs- und kulturpolitische Überwucherung des Alpenraumes durch romanisches Vordringen. Die Erkenntnis der Rückbildungsgefahren, die auch dem deutschen Bevölkerungsteil der Schweiz aus der romanischen Alpenpolitik erwachsen, ist in der Schweiz erst geistiger Besitz recht weniger Weitsichtiger. Selbst unter den österreichischen Alpenländern ist die Einigung auf eine gemeinsame Siedlungs- und Kulturpolitik, welche die heute noch bestehende staatspolitische Position festigt und den Rückhalt für das besonders bedrohte Südtirol schafft, nicht ganz einfach. Von der Erkenntnis alpenpolitischer Aufgaben in Alt-Bayern ganz zu schweigen. Eine der Hauptschwierigkeiten beruht darin, daß Südtirol und Kärnten nicht von der gleichen Macht bedroht sind, sondern von zwei Mächten, die gegeneinander ausgespielt werden können. Das erschwert die Erkenntnis in Tirol und Kärnten, daß für beide historische Länder das Heil nur im einigem Zusammenstehen gegen eine Überwucherung, sei es von der einen oder der anderen Seite, besteht. Die ganzen mittleren und östlichen Alpen, gedeckt von Alt-Bayern, fest zusammengefaßt zur Abwehr — das war die Stärke der Stellung des Stammesherzogtums Bayern vor seiner verhängnisvollen Zerschlagung. Diese Gunst einer bis an die Volksgrenze geopolitisch gut gegliederter Stellung muß dem deutschen Süden wieder errungen werden.

Osten

Endlich der längste, raumpolitisch zerrissenste deutsche Grenzabschnitt: Die deutsche Ostgrenze. Kaum eine deutsche Grenze hat so sehr wie sie unter der kleindeutschen Verengung gelitten. Noch heute gibt es in Deutschland Menschen, die die deutsche Ostgrenze nur in der Verengung auf den deutsch-polnischen Grenzraum sehen. Erfolgreich aber kann der Osten nur verteidigt werden, wenn jede einzelne Maßnahme der deutschen Ostpolitik aufs sorgfältigste darauf abgestimmt ist, daß sie die Grenze von Kärnten bis Ostpreußen, von der Umbruchstelle an der südöstlichen Ecke der Alpen bis zum Abschluß der deutschen Volksgrenze an der Ostsee, in ihrer Widerstandkraft festigen muß. Die jahrelange Vernachlässigung der bayerischen Ostmark brachte z. B. die große Gefahr mit sich, daß die Bruchstelle der Further Senke sich noch weiter vertiefte, so daß die Stellung Schlesiens und Österreichs unhaltbar geworden wäre, ja sogar die Gefahr einer Trennung des deutschen Volksbodens an seiner „Wespentaille" zwischen Franzosen und Tschechen. Gegen die tiefen Einbrüche der slawischen Staaten in den deutschen Volksboden gibt es nur eine wirksame Politik: die gleichmäßige Stärkung der drei großen deutschen Siedlungshalbinseln Ostpreußen, Schlesien und Österreich; die Festigung der völligen Bruchsicherheit der zurückliegenden deutschen Grenzwälle, der Provinz Grenzmark und der bayerischen Ostmark. In dem Augenblick, in dem das Zusammenwirken zwischen Österreich und Schlesien feste politische Formen an-

nimmt, müßte seine bedeutende Entlastung von tschechischem Druck erfolgen. Denn eine gesamtdeutsche Politik, die drei Seiten Böhmens umfaßt, müßte die Tschecho-Slovakei veranlassen, den gegnerischen Kurs gegenüber dem Deutschtum ernstlich zu überprüfen. Solange aber das Tschechentum als Einheit getrennten deutschen Landschaften gegenübersteht, ist es überlegen. Die Erfolge der slawischen Entnationalisierung etwa im österreichisch-tschecho-slovakischen Grenzraum beweisen die Gefahren, die das Fehlen einer gesamtdeutschen Ostpolitik nach sich zieht, die eben solch schwachen Gefahrenstellen die Hilfe Gesamtdeutschlands zuführen würde. Das Problem der östlichen Flankenbedrohung durch ein antideutsches Böhmen kann nur durch das Schwergewicht einer gesamtdeutschen Ostpolitik gelöst werden! Die ungelöste österreichische Frage bringt hier für die Volksgrenze, aber auch für das Reich und Österreich selbst schwere Gefahren mit sich. Die Einheit der Ostpolitik von Memel bis Radkersburg muß so rasch als möglich geschaffen werden, wenn nicht die deutsche Ostgrenze zu einer Rückzugsstellung werden soll.

4. Verlagerung des deutschen Bevölkerungs-Schwergewichts

Gesamtdeutsche Ostpolitik ist noch aus einem letzten Grunde notwendig, der für die östliche Volksgrenze entscheidend ist. „Nur der Pflug schafft und erhält deutschen Volksboden" zwei Jahrtausende haben die Richtigkeit dieses Satzes gelehrt. Wir fassen hier den Begriff des Pflug-Symbols in seiner denkbar weitesten Geltung: Die deutsche Volksgrenze im Osten wird nur Bestand haben, wenn es gelingt, die deutschen Ostgrenzlandschaften zu dicht besiedelten, sozial reich gegliederten, ausgeglichenen Kulturlandschaften auf sicherer bäuerlicher Grundlage zu gestalten. Gelingt das nicht, so sind die volkreichen, bäuerlichen, slawischen Mächte dem deutschen Volk überlegen. Die Hoffnung, daß die geistige Erneuerung des deutschen Volkes auch zu einem rein biologischen Aufschwung, zu einer wesentlichen Mehrung der Bevölkerungszahl führt; die Familienpolitik des neuen Deutschland, die den Schutz der erbgesunden Familie bringt — das alles ist für die Besiedlungsverdichtung des deutschen Ostraumes nicht ausreichend. Der Osten leidet nicht nur unter dem Bevölkerungsrückgang als gesamtdeutscher Erscheinung, sondern ist bevölkerungspolitisch durch den Wirtschaftsliberalismus eines halben Jahrhunderts zerrüttet.

Das vollkommene Fehlen der staatlichen Lenkung der Wirtschaftspolitik, die sich ausschließlich aus dem Kräfteausgleich eigennütziger Interessengruppen ergab, hatte dazu geführt, daß die Produktionsstätten nur in jenen Reichsgebieten und in jenen Formen entstanden, in denen sie privatwirtschaftlich am ertragreichsten arbeiten konnten. Die Bevölkerungszusammenballungen entstanden so in den verkehrsgünstig gelegenen industrialisierten Gebieten, die immer mehr Menschen aus den Ostgebieten herauszogen. So verödete der Osten verkehrspolitisch und ging meist zu einseitiger landwirtschaftlicher Großwirtschaft über.

Das Endergebnis war eine riesenhafte Ost-West-Verlagerung des deutschen Volkes — eine Übervölkerung des Westens und der Mitte; eine

Entvölkerung des Ostens, die selbstverständlich die Gefahr der Überflutung und Unterwanderung der Ostgrenzen aus Gebieten mit höherem Volksdruck mit sich bringt. Der Unterschied der Volksdichte zwischen deutschen und slawischem Volksboden an der Ostgrenze hat bereits so gefährliches Ausmaß angenommen und verschiebt sich ständig weiter zu Ungunsten des Deutschtums, daß mit den landläufigen Mitteln der landwirtschaftlichen Besitzsicherung, selbst mit einer Aufhebung der Freizügigkeit die Gefahr nicht mehr gebannt werden kann. Nur die Erweckung eines neuen kolonisatorischen Impulses im deutschen Volk, der einen starken Siedlerstrom in die östlichen Grenzgebiete führt, nur die Wiederherstellung des Gleichgewichts des deutschen Volksbodens durch die volkspolitische Neugewinnung des Ostens, kann die Rettung bringen. Dabei darf die berechtigte Ablehnung der Verstädterung nicht dazu führen, den Begriff der „Verstädterung" zur „Stadt-Scheu" ausarten zu lassen. Die gesunde Mittelstadt, die organische Ergänzung einer gesunden bäuerlichen Kulturlandschaft und der kulturelle Mittelpunkt ihrer Umwelt — sie ist im Osten eine Notwendigkeit! Der Aufbauplan des neuen Deutschland für Ostpreußen, der die Verlegung von industriellen Produktionsstätten nach dem Osten vorsieht, geht von dem Gedanken aus, daß die notwendige Bevölkerungsverdichtung durch landwirtschaftliche Siedlung nicht erreicht wird und daß deshalb auch städtisch gesiedelt werden muß. Gesunde städtische Siedlung hilft auch der Landwirtschaft. In den südöstlichen Grenzgebieten, insbesondere der bayerischen Ostmark besteht dagegen die Kernfrage darin, die an sich zahlreiche Bevölkerung durch die Erschließung von Absatzmärkten für ihre handwerkliche und industrielle Erzeugung auf eigenem Boden lebensfähig zu erhalten.

Die wesentlichen Antriebe einer neuen Ostkolonisation müssen die willensmäßigen Impulse des deutschen Grenzbewußtseins sein. Die Selbsthilfeaktion der Nation muß jedoch die tatkräftigste Unterstützung des Staates finden. Als staatliche Hilfe kommt vor allem Verkehrserschließung, Verkehrslenkung und wirtschaftliche Privilegierung der bedrohten Grenzgebiete in Betracht. Beide Maßnahmen tragen nicht den demoralisierenden Subventionscharakter, sondern schaffen nur der eigenlebendigen Selbsthilfe den sicheren Rahmen hoheitlichen Schutzes, in dem sich die Arbeit auf dem schwierigen Grenzboden zu entfalten vermag.

Die vorliegende Arbeit macht nicht Anspruch darauf, alle Notwendigkeiten für die Erhaltung der deutschen Volksgrenze lückenlos aufgezählt zu haben. Nur die Grundzüge der deutschen Volksgrenzpolitik konnten hier skizziert werden, um anschaulich zu machen, wie sich alle Lebensfunktionen des Volkes ineinander verklammern müssen, um deutsches Volk auf deutschem Boden gegen äußere Gewalten zu erhalten.

Gelingt es, auf diesen Wegen die Verteidigung des deutschen Volksbodens von innen heraus gegen äußere Macht so vollkommen als möglich zu gestalten, so bleibt noch die große Frage offen: Wird ein einiges, grenzpolitisch richtig handelndes

Volk dem äußeren Druck gewachsen sein? Wird es ihm gelingen, eine Form der Einordnung in seine Umwelt zu erkämpfen, die ihm die eigene Freiheit und Frieden, d. h. also die freundschaftliche Zusammenarbeit mit seinen Nachbarvölkern sichert? Ist nicht Deutschland auch heute noch von einem festen Ring der Nutznießer der Friedensdiktate umgeben; von hochgerüsteten Mächten, die leicht in der Lage sind, mit militärischer Gewalt jeden Versuch der Wiedergewinnung der deutschen Gleichberechtigung niederzuschlagen? Muß nicht jeder ernstliche deutsche Versuch, das Leben der Volksgesamtheit zu sichern, den Versailler Mechanismus von Sanktionen in Bewegung setzen und das deutsche Volk noch hinter seine gegenwärtige Stellung zurückwerfen? Alle diese für das deutsche Volk lebensbedrohlichen Gefahren würden mit Bestimmtheit eintreten, wenn die Friedensdiktate der Pariser Vororte allen Völkern, mit Ausnahme des deutschen, eine zufriedenstellende Neuordnung gebracht hätten und wenn damit der Daseinskampf des deutschen Volkes nur eine deutsche Angelegenheit wäre. In diesem Fall wäre es vorauszuberechnen, wann die gesammelte Gewalt der Nachbarstaaten dem Freiheitssehnen Deutschlands ein Ende setzen würde.

5. Aufgabe des Deutschtums: Friedliche Neuordnung Mitteleuropas

Versailles und die anderen Diktate aber brachten keine Ordnung und werden keine Ordnung bringen. Was die Pariser Friedenskonferenz und ihre Nachfolgerkonferenzen brachten, ist das dauernde Chaos — ein Chaos, das mit den geistigen Mitteln der liberalen Welt nicht gelichtet werden kann. Die Neuordnung des chaotischen Europa ist für alle Völker nur um den Preis der Abkehr vom Liberalismus und des Verzichtes auf die Friedensdiktate möglich; das Festhalten an der Gedankenwelt der Französischen Revolution und an den Friedensdiktaten ist gleichbedeutend mit der Aufrechterhaltung des europäischen Chaos, das in der Auflösung jeder Ordnung und der Zerstörung aller Werte enden muß. Aus diesem Kreislauf gibt es keinen Ausweg.

Eine kurze Gedankenreihe veranschaulicht das: Die Friedensdiktate der Pariser Vororte gaben an, Mitteleuropa auf national-staatlicher Grundlage neu zu ordnen. Sie zerschlugen dafür die Großräumigkeit der zusammengebrochenen Nationalitätenstaaten, schufen eine Menge kleiner und kleinster Staaten mit gepolitisch schlechten Grenzen (Zunahme der Landgrenzen 20000 km) — und lösten das nationale Problem trotzdem nicht. Ein volles Drittel der Bevölkerung des „Teufelsgürtels" zwischen Deutschland und Sowjetrußland trägt das Schicksal, nationale Minderheit zu sein. Teils wurde das „Selbstbestimmungsrecht" gewaltsam verleugnet, teils erwies es sich infolge der Gemenge-Siedlung in Mitteleuropa als unmöglich, die Staatsgrenzen den Volksgrenzen anzupassen. Die Existenzberechtigung der neuen oder unmäßig vergrößerten Staaten aber leitete sich von der Fiktion ab, daß sie National-

staaten seien. So versuchen sie — nicht nur gegenüber dem deutschen Volk —, den Geburtsfehler ihrer gemischtvölkischen Zusammensetzung nachträglich zu beseitigen und unterdrücken ihre Minderheitsvölker, die zur Preisgabe ihres Volkstums und zum Aufgehen im Mehrheitsvolk gezwungen werden sollen. Die Minderheitsvölker wehren sich. Der Haß der Unterdrückten gegen die Unterdrücker schlägt über die Staatsgrenzen hinaus und zieht alle gleichnationalen Gruppen, die wieder zum Teil in anderen Staaten die Mehrheit darstellen, in den Kampf hinein. Aufstandsgefahr im Inneren; Kriegsgefahr von außen her — das sind die Folgen. Militärische Bündnisgruppen, vor allem gestützt auf die französische Vormachtstellung in Europa, glauben die Unveränderlichkeit der wankenden Zwangsgrenzen in Europa beseitigen zu können. Kriegsgefahr aber ist nie ein Schrittmacher der Abrüstung. Auch Abrüstung in gleichem Verhältnisse ist in Mitteleuropa undenkbar. Die innere Kampflage läßt es den Oststaaten als unmöglich erscheinen, auch nur durch teilweisen Verzicht auf schwere Waffen das Schwergewicht im Inneren vom waffentragenden Mehrheitsvolk zu den organischen Kräften der entrechteten Minderheiten zu verschieben. So läuft die Abrüstungskonferenz in Genf ergebnislos auseinander. Kriegsgefahr aber bedeutet Autarkiestreben. Die Erfahrung Deutschlands im Weltkrieg verführt auch die kleinsten Staaten dazu, eine eigene Rüstungsindustrie auf eigener Rohstoffbasis, eine ausreichende Ernährungswirtschaft im eigenen Lande auszubauen. Das ist unwirtschaftlich, da Schwerindustrien nur von weitaus größeren Staaten getragen werden können. Hohe Steuern, hohe Zollmauern zum Schutz der künstlich gezüchteten Industrien sind notwendig. Der Güterumlauf zwischen den Völkern kommt fast zum Stehen. Der natürliche Ergänzungscharakter von ganz Mitteleuropa ist nichts mehr als eine Erinnerung aus vergangenen Zeiten. Dafür versucht man aber, kleinere Gruppen zusammenzubringen, die sich gegenseitig vor dem wirtschaftlichen Zusammenbruch bewahren sollen — aber nicht können. Ärmer und ärmer werden die Völker Mitteleuropas unter ihren Tanks, hinter ihren Zollmauern; gehässiger und schärfer wird der Kampf — — — ganz Mitteleuropa ist eine Kette zusammenhängender politischer Vulkane. Ein hartes Schicksal braucht nur einen Pistolenschuß, wie den von Serajewo, zwischen diese Spannungen zu peitschen, um den fieberkranken Erdteil in Flammen zu setzen — um ihn nach der gegenseitigen Selbstvernichtung dem Bolschewismus auszuliefern. Von Versailles bis zu diesem bitteren Ende geht ein einziger, unerbittlich logischer Weg. Europa stirbt am Liberalismus — wenn es nicht den Ungeist des Liberalismus vorher erschlägt.

In diese europäische Lage ist das deutsche Volk hineingestellt, das heute die gleichrichtende Kraft einer großen Bewegung fühlt, wie am Anbeginn seiner Geschichte. Und nun kehrt gleichzeitig seine große europäische Mission zu ihm zurück: „Überlegene Kultur überwindet überlegene Waffen" so erkennen wir es aus der ersten Volkwerdung. Überlegene Rechts- und Staatskultur muß überlegene

Waffen überwinden — auch heute, im Zeichen unserer zweiten Volkwerdung. Die deutsche Revolution hat nicht nur dem deutschen Volk etwas zu sagen. Nein! Sie ist universal! Sie muß die Wende vom Wertverfall des Individualismus und Liberalismus zum neuen universalen Weltbild, zur neuen Wertordnung der Zukunft sein. Die deutsche Revolution muß hinausschlagen über die deutschen Ostgrenzen und muß den Völkern Europas die große Friedensbotschaft bringen: Die neue Ordnung, die das Chaos lichtet, das der Pyrrhussieg der Französischen Revolution über die unglücklichen Völker Europas hereinbrechen ließ!

„Unser Nationalismus ist ein Prinzip, das uns als Weltanschauung grundsätzlich allgemein verpflichtet. Indem wir in grenzenloser Liebe und Treue an unserem eigenen Volkstum hängen, achten wir die nationalen Rechte auch der anderen Völker aus der gleichen Gesinnung heraus und möchten aus tiefinnerstem Herzen mit ihnen in Frieden und Freundschaft leben."

In diesen Worten des deutschen Führers liegt die Wende nicht nur für das deutsche, sondern für alle kriegsbedrohten Völker Europas, wenn sie noch die Sinne besitzen, um die Stimme der Gerechtigkeit und der Vernunft zu hören. Dieses Bekenntnis faßt das Übel an der Wurzel. Gibt es denn ein unausweichliches Gesetz, daß die Blüte eines Volkes den Tod des anderen bedeuten müsse? Ist es nicht nur der leere Materialismus, der Wahnsinn des liberalen Systems, der die Völker in den Irrwahn hineinhetzt, daß die Mächtigeren die Schwächeren, die Mehrheit die Minderheit unterdrücken müßte? „Liebe zum eigenen Volk — nicht aber Haß gegen die anderen!" so reißt die Stimme des neuen Deutschland die Völker Europas heraus aus der Suggestion, daß der Kulturmord unvermeidlich sei; gibt dem Begriff der Nation eine andere, höhere Sinndeutung und zeigt durch den ständischen Gedanken den klaren Ausweg aus der europäischen Rechtsnot: Jedem Volk sein Recht! Jedem Volk die volle Freiheit seiner Kultur, seines wesenseigenen völkischen Lebens! Wo die Volksgrenze nicht Staatsgrenze sein kann, da zeigt die ständische Gliederung die neuen Formen, in denen auch Volksgruppen jenseits der geschlossenen Volksräume ihre organisatorische Gestalt finden können, die ihnen den Weg zur gemeinschaftlichen Erhaltung und Entfaltung ihrer Kultur frei macht. Der neue Nationalismus rüttelt an den morschen Fassaden Zwangs-Europas. Ihr Einstürzen wird hinter dem Trug der Friedensdiktate und des Völkerbundes ein klares Bild enthüllen — das der Völker Europas. Weiter spannt sich der Bogen der deutschen Friedenspolitik: Die Freiheit und gegenseitige Achtung der Völker ermöglicht es, das Wettrüsten einzustellen; ermöglicht es, durch freie Vereinbarung freier Völker große, zusammengehörige Räume gemeinsam zu nützen. Die durch gemeinsame Arbeit zusammengefügte Völkergemeinschaft wird die Lebensform großer Räume.

Unendlich viele Enttäuschungen kann man dieser Vision entgegenhalten. Dennoch hat sie reale Grundlagen. Unleugbar hat Mitteleuropa, das Gebiet zwischen Frankreich und Räterußland, der Raum von Rhein, Donau und Weichsel, gemeinsame Interessen. Sein erdbestimmtes Wesen verweist alle Völker, die es besiedeln,

auf ergänzende Zusammenarbeit. Unleugbar leidet Mitteleuropa unter einer gemeinsamen Not: Unter der Aufnötigung einer für seine Ordnung völlig unbrauchbaren Staatstheorie — der Staatslehre der Französischen Revolution. Unleugbar ist Mitteleuropa vom Osten her von der gemeinsamen Gefahr des Bolschewismus bedroht — und die europäische Geschichte von zwei Jahrtausenden lehrt, daß stets erst der Einsatz des deutschen Volkes die Bewegungen aus dem asiatischen Osten zum Stehen brachte. Unleugbar ist es auch, daß die Zeiten deutscher Führung Blütezeiten für alle Völker Mitteleuropas waren. Unter deutschem Recht, unter deutscher Kulturarbeit blühte Europa auf bis zu den russischen Steppen. Die Völker des europäischen Ostens müßten ihre Sprachen verändern, deren deutsche Lehrwörter auf die deutsche Herkunft ihrer höheren Kultur deuten; sie müßten ihre Städte und Dörfer niederreißen, um die Spuren deutscher Kulturarbeit zu verwischen; sie müßten ihre Äcker von der Wildnis überwuchern lassen, wollten sie die dauernden Züge unsichtbar machen, die deutsche Kulturarbeit ihren Wirtschaftsformen vermittelte. Noch heute ist die deutsche Sprache die einzige Sprache, die zwischen den kleinen und mittleren Völkern des Ostens Mittler ist, die es ihnen ermöglicht, ihrem Geistesleben über die engen Grenzen des eigenen Volksbodens Geltung zu schaffen. Alles weist darauf hin, daß ganz Mitteleuropa nur zu den Grundfesten seiner Kultur zurückkehrt, wenn es sich der neuen Ordnung zwischen den Völkern aufschließt, die ihm die Friedensbotschaft der deutschen Revolution verheißt. Überlegene Kultur überwindet überlegene Waffen die neue völkische Rechtskultur wird die Völker erfassen. Je schwerer ihre Not ist, um so sicherer. Und die unrechte Macht derer, die von der Not der Völker leben, wird in sich zerbröckeln zerfallen. Den Völkern wird der Weg frei werden zu einer neuen, rechtsbegründeten Freiheit.

Das deutsche Volk wird, wenn es mit reinen Händen und im unerschütterlichen Glauben an ein höheres Recht für die neue Ordnung siegt, im Rahmen dieser neuen Ordnung auch selbst siegen. Es wird das furchtbare Schicksal der „Grenzenlosigkeit" von sich wälzen und wird die erdbestimmten Grenzen seines Volksraumes gewinnen, die es mit dem Pflug nachgezogen hat durch Jahrhunderte. Seine Grenzen werden offen sein für die Freundschaft mit den Nachbarvölkern, mit denen es in Frieden und Zusammenarbeit leben will. Die gefestigte Einigkeit aller Deutschen, die tiefe Verwurzelung im Heimatboden, die Erneuerung der kulturellen Lebenswerte, die weit über die Volksgrenzen ausstrahlen — dieser Zusammenklang ist Unterpfand für die Fortdauer des deutschen Volkes, Deutschlands.

ALBRECHT HAUSHOFER:

Berichterstattung aus der atlantischen Welt

Die internationalen Konferenzen des Jahres 1933 stehen unter schlechten Sternen — ob man nun an die Abrüstungskonferenz oder an die Weltwirtschaftskonferenz oder an Arakis mißglückten pazifischen Konferenzplan denken möge. Auch die letzte Konferenz des Jahres, die panamerikanische in Montevideo, die in den Weihnachtstagen zu Ende ging, ist nicht gerade erfolgreich verlaufen. Freilich hat sie die Gefahr ernstlichen Scheiterns von vornherein dadurch ausgeschaltet, daß sie — nach Art mancher Völkerbundstagungen — alle wirklich gefährlichen Themen von der Tagesordnung ausgeschaltet hatte. Man hat aus dem Mund von Cordell Hull eine Erklärung von nordamerikanischem „good will" entgegengenommen, eine neugefaßte Monroe-Doktrin nordamerikanischer Nicht-Intervention in Latein-Amerika — bestätigt und planmäßig vorbereitet durch beharrliches Nichteingreifen in die kubanischen Wirren; man hat über Verkehrs- und Wirtschaftsfragen zweiter Ordnung gesprochen und einige, in erster Linie technische Abkommen zustande gebracht. Im Frühjahr sollen weitere Wirtschaftstagungen in Santiago und Buenos Aires folgen. Das heißeste Eisen, die Schuldenfrage, hat man nach Möglichkeit umgangen — wenn auch klar ist, daß die Nordamerikaner wie in Europa so in Südamerika einige Milliarden guter Dollars verloren haben. Das wirtschaftliche Gesamtbild Südamerikas ist ein Bild langsamen Sich-Erholens, in dem Venezuela und Kolumbien die helleren, die südlichen Andenstaaten die dunkleren Farben aufweisen. Brasilien und Argentinien erweitern ihre Zusammenarbeit in Verkehr und Wirtschaft; Aufgaben dafür sind reichlich vorhanden. Wenn beide Staaten den Aufbau ihrer Wirtschaft rechtzeitig dahin lenken, daß sie einander ergänzen — die natürlichen Voraussetzungen dafür sind gegeben —, so mag in kommenden Jahrzehnten an der Ostküste Südamerikas eine Wirtschaftsmacht von bedeutenden Ausmaßen erstehen. Voraussetzung für geschlossene Wirtschaftsmacht ist freilich in beiden Fällen innere Durchentwicklung vor allem des Verkehrswesens. Und daran fehlt es sowohl in Argentinien wie in Brasilien; in Brasilien freilich weit mehr als in Argentinien. Die gesteigerte Entwicklung des Luftverkehrs enthebt Brasilien nicht der Notwendigkeit, sei es mit Straßen, sei es mit Bahnen, zu einem geschlossenen inneren Verkehrsnetz zu gelangen, das den Süden und die Mitte des Landes mit dem Nordosten und dem Amazonasgebiet verbindet. Eine schwere Aufgabe! Aber erst dann, wenn sie gelöst ist, wird Brasilien sich als Großmacht betrachten können. Einstweilen liegen noch immer zu viele wichtige Nervenstränge des wirtschaftlichen und staatlichen Lebens auf den Küstengewässern des Atlantischen Ozeans (auch die Fluglinien sind in erster Linie Küstenstrecken). Wenn man einmal auf guten Straßen oder mit schneller Bahnfahrt — hinter den Küstengebirgen! — von Porto Allegre über Bello Horizonte

nach Pernambuco oder nach Pará reisen kann — dann mag Brasilien daran gehen, seine Hauptstadt (wie in der Verfassung von 1889 vorgesehen) von Rio de Janeiro nach dem Hochland von Goyaz zu verlegen, und auf diese Weise dartun, daß es der führende Kontinentalstaat Südamerikas ist... Eine Entwicklung, deren Raumgrundlagen bereitliegen. Sie wird noch lang auf sich warten lassen. Aber jeder gut gebaute Kilometer Bahn oder Straße ist ein Schritt dahin; und was für Brasilien gilt, das gilt in geringerem Ausmaß auch für die meisten anderen Staaten Südamerikas. Einige davon haben es frühzeitig erkannt, wie Venezuela — oder vielmehr sein seit 25 Jahren regierender Präsident General Gomez; auch einige mittelamerikanische Staaten sind in der Verkehrsentwicklung weit voran; Chile und Argentinien beweisen durch Inangriffnehmen zweier neuer Verbindungen über die Anden, daß die Zeiten der Stillegung der vorhandenen Uspallatabahn wohl endgültig überwunden sind; andere Staaten, wie Ecuador, Peru und Bolivien, sind weit im Rückstand.

Bolivien vor allem hätte Anlaß genug, sich den großen inneren Aufgaben zuzuwenden, statt seine beste Kraft im Kampf gegen Paraguay zu opfern. Wenn die beiden Staaten darauf bestehen, einen „Endsieg" zu erzielen, so wird der Kampf um den Chaco zu den ständigen Überschriften der Presse gehören müssen. Ein jahreszeitliches Auf und Ab wird sich nicht vermeiden lassen: zu gewissen Zeiten verbietet der Zustand des Kampfgeländes eine wirksame Kriegführung; dazwischen aber gibt es immer Vierteljahre, in denen gekämpft werden kann. Auch hier aber gibt es heilsamen Wechsel: Mögen im Südwinter die Bolivianer einigen Vorteil erzielt haben, so tritt im Südsommer das Klima auf die Seite der Paraguayer; dann gehen Meldungen durch die Presse wie diejenigen der letzten Wochen, wonach die Paraguayer die bolivianische Front überrannt, mehrere Forts erobert und Tausende von Gefangenen gemacht haben. Nach einem solchen Ereignis pflegen dann die Bolivianer ihre Generale abzusetzen und ihren Generalstabschef für Ereignisse verantwortlich zu machen, für die in erster Linie das heiße Sommerklima des Chaco verantwortlich ist. Zieht man einen Schluß aus den Kämpfen der letzten Jahre, so ist es der, den nüchterne geographische Betrachtung schon vor Beginn der Kämpfe zu ziehen erlaubte: Wenn ein Krieg für beide Teile sinnlos ist, so ist es dieser. Bolivien ist ein Hochlandstaat, Paraguay der Staat der Tieflandströme. Zwischen ihnen liegt der Chaco — scharf abgegrenzt gegen das Hochland am Fuß der Vorketten der Anden, ohne Grenze des Landschaftscharakters übergehend in das Stromland des Paraguay. Gewiß ist Bolivien das größere der beiden Länder, an Fläche wie an Menschenzahl; aber der Anmarsch zum Kampfgelände ist für die Bolivianer sehr viel weiter als für die Paraguayer, und die Natur des Chaco steht gegen die Bolivianer. Die Kraft Boliviens reicht zu einer Überwältigung Paraguays nicht aus; solange das Kerngebiet zwischen Paraguay und Parana unangegriffen bleibt, so lange wird Paraguay immer

in der Lage sein, in der für die Bolivianer ungünstigen Jahreszeit zum Gegenstoß auszuholen. Auf der anderen Seite wird Paraguay nie die Kraft haben, Bolivien zum Frieden zu zwingen. Schlimmstenfalls zieht Bolivien sich in die Berge zurück und wartet so lange, bis neue Menschenreserven herangewachsen sind, um den Kampf wieder aufzunehmen. — So bleibt bei mangelndem bolivianischem Friedenswillen nur das Eingreifen benachbarter Staaten; auch das aber wird nur Erfolg haben, wenn die Vereinigten Staaten Nordamerikas sich nicht hinter Bolivien stellen, das ihnen durch erhebliche Bergbauinteressen verhaftet ist. Daß es in Montevideo nicht zu einer vermittelnden Intervention gekommen ist, kann nur an den inneren Spannungen der Mächte liegen, die zu intervenieren hätten. Und so versteht man auch den ruhmreichen Beschluß, die Streitfrage, die der Völkerbund den südamerikanischen Mächten zur Schlichtung zugewiesen hatte, wieder an den Völkerbund zurückzuschieben. Ob man sich in Genf freuen wird?

Dort hat man zur Wende des neuen Jahres Sorgen um die eigene Existenz; Sorgen, die sehr begreiflich sind, die sich freilich für den historisch Sehenden sehr wohl in große Zusammenhänge einordnen lassen. Wodurch sie freilich nur für sehr philosophische Gemüter weniger peinlich werden...

Es handelt sich beim Fortbestand der Genfer Institution um die alte Frage, wie die großen politischen Fragen am zweckmäßigsten behandelt werden: in Einzelbesprechungen der Hauptbeteiligten, in Rundgesprächen der Großmächte oder in Plenarversammlungen der gesamten Staatenwelt, groß und klein durcheinander, wie im Völkerbund üblich. Jede dieser Methoden hat ihre Vorteile und ihre Nachteile; der gegenwärtige Zustand der Weltpolitik aber ist besonders reizvoll und besonders undurchsichtig dadurch, daß die großen sachlichen Gegensätze (immer mit Ausnahme Ostasiens, wo wenigstens von Japan deutlicher gesprochen werden kann) hinter scheinbar formellen Fragen der Behandlung versteckt werden. Solches gegenseitiges Ausweichen erfolgt immer dann, wenn eine sachliche Einigung unerreichbar ist oder unerreichbar scheint und wenn darüber eine gewaltsame Austragung von Konflikten allseits nicht gewünscht wird. Dann weigern sich die einen Mächte, vor einem bestimmten Forum zu erscheinen; und andere Mächte weigern sich, abseits dieses Forums zu verhandeln. Das Ganze erinnert lebhaft an die Zeit der Regensburger Reichstage des Römischen Reiches Deutscher Nation in seinen Verfallszeiten. Die Dauer eines solchen Zustandes wäre unbegrenzt, wenn es nicht immer wenigstens einige Mächte gäbe, die sich ein offeneres Spiel leisten können. Zu dieser Art gehörte vor einigen hundert Jahren der Großtürke, zu diesen gehört heute das japanische Reich; und große Kontinentalreiche wie die Vereinigten Staaten oder die Sowjetunion können es sich, der Unverwundbarkeit ihrer Zentrale bewußt, immer wieder leisten, mit dem Aufstellen neuer Regeln wenigstens zu spielen...

Abseits der großen europäischen Probleme, hinter denen immer wieder die Worte

„Revision" und „Sicherheit" stehen, liegen eine Reihe von kleineren, die wir aus dem alten Jahr in das neue mit hinübernehmen: beginnend im Westen mit der innerspanischen Auseinandersetzung und der irischen Frage, im Norden mit finnischen und norwegischen Innenentwicklungen, endigend im Süden mit Malta und Palästina.

Um Malta ist es verhältnismäßig still geworden — selbst in den italienischen Zeitungen; um Palästina ist es noch immer laut. Der englischen Mandatsregierung ist es zwar gelungen, der äußeren Unruhen Herr zu werden. Die Unruhe selbst dauert fort und wird nicht eher aufhören, als die jüdische Einwanderung aufhört. — Die steigende Fremdheit Nordeuropas gegenüber mitteleuropäischen Entwicklungen — verbunden mit wirtschaftlichem Anschließen an England — ist eine Tatsache, die neben den freilich offensichtlicheren und offensiveren Bemühungen Frankreichs im Osten und Südosten nicht übersehen werden sollte. — Der irische Konflikt hat weiteren Brief- und Redewechsel zwischen Dublin und London gezeugt; De Valera ist für das Parlament von Nordirland gewählt worden, wird aber seinen Sitz nicht einnehmen (die Wahl selbst hat das konservativ-unionistische Regiment Lord Craigavons bestätigt). Er versucht die englische Regierung juristisch festzulegen auf eine Beantwortung der Fragen, die wir in unserem letzten Bericht zusammengestellt hatten. Die englische Regierung hat sich auf solches Glatteis nicht verlocken lassen. Der Dominionminister Thomas hat zwar angekündigt, daß ein Zustand eintreten könnte, in dem ein Dominion der Vorteile der Reichsmitgliedschaft verlustig gehen könne, hat sich aber versagt, irgendwelche Schlußfolgerungen für Irland daraus anzudeuten. Und dem Kriegsminister Lord Hailsham entfuhr bei einer etwas späteren Rede zwar ein Grollen, das fast wie eine Drohung klang, aber ebensowenig verbindlich war. Das Kabinett schließlich hat den Fall, daß Irland grundsätzlich seine Verbindlichkeiten verleugnen könnte, als gänzlich hypothetisch erklärt. Wie soll nun De Valera zu seinem Konflikt kommen, wenn man sich in Westminster weigert, den Handschuh aufzunehmen, und so tut, als wäre er nicht vorhanden? Mißlungen ist vor allem De Valeras nicht ungeschickter Versuch, den irischen Sonderfall zu einem allgemeinen Dominionproblem zu machen — ein Versuch, der angesichts der neufundländischen Vorgänge nicht ohne Geschick war. Neufundland ist inzwischen unter Zustimmung seines Parlaments wieder Kolonie geworden; Südafrika genießt ungewohnten inneren Frieden; Australien und Neuseeland sind ruhig; in Kanada bereitet sich zwar ein innerpolitischer „landslide" nach links (ähnlich dem Umschwung Hoover-Roosevelt) vor; aber eine Beseitigung des kanadisch-autarken Ministerpräsidenten Bennett würde der Reichsfreudigkeit Kanadas schwerlich schaden; so ist De Valera mit seinem auch im Inneren streitzerfahrenen irischen Freistaat allein auf weiter Flur; und in London haben einstweilen die phlegmatischen Temperamente die Oberhand. Wie lange — das ist eine Frage, die kaum zu beantworten ist.

Wie lange noch? stellt sich als Frage auch gegenüber dem inneren Zustand der spanischen Republik, die im Gefolge der Wahlen recht gefährliche Erschütterungen durchgemacht hat und weiter noch durchmacht. Mitten in diese Erschütterungen fällt der Tod des Katalanenführers Macia, der vielleicht für sich und für sein engeres Heimatland im rechten Augenblick gestorben ist.

Seltsame Gewichtsverlagerungen deuten sich im adriatischen Spannungsfeld an. Nachrichten von wohlgelungenen Verhandlungen des Königs Zogu von Albanien mit Südslawien und Griechenland kreuzen sich mit anderen Nachrichten, die von einem Stocken italienisch-albanischer Verhandlungen und einer Sperre italienischer Zahlungen an Albanien zu berichten wissen. Sollte hier listiges Balkaniertum den Nachfahren Macchiavellis ein Schnippchen geschlagen haben? Der König von Albanien hat eine nicht uninteressante Vergangenheit. Er kam zur Macht im Kampf mit Italien, als Freund der Serben. Er galt seit einer Reihe von Jahren als zuverlässiger Freund der Italiener. Sollte der Wind der Freundschaft wieder nach Nordosten statt nach Nordwesten wehen?

In Rumänien hat sich ein Machtwechsel nach alten rumänischen Gepflogenheiten abgespielt. Die Liberalen unter Duca haben die Regierung Vajda-Voivod abgelöst — nicht ganz ohne Einwirkungen von Paris, wo man eifrig bestrebt ist, den antirevisionistischen Block im Donaugebiet zusammenzuschweißen, nachdem die Reibungsflächen gegen die Sowjetunion so gut wie beseitigt sind. Wer eine Revision der Verträge für nötig hält, wird mit Bedauern sehen, daß auch die ungarische Regierung — vielleicht unwillentlich und unbewußt, aber doch sehr spürbar — den Antirevisionisten in die Hand spielt: dadurch, daß sie die Probeminderheit, die in Restungarn verblieben ist, die deutsche, so wenig gut behandelt, daß allen Völkerschaften der pannonischen Randgebiete, die nun einmal nicht Magyaren sind, die Lust vergeht, unter die Herrschaft der Stephanskrone zurückzustreben.

Chinesische Geschichte bezeichnet den Hoangho als „den Kummer Chinas". Europa hat deren drei: die Donau, den Rhein und die Weichsel. Alle drei sind Ströme deutschen Grenzbereichs.

KARL HAUSHOFER:
Bericht über den indopazifischen Raum

„Alles in allem: die letzte Wahl scheint mir nur zwischen einer Art von Kommunismus oder von Faschismus zu liegen; die mittleren, die Übergangsformen schwinden dahin." So schließt der voraussichtliche Nachfolger Gandhis, der Pandit Jawaharlal Nehru, heute Führer des linken Flügels der indischen Kongreßpartei, einen Brief von großer stimmungsmäßiger Bedeutung, der im „Manch. Guardian" vom 11. Dezember 1931, S. 9, in seinen wesentlichen Teilen

abgedruckt ist. Er ist in seinen wie in Stein gehauenen harten Sätzen ein unerfreuliches Neujahrsgeschenk für das Britenreich; aber auch sonst für die Welt!

Er schließt, nachdem er viel Wertvolles zur Psychologie von Gandhis Führerschaft und seiner Politisierung der indischen Massen gesagt hat, leider mit einem Bekenntnis, das hoffentlich nur höchst persönlich und der Ausdruck eines durch viele Verfolgungen maßlos verbitterten Gemüts ist und nicht eine verhängnisvolle Schwenkung für das Schicksal Indiens bedeutet:

„Zwischen diesen beiden Wahlen ist mein ganzes Gemüt und mein Herz für die erste."

Gandhi hat sich bisher mit viel Klugheit und Tatkraft bemüht, Indien von diesem Weg zurückzuhalten, der es notwendig der Hilfe der einzigen Weltmächte berauben würde, die ihm Vorbilder der Ordnung statt des Verderbens zeigen und gerade aus nationalsozialistischen Beweggründen Verständnis für sein Ringen um Eigenleben, Selbstbestimmung und Völkerpersönlichkeit haben. Das sind Mitteleuropa nördlich und südlich der Alpen und Japan, die sich alle entschlossen von der Wahl Jawaharlal Nehrus abgewendet haben und in faschistischen oder nationalsozialistischen Formen ihr Heil suchen, während z. B. China hilflos in immer unglücklicheren Zuständen zwischen beiden Wahlen pendelt, durch Eugen Chen in Fukien in neues Bürgerkriegselend gestürzt, das eben doch zeigt, wohin Moskauer Ratschläge auf wesensfremden Böden die Völker bringen.

Wie innerlich unsicher der an zweiter Stelle führende Inder selbst ist, das verrät er mit eigenen Worten: „Ich fühle mich stark zum Kommunismus hingezogen und meine, daß er die einzige vernünftige und wissenschaftliche Erklärung der Geschichte bietet. Aber ich mißbillige vieles, das in Rußland geschehen ist, und bin kein Kommunist im hergebrachten Sinn" (in welchem dann?). „Aber alles in allem genommen, habe ich einen großen Eindruck von dem russischen Experiment bekommen." Nun aber folgt: „Ich habe eine Schwäche für Oxford und was es für mich bedeutet. Wenn etwas in diesem Stil, nur auf einer breiteren Basis, erhalten werden könnte, wäre es gut und schön. Aber selbst Oxford und seinesgleichen wiegt nicht das Opfer der breiten Massenkultur (?) und Initiative auf, das die richtige Art von Kommunismus mit sich bringen sollte."

Wenn ein Führer an zweiter Stelle einer Massenbewegung innerlich so zerrissen ist, daß er schwankt, ob er 353 Millionen mit dem Ideal von Oxford oder der Sun-Yat-Sen-Universität in Moskau beglücken soll, dann ist die Spannung zwischen der führenden nationalsozial geschlossenen Macht des Pazifik-Westufers und dem, was Japan unter panasiatischer Bewegung und Führerschaft versteht, einerseits, und dem, was in den zu führenden großasiatischen Massen an unklarer Richtungslosigkeit gärt, andererseits, so groß, daß die Sowjetbünde bei Rassenkämpfen mit revolutionären Schlägen größeres Unheil herbeizuführen vermögen, als die entschlossenste einheimische Führung wieder gutmachen kann.

Aber wir mußten diesen unerwartet erschlossenen Einblick auswerten, um

erkennen zu lassen, welche Gefahren für alle Mächte der Ordnung im Unterbewußtsein der indischen und chinesischen Massen verborgen liegen; und was es heißen könnte, das einzige festgefügte, einheimische Reich des indopazifischen Raumes Japan mit einer uns gesinnungsmäßig verwandten Staatskultur als Folge eines Abkommens zwischen den beiden großräumigen Mächten Eurasiens und Nordamerikas in einen ähnlichen Einkreisungszustand hineinzudrängen, wie der von 1909 bis 1914 war, dessen Glücksfälle Mitteleuropa erlebte, denen es sich seit 1933 mühsam genug entringt.

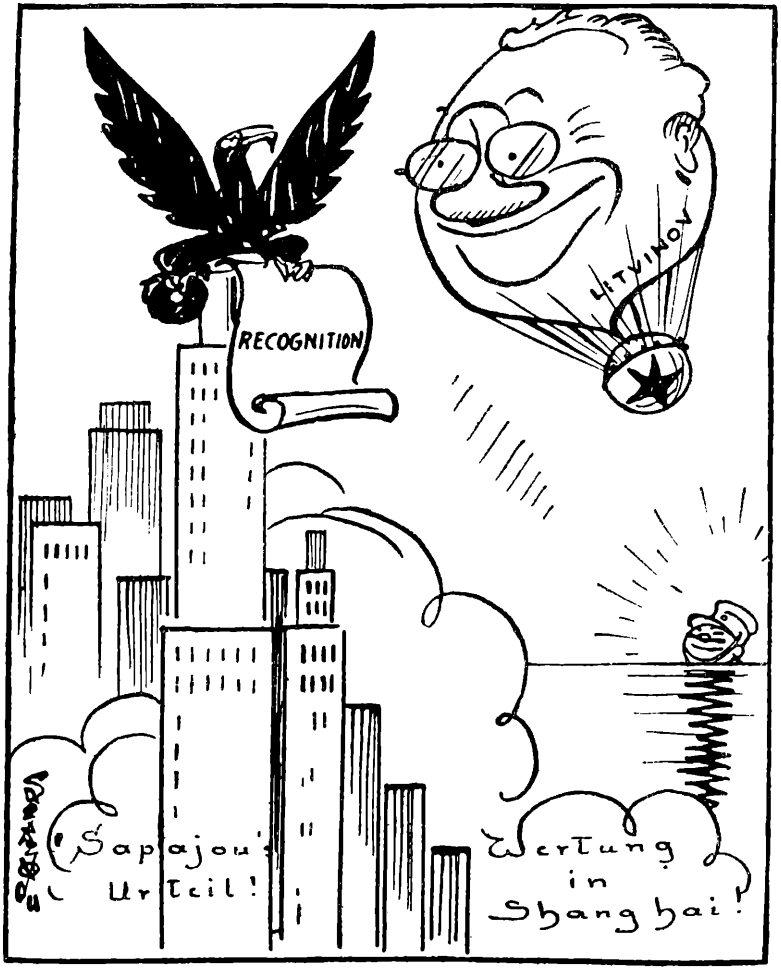
Japan will die Menschen, die in seinem eigenen Machtbereich so denken wie Jawaharlal Nehru, mit ihrem Gefolge, das man dort auf höchstens 30000 bis 60000 Träger gefährlicher Gedanken schätzt, auf eine Insel der Verbannung bringen, um ungestört von ihnen seine nationale Verfestigung auf das höchste Maß zu steigern. Wird es dann aber wirklich, wie seine Textilinteressenten (vgl. Geopolitik, XII/33, S. 748) glauben, mit den asiatischen Massen zusammenspielen können, deren Programm auf S. 749 aufgerissen ist, wenn ein Jawaharlal Nehru sie in Indien führt, ein Chen sich ihrer in China bemächtigen sollte?

Wir sehen also in Wahrheit den Kampf um den Druck dieser Massen hinter der Großasienpolitik Japans oder der Sowjets schon im großen Stil im vollen Gange, ohne daß auch nur volkspolitische oder gar völkerrechtliche Kriegserklärungen ausgetauscht worden wären, und sind eigentlich nur überrascht, die US.-Amerikaner zwar erst noch mit Gewehr bei Fuß, aber sichtlich durch allerlei Abmachungen an die Sowjetbünde geknüpft dabei zu sehen.

Werden sie die letzten Folgen ziehen, Singapore für Jawaharlal Nehru erobern und jene vollständige Verwüstung des ostasiatischen Marktes herbeiführen helfen, die ihnen General Araki als Ergebnis eines transpazifischen Zusammenstoßes, nebst unendlichem Unheil für China, voraussagt?

Sehr lange wird sich das Spiel von Washington nicht verschleiern lassen, wenn der japanische Vorschlag zur Zurückziehung der japanischen und russischen Truppen von der reibungsträchtigen Grenze von Manchukuo als erste einer Reihe von Ausgleichsvorbedingungen zur Entscheidung heransteht. Japan ist sich klar darüber, daß die Zeiten von 1934 bis 1936 längstens Jahre der Entscheidung am Großen Ozean und für Eurasien bedeuten. Denn lange können solche Zustände, wie sie jetzt an den brandgefährlichen mehr als 8000 km asiatischer Vorderfront der Sowjets bestehen, nicht in der Schwebe gehalten werden. Japan baut eine Bastei aus „selbständigen" Staaten, wie Manchukuo und Westmongolei (Innere), zwischen das chinesische Chaos und die Sowjeteinflußzone hinein, in der die sowjetisierte Mongolei und Tannutuwa wohl restlos aufgegangen sind. Die äußere Mongolei zittert unter dem Überdruck der ihr von dem altbekannten Sturmvogel Borodin aufgenötigten Reiterorganisation, die angeblich zehn Reiterschwärme mit allerlei zeitgemäßer Zugabe an motorisierten Truppenteilen auf die menschen-

leeren, unruhigen nordwestchinesischen Länder loszulassen gestattet. Tibetaner haben ihren Grenzfluß in der Richtung auf Sinkiang überschritten, das ohnehin in hellem Aufstand lodert: arm an Menschen, reich an Bodenschätzen, von China



Begegnungen in der Stratosphäre

— außer im Flugzeug — fast nicht mehr erreichbar, noch weniger regierbar von einem Lande aus, das seine reichsten und fruchtbarsten Länder nicht mehr zu regieren weiß: also auch hier ein höchst labiler, gleitender, umsturzreifer Zustand!

Trotzig hält in einer so hochgespannten Lage das Japan der Araki und Hiranuma, nicht ganz so energisch das des rußlandkundigen Außenministers Hirota, den Pazifik-Anrainern die harte Wahl entgegen, entweder Raum und Wander-

freiheit ohne Rasseneinschränkung zu gewähren oder sich in einigen der Haupthandelsgebiete der Angelsachsen beiderseits des Atlantik einer in diesem Umfang noch nicht erlebten Gefahr des Unterbietens in der Warenausfuhr auszusetzen. Dem für das englische Textilgebiet erschütternden Handelseinbruch in Indien, Südostasien und Südafrika, wo noch Waffenstillstandsverhandlungen im Gange

sind, folgte — der Panamerika-Konferenz in Montevideo um weniges vorausgehend — der Einbruch in Südamerika. Er war den US.-Amerikanern um so peinlicher, als er mit einer deutlichen Abneigungswelle der Lateinamerikaner gegen die immer auf der Lauer liegende angelsächsische Bevormundung zusammenfiel. Dem an sich schon nicht gerade für USA. verheißungsvollen engeren Zusammenschluß von Argentinien, Brasilien, Chile, Paraguay und Uruguay, ihrem gemeinsamen Druck auf Bolivia zur Beendigung der Chaco-Wirren, dem Segen Mexikos

für den neuen Widerstandsbund folgte das Beifallgemurmel in Montevideo zum Protest der Kubaner gegen ihre Vergewaltigung.

Während aller dieser Versteifungen reisten die Japaner das Pazifikufer der Lateiner entlang und zeichneten zur besseren Aufklärung ihrer handelspolitischen Vorwärtsbewegung Karten von der Art der beigefügten Skizze auf die Umschläge amerikafreundlicher Zeitschriften wie des „Transpazifik". Waren schon diese Karten alarmierend genug, wieviel mehr erst die Sprache solcher Ostasiaten, die sich von vornherein von jenseits des großen Friedensmeeres her nichts Gutes erwarteten und — gegen eine alte japanische Volkssage — durchaus bereit waren, „gegen Sonnenaufgang zu schießen", was die großen Antwort-Flottenübungen gegen die pazifische Fahrt der US.-Amerikaner und ihren Sommeraufenthalt in Hawaii ja bei den Bonin-Inseln ausgeprobt hatten. Dieser Seewehrübung war die Flottenparade über 875 000 t Kriegsschiffstahl gefolgt; und dieser stattliche Aufmarsch hatte durchaus nicht alles schwimmende Rüstzeug des Inselreichs umfaßt!

Auf einen Probe-Brandpfeil jedoch, der von Moskau aus den Gedanken im Gefieder trug, Nordsachalin an die US.-Amerikaner zu verpachten, dort ein gemeinsames Sprungbrett zu Luftangriffen gegen die dichtbevölkerten japanischen Kernlandschaften einzurichten und einstweilen die Freundschaft durch einen us.-amerikanischen Geschwaderbesuch in Wladiwostok zu bekräftigen, hatte der Sprecher des Außenamtes in Tokio freundlich erwidert: der neue, von Tokio nach Washington übersiedelnde Sowjetbotschafter Trojanowski kenne Japan viel zu gut und sei ein viel zu erfahrener Staatsmann, um zu glauben, daß es sich beides gefallen lassen werde.

Tatsächlich ist bereits vor mehr als zehn Jahren in den USA. ohne Widerspruch eine Zeichnung des inneren Seewehr-Raumes der Japaner bekanntgeworden, deren ozeanische Grenzen längs der äußersten Inselbogen des eigentlichen Japan zur Straße von Formosa laufen, die Japan-See und das Gelbe Meer einschließen, mit der Bemerkung, daß ungebetenes Eindringen ortsfremder Seestreitkräfte in diesen Raum als unfreundliche Handlung zu bewerten sei. Sogar den Chinesen, die doch schließlich dort ortsanwesend sind, ist vor ein paar Jahren das Abhalten von Seeschlachten vor ihrer eigenen Shantung-Küste mit Erfolg verboten worden; es wird sogar vor der Küste des aufständischen Fukien eine mißliche Sache sein, zumal Japan dort noch immer nicht ganz verjährte Vorkaufsrechte besitzt. Zwar hat sie Langhans-Ratzeburg einmal in Abrede gestellt, da sie — ganz ähnlich, wie der ja auch 24 Jahre lang in wesentlichen Absätzen geheimgebliebene Li-Lobanow-Vertrag, der Vater alles Übels in Manchukuo — bisher noch nicht genügend publizistisch ausgewertet und in völkerrechtlichen Doktorarbeiten verankert sind: der Alpdruck besteht aber doch.

Eine in ihrer Art höchst originelle, geopolitische Karte der Wirren in Ostasien aus chinesischer Quelle zeigt die Übergriffsgefahr vor Fuchau und Amoy ganz deut-

lich; den Chinesen ist sie ganz klar, und sie sind davon überzeugt. Deshalb die besondere Unruhe über den Aufstand gerade an dieser heiklen Stelle und die zweideutige Haltung Kantons dazu.

Immer vor asiatischen Verwicklungen pflegten sich die Großteilnehmer vorher kleine Leute handvollweise ins Gesicht zu werfen — vielleicht um die Rolle des Sandes in die Augen zu spielen. Das geschieht jetzt augenblicklich in der Westmongolei, in Chinesisch-Turkestan, in Fukien, auch bereits in Afghanistan und sonst an der indischen Nordwestgrenze wie an den tibetanisch-chinesischen Marken.

Die Balkanisierung von Großasien zieht eben doch noch weitere Kreise, schon allein räumlich, als die von Südosteuropa, über die sich Graf Teleki so sarkastisch in München bei seiner Behandlung des Donauproblems ausließ. Freilich gehört Graf Teleki zu den wenigen Menschen, die Geopolitik im größten wie im kleinsten Stil anzuwenden wissen und dabei immer das Wohl ihres Vaterlandes im Auge haben, ohne zuviel von dem zu sprechen, an das sie immer dabei denken, auch wenn sie ohne jede Voraussetzung wissenschaftliche Probleme ihres weiten Weltbilds erörtern. Starreren Geistern Einsicht dafür beibringen zu wollen oder gar sich in Diskussionen mit ihnen zu ergehen, die allzuleicht in unfruchtbare Polemik abgleiten, ist aussichtslos.

Nur das Wort von den „Träumereien an geopolitischen Kaminen“[1]), einst unserm Freunde E. Obst gegenüber angewandt, halten wir für einmaligen Gebrauch ganz hübsch erfunden, wenn auch in Anlehnung an einen Märchendichter, aber nachgerade für abgebraucht. Auch sind uns die Fragen z. B. unseres indopazifischen Bereichs, das Glück oder Unheil einer Milliarde Menschen, zu ernst, um sie im Ton von Passarges „Föhn“ zu behandeln.

So werden unsere Leser verstehen, daß wir — wie das schon einmal grundsätzlich ausgesprochen worden ist — von jeder Art unfruchtbarer Polemik absehen und ihnen überlassen, selbst zu urteilen, ob ihnen die großen Fragen der Zeit in geopolitischem Lichte richtig geschildert wurden. Die Leser können ja am Gang der Zeitgeschichte leicht feststellen, wer ihnen annähernd richtige Voraussagen machte und wer hinter dem Zeitwagen dreinschalt oder hinterher Feststellungen traf, die mit mehr Mut und Nutzen vorauskündend hätten gemacht werden müssen.

Aus solcher Auffassung grüßt Tausende treuer Leser zu Beginn des XI. Jahrgangs an der Jahreswende eines großen Verwandlungsakts, zu dem wesentliche Kulissen und Versenkungen im indopazifischen Bereich gestaltet werden, der Berichterstatter darüber,

Karl Haushofer

1) Professor Dr. S. Passarge: Geographie und nationale Erziehung in „Geographische Wochenschrift“ I, Heft 39.

Verantwortlich ist: Professor Dr. K. Haushofer, München O 27, Kolberger Str. 18 / Verlag: Kurt Vowinckel Verlag G. m. b. H., Berlin-Grunewald, Hohenzollerndamm 83 / Druck: Spamer A.-G. in Leipzig
Alfa-Papier von E. A. Geese, Berlin SW 68 D.-A. IV. Vj. 3800

Grenzdruck und Raumenge

lasten atembeklemmend auf Inneneuropa. An die darin Bedrängten zunächst, dann aber an alle, die ernsthaften Anteil nehmen an einem dauernden, haltbaren Wiederaufbau der in ihren natürlichen Zusammenhängen zerschnittenen und zerstörten Raumverteilung der Menschheit, wendet sich dieses Buch[1]), um zu einer leidenschaftslosen Prüfung der Grenzen in ihrer geographischen und politischen Bedeutung anzuregen.

Inneneuropa gilt es zuerst — denn an keiner anderen Stelle der Erde wirkt der Gegensatz eines wissenschaftlich denkenden Zeitalters zu dem unwissenschaftlichen, gier- und leidenschaftbewegten Tun bei Grenzziehungen so schneidend wie gerade hier. Wer hätte es noch an der Jahrhundertwende, zu der soviel Erleuchtetes über die Zukunft der Menschheit in allen Sprachen geschrieben wurde, für möglich gehalten, daß es kaum zwei Jahrzehnte später Staatsmänner geben würde, Mitglieder gelehrter Akademien und Gesellschaften, angeblich großräumig denkende Volksführer, die es dennoch fertig brächten, Reichs- und Völkergrenzen zwischen große Städte und ihre Wassertürme und Gasfabriken, zwischen die Arbeiter und ihre Kohlengrube zu setzen, zwischen hüben und drüben gleich denkenden, empfindenden und sprechenden Menschen Schranken aufzurichten?

War dieses furchtbare Grenzerlebnis gerade dem deutschen Volke zu seiner Grenzerziehung nötig? War es nicht vielleicht nur deshalb überhaupt möglich, weil dieses faustische Volk der Menschheit zwar alle möglichen geistigen Ziele errang, Begriffe und Begriffsbestimmungen schenkte — nur den des rechten Maßes und der verstandenen Grenze in sicheren Formen nicht, da es ihn selbst nicht zu finden wußte?

Eben das vermochten sie nicht: die Grenzen wahren, die sie immer weiter hinauszuschieben vermeinten, bis sie mit denen der Menschheit zusammenfallen, ins Metaphysische hinausreichen sollten, und die ihnen dann, weil sie selbst das Maß dafür nicht zu finden wußten, von andern gezogen wurden, schmerzhaft nah, unter Verlust von Millionen ihrer Volksgenossen, ja, der freien, selbstbestimmenden Völkerpersönlichkeit überhaupt.

Damit ein drittes Reich in Raum und Zeit wieder in Mitteleuropa möglich werde, bedarf es sicher des Weiterlebens der Vorstellung, der Idee von ihm in überzeugender Form und anschaulichen, geschauten Grenzen. Auch einer so sachlich als möglich begründeten Erkenntnis jener Grenzen bedarf es, die seiner Lebensform von außen her gezogen sind, und des klaren Bewußtseins von ihrer Veränderlichkeit oder ihrer Dauerkraft. Denn jede Grenze, die brauchbar sein soll und Dauerkraft haben müßte, ist ja gleichzeitig nicht nur eine politische, sondern eine Grenze vieler Lebenserscheinungen und selbst in sich wieder eine Lebensform, eine eigene Landschaft mit ihren eigenen Daseinsbedingungen, eine mehr oder weniger breite Kampfzone, ein Saum; ganz selten wird sie zur Linie, wie sie der Jurist, der Mann des Papiers, so gerne

1) Karl Haushofer in der Einleitung zu: **Grenzen** in ihrer geographischen und politischen Bedeutung. 1927, 8°, XVI und 344 Seiten, 32 Skizzen und Karten, Leinen M. 8.—

ziehen möchte, wie sie die Natur und das Leben aber ablehnen, in denen nichts Dauer hat als der Kampf ums Dasein in seinen ewig wechselnden Formen, seiner unablässigen Raumverschiebung.

Der Schauplatz dieses Kampfes aber ist vor allem die Grenze, die erst erstarrt, wenn sie in Wahrheit abstirbt und wenn die Kräfte längst am Werke sind, die das Abgestorbene beseitigen wollen und das an ihm noch Brauchbare in neues Leben verwandeln.

So rührt ein Versuch, die Grenze in ihrer geographischen und politischen Bedeutung und Erscheinung zu erfassen, notwendig an die letzten Grenzen der menschlichen Erkenntnis, die uns gezogen sind. Das gibt — neben der erkannten politischen Notwendigkeit theoretischer Propädeutik für die praktische Grenzarbeit — diesem Versuch seinen letzten, seelischen und künstlerischen Reiz. Hätte er diesen Reiz nicht, so könnte er dem unwägbaren, unmeßbaren und doch so entscheidenden, rein geistigen Moment im Entstehen, Leben und Vergehen der Grenze nicht gerecht werden. Ohne diesen Ausblick aber würde das Erkennen der Grenze in das flache Wasser einer rein materialistischen Erdkunde- und Geschichtsauffassung verleiten, in die gerade die Grenzauffassung eines Kulturkreises, wie des Deutschen, der sich faustischen Dranges vermißt, nicht verflachen darf! —

Das war die Hauptverlockung, aber auch die Gefahr dieses Versuches — gerade vom innereuropäischen Standpunkt aus —, der mit dieser Vorwarnung seinen Weg gehen mag, an der Grenze zwischen Wissenschaft und Kunst, Kultur und Macht, Abgründe zeigend und Brücken schlagend, Baugründe gegenseitiger Erkenntnis ebnend — einer besseren Zukunft entgegen, als sie die Gegenwart hoffen läßt, aus deren Not diese wissenschaftlich-künstlerische Notbrücke entstanden ist.

Karl Haushofer

AUS DEM INHALT:

Einleitung. I. Die Grenze in der geographischen Anschauung. II. Das biogeographische Wesen der Grenze. III. Rechtsbuchstabe und Lebensdrang. IV. Vom Schrifttum über die Grenze. V. Grenze und Anökumene. VI. Das Meer als Grenze. VII. Psychologie der Landgrenzen und ihre Haupttypen. VIII. Landgrenzen und Verkehrsadern. IX. Von der Kunst des Grenzenziehens. X. Verhältnis von Natur und Geisteswelt zur biologisch richtigen Grenze. XI. Die Erziehung zum Grenzgefühl. XII. Die Lehre von den künstlichen Grenzen. XIII. Die Abstufung der Grenzen: Nach dem politischen Gewicht, nach Raumgröße und Raumwert der zu scheidenden Räume. XIV. Vom Werdegang der Grenzen: Grenzraum, Grenzsaum, Grenzstreifen, Grenzstrich und Grenzlinie in ihrer geographischen Erscheinung. XV. Wertung der Grenze nach Qualität und Typen. XVI. Die Wasserlaufgrenze. XVII. Die Höhenform, der Landaufriß und die Wasserscheide als Grenze. XVIII. Pflanzen als Scheide. XIX. Leitpflanzengrenzen der Weltwirtschaft: Vom Stoß verschiedener Wirtschaftsformen und Leitpflanzen der Weltwirtschaft. XX. Grenzen von Tier- und Menschenrassen. XXI. Verlegung der Grenzen in ihren politisch-geographischen Formen. XXII. Grenzwehr und Wehrgrenze. XXIII. Kulturgeographische und politische Grenzorganisation. XXIV. Die Bedeutung geopolitischer Betrachtungsweise für grenzdeutsche Probleme. XXV, Zukunftsbetrachtung und Schlußwort. Nachweis für benütztes und empfohlenes Schrifttum. Namen- und Sachregister.

KARL HAUSHOFER / GRENZEN
IN IHRER GEOGRAPHISCHEN UND POLITISCHEN BEDEUTUNG
1927 · 8°, XVI und 344 Seiten · 32 Skizzen und Karten · Leinen M 8.—
KURT VOWINCKEL VERLAG GMBH.
Bestellschein auf der folgenden Umschlagseite!

WALTER GRANZOW:

Das Bauerndorf

Unter Hinweis auf den Aufsatz von Wiedemann, Das Fabrikdorf (November 1933), stellt uns Ministerpräsident a. D. Granzow die nachfolgenden kurzen Ausführungen zur Verfügung. War von Wiedemann Siedlungsintensivierung durch Industriesiedlung, also eine Förderung gemäßigter Verstädterung als notwendig bezeichnet, so weist Granzow demgegenüber auf die Ziele des Reichsbauernführers hin: sie streben Bildung in sich weitgehend geschlossener Landschaften an mit betont bäuerlich-handwerklicher Bevölkerung, sie wollen Bildung verwurzelter Städte ohne die Verfallsmerkmale der Verstädterung.

Die Schriftleitung.

Unter den vielen Aufgaben, die der Kanzler seinen Mitarbeitern im Kabinett gestellt hat, steht die Siedlung an erster Stelle. Sie schafft nicht nur durch die erforderlichen Bauten der Häuser, Höfe und Straßen sofort für alle Zweige des Handwerks neue Arbeit, sondern auch jungen Familien neue Ziele und ihren Kindern eine Heimat.

Es ist auch in weiten Kreisen ihre zwiefache Wertung mit besonderem Interesse erkannt, denn wir finden täglich in den Tageszeitungen und Zeitschriften neue Vorschläge, neue Forderungen für die Siedlung. Aus der Unterschiedlichkeit der Verfasser erklärt sich die Verschiedenheit der Tendenz solcher den Regierungsstellen und der Presse zahlreich vorgelegten Arbeiten.

Soweit der Reichsminister für Ernährung und Landwirtschaft an diesen Aufgaben beteiligt ist, handelt es sich um die Schaffung neuen Bauerntums, wie sie der Reichsbauernführer Darré in dem von ihm vorgeschlagenen, vom Kabinett am 14. 7. 1933 erlassenen Gesetz gefordert hat. Wer seine Absichten verstehen will, muß seine Schriften kennen, denn für den Reichsbauernführer handelt es sich um eine staatspolitische Aufgabe von außerordentlich weitgehender Bedeutung.

Das Reichserbhofgesetz vom 29. 9. 1933 ist mit folgenden Sätzen begründet:

Die Reichsregierung will unter Sicherung alter deutscher Erbsitte das Bauerntum als Blutquelle des deutschen Volkes erhalten.

Die Bauernhöfe sollen vor Überschuldung und Zersplitterung im Erbgang geschützt werden, damit sie dauernd als Erbe der Sippe in der Hand freier Bauern verbleiben.

Es soll auf eine gesunde Verteilung der landwirtschaftlichen Besitzgrößen hingewirkt werden, da eine große Anzahl lebensfähiger kleiner und mittlerer Bauernhöfe, möglichst gleichmäßig über das ganze Land verteilt, die beste Gewähr für die Gesunderhaltung von Volk und Staat bildet.

Solche Gesetze sind auch dringend notwendig gewesen, um eine Auswanderung zu vermeiden, wie sie in vergangenen Jahrzehnten alljährlich zum Schaden des

deutschen Volkstums stattfand. Wenn es zutrifft, daß 16 Millionen Deutsche mit ihren Nachkommen bereits 1914 „drüben" und „draußen" waren, so versteht man nach allen Erfahrungen der letzten zwei Jahrzehnte die dringende Notwendigkeit der Schaffung der Bauerngesetze noch viel mehr.

Der Bauernhof als Sitz eines Geschlechts ist ein Familienbetrieb im besten Sinn. Wenn nach langen Monaten eiliger Arbeit vom März bis Oktober die Ernte geborgen ist, warten die kurzen Wintertage schon wieder mit besonderen Aufgaben. Bei richtiger Bemessung der Anbauflächen auf die einzelnen Fruchtarten ergibt sich eine Arbeitsverteilung, die alle im Sommer benötigten Hilfskräfte auch im Winter nützlich beschäftigt.

Die Agrarpolitik der heutigen Zeit nimmt Rücksicht auf diese notwendigen Maßnahmen. Mit der Vermehrung der Fruchtarten wird neben der verbesserten Arbeitsteilung auch eine Verringerung des Gesamtrisikos im Anbau verbunden sein. Durch vielseitige, dem Klima und Boden angepaßte Eigenerzeugung verringert sich die Abhängigkeit vom Markte, und es steigert sich die Stetigkeit der Erzeugung für den Verbraucher.

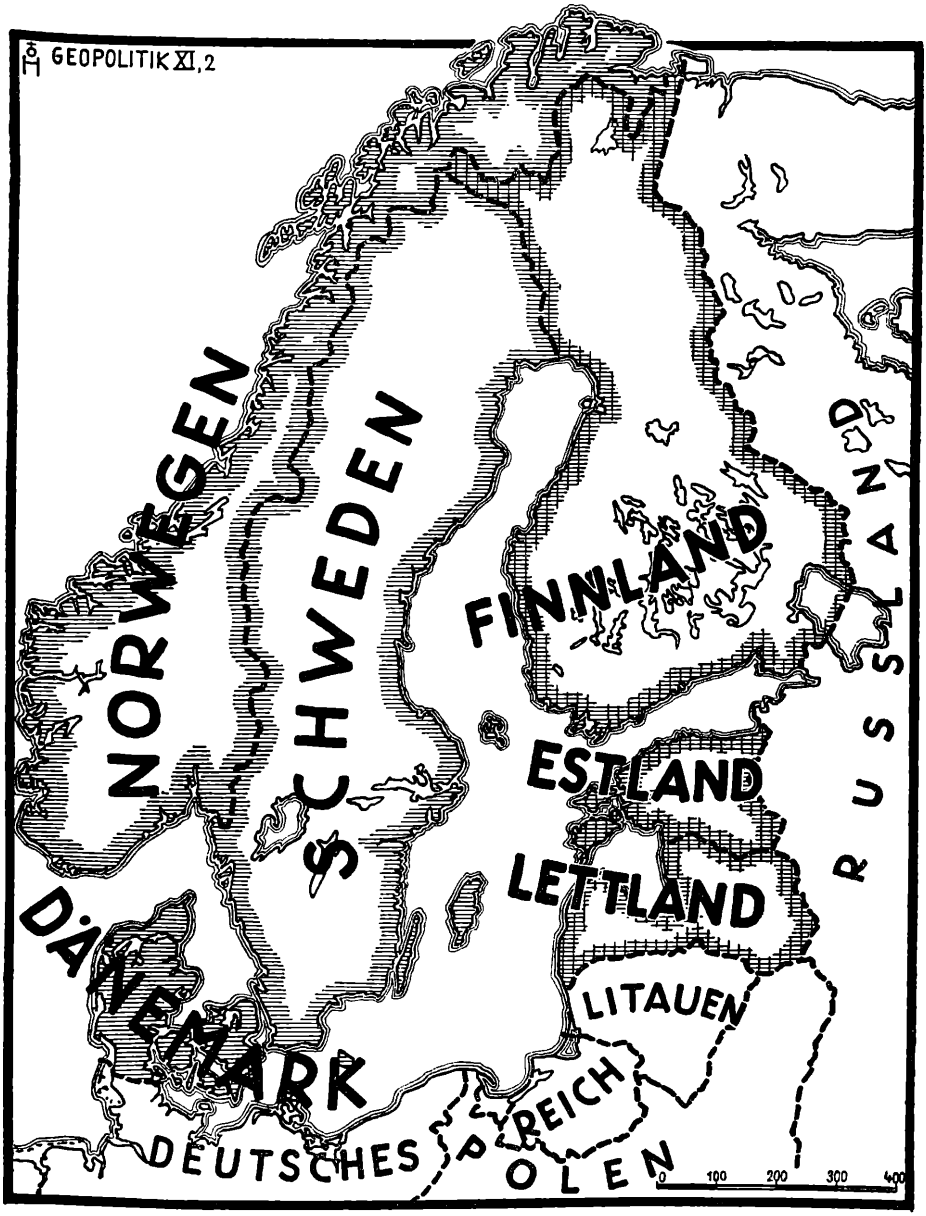
Wo man beim häuslichen Fleiß der Frauen im Winter beim Spinnen und Weben, beim Flechten und Stricken rückschauend der Leistungen der Vorfahren gedenkt, knüpfen sich durch neue Arbeiten gleichzeitig echte Beziehungen zu den nachkommenden Generationen.

Wenn wir in allen Gauen des Reiches in solcher Erkenntnis neue Dörfer bauen, neue Straßen schaffen, dann werden aus Marktflecken kleine Landstädte. Dort werden in wachsender Zahl die Berufe des selbst schaffenden Mittelstandes neue Aufträge, neue Arbeit finden. In solchen Kleinstädten wird mit emsigem Fleiß des Meisters hier und da aus einer Werkstatt eine Fabrik entstehen; aber der echte Träger der inneren Kolonisation unserer dünn bevölkerten Gebiete wird mit Arbeitern und Gesellen die breite Schicht des Mittelstandes in Stadt und Land, werden Bauer und Bäuerin, Meister und Meisterin mit ihren Kindern sein. Auch bei der Schaffung neuen Bauerntums steht genau wie in der Gesamtzielsetzung der Staatspolitik Adolf Hitlers der Mensch im Mittel aller Maßnahmen.

MAX SCHOEN:

Wandlungen der Agrarstruktur im Ostseeraum

Die politische Karte Europas zeigt uns neun unmittelbare Anlieger der Ostsee, von denen aber nur fünf als eigentliche Ostseestaaten bezeichnet werden können. Der Anteil der UdSSR. äußert sich nur in dem berühmten „Fenster" bei Leningrad. Deutschland ist zwar ein typischer Ostseeanlieger, der politisch und wirt-



schaftlich die Geschicke des Ostseeraumes wesentlich mitbestimmt, aber kein eigentlicher Ostseestaat. Schließlich sind Polen und Litauen zwar heute wieder Anrainer der Ostsee, wie es ihre Mutterzelle, das Königreich Polen bis zu seiner Auflösung, gewesen ist, aber ihnen mangelt das, was man die „Ostseementalität" nennen

möchte. Es fehlt ihnen vor allem die germanische Prägung, die alle eigentlichen Ostseeanlieger haben. So bleiben denn fünf echte Ostseeländer übrig, denen man als sechstes Norwegen anschließen kann. Zwar gehört es lagegeographisch nicht zu den eigentlichen Ostseestaaten, doch ist es kulturell eng mit ihnen verbunden. Vor allem aber hat es — was in diesem Zusammenhange besonders beachtenswert ist — gerade in agrarhistorischer Hinsicht so viele Berührungspunkte mit den beiden Nachbarn, Dänemark und Schweden, mit denen es auch politisch ja vielfach gleiche Wege gegangen ist, daß man es ohne Zwang dem skandinavisch-baltischen Staatenkomplex angliedern kann.

Der so umrissene Ostseeraum läßt sich in zwei Unterabteilungen zu je drei Staaten zerlegen: in eine nordgermanisch-skandinavische mit Schweden, Norwegen, Dänemark und eine finnisch-baltische, die Finnland, Estland und Lettland umfaßt. Daß allen diesen Staaten trotz mancher Gegensätze im einzelnen das germanische Kulturgepräge eigen ist, braucht an dieser Stelle nicht besonders bewiesen zu werden. Die enge Verbundenheit der baltisch-finnischen Ländergruppe mit dem germanischen Kulturkreis ist bekannt genug. Für unsere Zwecke genügt es, auf zwei besonders markante Tatsachen aus der geistigen und wirtschaftlich-sozialen Sphäre hinzuweisen. Die geistige Kultur aller sechs Staatsvölker ist eine durch und durch protestantische, sogar von einer spezifisch lutherischen Prägung. Nirgends sonst auf der Erde findet sich ein weiteres Religionszentrum dieser Art. Auf diese Weise hebt es sich als eine Einheit von der übrigen Welt ab. Eine zweite Tatsache beweist, daß diese Staaten auch soziologisch eine Einheit bilden, denn der Ostseeraum ist der einzige Bezirk auf der Erde, wo das Anerbenrecht, die Sitte der ungeteilten Vererbung des bäuerlichen Grundbesitzes, die Agrarstruktur entscheidend bestimmt. Gerade diese Tatsache gibt das Recht zu einer gesonderten Betrachtung der Agrarstruktur der Ostseestaaten, deren Flächenräume und Bevölkerungszahlen aus der nachstehenden Tabelle zu ersehen sind:

Tabelle I[1])

Staaten	Flächenraum in qkm	Bevölkerungszahl	Bevölkerungsdichte
A. Nordgermanischer Block	815 180	12 011 654	14,7
1. Schweden	448 460	5 904 489	13,2
2. Norwegen (ohne Svalbard)	323 793	2 649 775	8,2
3. Dänemark (ohne Faröer)	42 927	3 457 390	80,5
B. Finnisch-baltischer Block	501 791	6 371 911	12,7
4. Finnland	388 451	3 364 807	8,7
5. Estland	47 549	1 107 059	23,3
6. Lettland	65 791	1 900 045	28,9
Insgesamt	1 316 971	18 383 565	13,9

1) Nach Statist. Jahrbuch f. d. Deutsche Reich 1930.

Das hervorstechendste Kennzeichen dieser Tabelle ist das starke Mißverhältnis zwischen dem Raum und seiner Erfüllung. Nur Dänemark macht hiervon eine Ausnahme, die einmal durch seine geographische Lage bedingt ist, dann aber vor allem dadurch, daß es schon frühzeitig seine Sendung in der europäischen Agrarwirtschaft erkannt hat. Die geringe Bevölkerungsdichte der übrigen Länder ist aber durchaus nicht etwa allein lagegeographisch und klimatisch bedingt. Im Gegenteil: es ist nachgewiesen, daß insbesondere der finnisch-baltische Sektor ein Mehrfaches an Menschen beherbergen kann. Überall haben soziale und politische Ursachen lange Zeit eine stärkere Raumerfüllung verhindert. Die Auswanderung als Dauererscheinung, besonders nach den Vereinigten Staaten von Amerika, war die Folge der Bodensperre.

Wie überall in Europa hat auch im Ostseeraum die Grundherrschaft der ursprünglichen Agrarstruktur ihr Gepräge aufgedrückt; allerdings haben gerade hier manche Gebiete ihren Druck nur im abgeschwächten Maße erfahren. Zwei Tatsachen haben, zuerst retardierend, später desto stärker revolutionierend gewirkt. Einerseits hat sich die alte, feudal orientierte Grundherrschaft im Ostseeraum, besonders im eigentlichen Baltikum, teilweise bis ins 20. Jahrhundert hinein gehalten. Dann aber trat im Laufe des 19. Jahrhunderts, beim Aufkommen der modernen Holzwirtschaft in den Waldländern des Nordens, eine kapitalistisch orientierte Grundherrschaft auf. Beide verursachten eine Bodensperre und wirkten in der Richtung der Proletarisierung der Agrarbevölkerung und ihrer Loslösung von der Scholle. Da hier außerdem traditionelle sozialrechtliche Bindungen bestanden und die Erbsitten besitzkonservierend wirkten, so konnte auch von dieser Seite keine Milderung der sozialen Gegensätze zwischen den einzelnen Klassen der an der Agrarwirtschaft beteiligten Volksteile kommen. Die Folge waren starke soziale und politische Spannungen, die sich in den letzten Jahrzehnten mehrfach explosiv und revolutionär entluden, soweit eben nicht der Ausweg der Auswanderung als Ventil wirksam war.

Die jetzige Agrarstruktur der Ostseeländer, die sich schon die letzten Jahrzehnte vor dem Weltkriege anzubahnen begann, nach dem Weltkriege aber ihre endgültige Ausprägung erfuhr, bildet die Voraussetzung und den Ausgangspunkt für eine bedeutend stärkere Raumerfüllung in der Zukunft. Schon in einigen Jahrzehnten ist eine veränderte Menschenverteilung, besonders im östlichen Bereich unseres Gebiets, zu erwarten. Kann man doch wohl nicht mit Unrecht Lettland und Estland eine — cum grano salis — holländisch-belgische Position prophezeien. Ebenso sind Schweden und Finnland durchaus keine volkerfüllten Räume. Von Finnland wird beispielsweise mit Recht behauptet, daß es in seinen fruchtbaren Teilen eine gegenüber der jetzigen fünfmal so große Bevölkerung beherbergen könnte.

Das zukünftige Schicksal der Ostseestaaten ist durchaus durch ihre soziale Agrarstruktur und den weiteren Ausbau ihrer Agrarwirtschaft bestimmt. Praktisch sind

sie heute alle ausgesprochene Bauernländer. Der Eigenbesitz des Klein- und Mittelbauern bildet das entscheidende Kennzeichen der sozialen Agrarstruktur, und die ganze Entwicklung geht überall noch weiter in der Richtung der Verstärkung des Kleinbauerntums. Damit ist aber gleichzeitig die Entwicklungstendenz der Agrarwirtschaft dieser Länder gegeben. Denn eine Verkleinerung der bäuerlichen Besitzanteile kann nur im Zusammenhange mit einer Intensivierung der Agrarwirtschaft vor sich gehen. Da die Vorbedingungen dafür naturgeographisch durchaus gegeben sind, so stehen hier natürliche Bedingungen und soziale Entwicklungstendenzen im Zusammenklang miteinander.

Der gegenwärtige Anteil der in der Agrarwirtschaft Tätigen im Verhältnis zur Gesamtzahl der Erwerbstätigen beträgt in allen sechs Staaten zusammengenommen etwa 50% und schwankt zwischen 35% in Dänemark und 70% in Finnland.

Einen genaueren Einblick in die augenblickliche Agrarstruktur mögen aber die nachfolgenden beiden graphischen Übersichten vermitteln[1]).

Prozentuale Verteilung der Betriebszahlen (Tabelle II) und Anbauflächen (Tabelle III) auf die Betriebsgrößen.

Tabelle II

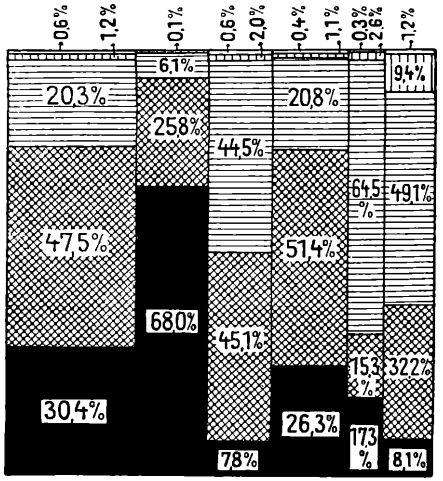
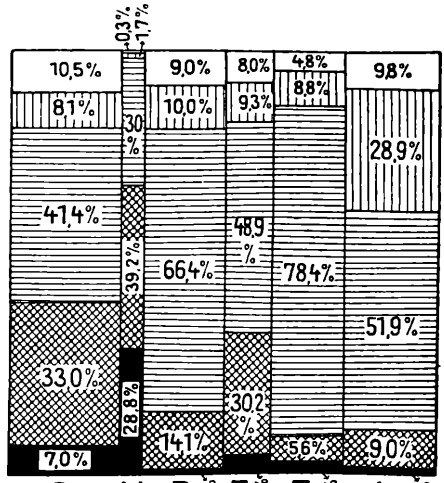
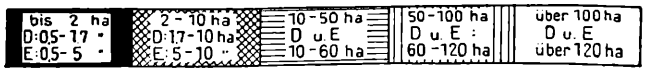


Tabelle III





1) Die statistischen Zahlenangaben der einzelnen Länder, insbesondere in der Tabelle 3, sind, streng genommen, nicht ganz gleichwertig. Da es hier aber auf den Gesamteindruck ankommt, so wird man einige „Unexaktheiten" in Kauf nehmen dürfen.

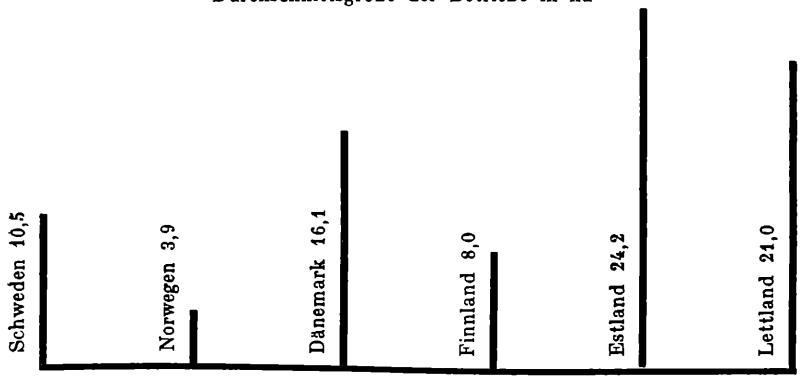
Die den beiden Tabellen zugrunde liegenden Absolutzahlen sind für[1]):

Land (Jahr)	Zahl der Betriebe		Anbaufläche	
	absolut	in % der Gesamtzahl	in ha	in % der ges. Anbaufläche
S = Schweden (1920) ..	447 808	30,5	4 717 500	26,0
N = Norwegen (1917) ..	248 025	16,9	973 143	5,4
D = Dänemark (1919)..	205 929	14,0	3 313 633	18,3
F = Finnland (1920)...	250 749	17,0	2 015 175	11,1
E = Estland (1925)....	126 561	8,6	3 068 922	16,9
L = Lettland (1923)...	192 174	13,0	4 044 045	22,3
Insgesamt	1 471 246	100,0	18 132 418	100,0

Wie die beiden Tabellen zeigen, spielen in der eigentlichen Agrarwirtschaft — in der mit ihr vielfach verbundenen Forstwirtschaft liegen die Verhältnisse teilweise anders — Großgrundbesitz und Großbetrieb im Gegensatz zum früheren Zustand keine bedeutsame Rolle mehr. In den Ländern des kulturell fortgeschrittenen nordgermanischen Sektors finden sich gegenüber dem finnisch-baltischen Gebiet die höheren Betriebszahlen, dementsprechend auch die kleineren Durchschnittsbetriebsgrößen.

Die durchschnittliche Betriebsgröße berechnet sich für den Gesamtraum zu 12,3 ha pro Betrieb. Für die einzelnen Länder aber ergibt sie sich aus der nachstehenden Aufstellung.

Durchschnittsgröße der Betriebe in ha



Im nordischen Bereich herrschen also die kleineren Betriebsgrößen durchaus vor. Allerdings muß dabei berücksichtigt werden, daß darin nur die Anbauflächen zum Ausdruck kommen, während der anderweitige (beispielsweise Wald-) Besitz, der in den skandinavischen Ländern vielfach einen wesentlichen Bestandteil der einzelnen Grundbesitze bildet, hier nicht in die Erscheinung tritt.

Die Betriebe sind größtenteils Eigentumsbetriebe. Zwischen Betrieb und Besitz besteht jetzt im allgemeinen eine weitgehende Übereinstimmung. Das mit der andersartigen Verteilung des Grundbesitzes früher verbundene Pachtwesen spielt

1) Die Zahlen sind teils dem Handwörterbuch der Staatswissenschaften, teils Woytinski, „Die Welt in Zahlen" Bd. 3, entnommen. Alle Prozentberechnungen rühren vom Verfasser her.

heutzutage eine viel geringere Rolle. Nur Schweden und Finnland haben Pachtzahlen um 25% der vorhandenen Betriebe aufzuweisen. In den anderen Ländern sind diese viel kleiner, ja teilweise geradezu belanglos. In den eigentlichen bäuerlichen Betriebsgrößen aller Länder sind sie überhaupt wenig vertreten.

Wie die Tabelle 3 ausweist, entfallen auf die großbäuerlichen Betriebe und die Großbetriebe im Durchschnitt gegen 20% der Anbaufläche. In Lettland ist der Anteil der großbäuerlichen Betriebe besonders groß, während nur in Norwegen beide Größenklassen von untergeordneter Bedeutung sind. Daher ist die Zahl der Landarbeiter mit mehreren Hunderttausend als beträchtlich zu bezeichnen.

Von ausschlaggebender sozialer Bedeutung ist schließlich die Tatsache der weitaus vorherrschenden Anerbensitte in den eigentlich bäuerlichen Kreisen. (Vergleiche die nebenstehende Karte.)

Die Karte zeigt deutlich das Vorherrschen der althergebrachten Sitte der geschlossenen Vererbung im ganzen Ostseeraum. Ausgesprochene Realteilungsgebiete finden sich nur in gewissen Teilen Schwedens, besonders in Dalarne und Värmland. Allerdings ist in Schweden sonst die Hofteilung recht weit verbreitet, wenn auch in verschiedenen Bezirken aus historischen und wirtschaftlichen Gründen verschieden stark. Es gibt dort Mischgebiete, wo bald die eine Art, bald die andere überwiegt. Man kann sogar im gleichen Bezirk dauernd geschlossen vererbende und dauernd teilende Familien unterscheiden. Überhaupt ist eine gewisse allgemeine Mobilisierungstendenz im Grundstückverkehr in Schweden nicht zu verkennen. Ganz im Gegensatz zum benachbarten Norwegen, wo der eigentlich bäuerliche Besitz so gut wie immer geschlossen vererbt wird.

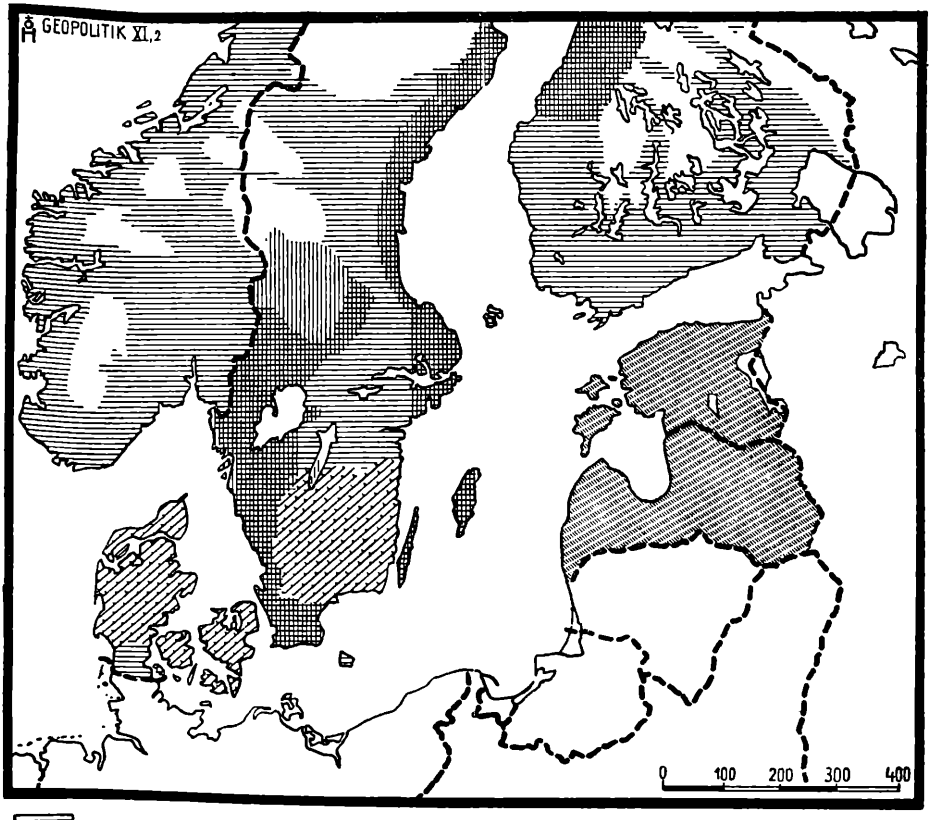
Auch die übrigen vier Länder sind im wesentlichen Gebiete geschlossener Vererbung, wenn auch gradweise — durch gesetzliche Maßnahmen und Vorschriften, wirtschaftliche Gründe, sittliche Auffassungen — sich verschiedene Abweichungen von der allgemeinen Tendenz ergeben[1]).

Aus den vorstehenden Darlegungen und Belegen dürfte wohl zur Genüge hervorgehen, daß der Ostseeraum trotz gewisser durch volkliche Eigenarten bedingten Unterschiede eine weitgehende einheitliche Prägung seiner sozialen und wirtschaftlichen Agrarzustände aufweist.

Eine freie, kulturell vielfach hochentwickelte Agrarbevölkerung — man denke etwa an die dänische —, die die politische Entwicklung des eigenen Landes entscheidend zu beeinflussen vermag, bestimmt die Richtung der Agrarpolitik und Wirtschaft. Von der Seite der natürlichen Ausstattung des Raumes kommt einmal die geographische Lage zu den großen Trägern der europäischen Wirtschaft und Politik, besonders England, Deutschland und UdSSR., unterstützend hinzu. Dann

1) Die auf der Karte mehr oder minder weiß gelassenen Stellen sollen eine gewisse Vorstellung von den tatsächlichen Siedlungsverhältnissen in den skandinavischen Ländern geben. Daher ist auch der schwach oder gar nicht besiedelte Norden auf der Karte fortgelassen worden.

aber darf man die drei großen Reichtümer des Ostseeraumes, ohne die der allgemeine Charakter seiner Agrarwirtschaft nicht zu verstehen wäre, nicht vergessen: Wasserkräfte, Wald- und Fischreichtum. Das sind keine vergänglichen Güter, wenn



Gebiete mit geschlossener und überwiegend geschlossener Vererbung

Ausgesprochene Freiteilungsgebiete

Mischgebiete

Gebiete mit überwiegend geschlossener Vererbung und jüngeren Mobilisierungstendenzen

Gebiete mit ursprünglich geschlossener Vererbung und neueren Sonderentwicklungen

sie eine hochentwickelte Bevölkerung betreut. Die auf den Wasserkräften aufgebaute Elektrowirtschaft durchdringt je länger je mehr die gesamte Agrarwirtschaft. Forst- und Landwirtschaft lassen sich gerade im Norden Europas nicht voneinander trennen. Ebenso ist das Fischereiwesen hier viel inniger mit der Landwirtschaft verknüpft als anderwärts.

Im Rahmen der europäischen Agrarwirtschaft sind die Länder des Ostseeraums schon heute Träger der Viehzucht und ihrer Erzeugnisse. Das wird mit der Zeit, gerade in Anbetracht der vollzogenen sozialen Strukturänderung, noch mehr in die Erscheinung treten. Der Begriff der Viehzucht dürfte sich besonders durch die Einbeziehung der zukunftsreichen systematischen Zucht des Renntiers und der Pelztiere zur allgemeinen Tierzucht erweitern. In dieser Hinsicht wird der Ostseeraum eine besondere Aufgabe in der Europawirtschaft zu erfüllen haben.

Europa hat von diesen entwicklungsfähigen Gebieten noch viel zu erwarten. Vor allem aber hat Deutschland pflegliche Beziehungen zu den Ländern des Ostseeraumes zu unterhalten. Ist es doch nicht nur selber Ostseeanlieger, sondern auch durch innige Bande der Abstammung und tiefer Kulturverbundenheit an diese Länder geknüpft. Es muß ein dauerndes Geben und Nehmen zwischen Deutschland und seinen Ostseenachbarn bestehen. Eine blühende Agrarwirtschaft im Ostseebereich im weitesten Sinne des Wortes ist eine Voraussetzung auch für das Gedeihen der deutschen Wirtschaft, vor allem seiner Industrie. Und Deutschland ist der gegebene Vermittler zwischen dem Ostseeraum und dem Mittelmeergebiet. Hier walte es auf einer höheren Ebene seines Amtes, wie es einstmals im Hochmittelalter — in einer seiner größten Blüteperioden — schon einmal getan hat.

HERMANN GROSS:
Die Türkische Republik und Europa

Im Oktober 1933 konnte die Türkei ihr zehnjähriges Bestehen unter begeisterter Teilnahme des ganzen türkischen Volkes feiern.

Die gesunden Unterlagen der türkischen Republik sind gegeben in ihrer verkehrsgeographischen Lage zwischen Orient und Okzident, in der großen Mannigfaltigkeit ihrer Bodenformation, Gebirge — Hochebene — Tiefebene, und in ihrem Klima: subtropisch an den Gestaden des Meeres und extrem kontinental in Zentralanatolien. Daraus ergeben sich vielfältige Anbaumöglichkeiten: intensivste Gartenwirtschaft, ausgedehnte Getreide- und Industriepflanzenkulturen (Tabak, Baumwolle, Opium) bis zur extensivsten und noch halbnomadischen Steppen- und Weidewirtschaft. Endlich aber liegen die Unterlagen des türkischen Staates in den verschiedenartigen und wertvollen Bodenschätzen — Steinkohle, Erdöl, Kupfer, Eisen, Mangan, Chrom, Quecksilber, Zinn, Blei, Pandermit, Meerschaum u. a. m. Die Türkei besitzt einen so reichen Lebensraum, daß sie auf ihrem Staatsgebiet ein vielfaches der gegenwärtigen Bevölkerung von 14 Millionen beherbergen könnte. Darum legt der Staat mit Recht auf Bevölkerungsvermehrung durch gesunde Bevölkerungspolitik hohen Wert.

Heute schon hat sich die neue Türkei zu einem Machtfaktor ersten Ranges im Südosten entwickelt. Durch den Vertrag von Athen (1930) und den im September

1933 abgeschlossenen Vertrag von Ankara wurde die Erbfeindschaft zwischen ihr und Griechenland nicht nur begraben, es wurde zwischen den beiden Staaten ein wahres Freundschaftsverhältnis geschaffen; seitdem hat die Türkei bei der Neugestaltung und Befriedung des Balkans eine führende Rolle übernommen. Die von einer ganzen Anzahl von Staaten in den letzten Jahren mit der Türkei abgeschlossenen Freundschaftsabkommen, — darunter die politisch besonders bemerkenswerten Verträge mit Sowjetrußland, Italien und Rumänien, — und die Besuche Herriots, Alexanders von Jugoslawien, Gömbös' und von Kanyas sowie des rührigen Titulescu beim türkischen Staatschef im Herbst 1933 dokumentieren die Bedeutung, die der Türkei in der Balkan- und Schwarzmeerpolitik von den übrigen Mächten beigemessen wird; sie haben Ankara zu einem sehr beachtlichen Nebenzentrum der großen Politik werden lassen. Die guten Beziehungen zu Bulgarien lassen die Türken als besonders geeigneten Vermittler in den griechisch-bulgarischen Spannungen und als Vorkämpfer für einen Zusammenschluß der Balkanländer erscheinen, zu denen sich die Türkei ja selbst zählt.

Dies folgt zum Teil aus der Tatsache, daß die Bezeichnung „Balkanland" oder „Balkanvolk" seit dem Weltkrieg im Zusammenhang mit den Balkan-Unionsbestrebungen (Balkankonferenz)[1]) ihre engere geographische Bedeutung abgestreift und sich zu einem politisch-kulturellen Begriff gewandelt hat; der engste Sinn der Bezeichnung „Balkan" ist ja überdies schon mit der irrtümlichen Übertragung des Gebirgsnamens auf die ganze Halbinsel längst verlorengegangen.

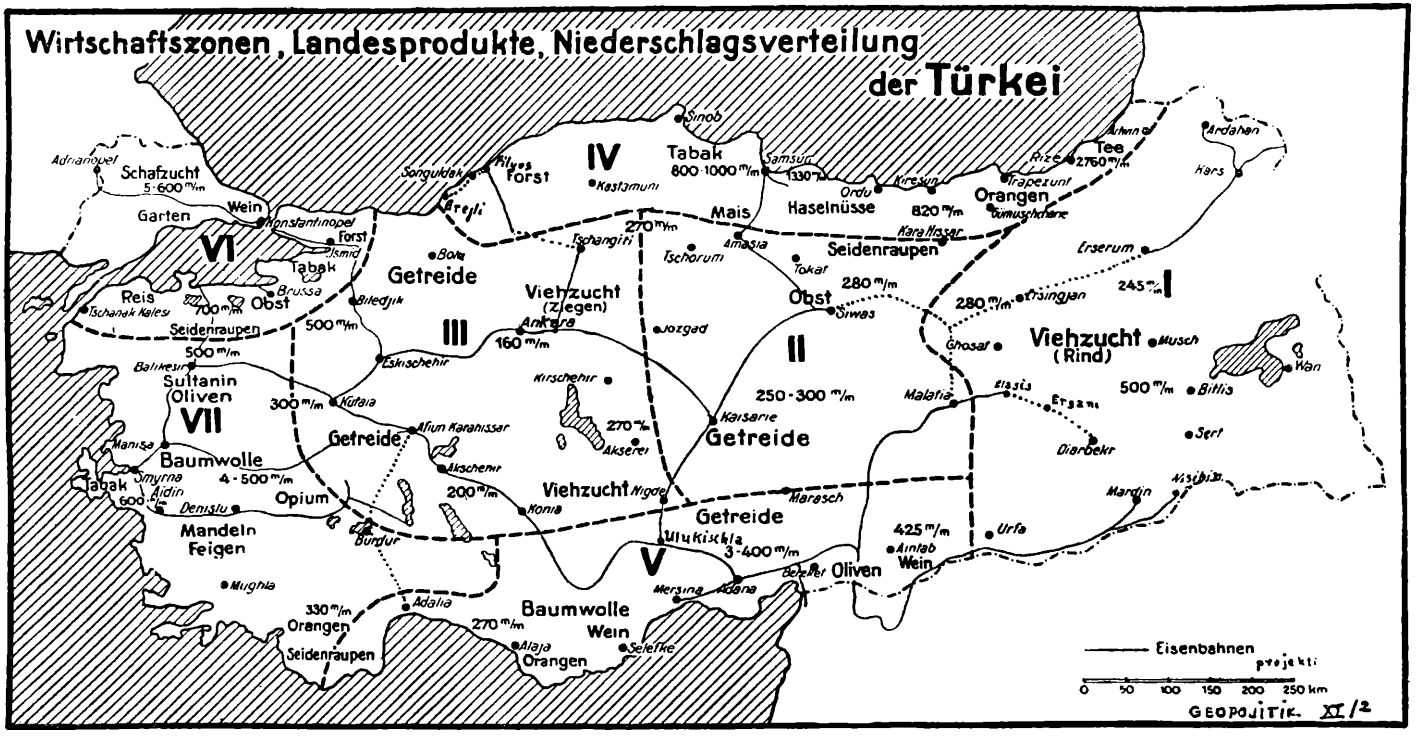
Zwischen der Insel- und Halbinselwelt im Südosten Europas und dem westlichen Kleinasien sind seit dem Altertum über das Ägäische Meer und die Dardanellen-Bosporus-Meerenge hinweg so enge Bande wirtschaftlicher und kultureller sowie politischer Art geknüpft worden, daß im Grunde genommen zwar eine rassenmäßige, aber keine länderkundliche Grenze zwischen beiden zu finden ist[2]). Weder die Kulturarten und Haupterzeugnisse, noch die Anbauweisen auf dem Lande, noch die Beschaffenheit der Siedlungen oder die Sitten und Gebräuche der Bevölkerung lassen in vielen Fällen auf eine andere politische oder gar kontinentale Zugehörigkeit schließen. Von der inselreichen und verkehrsfreundlichen Ägäis führen sanfte Senken zum inneranatolischen Hochland hinauf, das besonders im Osten noch stark naturalwirtschaftlich eingestellt ist und erst in letzter Zeit durch die großartigen Bahnbauten immer mehr erschlossen wird[3]).

1) Vgl. Hermann Groß, Grundlagen und Ziele der Balkankonferenz. In: Zeitschrift für Politik, Berlin 22. Bd. 1932/33, Seite 19 ff. Ins Türkische übersetzt von Muhlis Etem, Balkan Konferenslari (Balkankonferenzen). In: Istanbul Darülfünunu. Hukuk Fakültesi Mecmuasi. Hukuk-Iktisat (Zeitschrift der Juristischen Fakultät der Universität Istanbul. Recht und Wirtschaft). Istanbul. April 1933, Jg. 10, Nr. 61, S. 150 ff. 2) Vgl. Otto Maull, Länderkunde von Südeuropa (Enzyklopädie der Erdkunde, Teil 22), Leipzig und Wien 1929. — Joan Cvijić, La Péninsul balkanique. Géographie humaine. Paris 1918. — Marion I. Newbigin, Geographical aspects of Balkan problems in their relation to the great European War. London 1915. 3) Vgl. die anliegende Übersichtskarte, S. 95.

Außer den natürlichen in der Lage gegebenen Verbindungen zwischen Orient und Okzident vereinen, über das Gebiet der Ägäis hinausgreifend, gleiche geschichtliche Entwicklung und ähnliche kulturelle, soziale und wirtschaftliche Momente alle osmanischen Nachfolgestaaten in Europa: Griechenland, Bulgarien, Albanien, Südslawien und Rumänien mit dem Stamm- und Erbland des Osmanenreiches. „Immer wieder ist im Sinn der Brückenwirkung die südosteuropäische Halbinsel unter den Einfluß des vorderasiatischen Kontinents gekommen" (O. Maull). Haben doch alle Balkanländer — mit Ausnahme einiger südslawischer und rumänischer Landesteile — im Byzantinischen Reich und unter der Herrschaft der Osmanen jahrhundertelang ein gemeinsames Leben, mit gleichen Schicksalen, unter gleichem politischem System und ähnlicher Zivilisation und Kultur geführt und sind in ihrem sozialen, kulturellen sowie wirtschaftlichen Leben auf das nachhaltigste beeinflußt worden. Diese aus dem Nahen Orient kommenden Einflüsse sind so tiefgehend gewesen, daß auch heute noch die europäischen Nachfolgestaaten des Osmanenreiches zusammen mit der Türkei im Vergleich zum übrigen Europa zahlreiche gemeinsame Merkmale und eine ähnliche Struktur bewahrt haben. Die Modernisierungs- und Industrialisierungsbestrebungen der südöstlichen Agrarstaaten haben diese gemeinsamen Züge seit dem Weltkrieg eher verstärkt und den Charakter des Südostens als Durchgangs- und Vermittlungsgebiet in letzter Zeit wieder besonders hervortreten lassen. Während früher das kulturelle Spannungsfeld vom Orient nach dem Nordosten verlaufen ist, geht in der modernen Zeit das Kulturgefälle von Mitteleuropa nach Südosteuropa und Vorderasien (Türkei und Palästina).

Mit den grundlegenden Reformen unter dem Gazi hat sich die moderne Türkei bewußt Europa zugekehrt und sich in ihrer staatlichen Verfassung und in ihrem kulturellen Leben den früher selbständig gewordenen Balkanländern angeglichen. Gleichzeitig hat sich ihr Abstand in kultureller, sozialer und wirtschaftlicher Hinsicht gegenüber ihren asiatischen Nachbarländern vergrößert. Die Türkei Kemals ist damit zu dem südöstlichsten Vorposten gegenüber den selbständigen vorder- und mittelasiatischen Ländern Irak, Persien und Afghanistan geworden, denen sie in ihrer staatlichen, sozialkulturellen und wirtschaftlichen Entwicklung vielfach als Vorbild dient. Sie bildet ferner ein Bollwerk gegen die unselbständigen Mandatsgebiete im Vorderen Orient und gegen den sowjetrussischen Koloß im Nordosten.

Mit Sowjetrußland pflegt die Türkei freundschaftliche Beziehungen, läßt sich aber in ihrem inneren Aufbau in weiser Erkenntnis, daß eine Übertragung sowjetrussisch-asiatischer Verhältnisse auf Anatolien nur eine Schwächung und Verunselbständigung statt einer nationalen Stärkung der Türkei bedeuten würde, nicht entscheidend beeinflussen. So übernimmt die Türkei von Sowjetrußland im Wege des Warenaustausch-Abkommens vom Oktober 1931 und der inzwischen getroffenen Vereinbarungen keine typisch sowjetrussischen Organisationsformen, vielmehr die Einrichtungen von nach europäischem oder nordamerikanischem Wirtschaftsprinzip



Karte und Wirtschaftszonen von Schewket Raschid, Die türkische Landwirtschaft als Grundlage der türkischen Volkswirtschaft (Moderne Wirtschaftsgestaltungen, hsg. von Kurt Wiedenfeld. Heft 16), Berlin und Leipzig 1932, bearbeitet von Paul Krische, Landwirtschaftliche Karten als Unterlagen wirtschaftlicher, wirtschaftsgeographischer und kulturgeschichtlicher Untersuchungen. Berlin 1933. — Ergänzung des Eisenbahnnetzes durch Hermann Groß, Leipzig. — Vgl. auch die Übersichtskarte über die Eisenbahnen im Nahen Osten in Karl Haushofer, Jenseits der Großmächte, Leipzig und Berlin 1932, Abb. 41, Seite 228

arbeitenden Fabriken, die von Rußland eben zu besonders günstigen Bedingungen geliefert werden. Die Türkei war dabei klug genug, sich vom rage de nombre nicht blenden zu lassen und die Einrichtung von Riesen- und Mammutbetrieben abzulehnen, die sich in Sowjetrußland so wenig bewährt haben, für die Türkei aber außer ungünstigen wirtschaftlichen auch verhängnisvolle soziale Folgen haben könnten.

So macht sich die Türkei die Möglichkeit, aus den Erfahrungen anderer, vor allem ausgereifterer Volkswirtschaften zu lernen, zunutze. Sie muß dabei bestrebt bleiben, nur das Zweckmäßige und Erprobte zum Besten des türkischen Staates und Volkes sinngemäß zu übernehmen und alle noch so reizvoll und bestechend erscheinenden Experimente zu vermeiden, bei denen das eigene Volk der Leidtragende sein würde. Die durch die geschichtliche Entwicklung, insbesondere durch die Fesseln der Kapitulationen bedingte Einfachheit und Unkompliziertheit der sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse bedeuten für die Türkei insoweit eine Stärke und auch einen Vorteil, als sie bei der Genügsamkeit ihrer Bevölkerung gegen Wirtschaftskrisen widerstandsfähig ist. Sie kann weiter ohne Belastung von schon vorhandenen und ohne Zerstörung schon bestehender Anlagen von Anfang an mit einem zweckentsprechenden und vor allem organischen Aufbau einer modernen und leistungsfähigen türkischen Volkswirtschaft beginnen.

Jeder, der Anatolien in der letzten Zeit kennengelernt hat, sieht mit Bewunderung, wie die neue Türkei unter Anspannung aller Kräfte und mit eiserner Energie unter Führung ihres Befreiers Gazi Mustafa Kemal Pascha an diese verdienstvolle, aber unter den gegebenen Umständen auch enorm schwere und verantwortungsvolle Aufgabe herangeht, bei deren Durchführung es auch an empfindlichen Rückschlägen nicht gefehlt hat. Darum wird, wie die Erfahrung lehrt, das Hauptgewicht auf die Entwicklung der Landwirtschaft, als der Grundlage des ganzen türkischen Staatswesens, und derjenigen Industriezweige zu legen sein, die ihre Rohstoffe aus dem Inland beziehen können[1]). Die industrielle Entwicklung der Türkei ist vom nationalen und wirtschaftlichen Standpunkt vollauf zu rechtfertigen, wenn sie in organischer Weise und durch Nutzbarmachung der so reichen heimischen produktiven Kräfte allmählich und bis zu einem bestimmten Umfang durchgeführt wird. Zunächst wären die Verbrauchsgüterindustrien zu entwickeln und zu fördern, da für diese zum Teil in den landwirtschaftlichen Unterlagen eine natürliche Basis und im Inland ein genügend großer Absatzmarkt gegeben ist. Es wären also neben der Landwirtschaft in erster Linie die landwirtschaftlichen Nebengewerbe, insbe-

1) Vgl. die ausgezeichnete und grundlegende Arbeit von Schewket Raschid, Die türkische Landwirtschaft als Grundlage der türkischen Volkswirtschaft. (Moderne Wirtschaftsgestaltungen, hrsg. von Kurt Wiedenfeld. Heft 16. Veröffentlicht in Verbindung mit dem Institut für Mittel- und Südost-Europäische Wirtschaftsforschung an der Universität Leipzig.) Berlin und Leipzig 1932.

sondere die auf dem Garten- und Industriepflanzenbau sowie auf der Viehzucht und der Forstwirtschaft fußenden Gewerbezweige, sowie außerdem der einheimische Bergbau zu fördern. Bei einem organisch-stufenweisen Aufbau der nationalen Industrie werden die investierten Kapitalien auch volkswirtschaftlich nutzbringend arbeiten. Dagegen bringt eine willkürliche und unorganische Industrialisierung — wie sie in manchen südosteuropäischen Ländern getrieben worden ist[1]) — die Gefahr, daß die Rendite der betreffenden Unternehmungen auf Kosten der Allgemeinheit durch Prohibitivzölle oder andere Einfuhrbeschränkungen aus der kapital-

Wirtschaftszonen der heutigen Türkei

Zone	Oberfläche qkm	% des Landes	Landw. Bevölkerungsanteil in %	Bevölkerungsdichte Köpfe je qkm	Kulturfläche in % der Gesamtfläche	davon Getreide %	Hülsenfrüchte %	Industriepflanzen %	Bestand an Nutzvieh	Anzahl landwirtsch. Maschinen. Stck.	Eine Maschine auf qkm bebauter Fläche	Düngung (Stallmist und Handelsdung)	Bodenprodukte	Ausfuhr
1. Zone: der Osten (Kurdistan und Armenien)	183913	24,12	64,4	9,1	2,11	96,8	1,8	1,4	3188889	1508	2,5 qkm	(Stallmist nur Heizstoff)	Ackerbau	—
2. Zone: Östliches Zentralanatolien	81845	10,73	73,3	17,1	4,5	94,7	2,6	2,7	2358633	298	9,5 qkm			—
3. Zone: Westliches Zentralanatolien	207315	27,73	77,35	15,9	5,84	94,6	3.5	1,9	9011827	6260	1,7 qkm	Stallmist zum Teil als Dünger	Pflanzenbau	Wolle, Magervieh, Weizen, Gerste, Opium
4. Zone: Das Gebiet am Schwarzen Meer	65701	8,6	81,2	30,5	5,5	90,6	4,7	4,2	2425261	1702	3,9 qkm	Stallmist auf Gartenland	Orangen, Zitronen, Haselnüsse, Mais, Reis, weiße Bohnen, Tabak	Tabak, Haselnüsse, Orangen
5. Zone: Südanatolien	80944	10,61	54,0	12,7	5,0	75,9	2,3	21,8	2111877	3032	1,3 qkm	—	Baumwolle, Sesam, Weizen, Wein, Orangen, Oliven	Baumwolle, Weizen, Wein, Orangen, Oliven
6. Zone: Europ. Türkei u. Nordwestanatolien	46672	6,12	46,0	40,1	—	—	—	—	—	—	—	Stallmist	Obst und Gemüse	—
7. Zone: Westanatolien	96087	12,62	67,3	24,7	7,16	82,8	7,7	9,5	4587797	1832	3,7 qkm	Stallmist, zum Teil Handelsdünger	Tabak, Baumwolle, Bohnen, Opium, Rosinen, Feigen, Oliven	Tabak, Baumwolle, Feigen, Oliven, Hülsenfrüchte

1) Vgl. Mittel- und Südost-Europäische Wirtschaftsfragen. Hrsg. von Hermann Groß. Leipzig 1931.

armen Volkswirtschaft herausgepreßt werden und einigen wenigen Kapitalisten im Inland oder, falls das Kapital aus dem Ausland stammt, diesem zugute kommen.

Der Gefahr, unter den Einfluß ausländischen Kapitals zu kommen, ist die türkische Republik entgangen, die nach einer völligen Kapitalsvernichtung im Weltkrieg und in ihrem Unabhängigkeitskrieg es verstanden hat, die Aufbauarbeiten, insbesondere die Bahnbauten, im wesentlichen aus eigener Kraft und ohne eine bemerkenswerte Verschuldung an das Ausland durchzuführen. Die Türkei lehnt auf Grund der bitteren Erfahrungen der Vorkriegszeit eine übermäßige Inanspruchnahme ausländischen Kapitals mit Recht grundsätzlich ab. Sie begrüßt aber durchaus jede loyale Mitarbeit ausländischer Unternehmer um so mehr, als ihr das Kapital und die erforderlichen Spezialisten im nötigen Ausmaße noch fehlen. Insoweit sind die Aussichten für die Betätigung deutscher Unternehmerkreise in der Türkei günstig. Niemand wird ihnen irgendwelche kolonisatorischen oder machtpolitischen Absichten unterstellen können. Es ist somit kein Zufall, wenn bei den Bahnbauten, der Elektrifizierung des Landes, dem Ausbau der Städte und anderen Arbeiten in der Türkei deutsche Unternehmungen in größerem Umfang mitwirken.

Auch im Güteraustausch der Türkei, der sich seit 1923 trotz aller Schwierigkeiten günstig entwickelt hat, nimmt Deutschland, das seine handelspolitischen Beziehungen mit der Türkei erst kürzlich wieder (August 1933) neu geregelt und gefestigt hat, eine maßgebende, tatsächlich sogar die erste Position ein; denn die Ein- und Ausfuhrbedürfnisse des türkischen Agrarstaates und des deutschen Industriestaates lassen sich zum großen Teil ergänzen. Aber auch mit dem übrigen Europa ist die Türkei wirtschaftlich eng verquickt, wie folgende Übersicht über den Güteraustausch der Türkei mit dem Ausland erkennen läßt.

Wertmäßiger Anteil der wichtigsten Länder am Außenhandel der Türkei in den Jahren 1930—1932 in Mill. Türk. Pfund und Prozenten

Land	1930						1931						1932					
	Einfuhr		Ausfuhr		Gesamthandel		Einfuhr		Ausfuhr		Gesamthandel		Einfuhr		Ausfuhr		Gesamthandel	
	t	%	t	%	t	%	t	%	t	%	t	%	t	%	t	%	t	%;
Deutschland	27,4	*18,6*	19,8	*13,4*	**47,2**	**15,8**	27,0	*21,3*	13,6	*10,7*	**40,6**	**16,0**	20,0	*23,2*	13,7	*13,5*	**33,7**	**18,0**
Italien[1])...	20,3	*18,8*	32,0	*21,1*	**52,4**	**17,5**	18,4	*14,5*	30,7	*24,1*	**49,1**	**19,3**	11,1	*12,8*	16,4	*16,2*	**27,5**	**14,6**
England....	16,5	*11,2*	13,5	*8,9*	**30.0**	**10,0**	14,4	*11,4*	10,8	*8,5*	**25,2**	**9,9**	10,6	*12,5*	10,0	*9,9*	**20,6**	**10,4**
Frankreich .	15,5	*10,5*	18,4	*12,2*	**33,9**	**11,3**	12,8	*10,1*	12,2	*9,6*	**25,0**	**9,8**	7,2	*8,4*	7,8	*7,7*	**15,0**	**8,0**
Belgien	8,7	*5,9*	3,7	*2,4*	**12.4**	**4,1**	8,1	*6,4*	3,6	*2,8*	**11,7**	**4,6**	6,2	*7,2*	3,5	*3,4*	**9,7**	**5,2**
Tschecho-Slovakei..	8,2	*0,8*	1,1	*0,6*	**9,3**	**3,1**	5,9	*4,7*	3,1	*2,4*	**9,0**	**3,5**	3,7	*4,3*	1,2	*1,1*	**4,9**	**2,6**
USA.....	6,1	*4,1*	17,8	*11,7*	**23,9**	**8,0**	4,1	*3,2*	12,7	*10,0*	**16,8**	**6,6**	2,3	*2,7*	12,1	*11,9*	**14,4**	**7,7**
Rußland ...	10,6	*7,2*	7,3	*4,9*	**17,9**	**6,0**	7,2	*5,7*	4,7	*3.7*	**11,9**	**4,7**	5,9	*6,9*	5,4	*5,3*	**11,3**	**6,0**
Andere Länder.....	34,2	*22,9*	37,8	*25,2*	**71,9**	**24,2**	28,8	*22,9*	35,8	*28,2*	**64,6**	**25,6**	19,0	*22,0*	31,2	*31,0*	**50.2**	**27,5**
Zusammen	147,5	*100*	151,4	*100*	**298,9**	**100**	126,7	*100*	127,2	*100*	**253,9**	**100**	86,0	*100*	101,3	*100*	**187,3**	**100**

1) Die hohe italienische Quote erklärt sich aus der Tatsache, daß Italien (Triest) Durchfuhrland für die Türkei nach Deutschland und dem übrigen Mitteleuropa sowie nach Amerika ist. Vgl. Türkische Post, Tageszeitung für den Nahen Osten, Wirtschaftsausgabe. Istanbul, II. Jg. (1932), Nr. 6, S. 161 ff.

Auch auf dem Gebiet der Bildung und Erziehung bestehen zahlreiche Bande von der Türkei zu Europa und vor allem zu Deutschland. Viele junge Türken sind nach dem Kriege von ihrer Regierung zur Ausbildung ins Ausland und zum größten Teil nach Deutschland gesandt worden. Nachdem sich die Türkei auf diese Weise einen kleinen Stamm tüchtiger junger Lehrer und Wissenschaftler geschaffen hat, ist sie nunmehr (Oktober 1933) durch die Gründung einer eigenen Landwirtschaftlichen Hochschule in Ankara, an der ebenso wie an der reformierten Universität von Istanbul bekannte deutsche Professoren wirken, dazu übergegangen, die europäische Wissenschaft im Lande selbst zur Ausbildung des türkischen Nachwuchses heranzuziehen.

Daß zur Unterrichtssprache an der Landwirtschaftlichen Hochschule in Ankara eine fremde Sprache bestimmt wurde, ist ein Zeichen für die Stärke und Festigkeit der jungen türkischen Republik: nur ein selbstbewußter und national durch und durch gefestigter Staat kann das wagen. Und daß gerade Deutsch gewählt wurde, erfüllt jeden von uns mit Stolz und Genugtuung, ist es doch ein Beweis für die alte Kraft der deutschen Kultur, die ganz Mitteleuropa ihr Gepräge gegeben hat.

HERMANN LAUTENSACH:

Geopolitische und wehrgeographische Eindrücke von einer Ostasienreise

Wer wie der Schreiber dieser Zeilen im Jahre 1933 über die Sibirische und Amurbahn nach Wladiwostok gefahren ist, die großen Bevölkerungszentren und historischen Stätten Altjapans aufgesucht, $7^1/_2$ Monate in Korea verweilt und sich schließlich in der Mandschurei, dem östlichen China, auf den Philippinen und um Singapur orientiert hat, der kehrt mit einer Fülle von Eindrücken und Einblicken in die Heimat zurück, in der inzwischen das Sehnen vieler Millionen von Volksgenossen Verwirklichung gefunden hat, und fühlt sich gedrängt, den um die Geopolitik Gescharten unter ihnen einiges davon mitzuteilen, um an seinem bescheidenen Teil dabei zu helfen, daß in der Zeit wiederbegonnener aktiver Außenpolitik das politische Bild vom Fernen Osten richtig gesehen werde. Den Rahmen zu diesem Bild hat uns Karl Haushofer seit nunmehr zwei Jahrzehnten immer erneut umrissen, und in seinen allmonatlichen Berichten in der Z. f. G. gibt er ihm immer wieder lebensgetreuen Inhalt. Meine durch vielfältige Eindrücke gewonnene Grundeinstellung deckt sich mit der seinen, die er letzthin wieder im „Auftakt zum Ostasienheft" am Ende des vorigen Jahrgangs der Z. f. G. umrissen hat, und so braucht es an dieser Stelle nicht die Aufgabe sein, den Rahmen neu zu zimmern, sondern nur innerhalb von ihm einige Züge des Bildes aus der Nähe zu beleuchten.

Ein sehr kluger Japaner, ein guter Kenner Europas, hat mir einmal sehr offen gesagt: „Ein Genie werden Sie hier im Osten vergeblich suchen. Es ist alles nur

Bienenfleiß." In der individuellen Sphäre von Wissenschaft, Kunst und Technik, auf die sich diese Äußerung allein beziehen sollte, mag das vollkommen richtig sein. Was den nach Japan kommenden Europäer aber viel stärker berührt, das sind die Ausdrucksformen der kollektiven Begabung des japanischen Volkes. Die zu den Shintotempeln hinaufführenden Kirschbaumalleen, die man auch auf dem Festland überall da trifft, wo ein paar Dutzend Japaner zusammenwohnen, sind für das japanische Volk mehr als Stätten ästhetischer Freude an dem Blütenwunder im Schein Hunderter von bunten Papierlampen. Der Kirschbaum, dessen Blüten gemeinsam entstehen und vergehen, ist das Symbol der nationalen und völkischen Einheit, und die mitunter mit Siegestrophäen umgebene Shinto-Jinja ist die Kultstätte der japanischen Vaterlandsliebe, nicht einer übernationalen Religionsform; sie verträgt daher sehr wohl die nächste Nachbarschaft eines Buddhatempels. Gewiß stößt man in den Großstädten, in den Bereichen der Industrie, des Handels, der Parlamente auf Erscheinungen, die nur zu deutlich den Einfluß der westlichen Demokratien verraten, sicher wird es den Millionen der Industriearbeiterschaft, die bei fast völligem Fehlen staatlicher Sozialfürsorge eine selbst für ihren Reisstandard sehr niedrige Entlohnung erhalten, nicht leicht gemacht, den zersetzenden Wirkungen des nahöstlichen Kommunismus zu widerstehen. Was aber überall in der japanischen Sphäre viel nachdrücklicher zur Geltung kommt, das sind die Kennzeichen einer instinktsicheren Beachtung der Rechte der Allgemeinheit: Ehrlichkeit im Geschäftsleben, absolute Sauberkeit in allen Zweigen der Regierung und Verwaltung, Anspruchslosigkeit in Kost und Kleidung, Achtung vor jedem Volksgenossen und daher Takt im Verkehr mit niedriger stehenden Kreisen, glühende Vaterlandsliebe und hohe Aufopferungsfähigkeit. Selbst der brennende Ehrgeiz des Einzelnen wird auf diese Weise in Bahnen gelenkt, die dem Volksganzen nützlich sind. So scheint es mir nicht übertrieben, von gewissen Zügen einer kollektiven Genialität des Volksganzen zu sprechen. Durch sie erhält das japanische Volksleben einen nicht nur überwiegend und bewußt nationalen, sondern auch einen instinktiv sozialen Zug. Diese Eigenschaften haben sich in der durch Erobererzugriff fast nie gestörten Inselabgeschlossenheit von zwei Jahrtausenden, in der verheerende Vulkanausbrüche, Erdbeben, Seebebenwellen und Taifune immer wieder die Schicksalsgemeinschaft des Volkes vor Augen geführt haben, zu solcher Stärke entwickeln können, daß sie in den letzten achtzig Jahren den verwirrenden Einflüssen des Zusammenpralls mit der westlichen Zivilisation im großen und ganzen unversehrt standzuhalten vermochten, und so hat Japan etwas fertiggebracht, was in dieser Vollkommenheit bisher keinem anderen Staat gelungen ist: eine Verminderung des Börsenwertes seiner Währung auf fast ein Drittel des Goldstandard ohne wesentliche Erhöhung der Inlandpreise auf alle nationalen Erzeugnisse. All das zusammengenommen, ist zur breiten Grundlage der japanischen Festlandspolitik der letzten dreißig Jahre geworden.

Korea ist bekanntlich 1905 als Preis des Sieges über die Russen in japanische Hand übergegangen. Ursprünglich war für den Besitz Koreas vorwiegend der wehrgeographische Gesichtspunkt maßgebend, daß diese Landbrücke, die das Japanische und das Gelbe Meer flankiert und erst in der bedrohlichen Nähe von 200 km vom japanischen Inselreich endet, unmöglich in die Hand einer anderen starken Macht gelangen durfte. Daß Korea sich aber nicht aus eigener Kraft selbständig erhalten konnte, hatte es in den vorhergehenden 300 Jahren gezeigt, in der stets nur in Korea und um Korea, aber nie von Korea gekämpft worden war. Die koreanischen Truppen hatten ihre Aufgabe immer nur darin gesehen, sich in die in unzugänglichem Gelände geschickt angelegten, mauerumgürteten Fliehburgen (kor. sansong, jap. sanyo) zurückzuziehen, Stadt und Land dagegen hatten sie ungeschützt gelassen; die allgemeine Moral war in den letzten Jahrzehnten durch die Willkür und Habgier der Beamten zerrüttet, das Land durch ihre und des Hofes Verschwendungssucht völlig verarmt, der Staat ohne Führerschicht. Von allen praktisch möglichen Schicksalen — das muß gegenüber immer erneuten Versuchen einzelner gewiß wohlmeinender Koreaner, für ihr Land in Europa um eine sentimentale antijapanische Sympathie zu werben, scharf betont werden — hat das koreanische Volk das Beste erfahren, nämlich die kulturelle Entwicklung durch eine ihm rassisch und sprachlich verwandte Nation, die die Verteidigung nach außen übernimmt und durch Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung sowie eine gerechte Verteilung der steuerlichen Lasten dafür sorgt, daß jeder seines Schweißes Lohn empfangen kann. Bei den noch heute vorwaltenden Charakteranlagen des Koreaners wäre es gar nicht auszudenken, was für eine Hölle ein Sowjet-Korea sein würde. Denn wie Koreaner außerhalb des japanischen Gesetzes sich mitunter zueinander stellen, das zeigen Beispiele aus dem Emigrantenkreis zu Shanghai in krasser Deutlichkeit. Selbstverständlich ist die koreanische, kommunistische „Universität" zu Wladiwostok für Japan ein Dorn im Auge, und es schützt nicht nur die eigenen Interessen, wenn es das russische Generalkonsulat in Keijo, von dem Tag für Tag die rote Fahne mit Hammer und Sichel weht, auf das schärfste überwacht und die Überschreitung des 8 km langen Grenzstücks zwischen Korea und Sowjetrußland an der Tomanmündung bei Todesstrafe verbietet — mit Ausnahme der Grenze am Dnjestr dürfte es in der Welt keine geben, die so absolut verschlossen ist wie diese.

Bei der Trägheit und Sorglosigkeit des Durchschnittskoreaners, bei der Neigung der älteren Generation, sich heute noch hoffnungslosen Illusionen bezüglich der Wiedererlangung der nie verteidigten Freiheit hinzugeben, haben die Japaner in ihrem Bestreben, die Koreaner zu tätiger Mitarbeit heranzuziehen sowie ihr Bildungs- und Arbeitsniveau zu heben, eine sehr mühevolle Arbeit zu leisten. Sie sind, von einzelnen Fehlgriffen abgesehen, mit ruhiger Festigkeit in dieser Hinsicht so weit gegangen, wie sie es konnten, ohne ernste Gefahren heraufzubeschwören. In der Verwaltung und Polizei des Landes sind zahlreiche Koreaner tätig, und manche

braven koreanischen Polizeibeamten sind in den letzten Jahren an der Nordgrenze im Kampfe mit chinesischen Räubern an der Seite ihrer japanischen Kameraden gefallen. Den einen wie den andern hat das Generalgouvernement Gedenksteine errichtet. Sechs von den dreizehn Provinzgouverneuren sind Koreaner und werden von ihren japanischen Untergebenen mit voller Ehrerbietung behandelt. Vor allem aber fängt das Generalgouvernement seit rund zehn Jahren bei der koreanischen Jugend an, und hier eröffnen sich entschieden die günstigsten Zukunftsaussichten. Die für koreanische Kinder bestimmten Schulen stehen den japanischen in ihren baulichen Einrichtungen in nichts nach, ja übertreffen sie da und dort. Vom zweiten Schuljahr an lernen die koreanischen Kinder Japanisch; mit entschiedener Begabung finden sie sich, wie ich mehrfach feststellen konnte, sehr schnell in die verwandte Sprache hinein, und die große Gedächtnisarbeit der Erlernung der chinesischen Begriffszeichen kommt ja der Lese- und Schreibarbeit sowohl im Koreanischen wie im Japanischen zugute. In den höheren Volksschulklassen wird jeder Unterricht mit Ausnahme des Koreanischen und — auf den zahlreichen Missionsschulen — des Religionsunterrichtes auf japanisch erteilt, und auf die Entwicklung einer nationalen Willensbildung in japanischem Sinn wird großes Gewicht gelegt. Energisch werden von der Schule her Aberglauben, Unsauberkeit, ansteckende Krankheiten und alle die entwicklungshemmenden Unsitten bekämpft. Fachschulen unterrichten die herangewachsenen Koreaner in Ackerbau, Seidenraupenzucht, Viehhaltung u. a. Die Kinder und jungen Leute gehen mit großer Lust zur Schule und beteiligen sich mit einem unübertrefflichen Eifer am Unterricht. Ein ein- oder gar mehrtägiger Ausschluß von der Schule wird als schwerste Strafe empfunden. Da von keiner äußeren Seite her ein störender Eingriff in diese Aufbauarbeit zu befürchten ist, kann meines Erachtens kein Zweifel über den schließlichen Erfolg derselben bestehen.

Wie gesagt, betrachtete Japan Korea nach der Annexion zunächst fast ausschließlich unter dem wehrgeographischen Gesichtspunkt. Unter ihm schuf es in aller Stille während des Weltkrieges das großartige und ausgezeichnete Werk des Topographischen Atlas von Korea, einer Gradabteilungskarte in 1:50000. Fast sämtliche Blätter, 722 an Zahl, sind veröffentlicht und zeigen, daß Korea heute das topographisch am besten dargestellte Land des asiatischen Festlands ist. Der einzige Fehler dieses Kartenwerks besteht darin, daß es das Straßensystem nicht nach dem Stande zur Zeit der Aufnahme, sondern nach einem Plan darstellt, der später teilweise in veränderter Form, teilweise überhaupt nicht verwirklicht worden ist. Auf Grund der 50000-Karte sind Kartenwerke in 1:200000, 1:500000 und kleineren Maßstäben gezeichnet und veröffentlicht worden. Sie alle enthalten jenen Straßenplan. Sämtliche mir bekannt gewordenen Ausführungen über die koreanischen Straßen in europäischen Büchern basieren auf ihnen, nicht auf persönlicher Anschauung, und entbehren daher einer sachlichen Grundlage. Man schreibt danach

dem koreanischen Straßensystem Leiterform zu, mit je einem Hauptzug entlang der West- und Ostküste der Landbrücke und verbindenden Quersprossen über die koreanische Hauptkette, und stellt Betrachtungen über den militär- und verkehrsgeographischen Wert dieses Systems an. Richtig ist, daß in jener älteren Periode von der Armee einige sehr gut angelegte Straßen unter strategischen Gesichtspunkten gebaut worden sind; aber in dem Maße, wie ihnen parallel Bahnlinien entstanden, verloren sie jenen Wert und gingen in die Zivilverwaltung des Generalgouvernements über. Sie erscheinen auf den Karten als Straßen erster Klasse, sind aber in dem Maße, wie sie die Rentabilität der Eisenbahnen zu bedrohen anfingen, systematisch vernachlässigt worden und heute großenteils nahezu unbenutzbar. Erst jetzt fängt das Generalgouvernement an, diese Politik aufzugeben, und beginnt mit der Wiederherstellung, insbesondere der Hunderte von zerstörten Brücken. Als strategische Straßen können heute nur noch die Verbindung von Shingishu unfern der Yalumündung nach Chukochin an der Spitze des großen Nordbogens dieses Flusses sowie einige Wege von den Küstenstationen der Nordostbahn zur östlichen Hälfte der Nordgrenze gelten. Aber auch bei ihnen vermindert sich diese Bedeutung in dem Maße, wie die Herrschaft der mandschurischen Regierung bzw. der japanischen Armee in den angrenzenden Teilen der Mandschurei effektiv wird und Yalu sowie Toman den Charakter einer Wehrgrenze verlieren.

Selbst den Eisenbahnen Koreas kommt heute nur noch eine beschränkte strategische Bedeutung zu. Da die großen Truppentransporte vom Mutterland nach der Mandschurei durch das Japanische Meer über Seishin und besonders das Gelbe Meer über Dairen geleitet werden, besteht ihre militärische Bedeutung nur noch im Transport der Besatzungen von und nach ihren Standorten. Gewiß ist die große Längsbahn der Landbrücke von Fusan über Keijo nach Shingishu um die Zeit des Russisch-Japanischen Krieges für militärische Zwecke gebaut worden, unterdessen aber hat sich ihre Bedeutung gewandelt. Sie ist ein Glied des Personen- und Güterschnellverkehrsweges Tokyo—Mukden, dessen festländischer, über 1200 km langer Teil vom Schnellzug in 16 Stunden durchfahren wird. Das Generalgouvernement ist jetzt intensiv damit beschäftigt, die Bahnlinien Koreas zu einem Netz auszubauen. Dabei sind aber im wesentlichen wirtschaftliche Gesichtspunkte maßgebend. Besondere Bedeutung wird künftig der östlichen Küstenbahn zukommen, von der aber noch sehr schwierige 400 km fehlen. Infolge der schroffen Gebirgsnatur des Landes sind überhaupt die technischen Schwierigkeiten und die Kosten fast überall sehr groß. Die Zahl von 4140 km Bahnlinien (1931) stellt daher eine für asiatische Verhältnisse ansehnliche Leistung dar. Die koreanischen Bahnen sind in mitteleuropäischer Spur gebaut und daher wesentlich bequemer und leistungsfähiger als die der japanischen Inseln, die die viel schmälere Kapspur benutzen. Bei einem Fahrpreis von 1,7 Sen = 1,4 Pfg. pro km 3. Kl. gehören sie zu den billigsten der Welt.

Da, wie betont, das Gelbe und das Japanische Meer für die Verbindung mit der

Mandschurei von der größten Wichtigkeit sind, betrachtet Japan natürlich die unbedingte Beherrschung beider Meere als Lebensfrage. An den Küsten des Gelben Meeres braucht es vorläufig, solange von China keine Gefahr droht und solange es sämtliche Zugänge zum Ostchinesischen Meer fest in der Hand hat, keine Flottenstützpunkte und befestigten Küstenplätze, aber gewappnet ist es auch hier für alle Fälle. Anders liegt der Fall am Japanischen Meer, dessen Anrainer auch heute noch Sowjetrußland ist. Die Lehren des Russisch-Japanischen Krieges haben zu den Landbefestigungen am wichtigsten östlichen Eingangstor ins Herz der Halbinsel, an der Bucht von Genzan, geführt. Die entsprechenden Befestigungen von Fusan und der benachbarte Kriegshafen Chinkai sind die kontinentalen Stücke der Tsushimasperre, die das Japanische Meer im Südwesten verschließt. Infolge der Verschärfung der Beziehungen zu Rußland wird jetzt, nur 30 km von der dem Tomanfluß folgenden Grenze, an einer tief ins Land greifenden, von einer großen gebirgigen Insel abgeschlossenen Bucht mit gutem Ankergrund — das Ganze erinnert auffällig an Hongkong-Kaulun — der Kriegshafen Rashin gebaut. Die 125 km vor der koreanischen Ostküste gelegene, bis 1000 m aufsteigende alte Vulkaninsel Utsuryoto (Dagelet) bildet eine wertvolle, bisher noch nicht genutzte Reserve in den ausgezeichneten Sicherungs- und Stützpunktsmöglichkeiten, die das Japanische Meer seinen Herren bietet.

In dem Maße, wie die gebirgige Halbinsel durch Straßen und besonders Eisenbahnen erschlossen wird, wird dieselbe aus der autarken Wirtschaft der koreanischen Gaue herausgerissen und in den großen Rahmen der japanischen Reichswirtschaft eingespannt. Japan bemüht sich, gestützt auf die westliche, durch eigene Versuche und Erfahrungen erweiterte Wissenschaft, mit Einsatz außerordentlich bedeutender Mittel um eine Hebung der koreanischen Wirtschaft, in der Absicht, die Kaufkraft der koreanischen Bevölkerung und damit die Absatzmöglichkeiten der eigenen Industrie zu erhöhen. Besonders wird natürlich die Produktion solcher Erzeugnisse gefördert, die das Mutterland braucht. Ausgezeichnet organisiert ist die Seidenraupenzucht, für die das Zentrallandwirtschaftsinstitut zu Suigen bei Keijo eine eigene Forschungs-, Überwachungs- und Lehrabteilung besitzt. Ebenso staatlich geregelt ist der Anbau des Tabaks, dessen Verarbeitung und Verkauf Staatsmonopol ist und einen wesentlichen Teil der öffentlichen Ausgaben deckt. Bis weit in den Nordwesten hinauf ermuntern Versuchsfelder, öffentliche Plakate, Anbauprämien zum Baumwollbau, dessen Erzeugungsquantum aber immer nur einen kleinen Teil des riesigen Bedarfs der japanischen Industrie wird decken können. Durch den Bau kostspieliger Überschwemmungsdämme, die Erweiterung der künstlich berieselten Flächen mit Hilfe großer Stauteiche und Kanäle, die Gewinnung von Marschland in den Wattbuchten des Gelben Meeres, wie sie die Fujii-Gesellschaft betreibt, durch die Verteilung von Saatgut, die Anleitung zu intensiverer Pflege der Felder und die Anlage von Mustergütern wird vor allem der Reisbau gefördert. Die Produktion ist seit der

Annexion viel schneller gestiegen als der Verbrauch der wachsenden Bevölkerungszahl, so daß der Reis heute mehr als die Hälfte der Gesamtausfuhr stellt. Immer stärker entwickelt sich die Einfuhr der billigen mandschurischen Hirse in die mittleren und südlichen Provinzen, die ein entsprechendes Mehrquantum des teuren Reises über die modern ausgebauten Häfen Gunzan, Moppo, Masan und Fusan nach Japan ausführen. Die koreanische Bevölkerung kauft von dem aus dem Tausch erzielten Erlös japanische Industrieerzeugnisse. So wird die Einschaltung Koreas in den japanischen Wirtschaftsorganismus von Jahr zu Jahr vollständiger.

Unter dem Schutz der Pax japonica und durch den energischen Kampf der japanischen Ärzte gegen die dezimierenden Krankheiten ist die Bevölkerung Koreas in der Zeit der japanischen Herrschaft von 13 auf mehr als 20 Mill. gewachsen. Der japanische Anteil an dieser Zahl ist zwar schneller gestiegen, beträgt aber auch heute erst 2,5%. Die tiefe Heimatsehnsucht lockt den Japaner immer wieder auf sein Inselland zurück, und die eigenwillige Beibehaltung seines leicht gebauten Holzhauses macht ihn gegen die winterlichen Kältegrade des stark kontinental beeinflußten koreanischen Nordens empfindlich. Infolgedessen ist die japanische Bevölkerung Koreas erst zu sehr geringem Teil bodenständig. Drei Viertel von ihr wohnen als Soldaten, Beamte, Kaufleute, Unternehmer, Gastwirte in den 17 größeren Städten, die meist nahe der Küste liegen, und ein ansehnlicher Teil des letzten Viertels besteht aus Küstenfischern. Ein bodenständig gewordenes japanisches Bauerntum fehlt in Korea bisher fast ganz. Die 1000 Reisbauern, die die Fujii-Gesellschaft in einem ihrer Köge südlich von Gunzan angesiedelt hat, bilden eine seltene Ausnahme. Das gute Land, das dem Japaner eine Lebenshaltung über dem Durchschnitt des koreanischen Bauern ermöglichen würde, ist bisher nicht in größeren geschlossenen Blocks von den Koreanern geräumt worden. Der einzelne Japaner aber wohnt nur ungern mitten zwischen Koreanern. In dieser Richtung beginnt sich aber gerade jetzt eine grundlegende Änderung anzubahnen. Die Koreaner haben nicht den tiefen Hang zur Heimat wie die Japaner. Sie sind leicht geneigt, auszuwandern, wenn sich ihnen eine Gelegenheit bietet. Wenn sie in den freien Siedlungsraum der angrenzenden Südmandschurei mit Ausnahme der an den koreanischen Nordzipfel grenzenden Landschaft Kantô bisher nur wenig vorgedrungen sind, selbst nachdem die Mandschudynastie die Politik, ihr Ahnenland siedlungsleer zu halten, aufgegeben hatte, so liegt das daran, daß die chinesische Regierung und die chinesische Bevölkerung die Koreaner oft sehr schlecht behandelten. Das ist mit der Selbständigkeitserklärung der Mandschurei mit einem Schlage anders geworden. Die mandschurische Regierung und besonders ihre japanischen Ratgeber begünstigen jetzt aus leicht verständlichen Gründen die koreanische Einwanderung. Verschuldete Koreaner verkaufen in Massen den Rest ihrer Habe und wandern auf den billigen Boden der Mandschurei hinüber. Es ist bestimmt zu

erwarten, daß eine von den parlamentarischen Fesseln völlig befreite japanische Regierung die Stunde erkennt, die koreanische Umsiedlung aus den Südprovinzen nach der Mandschurei organisiert und geschlossene japanische Bauernsiedlungen in Südkorea anlegt. Ist das Klima von Südkorea im Winter doch nicht kälter als das von Mittelhondo! Es gibt nicht wenige Japaner, die damit rechnen, daß auf diesem Wege ganz Südkorea allmählich japanisches Bauernland wird.

Allerdings bedarf die Durchführung dieses Planes der Erfüllung einer Voraussetzung, die geradezu eine Kardinalfrage für die nächste Zukunft des mandschurischen Staates ist, und mit der daher auch eine kurze Betrachtung des letzteren beginnen muß. Es ist die Beseitigung des Räuberunwesens. In Korea ist der letzte Raubüberfall, auf einen Goldtransport von der amerikanischen Unsanmine zur Küste, 1916 erfolgt. Seither ist die Ordnung dieser japanischen Kolonie mit Ausnahme des Koreaneraufstandes von 1919 niemals gestört worden. Nur im Nordosten, wo die koreanische Grenze von Süden und Osten her bis zum alten Vulkan Hakutosan (2750 m) vorspringt, liegt ein dreieckiges Stück unbewohnten koreanischen Bodens von 50 km Nordsüd- und 100 km Westostausdehnung außerhalb des japanischen Polizeischutzes. Durch die dortigen Urwälder wechseln chinesische Räuber hinüber und herüber. Ich habe dort sechsmal Räuber gesehen und bin zweimal mit ihnen zusammengestoßen, kann also aus eigener Anschauung berichten. Die mandschurischen Räuber sind fast restlos ehemalige chinesische Soldaten, meist noch in Uniform. Zu den alten Changtsolin-Soldaten sind Verstärkungen aus den zersprengten Gruppen gestoßen, die nach der Ausrufung des mandschurischen Staates gegen die japanische Armee und die mandschurischen Regierungstruppen gekämpft haben. Die Räuberplage ist dadurch noch bedeutend gewachsen. Es gibt sicher mehrere hunderttausend Räuber in der Mandschurei; die offizielle Regierungszahl von 56000 (Herbst 1933) ist natürlich aus der Luft gegriffen. Stellenweise und zeitweilig trägt dieses Bandenwesen noch den Charakter eines antijapanischen Guerillakrieges, und in diesem Sinne findet es offenbar in manchen Teilen der Bevölkerung Sympathie. Ein anderer Teil unterstützt es aus Angst. Von den Berufsräubern läuft über die Gelegenheitsräuber, die Räuberspione, die Hehler, die Käufer des Raubguts eine ununterbrochene Kette bis zu den Nurberaubten. Irgendwelche wesentliche Unterstützung erhalten die regulären Streitkräfte im Kampf gegen die Räuber durch die Bevölkerung also nicht, um so schwieriger ist derselbe daher. Mit der derzeitig zur Verfügung stehenden militärischen Macht ist eine schnelle Unterdrückung ausgeschlossen; ist Manchukuo doch viermal so groß wie die japanischen Inseln. Ohne eine japanische Teilmobilisierung scheint eine schnelle Säuberung unmöglich zu sein.

Zur Zeit meiner Anwesenheit in der Mandschurei im Spätherbst 1933 waren die Bahnen der Provinz Mukden (Fengtien) nicht mehr gefährdet. Alle Kunstbauten sind hier durch Verhaue geschützt und stark bewacht; die mandschurische Regierung

setzt in nächste Nähe der unzuverlässigen chinesisch-mandschurischen Soldaten Posten von weißen Russen; diese durch das Elend gestählten Leute scheinen sich gut zu bewähren. Abseits der Bahnen ist jedoch selbst die Provinz Fengtien noch nicht sicher. Man konnte im Herbst 1933 die kaiserlichen Nordgräber, 10 km von Mukden, ohne Gefahr nur an den Sonntagen besuchen, an denen japanische Truppen den Schutz übernahmen. Immerhin siedelt die Bevölkerung in Fengtien so dicht, daß Ernährung und Handel durch die Räuber nicht in ihren Grundpfeilern gestört werden. Sie begrüßt dankbar die jetzige gerechte Verteilung der Steuern und das Aufhören von Willkürakten von seiten der regulären Truppe und ist daher im großen und ganzen der neuen Regierung und Japan nicht feindlich gesonnen. In der Ostprovinz Kirin dagegen sind Überfälle auf die Eisenbahnzüge, selbst auf den am 18. Oktober v. J. eröffneten Changchun-Seishin-Expreß, häufig, und selbst in kleinere Städte rücken die Räuberbanden mit Musik und Maschinengewehren ein. Unsere deutschen Brüder von der Benediktinermission leiden hier schwer. Die Bevölkerung von Kirin, der von der Ernte oft nicht das Nötigste belassen wird, klagt Japan an, daß sein Eingreifen das Überhandnehmen des Räuberunwesens verschuldet habe. Nicht selten entweichen die Räuber dieser Provinz, wenn sie verfolgt werden, über die Sowjetgrenze, wo sie zum wenigsten unbehelligt bleiben! Die Provinz Heilungkiang schließlich ist sehr dünn besiedelt, und mit dem Seltenwerden des chinesischen Bauern vermindert sich auch die Zahl seiner Schmarotzer. Wie ernst aber auch hier die Gefahr ist, lehren die in den letzten Monaten sich häufenden Überfälle auf den Sibirienexpreß. Alles in allem: Ehe mit dem Räuberunwesen nicht gründlich aufgeräumt ist, kann sich das mandschurische Staatswesen nicht festigen, und Japan kann die dortigen Rohstoff-, Ernährungs- und Absatzmarktreserven nicht voll aktivieren. Solange aber bildet die Mandschurei auch keine sichere Operationsbasis für einen Kampf gegen die Sowjets.

Für alle diese Ziele aber bedarf es in dem weiträumigen Land mit seinen spärlichen, zur Zeit der Regen und der Schneeschmelze oft grundlosen Wegen noch einer zweiten Vorbedingung: der Vereinheitlichung und des Ausbaus des Eisenbahnnetzes, dessen einzelne Strecken von den Russen, Chinesen und Japanern in gegenseitiger Rivalität je aus ganz verschiedenen Bedürfnissen heraus angelegt sind. Als schlimmster Fremdkörper in diesem Netz wirkt zur Zeit die bekannte, von den Russen gebaute „Ostchinesische Bahn" Manchuli(Manchuria)—Harbin—Pogranitschnaja mit der Zweiglinie Harbin—Changchun (Hsinking). Sie besitzt die russische Spur, so daß in der „Neuen Hauptstadt" Hsinking beim Übergang auf das Netz der Südmandschurischen umgeladen werden muß, eine ernste Erschwerung von japanischen Truppen- und Materialtransporten nach dem Norden. Wir Deutsche wissen zwar genau, wie schnell die Umnagelung auf Normalspur möglich ist, aber immerhin bedeutet die Strecke Hsinking—Manchuli eine Entfernung von fast 1200 km, nicht viel weniger als Warschau—Moskau. Wer heute einen Fahrplan der

Mandschurei in die Hand nimmt, der kann sich leicht überzeugen, wie kümmerlich zur Zeit der Personenverkehr unter der gegenseitigen Schikane von Russen und Japanern und unter der Räuberbehinderung in großen Teilen des Landes ist.

Immerhin hat die Energie der Japaner in der Richtung eines den neuen Verhältnissen entsprechenden Ausbaus während meiner Anwesenheit einen sehr wesentlichen Schritt vollendet: die Fertigstellung der Verbindung von Hsinking über Kirin und Tunghwa nach den nordostkoreanischen Häfen Yuki und Seishin. Die beiden koreanischen Endstrecken dieser Bahn sind mit dem 1. Oktober v. J. im Interesse der Einheitlichkeit des Betriebes aus der Hand des Generalgouvernements Korea in die der Südmandschurischen Eisenbahngesellschaft übergegangen, und die genannten beiden Handelshäfen, für die der dazwischenliegende Kriegshafen Rashin in kurzem den Schutz übernehmen wird, sind zur Zeit in einem rapiden Aufschwung. Sobald die Zuführungslinie von Harbin zu der genannten Bahn vollendet sein wird, soll über sie die kürzeste Verbindung von Europa nach Tokyo laufen. Seit einigen Monaten legen die japanischen Personendampfer, die von Wladiwostok nach Tsuruga an der japanischen Nordwestküste fahren, in Yuki und Seishin an. Bald werden sie nur noch von Yuki abgehen. Schon jetzt ist die Verbindung zwischen der Mandschurei und dem russischen Ussurigebiet in Pogranitschnaja völlig unterbrochen. Die einstmals sehr starke Beförderung von Sojabohnen, -öl und -preßkuchen aus der Mandschurei über Wladiwostok nach Japan hat aufgehört. In kurzem wird auch das andere russische Endstück der großen transeurasischen Kontinentallinie, die Amurbahn, endgültig aus dem Weltverkehr ausgeschaltet sein. Das russische Amurland, das geopolitisch schon längst eine Verkümmerungsspitze ist, wird dann auch verkehrsgeographisch eine Sackgasse sein — es sei denn, daß unterdessen der russische Teil Monsunasiens dem ostasiatischen Staatenverband eingegliedert ist.

Kurz bevor die Amurbahn bei Habarowsk auf einer riesigen Bogenbrücke — zu deren Wiederherstellung die Sowjets sieben Jahre brauchten! — den Amur kreuzt, sieht man einen weißen Obelisk aus der Ebene ragen, der an den Sieg der Roten Armee über die Weißgardisten, Tschechen und Japaner im Jahre 1922 erinnert und die letzteren daran mahnt, die wehrgeographischen Schwierigkeiten der riesigen Raumweite der wasserarmen Steppen und weglosen Sumpfwälder im nördlichsten Monsunasien nicht zu unterschätzen. Die Eisenbahnentfernung Moskau—Manchuli beträgt zwar 6700 km, die Tokyo—Manchuli über Korea aber immerhin auch 4100 km! Die Unterschiede der zu bewältigenden Entfernungen sind also in einem künftigen Krieg nicht mehr so groß wie 1904/05. Denn sollte die bewaffnete Auseinandersetzung zwischen den beiden Herren des nördlichsten Monsunasien Wirklichkeit werden, so werden sich die Kriegshandlungen — darin stimme ich mit so guten Kennern wie v. Niedermayer und Plaetschke überein — im wesentlichen auf vier Stellen konzentrieren: um Pogranitschnaja, die Sungarimündung, den Raum Mergen—Aigun, vor allem aber auf die Westhälfte der Steppenlandschaft Barga

östlich von Manchuli. Die zwischen diesen vier verkehrsleitenden schmalen Zonen gelegenen weiten Räume sind großenteils noch wenig erforscht. So weit sie bekannt sind, bilden sie schwer überschreitbare Gebirge, zum Teile mit Urwäldern und versumpften Tälern. An den drei erstgenannten Stellen dürfte die Lage der Russen sich bald schwierig gestalten. Denn jeglicher Nachschub für die an ihnen kämpfenden Truppen ist nur über die Amurbahn möglich. Zwar ist im Frühling vorigen Jahres der Bau einer Entlastungsbahn in Angriff genommen, die ungefähr unter dem 54. Breitenkreis zur Amurmündung führen soll. Ihre Vollendung dürfte bei den großen Schwierigkeiten, die der ewig gefrorene Untergrund mit seinen Aufeisbildungen macht, eine ganze Reihe von Jahren dauern. Außerdem zweigt sie erst am nördlichsten Punkt der Amurbahn, bei Uruscha, von dieser ab. Der am stärksten gefährdete Teil der letzteren liegt jedoch westlich von dieser Station, auf der etwa 700 km langen Strecke zwischen Nertschinsk und Jerofei Pawlowitsch. Dieselbe quert das gebirgige Land, in dem der Große Chingan mit der Stanowoikette verwächst, und ist eilig während des Weltkrieges gebaut, um Rußland die Materialzufuhr vom Pazifischen Ozean her zu ermöglichen, ohne den bis 1917 neutralen Boden der Mandschurei kreuzen zu müssen. Sie trägt in ihrer schwerfälligen Linienführung alle Mängel dieser eiligen Herstellung und ist seither nicht verbessert worden. Der jetzt begonnene zweigleisige Ausbau ändert an den Hauptmängeln wenig. Außerdem wird die ganze, fast 3000 km lange die mandschurische Nord- und Ostgrenze in geringem Abstand begleitende Amurbahn japanischen Bombengeschwaderangriffen ausgesetzt sein. Die Gefahr der völligen Isolierung der im Amurland kämpfenden russischen Divisionen ist daher groß, auch wenn es den japanischen Truppen zunächst nicht gelingen sollte, von einer der genannten Stellen aus bis zur Amurbahn vorzustoßen. Die Barga dürfte also der einzige Kriegsschauplatz sein, zu dem den Sowjets ein geregelter Nachschub möglich sein wird, während Japan über die uns aus dem Weltkrieg bekannten Vorzüge einer zentral gelegenen Operationsbasis verfügt.

Kehren wir zum Ausgangspunkt dieses Berichtes zurück, der mit voller Absicht ausschließlich an das Selbstgeschaute und Selbstgehörte anknüpft und daher keinerlei Abrundung erstrebt! Die Erfolge, die das für asiatische Verhältnisse kleine und an Naturschätzen in seiner Heimat arme japanische Volk in seiner Festlandspolitik seit dreißig Jahren erringt, beruhen letzten Endes auf seinen seelischen Qualitäten, auf einer kollektiven Begabung nationalen und sozialen Charakters. Die Nötigung zu dieser Politik ergibt sich aus dem rapiden Wachstum des Volkes, dessen jährlicher Bevölkerungsüberschuß jetzt die Million überschritten hat, und die Inselnatur begünstigt die straffe Zusammenfassung aller nationalen Kräfte. Den benachbarten Festlandsvölkern, von denen die Koreaner um die Mitte des vorigen Jahrhunderts auf einer Fläche so groß wie die japanische Hauptinsel immerhin die Hälfte der damaligen Japaner ausmachten, während die Zahl der Chinesen etwa

das Fünffache der Japaner beträgt, fehlt die Fähigkeit zu einer Zusammenfassung ihrer völkischen Kräfte auf nationale Ziele. Der ungeheuren Masse der chinesischen Bauern und Händler gegenüber, die nur ein individuelles Interesse je an ihrer kleinen Einzelwirtschaft kennen und die sich zu gemeinsamem Handeln nur so weit zusammenfinden, wie diese Individualinteressen bedroht sind, haben sich bisher alle auf ein Gemeinschaftserleben hin gerichteten Erziehungsversuche der Kuomintang als im wesentlichen erfolglos erwiesen. Immer noch gilt in Japan das Sprichwort: „Unter den Blumen die Kirschblüte, unter den Männern der Krieger!", in China dagegen: „Gutes Eisen taugt nicht für Nägel, und gutes Menschenmaterial nicht für Soldaten". Der Eindruck, den ich von China bei meinem kurzen Besuch erhielt, war, knapp zusammengefaßt, der eines politischen, wirtschaftlichen und moralischen Chaos. Schon aus diesem Grunde werden die Japaner noch eine gewaltige Erziehungsarbeit an den mandschurischen Chinesen zu leisten haben, ehe der Bestand des mandschurischen Staates gesichert sein wird. Leicht aber kann dann einmal ein so gewecktes Gemeinschaftsempfinden in der Mandschurei einen antijapanischen Charakter erhalten.

Japan bezahlt die hohen Kosten seiner Festlandsexpansion mit Hilfe einer Ausfuhrexpansion, wie sie die Welt bisher noch nicht gesehen hat. Die beispiellose Preisunterbietung beruht darauf, daß der Reisstandard der Ernährung weit billiger als der Fleischstandard ist, und darüber hinaus darauf, daß die japanische Inflation die Nominalhöhe der Inlandpreise nicht wesentlich gesteigert hat. China wird von japanischen Waren überschwemmt, obwohl der Boykott gegen sie immer noch proklamiert wird. Überall auf der philippinischen Hauptinsel Luzon trifft man japanische Reklameschilder, und selbst für einen langen Transport so preisempfindliche Waren wie Flaschenbier und Mineralwasser sind dort japanischen Ursprungs. Die gleichen Eindrücke boten die Straits und Sumatra. Das deutsche Schiff, mit dem ich in die Heimat zurückkehrte, hatte u. a. japanische Baumwollwaren für Abessinien und japanische Gummischuhe für Marokko an Bord! Japan, dessen Technik und Industrie auch heute noch immer wieder durch die Wissenschaft des Westens genährt wird, fordert mit dieser schrankenlosen Ausfuhrexpansion alle Industrieländer der Erde heraus. Unsere eigenen Ausfuhrinteressen in Niederländisch- und Britisch-Indien, ja in viel näher gelegenen Ländern sind schwer bedroht. Die heroische Nation des Fernen Ostens beschwört damit für sich selbst Gefahren herauf, die ihrer Weltstellung leicht verhängnisvoll werden können.

GUSTAV FESTER:

Das Chacoproblem III

Der Bericht schließt an die Aufsätze im Novemberheft 1932, S. 664 ff., und im Märzheft 1933, S. 136 ff., an. Wir bitten, die dort auf S. 665 bzw. S. 138 und 140 gebrachten Karten auch zur Verdeutlichung der folgenden Ausführungen heranzuziehen. Die Schriftleitung.

Diplomatisches Chassez-Croisez

Im vorhergehenden Bericht war die Hoffnung ausgesprochen worden, der ganze Chacokonflikt werde baldigst zum Abschluß kommen. Tatsächlich aber herrscht nach wie vor Krieg, und zwar sind die Ereignisse des Jahres 1933 fast durchweg als militärischer und diplomatischer Stellungskrieg zu bezeichnen. Erst die allerletzten Wochen haben das molto largo in ein presto furioso verwandelt — in militärischer Hinsicht zunächst, was dann auch auf die Diplomatie gleichsam als Abführmittel gewirkt hat.

Es ist schwer, über die ebenso umfangreiche wie ergebnislose diplomatische Jahresproduktion bis Dezember keine Satire zu schreiben. Die Hauptstadien sollen hier nur kurz angeführt werden: die Einzelheiten bieten nur wenig Interesse und sind auch nur teilweise bekannt geworden.

Nach dem Scheitern der Verhandlungen in Washington setzte die sogenannte ABCP.-Vermittlung ein; sie erfolgte auf Grund vorläufiger Abmachungen zwischen Argentinien und Chile in Mendoza, denen sich dann Brasilien und Peru anschlossen. Den Kernpunkt des Vorschlages bildete der Rückzug beider Kontrahenten aus der Kampfzone bis zum Rio Paraguay bzw. bis Ballivian am Pilcomayo. Die Verhandlungen, die bis Anfang Mai dauerten, scheiterten in erster Linie an der Weigerung Boliviens, seine Hauptbasis zu räumen. Am 10. Mai erfolgte dann die Kriegserklärung durch Paraguay; gleichzeitig ging die weitere Vermittlungsaktion an den Völkerbund über.

Die Nachbarn der kriegführenden Staaten erklärten ihre Neutralität. Hinsichtlich ihrer Interpretation kam es zu einem wiederholten Notenwechsel zwischen Argentinien und Bolivien, als nämlich bolivianische Flugzeuge Bomben auf die argentinischem Kapital gehörige Tanninfabrik von Puerto Casado abwarfen, und als andererseits Argentinien den Grenzübergang Puerto Irigoyen sperrte, über den das bolivianische Heer bis dahin mit Lebensmitteln versorgt worden war.

Die Genfer „G'schaftelhuber" stürzten sich zunächst mit großer Begeisterung auf die neue Aufgabe, mußten aber bald ein Haar darin finden und waren offenbar froh, das Mandat Ende Juli wieder einmal an die ABCP.-Staaten zurückgeben zu können. Paraguay hatte verlangt, daß die Bolivianer bis Villa Montes (siehe Skizze IX/11, Seite 665) zurückgingen, und letztere waren nicht damit einverstanden, daß die Völkerbundkommission Vollmacht erhielt, die Einstellung der Feind-

seligkeiten anzuordnen: nur über den Punkt waren sich beide Kontrahenten einig, daß nämlich die Nachbarn eher zur Vermittlung qualifiziert seien als die Genfer Beauftragten.

Die zweite ABCP.-Vermittlung lag im wesentlichen in Händen des brasilianischen Außenministers Mello Franco. Am 26. August wurde den beiden Parteien eine Note überreicht, die sofortige Einstellung der Feindseligkeiten und Annahme eines Schiedsgerichts vorschlug. Im übrigen sind die Einzelheiten des Vermittlungsversuchs und die Gründe des Scheiterns Ende September nicht genau bekanntgeworden; es scheint, daß Brasilien mehr die Bolivianer begünstigte, während die anderen Staaten den paraguayischen Standpunkt vertraten. Das Mandat ging jetzt wieder einmal an Genf zurück; doch traten nunmehr militärische Ereignisse ein, welche auch den Verhandlungen einen kräftigen Impuls gaben.

Die militärischen Ereignisse im Dezember 1933

Die im 2. Bericht erwähnte bolivianische Gegenoffensive war nach gewissen Anfangserfolgen etwa im März mit der Rückeroberung des Forts Aliguata (bei Saavedra, siehe Skizze X/3, S. 138) zum Stehen gekommen. Von da an bis November herrschte im wesentlichen ein Stellungskrieg. Die zahlreichen Kampfhandlungen, bei denen sich in der Regel beide Parteien den Sieg zuschrieben, haben keine nennenswerte Veränderung der im zweiten Aufsatz gekennzeichneten Frontlinie vom Jahresbeginn herbeigeführt. Den Hauptkampfplatz bildete der Saavedra-Abschnitt im Süden, doch gingen einige der bolivianischen Offensivstöße auch gegen den rechten paraguayischen Flügel bei Corrales-Toledo in Richtung auf die Mennonitenkolonien und die Casado-Eisenbahn. Soweit man sich aus den Berichten ein Bild zu machen vermag, scheint der paraguayische Führer Estigarrabia im wesentlichen eine Zermürbungstaktik verfolgt zu haben; die überraschenden Ereignisse am Jahresschluß haben ihm darin recht gegeben. Eine seiner Gegenoffensiven führte bereits am 15. September zu einem nennenswerten Erfolg, indem 900 Gefangene und erhebliches Kriegsmaterial in seine Hände fielen; nebenbei bemerkt, haben die Paraguayer, die nur wenig Auslandslieferungen erhielten, sich wohl den Hauptteil ihres Waffen- und Munitionsbedarfs auf der Gegenseite „besorgt". Soweit Paraguay ausländisches Kriegsmaterial erhält, wird es auf der Reede von Buenos Aires in Leichter umgeladen, die den internationalen Wasserweg des Parana-Paraguay aufwärts geschleppt werden. Bolivien versorgt sich hauptsächlich über den peruanischen Hafen Mollendo. Daß die Bestrebungen der ausländischen Rüstungskonzerne kriegsverlängernd wirken, kann vermutet werden, wenn auch naturgemäß peinlichste Diskretion gewahrt wird.

Im November machte sich dann eine erneute stärkere Erschütterung der bolivianischen Front bemerkbar, die im Aliguata-Abschnitt um 15 km zurückgenommen wurde; auch fiel das Fort Mariscal Lopez im Norden wieder in paraguayische

Hände. Es war dies aber nur das Vorspiel des großen Schlages, den man auf paraguayischer Seite wohlweislich auf den Beginn der Regenzeit und anderer Plagen der „grünen Hölle" verlegt hatte.

Finale?

In den ersten Dezembertagen begann der paraguayische Hauptangriff im Saavedra-Samaclay-Abschnitt, während die auf dem rechten Flügel vorgehende Kavallerie mehr der Verschleierung diente. Der inzwischen zum General beförderte paraguayische Führer Estigarribia wandte abermals die Methode der doppelseitigen Umfassung an; es gelang ihm, nachdem schon am 7. Aliguata wieder in seine Hände gefallen war, erhebliche Teile des bolivianischen Heeres zwischen diesem Fort und dem Hauptstützpunkt Saavedra einzukesseln. Gerade der etwas vorspringende Frontteil bei Aliguata war eine der Hauptschwächen der bolivianischen Stellung gewesen; daher konnten die mit dem Gelände wohlvertrauten Paraguayer den Bolivianern die rückwärtigen Verbindungen abschneiden, die nur aus wenigen und zur Zeit vielfach verschlammten Schneisen im Dickicht bestehen. General Kundt hatte die vom bolivianischen Kriegsrat empfohlene Räumung von Aliguata abgelehnt; nach der Niederlage wurde er im Oberbefehl durch General Peñaranda ersetzt.

Nachdem ein Entsatzversuch vereitelt worden war, mußten die beiden nordöstlich von Saavedra eingekreisten bolivianischen Divisionen am 11. Dezember die Waffen strecken. Den Paraguayern fielen damit, einschließlich der in den folgenden Tagen gemachten Gefangenen, zwei Divisionskommandeure, etwa 300 Offiziere und über 10000 Mann in die Hände, dazu 20 Geschütze, 25 Minenwerfer, 60 Lastautos usw. Wenn man bedenkt, daß auf beiden Seiten kaum mehr als je 30—40000 Mann im Felde stehen dürften, kann man die Bedeutung dieses südamerikanischen Tannenberg für den weiteren Kriegsverlauf ermessen; insbesondere der Offiziersverlust wird auf bolivianischer Seite kaum zu ersetzen sein. Die bolivianische Südarmee jedenfalls ist praktisch außer Gefecht gesetzt. Das erste Korps, das ebenfalls nur noch wenige tausend Mann zählen dürfte, räumt am 12. Samaclay, am 14. das stark ausgebaute Saavedra und zieht sich auf das ehemalige Hauptquartier, den letzten Stützpunkt Muñoz, zurück. Am 20. Dezember, nach paraguayischer Version unmittelbar vor, nach bolivianischer einige Stunden nach Beginn des Waffenstillstandes, besetzte das paraguayische Heer auch noch die letzte Frontlinie Bolivar—Corrales—Muñoz—Sorpresa, so daß also zu Jahresschluß die Front ungefähr nord-südlich längs des 61. Meridians verlief.

Inzwischen war die unter dem Spanier Alvarez del Vayo stehende Völkerbundbundskommission gerade rechtzeitig auf dem Kriegstheater erschienen; in den Tagen der bolivianischen Niederlage befand sie sich in La Paz, so daß sie von einem Besuch dieser Frontseite Abstand nehmen mußte. Zur gleichen Zeit begannen die Vermittlungsversuche der panamerikanischen Konferenz in Montevideo; durch

die Bemühungen des uruguayischen Präsidenten Terra gelang es, eine kurze Waffenruhe vom 21. bis 31. Dezember zustande zu bringen (es zweifelt aber niemand, daß das Hauptverdienst daran auf der Seite des Generals Estigarribia lag!). Die Verhandlungen, die jetzt folgten, standen von vornherein unter einem ungünstigen Stern. Einesteils wegen der angeblichen oder tatsächlichen Waffenstillstandsverletzung durch die Besetzung von Muñoz. Zum anderen aber befürchteten die Paraguayer, die Bolivianer könnten die Frist zur militärischen Konsolidierung benutzen, und schließlich werde ihnen die Diplomatie das wieder rauben, was sie mit der Waffe erstritten hatten. Insbesondere bestand Paraguay darauf, die ihm durch den Präsidenten Hayes seinerzeit zuerkannte Zone (innerhalb derer auch Muñoz liegt) müsse von dem künftigen Schiedsspruch ausgeschlossen sein, und weiter habe das bolivianische Heer bis zur Status-quo-Linie von 1907, also fast bis zum 62. Meridian, zurückzugehen.

Der Waffenstillstand wurde dann noch einmal bis zum 6. Januar verlängert, ohne daß jedoch die Verhandlungen, die nach Abschluß der panamerikanischen Konferenz nach Buenos Aires verlegt wurden, irgendwelche Fortschritte machten. Eine nochmalige Verlängerung des Waffenstillstandes wurde von Paraguay abgelehnt. So begann am 7. Januar der neue Vormarsch, der zunächst zur Besetzung einiger weiterer von den Bolivianern geräumter Forts bei Muñoz und auf dem rechten Flügel (Platanillos usw.) führte; mit der Besetzung des letztgenannten Stützpunktes hat Paraguay annähernd seine Status-quo-Linie von 1907, den Meridian 61° 30′ erreicht.

Mit dem Wiederaufleben des Krieges war die Aktion des Völkerbundes, die er in seiner mageren Jahresbilanz als Erfolg bereits im vorweg diskontiert hatte, gegenstandslos geworden; allerdings scheinen die inoffiziellen Bemühungen fortzudauern. Als Nebensatyrspiel sei noch ein Protest Uruguays erwähnt, weil man den Schauplatz der letzten Verhandlungen von Montevideo nach Buenos Aires verlegt hatte.

ALBRECHT HAUSHOFER:
Berichterstattung aus der atlantischen Welt

Wie die Wellen aus ganz großen Erdbebenzentren fühlbar über die ganze Erde jagen, so strahlen die großen Erschütterungszentren der Politik nach allen Richtungen aus. Die Welt der Gegenwart hat zwei große Herde der politischen Erschütterung: Mitteleuropa und den Fernen Osten; in der Mitte des einen lebt das deutsche Volk; darum ist er uns in ständiger Bewußtheit; der andere ist uns ferner; darum ist er den meisten Menschen im Westen des eurasischen Kontinents fremd; selten werden die Zusammenhänge, die vom Fernen Osten nach Mitteleuropa, von Mitteleuropa nach dem Fernen Osten führen, in ihrer vollen Bedeutung richtig gewertet. Wenn

wir einmal auch von der atlantischen Seite her die Grenze der Berichterstattung nach Asien zu überschreiten, so geschieht es aus der Notwendigkeit heraus, die Bedeutung der beiden Krisenherde für die großen Weltmächte atlantischen oder eurasischen Gepräges gegeneinander abzuwägen.

Was in Ostasien vor sich geht, ist den Lesern unserer Zeitschrift aus den indopazifischen Berichten so wohlvertraut, daß darüber an dieser Stelle nichts gesagt zu werden braucht. Hier haben wir es zu tun mit den Rückwirkungen, die von den ostasiatischen Vorgängen nach dem atlantischen Bereich gelangen; und damit um Einwirkungen, die nicht leicht auf einen Nenner gebracht werden können. Richtig zu verstehen sind sie nur dann, wenn die politische Ausgangslage der großen Weltmächte mit einem Höchstmaß von Nüchternheit gesehen wird.

Von den fünf Weltmächten der Gegenwart haben drei sowohl ein atlantisches wie ein pazifisches Gesicht: das britische Empire; die Vereinigten Staaten von Nordamerika und die Sowjetunion; eine — Japan — ist so gut wie ausschließlich indopazifisch bestimmt, eine — Frankreich — hat das Schwergewicht ihrer Interessen (trotz den 20 Millionen indochinesischer Untertanen) im atlantischen, europäisch-afrikanischen Bereich. Von diesen fünf Mächten ist Japan die einzige, die aus der Schmalheit ihrer Basis heraus expansive Politik treibt. Auf Kosten einer ehemaligen, heute passiven und in sich selbst zerfallenden Weltmacht — China — schneidet sich Japan aus dem asiatischen Kontinentalkörper eine für weitere Behauptung als Macht ersten Ranges benötigte Raum- und Rohstoffreserve heraus; damit verändert sich das Gleichgewicht der Macht in riesigem Ausmaß; die Dynamik der mandschurischen Vorgänge zwingt nun die gesamten übrigen großen Mächte zum mindesten zu einer Verlagerung ihrer Wachsamkeit; und dies in einer abgestuften Reihenfolge: Je größer das Besitzinteresse einer Macht im Fernen Osten; je größer daher die Gefährdung durch die japanische Expansion, um so stärker wird das Bedürfnis sein, sich an anderen Stellen der Erde zu entlasten. Versucht man nun, eine Reihe der Besitzgefährdung durch Japan aufzustellen — eine schwierige Aufgabe, die dadurch nicht leichter wird, daß man den Wert des gefährdeten Besitzes für die besitzende Macht recht verschieden einsetzen kann —, so wird sie (abgesehen von China, das der unmittelbar Leidtragende ist) mit der Sowjetunion beginnen müssen; dann folgen die Vereinigten Staaten, dann erst das britische Weltreich; an vierter Stelle kommt Frankreich. Am unmittelbarsten bedroht sind die Besitzungen der Sowjetunion östlich des Baikalsees mit der abgeriegelten Spitze von Wladiwostok, deren Flugentfernung nach der japanischen Hauptinsel allmählich in den Bereich praktischer Bewertung rückt. In zweiter Linie bedroht — erst dann, wenn den Japanern eine Sicherung ihres nordchinesischen Besitzes gelungen sein würde — ist die Philippinenstellung der Vereinigten Staaten, die den Eingang zum australasiatischen Mittelmeer gegen Nordosten bewacht; mit ihr die gesamt-angelsächsische Stellung im chinesischen Wirtschaftsbereich. Dann erst — damit aber auch in der

gründlichsten, das heißt lebensgefährlichen Weise — erscheint die Bedrohung des britischen Weltreichs, das sich mit der Aufgabe von Weihaiwei aus dem Ostchinesischen Meer zurückgezogen hat, aber entschlossen sein muß, das Südchinesische Meer zu bewachen — soll nicht der Weg nach Indien freigegeben, sollen nicht Australien und Neuseeland auf lange Sicht geopfert werden. Singapore ist für das britische Weltreich von heute sehr viel mehr, als jemals etwa Gibraltar für ein früheres Britisches Reich gewesen ist. England weiß, daß um Singapore gekämpft werden müßte; und darum bereitet man die Verteidigung vor; aber man ist immer noch der Meinung, daß es lange Weile haben wird, bis ein japanischer Angriff nach Süden möglich sein wird; und es gibt in beiden angelsächsischen Mächten genug Beurteiler, die des Glaubens, vielleicht auch nur der fröhlichen Hoffnung sind, daß die Japaner sich in ihrer kontinentalen Expansionsrichtung zwischen Chinesen und Russen festfahren und so im eigentlich pazifischen Bereich weniger gefährlich sein werden. Am leichtesten wird die Betrachtung der ostasiatischen Entwicklung den Franzosen, denen ihr eigener Besitz in Indochina, und gar in Ozeanien, verhältnismäßig fern liegt. Sie wissen, daß ein Angriff auf Indochina die Angelsachsen ebenso schwer träfe wie sie selbst, und glauben daher in der Lage zu sein, das japanische Vordringen in der Mandschurei noch fördern zu können. Das Entlastungsbedürfnis an anderen politischen Fronten ist daher am geringsten bei den Franzosen, größer bei Engländern und Amerikanern, am größten bei den Russen. Die Konzentration der russischen Armee im Fernen Osten erzwingt eine Friedenspolitik um jeden Preis im Westen; sie ist zugleich nur möglich durch die rücksichtslose Verlagerung des industriellen Schwergewichts in das Gebiet östlich der Wolga, die das Kennzeichen des ersten Fünfjahresplanes war. Liest man den Jahresbericht Stalins, den er, wie üblich, im Januar gehalten hat, vor dem Hintergrund dieser nüchternen Tatsache, so wird manches durchsichtig, was sonst nicht leicht zu verstehen ist. Der große Kontinentalkörper der Sowjetunion ist heute vor allem in seinem Verkehrsgerippe noch nicht stark genug, nach zwei Seiten mit gleicher Festigkeit aufzutreten. Die Vereinigten Staaten haben es darin leichter; aber auch im Fall der Vereinigten Staaten wird man darüber klar sein müssen, daß der Flottenausbau Roosevelts ausschließlich ein pazifisches Gesicht hat — auch dann, wenn man nach der Demonstration der Anerkennung der Sowjets die pazifische Flotte nach den atlantischen Häfen zurückgeholt hat! Auch in Amerika sehen die weitblickenden Köpfe heute mehr nach dem Stillen Ozean als nach dem Atlantischen; und wenn der Oberbefehlshaber der britischen Streitkräfte nach einem Freundschaftsbesuch beim Gouverneur von Niederländisch-Indien in Singapore eintrifft, um eine Konferenz der britischen Kommandeure im indopazifischen Bereich abzuhalten, dann bedeutet das zum mindesten zeitlich, daß er sich weniger für das Schicksal der Genfer Abrüstungskonferenz interessiert.. Frankreich ist an alledem sehr viel weniger beteiligt; und die Mittelmeermacht Italien ist es über-

haupt nicht (Mussolinis anti„gelbe" Worte sollten nicht überschätzt werden; sie haben ihren guten Anlaß darin, daß der japanische Wirtschaftseinfluß nach Abessinien vorgestoßen ist; das ist bitter nicht nur für Italien, aber einstweilen kein Ereignis von unmittelbarer Gegenwartsbedeutung, auch wenn man ein solches Symptom als Wegweiser in eine vielleicht sehr ferne Zukunft wohl beachten darf).

Deuten wir so die Rückwirkungen ostasiatischer Vorgänge auf das Verhalten der großen atlantischen Mächte (die Rückwirkung europäischer Vorgänge auf das ostasiatische Kraftfeld hat uns an dieser Stelle nicht zu beschäftigen) — so müssen wir uns Rechenschaft darüber ablegen, wie verschieden das Abziehen großmächtlicher Wachsamkeit nach dem Fernen Osten gewertet werden kann. Der Rückzug der Vereinigten Staaten aus der europäischen Politik, die Rückwendung der Sowjetunion nach Asien; das steigende Desinteressement der beiden großen Kontinentalmächte an dem europäischen Kleinstaatensystem kann für Innereuropa eine Entlastung sein; aber es ist eine Druck-Entlastung für sehr verschiedenartige Mächte; und es kann eine Möglichkeit zu gesteigertem Wirken für jene Mächte bedeuten, die an ostasiatischen Entscheidungen erst in zweiter oder dritter Linie beteiligt sind. Das sind neben den Staaten der europäischen Mitte auch die beiden lateinischen Großmächte. Die Waage der Außenpolitik ist im Zeitalter universaler Weltbeziehungen ein so feines Instrument, daß die Vorausberechnung nicht nur großer, sondern auch kleiner Gewichtsverschiebungen zu einer schweren Aufgabe wird.

Das erweist sich auch an der Beurteilung, welche die verschiedenen europäischen Vertragsabschlüsse, Verhandlungen und Vorschläge in den letzten Wochen gefunden haben. Wie völlig widerspruchsvoll sind doch die Beurteilungen, die etwa die Verhandlungen um den Balkan- oder Baltikumpakt, die Memoranda zur Abrüstungsfrage, der deutsch-polnische Zehnjahresvertrag gefunden haben! Dabei wollen wir uns hüten, in dieser Verschiedenheit des Urteils in den einzelnen Ländern lediglich die gewollte taktische Stellungnahme einer dirigierten Presse zu sehen — es liegt ein wirkliches Schwanken des Urteils darin; und dieses Schwanken des Urteils hat einen wesentlichen Grund darin, daß die wenigsten europäischen Beurteiler in der Lage sind, abzuwägen, welches Maß von Kräften der großen Mächte nach dem Fernen Osten abgezogen ist; wie weit man also die Bewegungsfreiheit der Mächte gehemmt oder verstärkt zu sehen hat. So ist es schon schwer genug, den augenblicklichen Stand der Mächtebeziehungen innerhalb einer schnellen Dynamik klar zu sehen; noch viel schwerer ist es, vorherzusagen, welche Folgerungen von den einzelnen Mächten aus dieser Labilität gezogen werden. Um in der Sprache der Vorkriegszeit, etwa der beginnenden Tirpitz-Periode, zu sprechen, wird augenblicklich eine Risikozone durchlaufen, in der durchaus unentschieden ist, ob das britische Weltreich sein europäisches Ruhebedürfnis dadurch zu sichern sucht, daß nach einem neuen Gleichgewicht der Mächte gestrebt wird — dahin deutet die letzte britische Abrüstungsnote —, oder dadurch, daß die Vorherrschaft einer bestimmten

Macht oder Mächtegruppierung bedingungslos gestützt wird — eine Haltung, zu der die britische Außenpolitik in der Nachkriegszeit immer wieder zurückgekehrt ist. Anders ausgedrückt: Wann erscheint das Problem der englischen „Sicherheit" so eindrucksvoll vor der britischen öffentlichen Meinung, daß Macdonald und Baldwin dadurch in eine Zwangslage kommen? Eine Zwangslage, aus der es wiederum verschiedene Auswege gibt... Daß Ähnliches für Frankreich gilt, braucht kaum gesagt zu werden.

In dieser allgemeinen Druckempfindlichkeit ist es begreiflich, wenn allenthalben, vor allem seitens der kleineren Mächte, nach Entspannung gesucht wird. Die russische Westgrenze ist heute weitgehend entlastet; damit sind es zugleich die Ostgrenzen einer Reihe von ostmitteleuropäischen Staaten. Sie haben nun Zeit, ihre sonstigen Grenzprobleme zu prüfen... Kein Wunder, daß für das Wort Revision eine wenig günstige Zeit ist. Wenn etwas feststeht, so ist es das Zurückweichen des italienischen Einflusses im südöstlichen Europa; damit die diplomatische Notlage sowohl Ungarns wie Bulgariens, aber auch Österreichs. Bulgarien versucht vergeblich, sich dem Druck der Balkanpaktmächte zu entziehen, die unter Führung der Türkei zu einem Dauerfrieden des stark erweiterten Meerengengebietes streben; wobei natürlich Bulgarien am meisten zu leiden hat; es ist etwas viel verlangt, wenn Bulgarien auf jede Revision seiner Grenzen verzichten soll... Entlastung durch einen Friedenspakt ist immer doppelseitig. Den größeren Gewinn hat derjenige Partner eines solchen Paktes, der an eigenen Bewegungszielen auf Kosten des anderen weniger zu opfern hat. Jeder Vertrag wird stillschweigend unter der clausula rebus sic stantibus geschlossen. Es gibt weite Teile der Erde, in denen man glaubt, schon weiter zu sein; in denen man Grenzsicherungsverträge ohne Vorbehalt schließt; es gibt sogar Gebiete — wie etwa die kanadisch-amerikanische Grenze beweist —, in denen man wegen der Selbstverständlichkeit des Friedens nicht einmal einen Friedenspakt nötig hat. In Europa ist das anders. Die wenigsten Unterzeichner europäischer Friedenspakte werden der Meinung sein, daß damit Grenzen und Machtverhältnisse für alle Ewigkeit gesichert seien... Und weil sie es nicht sind, daher die tiefe Unehrlichkeit etwa der Genfer Friedensatmosphäre.

Wir haben in dem diesmaligen Bericht einmal versucht, ein Gesamtbild zu zeichnen; es bleibt uns noch die Aufgabe, einiges an Einzeltatsachen zu berichten, was sich hier und dort einfügen läßt...

Der japanischen Plantagenkonzession in Abessinien und ihres italienischen Echos haben wir schon gedacht. Wir vermelden weiter das Fortdauern einer gewissen arabischen Unruhe und die Inspektionsreisen Lord Londonderrys und Sir Philip Cunliffe-Listers nach dem vorderen Orient und nach Ostafrika. Der britische Luftfahrtminister hat die Zweigstellen der Imperial Airways besichtigt, der Kolonialminister vor allem Wirtschaftsfragen von Kenya geprüft. In Südafrika steht eine Parlamentstagung bevor, in der sich zeigen wird, wie stark der Einfluß des

intransigenten Flügels der burischen Nationalisten gegen Hertzog und Smuts noch ist. In Südwestafrika bereitet sich neue Bedrückung der Deutschen vor — hier wie anderwärts mit der Einheit des deutschen Volksbewußtseins begründet, der die fremden Staaten feindselig gegenüberstehen. Es handelt sich in Südwestafrika um jenes beste Kolonialdeutschtum, das sich ein karges, aber weites Land zur Heimat gewonnen hat und den Anspruch darauf erhebt, die neuen Lebensformen und Symbole des deutschen Volkes auch draußen zeigen zu dürfen. Dieser Konflikt mag juristisch zunächst den Völkerbund in Verlegenheit setzen, handelt es sich doch um ein „Mandat" — die Rückwirkungen auf dem Umweg über das britische Empirebewußtsein dürfen nicht übersehen werden. Möglichkeiten unangenehmer Kurzschlüsse sind vorhanden — zumal es auf den Tagesordnungen von Genf einige Punkte gibt, an denen sich reichsbritische Empfindlichkeit abreagieren könnte. Die bisherige Behandlung der Saarfrage, in der seitens der Westmächte wiederum jedes Verständnis für die Selbstverständlichkeit der deutschen Haltung fehlt, gehört leider zu diesen Punkten.

In Frankreich wird Parlaments- und Regierungskrise zum Dauerzustand. Ob Chautemps oder Daladier oder ein Dritter regiert, ist an sich verhältnismäßig gleichgültig. Wichtig ist die Frage, ob und wann das Bedürfnis eintritt, innerpolitische Schwierigkeiten außenpolitisch abzulenken.

In den Vereinigten Staaten ist insofern eine entscheidende Wendung eingetreten, als Roosevelt von seinen Vollmachten zur Dollarstabilisierung Gebrauch gemacht hat; es ist eine Frage von verhältnismäßig kurzer Zeit, wenn das Pfund dem Dollar folgen wird; wann also mit Ausnahme des Yen die Welt wieder mit einigermaßen festen Währungsverhältnissen wird rechnen können. In beiden angelsächsischen Ländern läßt sich auf der Höhe des Winters von einer klaren Besserung der gesamten Wirtschaftslage sprechen.

Das Deutsche Reich hat zur gleichen Zeit den ersten Jahresrückblick seiner neuen Gestalt gefeiert und dabei mit der Unterstellung der Länder unter das Reichsministerium des Inneren einen entscheidenden Schritt in der Durchführung seines inneren Gestaltwandels getan. Führung nach innen zur Freiheit nach außen ist die Aufgabe auch für 1934.

KARL HAUSHOFER:

Bericht über den indopazifischen Raum

„... Jeder, der Ostasienpolitik recht verstehen und dort Eindrücke sammeln will, die für die europäische und nicht zuletzt für die deutsche Politik von Wert sind, muß nicht nur gelernt haben, in großen Räumen zu denken, sondern auch mit langen Zeitspannen zu rechnen" (d. h. eben das, was geopolitische Schulung voraussetzt!). „Große Politik, wie sie von Hitler in Deutschland und von

Mussolini in Rom vertreten wird, braucht heute einen langen Atem. Die Zeit der kleinen, kurzatmigen Politik, die vom Tage und für den Tag lebte, ist vorbei." Mit diesen, uns aus der Seele geschriebenen Worten schließt Theodor Schulze, Dresden, eine uns vorbildlich scheinende Wochenüberschau in den „Dresdener Neuesten Nachrichten" (vom 6. 1. 34), „Krieg im Pazifik?" überschrieben. Ähnliche regelmäßige Übersichten (das einzig Richtige für abgelegene, tiefbewegte Großräume statt verworrener, doch nie einheitlich gesehener Tagestelegramme mit fremden, meist entstellten Namen) geben u. a. Erich Glodschey in Königsberg, Giselher Wirsing in München, ein Washingtonbeobachter in der „Vossischen Zeitung" („Weltroman um den Pazifik", 6 Fortsetzungen): sie alle auf Grund von nie verleugneten geopolitischen Leitlinien, den einzigen sicheren Führern gerade in dem großen, aufkommenden Macht- und Wirtschaftswirbel des indo-pazifischen Kraftfeldes.

Sein stärkster, rein geopolitisch erfaßbarer Antrieb ist und bleibt die Strahlung des japanischen Volksdrucks (für 1970 auf den Inseln vorsichtig auf 88, von andern auf 113 Mill. berechnet) und das labile Bevölkerungsgleichgewicht Chinas. Beide stauen sich vor der eine Fremdvolkeinwanderung geradezu anziehenden Siedlungsleere der z. Zt. freilich von Truppenansammlungen (10 Inf.-, $2^1/_2$ bis 3 Kav.-Div.?) erfüllten Fernostgebiete der Sowjets — mit der undurchsichtigen Haltung der Vereinigten Staaten, dann der Kolonialmächte alten Stils zu dieser Lage und vor den Wanderhemmungen der übrigen Pazifikränder.

Diese Wahrheit tritt uns gleichmäßig entgegen, ob wir die Januarnummer der „Geographical Review" (New York, 1934, S. 152) aufschlagen und dort die Weisheit von F. A. E. Crew, G. H. L. F. Pitt-Rivers und A. M. Carr-Saunders über Volks- und Wanderdruck im allgemeinen oder von Col. Sir Charles Close über den Süd- und Ostasiens im besonderen finden, oder ob wir das von glänzender Sachkunde erfüllte „Memorandum on the Far Eastern District of the UdSSR." des „American Council Inst. of Pac. Rel." (New York, 15. 12. 33, Nr. 15, II. Bd.) überschauen. Er schildert uns die Siedlungsleere dieses nur von 1 660 000 E. in einer Dichte von 0,7 auf den qkm (im Süden 7,51) rein kolonial besetzten Gebiets, dennoch mit einem Verstädterungsgrad von 37%, mit 16% der Gesamtbevölkerung in den drei Kolonialstädten Wladiwostok, Chabarowsk, Blagowjeschtschensk, als „integral part of the Far East", während Tang Liong Li's „The People's Tribune" in einer Schlagzeile jubelt: „America and Russia join hands" (Shanghai, 1. 12. 1933, Nr. 9).

Wäre es da ein Wunder, wenn von der „Tokyo Association for Liberty of Trading" kurz vor dem mühsamen Textilwaffenstillstand zwischen Indien und Japan, mit Lancashire dahinter, eine ausgezeichnete, kleine Broschüre auf die europäischen Schreibtische fliegt: „Das japanische Bevölkerungsproblem und der Welthandel" (The Japanese population problem and world trade) — das zuletzt gipfelt in der einfachen, echt geopolitisch erfaßbaren Weisheit: „Ehe der Mensch auf zu engem

Raum verhungert, schafft er für Hungerlöhne und wirft damit lieber den ganzen Rest von Welthandelfiktion um, als daß er in den Straßenecken oder vor Maschinengewehren stirbt."

Wem aber eine solche Auffassung zu pro-japanisch ist, wenn sie von Japan aus verbreitet wird, der findet sie zu seiner Überraschung in dem höchst nüchternen, aber als wirtschaftswissenschaftliches Werkzeug ausgezeichneten Buch der Brookings Institution, Washington, 1931: „Japan. An economic and financial appraisal" von Harold G. Moulton, dem projapanische Einstellung ganz fern liegt.

Dazu holt sich ein so kritisch eingestelltes Gemüt vielleicht noch die Beweise für das Durcheinander in China, für den Bevölkerungsverlust der vom Kommunismus gerittenen Landschaft Kiangsi von 26 leidlich wohlhäbigen auf 20 völlig verelendete Millionen in einem Aufsatz von Wang Ching Wei, Präsident des Vollziehenden Rats in Nanking („The People's Tribune", Shanghai, 1. 12. 33, S. 437—442). Wang Ching Wei wird nur von rasenden Extremisten der äußersten chinesischen Linken als japanfreundlich beschuldigt, hat eben gegen die Kaiserkrönung von Puyi als Kaiser von Manchukuo und König der Mongolei feierlich protestiert; trotzdem finden sich in seinem Aufsatz: „The crisis in Fukien and the police of the government" folgende Sätze:

„Im 17. Jahr der Republik (1928) errichtete die Kommunistische Partei in den von Räuberbanden wimmelnden Gebieten einen sogenannten Chinesischen Sowjet... Das war nicht (wie die früheren, von Wang Ching Wei aufgezählten Staatsstreiche Yüan Shi Kais von 1916, Chang Sungs von 1917) ein Anlauf zur Wiederherstellung der Monarchie, sondern das Grundgefüge der Republik sollte geändert werden; der Grundsatz der Gleichheit unter den Bürgern wurde umgestürzt und statt dessen zwei Klassen errichtet: eine sollte nach Wunsch rauben und morden dürfen, die andere ohne Gegenwehr Raub und Mord über sich ergehen lassen müssen."

So scharf hatte doch früher die Kuo Min Tang den Trennungsstrich nicht gezogen, als sie sich von den „Roten" Borodin und Blücher von Kanton nach Hankau helfen ließ; und etwas mehr Ehrlichkeit und reinliche Scheidung von Anbeginn hätte China, Kuo Min Tang und Sowjets mancherlei Verdruß erspart.

Aber wird man es den Japanern übelnehmen dürfen, wenn sie darüber entrüstet sind, daß die Entwicklung von Manchukuo in eine Reihe mit dem 60-Tage-Reich Yüan Shi Kais, dem 10-Tage-Kaisertum Chang-Hsuns und mit Sowjet-China gestellt wird? Vorläufig beweist es doch größere geopolitische Haltbarkeit und zweifellos eine gewisse Werbekraft landeinwärts. Damit zusammen hängt eine belebende Wirkung auf das geographische Schrifttum, und zwar nicht nur an Propagandawerken, wie das Manchukuo-Hand- oder -Jahrbuch und ähnliche, die natürlich ihre Daseinsberechtigung nachzuweisen haben (z. B. „Manchukuo, Handbook of Information", Hsinking 1933), oder Japan nahestehende (wie J. Fischer: „Mandschukuos Kampf und Sieg", Hamburg 1933). Langsam setzt sich doch auf einer

viel höheren Ebene gegenseitigen Verständnisses auch eine Auffassung durch, deren schönsten Ausdruck etwa Admiral Behncke beim zweiten deutsch-japanischen Rundfunkaustausch Anfang 1934 fand:

die Hoffnung, daß zwischen unsern beiden Gesellschaften sich ein immer enger werdendes Zusammenarbeiten entwickeln und daß es unsern beiderseitigen Bestrebungen gelingen möge, zur Verbreiterung und Vertiefung der zwischen unsern beiden Nationen bestehenden freundschaftlichen Beziehungen wirksam beizutragen... Gerade seit unserer nationalen Erhebung ist die Wertschätzung für die lebendige nationale Gesinnung des japanischen Volkes sowie die von jeher bestehende warme freundschaftliche Sympathie für Japan in Deutschland in starkem Wachsen begriffen. Ähnlich wie Japan wird das neue Deutschland unter seinem Führer Adolf Hitler in seinem berechtigten Kampf um seine Lebensnotwendigkeiten wie auch in seinem ehrlichen Friedenswillen im Auslande schwer verstanden. Um so lebhafteren Widerhall haben die Worte gefunden, die Fürst Tokugawa vor einigen Monaten zu unserer Gesellschaft in Berlin sprach: ‚Kein Volk der Erde verfolgt Ihre nationale Bewegung mit soviel Verständnis und so warmer Sympathie, wie gerade das japanische.'"

„Trotz der weiten räumlichen Trennung verbinden seit Jahrzehnten unsere beiden Völker enge geistige Beziehungen. In ihren Eigenschaften, in ihrer Entwicklung und besonders in ihrer augenblicklichen allgemeinen Lage besteht viel Gleiches oder Verwandtes. Hierdurch haben unsere beiden Gesellschaften einen festen Boden, auf dem sie ihre gleichgerichtete Arbeit aufbauen können. Das deutsche Volk hat für die vieltausendjährige Geschichte Japans und seine starke völkische und kulturelle Geschlossenheit unter der ununterbrochenen Führung seines Kaiserhauses die größte Bewunderung. Ich sehe darum nichts, was die freundschaftlichen Beziehungen zwischen unseren Völkern stören könnte."

„Kürzlich gebrauchte S. Exz. Botschafter Nagai, dessen rege Anteilnahme und nachdrückliche Förderung der Ziele unserer Gesellschaft wir dankbar anerkennen, das Bild eines der feinsinnigen japanischen Gedichte" (Wataru-dori; Verf. war dabei, als der Vergleich erzählt wurde, der dem Kunstsinn des Botschafters alle Ehre macht). „Es spricht von zwei Wandervogelschwärmen, die in getrenntem Flug dahinziehen, aber von dem gleichen Streben und Willen getrieben werden und dem gleichen Ziele zustreben. So sei es, deutete Nagai an, mit unsern beiden Gesellschaften und unsern beiden Nationen. Möchten wir in enger Zusammenarbeit unsere Ziele verfolgen und erreichen!" —

Dabei können sich selbst wehrlose Wandervogelschwärme mindestens dadurch das Leben erleichtern, daß sie die Schar der gleichen Räuber teilen und von ihren Erfahrungen gegenseitig lernen, namentlich, wenn die Großräuber, die ihnen folgen, die Gefahren, das Volksgedränge ihres Zuges die gleichen sind oder doch wenigstens verwandter Natur. Wenn sie wehrhaft sind, dann vermögen sie sogar Großraubtieren das Spiel zu verderben.

Admiral Behncke also hat an dieser Jahreswende in feinsinnigen, weltpolitisch wohl gewählten Worten zusammengefaßt, was in diesen Berichten aus langfristigen geopolitischen Erkenntnissen heraus oft vertreten wurde: den Wert, aus gleichgerichteten Erfahrungen in weiten Räumen und langen Zeiten mindestens zu lernen.

Gleiche Schwierigkeiten erwuchsen doch den beiden raumbeengten, überindustrialisierten, auf schmalem Grunde hochgetürmten Wirtschaften aus der Raff- und Raumgier des imperialistischen Slawentums, dem Wettbewerb der europäischen und dem tölpischen Zupacken der transatlantischen Angelsachsen, den Zersetzungszuständen naher, uralter, aber die Selbstkontrolle verlierender Kulturgemeinschaften, dem enormen Wanderdruck gegen verschlossene Schranken.

Dabei ist kein Zweifel, daß Japan in Ostasien, freilich durch seine Inselbogeneigenart begünstigt, gegen manche Hindernisse auf seinem Ausdehnungswege und in seinem Wachstum viel geschickter vorgegangen ist, als Deutschland in Europa. Es hat nicht nur mit rückhaltloser Kühnheit (z. B. 1900—1902) Optionen zwischen ozeanischer und Festlandpolitik vollzogen, statt zu schwanken, als es vor der Wahl stand, volkspolitische Fernziele lieber nacheinander sicher, als in Gesamtanläufen mit großem Risiko unsicher anzugehen. Japan hat auch den Nachweis seines unerträglichen Volksdrucks vor dem Weltgewissen überzeugender geführt und führt ihn noch, vor allem an solchen Stellen, wo das Ausland diese Nachweise liest und darüber nachdenklich wird. Eine Probe dafür ist nicht nur das schon angeführte Heft über die untrennbare Verquickung zwischen dem japanischen Volksdruck und der Welthandelserholung, die unausgesetzte Aufklärungstätigkeit in den weltüber verbreiteten: „Pacific Affairs", der am besten geleiteten Pazifiküberschau in Politik und Wirtschaft, sondern auch eine jüngst erschienene vorzügliche Betrachtung von Kiyo Sui Jnui: „Östliche Einwanderung in britische Kolonien und Dominien" („Oriental Immigration in British Colonies and Dominions"; „Far Eastern Review", Shanghai, XI. 1933, Bd. XXIX; S. 481—489). Hält man sie mit „Danger signals in Malaya" zusammen (Peoples Tribune, 1. 12. 1933, Shanghai) und mit der Übersicht, die man aus gleichen Warnungszeichen britischer Zeitungen gewinnt, so hebt sich der Gesamtdruck Ost- und Südasiens deutlich darin ab.

„Großes wird nicht durch einmalige Kraftleistungen (strength), sondern zähes Durchhalten (perseverence) geleistet" — mit dieser echt kolonialpolitischen Erkenntnis weist gerade ein britisches Erfahrungswort auf die stete Arbeit des steinbezwingenden Tropfens hin, die namentlich in der Wanderungspolitik wirksam wird, gleichviel ob im Bevölkerungswandel Malayas, im Besiedlungsproblem der Mandschurei oder des menschenleeren russischen Fernen Ostens, der Angleichung Koreas oder den Erscheinungen des natürlichen Bevölkerungsgefälls im Nahen Osten des deutschen Volksbodens. Darum eben sind geopolitische Erfahrungen übertragbar, wenn man nur entsprechend über sie nachdenkt und durch gründ-

liche Orts- und Sachkenntnis über ausreichende Fähigkeit zum Ausscheiden des Vergleichbaren und des Unvergleichbaren verfügt. Kiyo Sue Inui verfügt über diese Fähigkeiten; er war eine Zeitlang Lehrer der politischen Wissenschaft internationaler Beziehungen an der Handelshochschule in Tokyo, Generalsekretär des Japanverbandes in USAmerika, Dozent in Kalifornien, in der Japanischen Völkerbundsgesellschaft, 1925/26 Delegierter zur Zollkonferenz in Peking, 1927 zur Weltwirtschaftstagung in Genf und ist jetzt bei der japanischen Gesandtschaft in China. Er kennt also von hinten sämtliche Öfen, in denen Strohfeuer und wirkliche Gluten unterhalten werden: Kanada, Australien, Neuseeland, Südafrika und Ostafrika werden als Wanderungsziele von Kiyo Sue Inui mit ihren Hemmungen abgewandelt, mit sichtlicher Stoßrichtung gegen eine weitere Linie geringsten Widerstandes, trotz „Singapore, dem östlichen Gibraltar", das viel schwerer zu halten sein wird, als das kleinräumiger angelegte westliche! „Der Gegenstand der Diskrimination gegen Orientalen in andern Ländern, als Amerika, ist von weiter Sicht beherrscht und erfordert ganz besondere Behandlung" — und doch liegt hier der wundeste Punkt aller pazifischen Fragen. Wenn nicht eine Lösung auf weite Sicht gefunden wird, ist die Auseinandersetzung darüber unvermeidlicher, als jede zwischen Russen und Ostasiaten — um so mehr, je mehr die Sowjets zwangsläufig mit dem Zusammenbruch ihrer Weltrevolutionsidee zum Staat unter Staaten, zum Reich unter Reichen werden, was sie — bei allen gelegentlichen Tücken ihrer Außenpolitik — an ihrer westlichen Hinterfront schon immer mehr geworden sind, an ihrer asiatischen Vorderseite immer noch werden können.

Das Rassenproblem aber bleibt „das ungelöste Problem des Pazifik" — „the unsolved problem of the Pacific", und es bliebe genau so ungelöst, wenn heute das japanische Reich in einem ähnlichen Zusammenbruch, einem Weltenbrand auf ein daseinsunfähiges Mindestmaß zusammengeschnitten und verstümmelt würde, wie das deutsche 1919.

Nur daß ein noch weniger übersehbares Trümmerfeld entstünde und statt den Zehnermillionen des europäischen „Teufelsgürtels" die Hundertermillionen des auf Jahrhunderte hinaus vernichteten Marktes der Monsunländer hilflos und ordnungslos übrigblieben und als Mahnmal den Raubweg der vereinigten Russen und USAmerikaner mit der zerstörten Altkultur der gesamten Alten Welt bezeichnen würden.

Am wenigsten aber hielte einem solchen Weltbrand die künstliche und gerade in Wanderdruckfragen ganz unfolgerichtige Struktur der britischen Gemeinwelt stand, namentlich, da die Rassenfrage einheitlich aus dem Pazifischen in den Indischen Ozean herübergreift, genau so, wie physisch der pazifische Küstentyp. Eine besonders schwache Stelle aber klafft gerade im Hinterland von Singapore, in dem in voller rassen- und völkerpolitischen (demodynamischen) Umschichtung begriffenen Malaya. Das weiß man in der Londoner Zentrale und „temporisiert" dementsprechend. Manches, aus europäischen Gesichtswinkeln heraus unbegreifliche

„Piaffieren" der Britenämter, z. B. Frankreich, Italien, den Russen und USAmerikanern gegenüber, ist aus weltumspannenden Durchblicken sofort verständlich: Mitleid, statt Furcht erweckend! Man würde von London aus ja so gern die Mächte der Zukunft abrüsten, um den Raub der Vergangenheit und das Durcheinander der Gegenwart besser erhalten zu können! „Posteros timeo", der Spruch eines Brandenburger Kurfürsten gilt auch für Weltreiche im vierten Stadium. Zustände, die noch vor 1914 gerade von britischen Verfassern mit hellem Hohn übergossen wurden, wenn diese Splitter davon im Habsburger Staat wahrnahmen, sind nun als Balken in Malaya, Ostafrika, Südafrika vorhanden: in Singapore Chinesenkinder, denen Malayisch eingebläut wird, von dem sie nichts wissen wollen; 300 000 Malayen in Südafrika, die man dorthin verschleppt hat; in reichen Monokulturgebieten rechtlose Inder und Ostasiaten, die man wohl zur Arbeit nötig hat, aber sonst nicht an den Gütern des Lebens teilnehmen lassen möchte: kurz „Danger-signals", wie sie Zersetzungszuständen vorauszugehen pflegen.

Sind es bei den Angelsachsen die Volksdruckverhältnisse, die Rassenfragen, die das Hauptkopfzerbrechen verursachen, so bei den imperialistischen Russen die unbeherrschten, unzulänglich organisierten und verkehrsübersponnenen Räume.

Hören wir an, was ihnen USAmerika darüber zu sagen weiß: „An einer Stelle von USAmerika nur durch 96 km getrennt, an Japan auf 125 km, an China mit mehr als 4000 km grenzend, mit einer Küstenlinie von über 22 000 km ist ihr pazifisches Gebiet ein „integrierender Bestandteil des Fernen Ostens". Wie weit es zugleich eine von der Roten Armee zu verteidigende Heimat sein kann, muß der Washington-Sonderberichter der „Vossischen Zeitung" rechtfertigen — der es behauptet. Freilich macht das Fernostgebiet mit 2 497 000 qkm etwa 12% der gesamten Landfläche der Sowjets aus, obendrein in abenteuerlicher Form, mit seinen 40 Rayons, von denen einer „Biro-Bidjian", das neue Judenheim im Fernen Osten ist. Von der dürftigen Volkszahl des — zur Zeit freilich mit 10 Inf.-Div. und $2^1/_2$ Kav.-Div besetzten — Riesenraumes haben wir bereits die Zahlen gegeben; weiterhin erhält er Farbe durch ein buntes Völker- und Rassengemisch, darin neben einer Million reiner Russen 180 000 radikale Koreaner, 50 000 Chinesen, aber nur etwa 62 000 Ureinwohner, neben 12 000 Juden stecken. In einem Jahrfünft (1925 bis 1929) ist es gelungen, 109 000 Siedler aus dem europäischen Rußland hinüberzubringen; seit 1932 soll die Umsiedlung mit 18 500 Landwirtsfamilien und 27 000 Industriearbeiterfamilien jährlich weiterbetrieben werden; der Verstädterung wird also noch Vorschub geleistet, obwohl Fleisch und Getreide ohnehin eingeführt werden müssen, der einzige Überschuß im Fischereiertrag steckt (1931: $3^1/_2$ Mill. Ztr.). Das ist auch der Hauptzankapfel zwischen Japan und Rußland; weniger die kaum angekratzten Bodenschätze: die Kohle von Suchan bei Wladiwostok, von Sachalin, von Artem; das reichlich vorhandene Gold. Beide Lebensadern, die 2380 km unter Flankenwirkung laufende Armur-Begleitbahn mit ihren sechs Stichlinien zum

Amur und dessen gewaltiges, 6000 km Wasserstraßen erschließendes Netz selbst, laufen heiklen Grenzen entlang: der Haupthafen Wladiwostok bedroht ebensosehr, wie er bedroht ist. Ein Zusammenstoß schädigt beide Fernost-Mächte mehr, als er jeder Gewinn bringen kann — zugunsten eines lachenden Dritten jenseits des Pazifik und zum größten Leid eines weinenden Vierten in China. So erscheint uns Glück und Unheil eines Fernost-Kriegs zwischen Japan und Sowjets, auf die kürzeste geopolitische Formel gebracht. Zum Glück beißen oft gerade die lautesten Hunde nicht!

COLIN ROSS:

Gedanke und Tat im Weltgeschehen

Eine Auseinandersetzung mit Spengler

Aus der Arktis zurückgekehrt, finde ich hier in Chikago Spenglers letztes Werk „Jahre der Entscheidung" (bei C. H. Beck in München) vor nebst einer Aufforderung der Schriftleitung, es für die Geopolitik zu besprechen.

Die Arktis mit ihrer Einsamkeit ist ein guter Platz, über die innersten Triebkräfte des Weltgeschehens nachzudenken, und Chikago nicht minder geeignet, die letzten Auswirkungen dieser Triebkräfte zu beobachten, so wie sie ein bestimmtes Gedankenbild, eine gegebene Weltkonzeption der sogenannten zivilisierten Menschheit im Gefolge hatte. So kam mir das Werk eines Mannes gerade recht, der mit seinem „Untergang des Abendlandes" so bestimmenden Einfluß auf das Weltdenken seiner Epoche ausgeübt hat.

Diese bewundernde Anerkennung des Spenglerschen Einflusses — auch auf mich — möchte ich an den Anfang einer Besprechung des letzten Werkes des großen Denkers setzen, da sich diese mir unter den Händen zu einer prinzipiellen Auseinandersetzung auswuchs.

Ich weiß, wie Spengler über Buchkritik im allgemeinen und die seiner Bücher im besonderen denkt, ohne je eine Äußerung darüber von ihm gehört zu haben. Auch ich habe immer das Mißliche aller Kritik empfunden. Im Grunde wäre doch nur der zu einer „Kritik" berufen, der das Werk, das er wertet, nicht nur ebensogut, sondern besser zu schaffen vermöchte. Darüber hilft alle Unterscheidung zwischen schöpferischer und kritischer Begabung nicht hinweg.

Aus diesem Grunde hätte ich mich auch nie an eine Besprechung etwa des „Unterganges des Abendlandes" gewagt. Anders steht es jedoch mit den „Jahren der Entscheidung". Mit diesem Buche begibt sich Spengler auf ein Gebiet, das ich beherrsche, ja, ich wage zu sagen, in mancher Hinsicht sogar besser als Spengler. In dieser Ansicht liegt weder Unbescheidenheit noch Anmaßung; denn ich verdanke diese bessere Kenntnis ja lediglich dem glücklichen Umstande, daß es mir vergönnt gewesen, die ganze Welt aus eigener Anschauung kennenzulernen.

Diese Legitimierung ist nicht überflüssig einem Werke gegenüber, in dessen Einleitung es heißt: „Ich sehe weiter als andere. Ich sehe nicht nur große Möglichkeiten, sondern auch große Gefahren, ihren Ursprung und vielleicht den Weg ihnen zu entgehen. Und wenn niemand den Mut hat, zu sehen und zu sagen, was er sieht, will ich es tun."

In dem letzten Satze liegt ein so schwerer Vorwurf für alle andern, die sich mit weltpolitischen Fragen beschäftigen, daß er nicht unwidersprochen bleiben darf. Schließlich habe ich ein Recht zu diesem Widerspruch; denn ich weise immerhin seit gut zehn Jahren unausgesetzt auf genau die gleichen Gefahren und Möglichkeiten hin, die Spengler in diesem, im Jahre 1933 geschriebenen Buche behandelt. Übrigens nicht nur ich, sondern auch der Herausgeber dieser Zeitschrift, wie die „Geopolitik" überhaupt.

Und wenn Spengler in den ersten Sätzen des ersten Kapitels fragt: „Hat heute irgendein Mensch der weißen Rasse einen Blick für das, was rings umher auf dem Erdball vor sich geht? — Für die Größe der Gefahr, die über dieser Völkermasse liegt und droht?", so darf ich ihn vielleicht auf ein Buch aufmerksam machen, das ihm augenscheinlich nicht bekannt ist. Es ist dies „Die Welt auf der Waage", 1929 erschienen und heute in der 23. Auflage vorliegend. In diesem ist sehr ausführlich von dieser Gefahr die Rede, insbesondere von der der farbigen Weltrevolution, und ich schrieb in ihm damals schon — vor fünf Jahren — von der Möglichkeit, daß einmal weiße Länder Kolonien farbiger Völker werden könnten.

Es ist überaus interessant, daß Spengler, obgleich er „Die Welt auf der Waage" nicht kennt, doch zu den gleichen Ergebnissen kommt, sowohl was die farbige Weltrevolution anbetrifft, wie auch die Wertung des Weltkrieges, in dem Spengler genau wie ich nicht die Ursache der gegenwärtigen Weltkrise sieht, sondern eine Erscheinungsform eben dieser Krise, während ihre Wurzeln viel weiter zurückreichen.

Über diese Wurzeln aber besteht zwischen der Spenglerschen und meiner Auffassung eine grundlegende Verschiedenheit, wie auch über ihre letzten Auswirkungen und die Möglichkeiten, ihnen zu begegnen. Oswald Spengler wie Colin Roß — um nicht ständig in der ersten Person von mir zu sprechen — sind im Grunde beides Fatalisten, die an die schicksalhafte Gegebenheit des Weltgeschehens glauben. Spengler setzt seinem letzten Buch das Motto voraus „Im Zwange der Welt weben die Nornen; sie können nichts wenden noch wandeln", und im „Wille der Welt" von Colin Roß ist von der Welt ausdrücklich als einem „Seienden", einem „Gegebenen" die Rede.

Aus dieser Einstellung heraus kommt Spengler denn auch immer wieder zu der Ansicht, daß wir am Weltablauf nichts ändern können, und er schloß ja auch eines seiner Bücher, ich glaube, es war „Der Mensch und die Technik", mit dem pessimistischen Ausspruch, daß uns nichts bleibt als in heroischer Größe den unvermeidlichen Untergang zu erleben.

Diese Unvermeidlichkeit des Schicksals betont Spengler auch in seinem letzten Werke, und so ist es ein gewisser Widerspruch, wenn er in der Einleitung zu eben diesem Werke schreibt, daß er, Spengler, vielleicht einen Weg sieht, den drohenden Gefahren zu entgehen.

Das ist ein Widerspruch, aber es wäre unrichtig, ihn Spengler vorzuwerfen; denn es ist der große Widerspruch, der nun einmal auf allem menschlichen Leben und Denken lastet. Keine wirklich tiefgründige Weltkonzeption kommt darum herum, die Welt als ein „Seiendes" hinzunehmen, das „Weltgeschehen" als Schicksal, Fatum, Kismet, Prädestination. Aber wollen wir nicht alle Ethik, alle Moral, alle Kultur, im Grunde alles Leben preisgeben, können wir den „freien Willen" nicht entbehren. Und alle Philosophie und alle Religion dreht sich eigentlich um das eine Problem, diese beiden Gegensätze und Widersprüche zu vereinen.

Eine solche Vereinigung von Prädestination und freiem Willen, von einem in die Sterne geschriebenen Schicksal und der Idee der Selbstverantwortlichkeit ist möglich, wenn man Welt und Leben als „Gedanke" nimmt, nicht aber bei ihrer Auffassung als „Tat".

Und so ist es erstaunlich, daß Spengler, der an die Gleichzeitigkeit von Fatum und freiem Willen glaubt, die Welt ausschließlich als Tat sieht, nicht als Gedanke. Ja, der große Denker Spengler kann sich gar nicht genug tun, alle Gedankenarbeit lächerlich zu machen und voll Hohn von den sinn- und nutzlosen Bergen bedruckten Papieres zu schreiben, die unsere Epoche hinterläßt, obgleich seine Tätigkeit doch in nichts anderem besteht. Der Philosoph Spengler schreibt mit einer, man möchte beinahe sagen zärtlichen Bewunderung von dem Bolschewisten, der mit Revolver und Messer Weltgeschichte macht, während er für die großen Denker, die sowohl die Russische wie auch die Französische Revolution mit ihren Ideen erst auslösten und den Mann mit Dolch und Pistole erst in Bewegung setzten, nur Hohn und Spott übrig hat. Meiner Ansicht nach hat Spengler mehr Weltgeschichte gemacht, als etliche tausend Bolschewisten, die noch so eifrig mit Revolver und Messer gearbeitet haben.

Es mag sein, daß die Bewunderung des Denkers Spengler für die Tat, für Aktion, für Blut, Gewalt und Krieg, für das Raubtier Mensch aus einem gewissen Ressentiment herrührt. Es mag sein, daß ein hinter dem Schreibtisch in der Welt der Gedanken verbrachtes Leben Spengler zu dieser Überschätzung des Tatmenschen und der Tat überhaupt verführt. Ich weiß nicht, ob Spengler im Krieg war, allein ich möchte eigentlich das Gegenteil annehmen. Niemand, der im Kriege war, im wirklichen Kriege, da, wo er Tag für Tag mit dem Tod auf Du und Du steht, schreibt so hemmungslos bewundernd über den Krieg wie den Krieger, sieht im ersteren das Leben selbst und im letzteren den eigentlichen Menschen. Ich glaube, daß gerade der Krieger, gerade der tätige Mensch, sofern er überhaupt denkt, immer mehr dazu kommt, im Gedanken das eigentliche Agens aller Tat zu sehen.

Es fällt nicht schwer, dafür Beispiele aus der Weltgeschichte zu zitieren. Die Reiche aller reinen Tatmenschen waren von erschreckend kurzer Dauer. Das gilt von dem Alexanders ebenso wie von dem Tamerlans oder Napoleons. Dagegen hat das eine Reich, das ausschließlich auf Männern beruhte, „die Gedanken haben", das chinesische, die größte Menschenzahl die längste bekannte Epoche hindurch in einer politischen wie kulturellen Einheit zusammengefaßt.

Aber es ist nur verständlich, daß Spengler, der Bewunderer der Tat und Verächter des Gedankens, für dieses Reich, das auf Gedanken beruht, nichts übrig hat. Und so redet er denn auch von den Chinesen wie den Indern als Fellachenvölkern, die in der großen Politik nie mehr eine Rolle spielen würden, es sei denn als Objekte der Herrschaft anderer. Bei dieser Beurteilung der Inder wie der Chinesen fragt man sich nur, wie Spengler dazu kommt, eine farbige Weltrevolution zu fürchten! Was bleibt denn noch von der farbigen Front, wenn man die beiden bedeutendsten Völkergruppen herausbricht? Japan? — Japan allein ist keine Gefahr, ganz abgesehen davon, daß Japan durchaus bereit ist, „weiß zu werden", das heißt sich in die Front der weißen Mächte einzugliedern, falls diese es nur anerkennen und einer solchen Front die Weltherrschaft sicher scheint. Scheiden Ostasien und Indien aus, dann kann auch von einer braunen, schwarzen oder roten Gefahr keine Rede mehr sein. Spengler rechnet freilich auch Sowjetrußland zur farbigen Front. Aber da irrt er, genau wie bei seiner Beurteilung der Chinesen. Rußland gehört heute wohl zu Asien, nicht aber zur Welt der Farbigen. Da liegt ein tiefgreifender Unterschied.

Nein, das Weltgeschehen ist heute genau wie zur Zeit der Pharaonen oder Cäsaren eine Funktion des Gedankens, nicht der Tat, das heißt, das, was wir Weltgeschehen und Weltgeschichte nennen, ist im Grunde nichts anderes als ein in Erscheinungbringen, ein sich Bewußtwerden der seienden, ewigen, unveränderlichen Welt. Um den scheinbaren Widerspruch zwischen dem statischen Universum — als dem gegebenen Weltganzen — und dem dynamischen Ablauf des Weltgeschehens aufzulösen, muß man sich immer wieder bewußt werden, daß für den Menschen das Absolute unzugänglich ist und bleibt, das er nur relativ als Teilerscheinung, von einem bestimmten Blickpunkt, in einem bestimmten Bewegungssystem erkennen kann.

Einem „Tatmenschen" wie Spengler mögen diese Überlegungen als überflüssige philosophische Spielereien erscheinen. Sie sind aber de facto das Entscheidende. Wie wir die Welt ansehen, so ist sie. Spengler zieht immer wieder das römische Weltreich und seinen Untergang zum Vergleich mit unserer Epoche heran. Mit Recht übrigens. Aber gerade bei einer Untersuchung der Gründe, die zum Untergang Roms führten, kommt man nicht um die Tatsache herum, daß es nicht „Taten" waren, die zu diesem Untergang führten, sondern Gedanken. Nicht die Einfälle der Barbaren haben Roms Untergang besiegelt, sondern eine Änderung im römischen Denken, im Weltbild, im Gedankenbau des Römers. Ohne diese Wandlung wäre es

der überlegenen Kriegskunst der römischen Legionen ein Leichtes gewesen, diese Einfälle abzuweisen.

Aber wir können auf ein viel näherliegendes Beispiel hinweisen, auf die nationale Revolution. Diese siegte nicht durch die Tat, sondern durch den Gedanken. Ihr Versuch, durch die Tat die bestehenden Machtverhältnisse zu ändern, scheiterte 1923 an einem Pikett Landespolizei. Sie siegte durch den Gedanken, der die Massen des Gegners erfaßte und gewann. Das heißt natürlich nicht, daß der Gedanke allein genügt. Er siegt nur dann, wenn er so stark ist, daß die Tat wie selbstverständlich aus ihm folgt.

Und so kann auch der „Cäsar", der Weltherrscher, von dem Spengler ständig spricht, den er als Ende und Abschluß unserer abendländischen Epoche am Horizont aufsteigen sieht — vielleicht bereits in diesem Jahrhundert! —, nur aus einem überragenden Gedanken geboren werden. Wenn Spengler schreibt, daß Heere an die Stelle von Parteien treten werden, so stimmt das. Aber diese Heere erwachsen doch nicht von selber aus dem Boden, sondern erst der große Gedanke zeugt sie. Wenn Spengler schreibt, daß die Legionen Cäsars wieder aufwachen, so mag doch daran erinnert werden, welche Gedankenkraft es Cäsar kostete, diese Heere zu schaffen. Und Cäsar wurde ja auch nicht als Cäsar geboren, sondern er kam erst durch seine Gedanken und die Art, wie er mit ihrer Hilfe die Massen beeinflußte, zu seiner Machtposition und zu seinem Heer.

Spengler behandelt in seinem Buche die gesamte Weltgeschichte nach dem Grundsatz der Felddienstordnung. Im Krieg hat nur das Einfache Erfolg. Und so vereinfacht er. Freilich vereinfacht er so weit, daß die gesamte Arbeiterbewegung, von den Gracchen angefangen, lediglich zu einem Sklavenaufstand zusammenschrumpft, einem Aufruhr der Massen, gegen die Wenigen, die zu ihrer Herrschaft berufen sind. Dabei sind nach Spengler die Wenigen immer im Recht, mögen sie auch noch so korrupt und dekadent sein wie Regierung und Gesellschaft Frankreichs vor Ausbruch der Revolution, in dem Spengler lediglich eine Blüte der Kultur sieht.

Spengler ist das lebende Gegenbeispiel seiner eigenen Theorie. Wenige zeitgenössische Menschen haben den Blickpunkt für das Weltgeschehen und damit dieses selbst so beeinflußt wie der Denker Spengler, der die Wirkung des Gedankens leugnet und lediglich die Tat gelten läßt. Die Gedankenmacht Spenglers hilft mit, den Tatmenschen, den großen Cäsar Wirklichkeit werden zu lassen.

Es mag sein, daß das einmal geschehen wird, meiner Ansicht nach allerdings nicht in so naher Zukunft wie Spengler es annimmt. Meiner Überzeugung nach werden noch Jahrhunderte, um nicht zu sagen Jahrtausende vergehen, ehe die Zeit reif ist für einen Weltcäsar.

Wir leben in einer Epoche, in der die bisher gültigen Gedankengebilde ablaufen. Aber gerade deshalb ist es so wichtig, auf die ungeheuere Bedeutung dessen hinzuweisen, was die Menschen denken. Man erinnere sich nur, welch unabsehbare Folgen

der eine Gedanke von dem Selbstbestimmungsrecht der Völker in der Sphäre der Tat und der Realität auslöste.

Was wir brauchen, ist nicht die Prophezeiung eines Cäsars, auf dessen Kommen wir geduldig warten und dessen Herrschaft in Blut und Schrecken wir schicksalergeben auf uns nehmen, um bestenfalls in tragischer Größe unterzugehen. Was wir brauchen, wir weiße Menschheit, ist die Konzeption einer neuen Schicksalsidee an Stelle der ablaufenden, ein neues Weltbild, eine neue Kosmogonie, eine neue Religion an Stelle der ungültig werdenden. Von einer solchen möglichen Religion spricht Spengler nur mit Verachtung, als einer Zuflucht für jene, die sich aus der Welt flüchten, die nicht den Mut haben, dem unerbittlichen Schicksal ins Auge zu sehen.

Religion aber heißt nicht Flucht aus der Welt, sondern Einwirken auf die Welt und Gestaltung der Welt. Man denke nur an das Christentum. Man denke nur an den Fortschrittsgedanken, der als Nachfolger des Christentums die eigentliche Religion des 19. Jahrhunderts war.

Und so wird die neue Religion, die im Werden ist, eine neue Welt schaffen. Meiner Ansicht nach liegt all den nationalen Revolutionen unserer Zeit eine religiöse Idee zugrunde, der russischen wie der italienischen und der deutschen. Auch die bolschewistische Revolution ist trotz ihres internationalen Gewandes eine nationale. Die internationale Idee ist lediglich Camouflage. Sowjetrußland ist viel nationalistischer als es das Zarenreich je war. Ebenso ist die bolschewistische Revolution im Grunde gleichfalls eine religiöse, und lediglich ihre religiösen Ideen, deren sich freilich die Bolschewiken größtenteils nicht bewußt sind, trugen sie über den bisherigen materiellen Mißerfolg hinweg.

Ganz besonders stark aber ist die religiöse Grundlage in der deutschen Revolution. Und darin liegt auch ihre große Bedeutung. Nur so ist die außerordentliche Reaktion im Ausland auf alles, was in Deutschland vor sich geht, zu erklären. Aber auch in Deutschland ist sich die Masse der Nationalsozialisten, vielleicht sogar ein Teil der Führer im Grunde nicht bewußt, um was es sich handelt. Sie sehen vielleicht nur das begrenzte Ziel einer deutschen Erneuerung und Wiedergeburt, während es sich de facto um die grundlegende Vorarbeit zur Schaffung eines neuen Weltbildes, einer neuen Weltreligion der weißen Rasse handelt. Vielleicht erklärt sich hieraus die geradezu schlafwandlerische Sicherheit aller Maßnahmen Adolf Hitlers und der beinahe schicksalhaft gewaltige und unwiderstehliche Ablauf seiner Bewegung.

Das Gelingen oder Versagen dieser neuen Weltvorstellung entscheidet darüber, wie wir das Geschick des Abendlandes erleben. Die neue Idee ist bereits da. Um ihre Formulierung wird in den verschiedenen „nationalen" Revolutionen gerungen. Vom Bewußtwerden der tiefsten Bedeutung dieser verschiedenen nationalen Formulierungen, die im Grunde alle das gleiche besagen, hängt das Schicksal der weißen Rasse ab.

HANS OFFE:

Zum Problem der Staatspersönlichkeit

Vorliegende Untersuchung setzt die Erörterung der im Beitrag „Der Staatenspiegel" (Zeitschr. f. Geopolitik, IX, Juli/August 1932) angeregten Probleme fort.
Die Schriftleitung.

Allzeit unverrückbar bleibt das Verdienst Kjelléns, mit der Geopolitik, der er den „linken Flügel" der politischen Wissenschaften zuwies, ein sicheres und letztes Fundament für die Staatswissenschaft der Zukunft gelegt zu haben. Auf dem Wege, welchen die Staatsauffassung seit etwa einem Jahrhundert zurücklegte, lassen sich nun fünf Stationen unterscheiden, jede gekennzeichnet durch ein zeitweiliges Überwiegen innerhalb des allgemeinen Bewußtseins: der Staat als Herrschaft, als gesellschaftliche Ordnung, als Wirtschaftsraum, als Hüter des Volkstums, schließlich als politisch-geographisch scharf umrissenes Gebiet, als „Reich". Für die unmittelbare Gegenwart beginnt der letztgenannte Gesichtspunkt langsam den Reiz der Neuheit zu verlieren — um so besser, wenn dergestalt die geopolitische Betrachtung als selbstverständlich empfunden wird. Es erscheint notwendig, den bisher zurückgelegten Weg staatspolitischen Allgemeindenkens bis zum nationalsozialistischen Staatsgedanken rückschauend nochmals zu überblicken. Heute, an der Grenze zu einer stark naturwissenschaftlich gefärbten Auffassung, gewahren wir, daß der Staat als Gegenstand der politischen Geographie den Organismus-Charakter mit Recht in den Vordergrund stellt. Der Staat der Politik dagegen ist kein bloßes Naturwesen mehr, vielmehr ein „Kulturwesen auf Naturgrundlage"[1]).

Von dieser Grundvoraussetzung gewinnen wir erneut Zugang zu der Unterscheidung der beiden ruhenden Pole in der geopolitischen Erscheinungen Flucht: dem geographisch Raumhaften und der Idee — dem Staatsorganismus und der Staatspersönlichkeit. Als „Kulturwesen" ist der Staat mittels spezifisch kulturwissenschaftlicher Forschungsmethoden zu untersuchen, wie sie besonders durch Rickert[2]) während des letztverflossenen Menschenalters mit steigender Deutlichkeit dargetan wurden und inzwischen weitreichende Anerkennung und praktische Geltung gefunden haben. Man kann selbstverständlich nach wie vor Der Nibelunge Not oder das Beowulf-Lied, man kann das Mahabharatam oder Homer, Dante, Chrestien de Troyes und Shakespeare — sozusagen von der Naturseite her — rein phonetisch-sprachwissenschaftlich analysieren; und ähnlich kann man ebenfalls jegliche Staatspolitik unter die Brille einer „isolierten Geopolitik" nehmen. Hier wie dort befinden wir uns teils überwiegend, teils gänzlich im Bereich einer nicht wertenden und rein quantitativ verfahrenden Wissenschaft. Man darf aber keinesfalls

1) Ztschr. f. Politik, März 1933, S. 775. 2) Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung. 5. Aufl. 1928.

vergessen, daß auf diese Weise verhängnisvolle Einseitigkeiten heraufbeschworen werden — dort für das literarische Weltbild, hier für das politische. Konkret gesprochen: in dem Maße, wie die Geopolitik aus dem für ihre Zwecke zu eng gewordenen Ideenkreise und aus dem Methodenbereich der Geographie heraustritt, zur „Staatskunde" wird, tritt neben den obersten Bezugspunkt des Organischen derjenige der Persönlichkeit. Damit erhebt sich zugleich die bedeutsame Frage nach dem inneren Verhältnis von Organismus und Persönlichkeit im Rahmen des Staatsdaseins.

Das Personsein des Staates ist gerade vom Raumstandpunkt her deutlich erkennbar[1]). Als überindividuelles Gebilde freilich steht der Staat den Grundfragen sittlich-religiösen Lebens mit innerer Notwendigkeit anders gegenüber als das die menschliche Persönlichkeit tun kann; das gilt schon vom Selbstbehauptungstrieb, aber vor allem in Richtung auf die Hingebungsfähigkeit seiner selbst. „Ein weicher deutscher Staat (von der Art der Jahre 1918—1932) hätte nie vorgetäuscht werden sollen, auch kein liebenswürdiger Staat. Ein Staat in Gefahr muß hart sein, muß ehern zupacken, niemals nachgeben, fern sein und allgegenwärtig" (Erich Lilienthal). Also unbedingt streng, aber auch unbedingt gerecht — nicht heute kaltschnäuzig negieren, was er gestern mit vollendetem Pathos als Ideal verkünden ließ. Kurz: der Staat muß den kategorischen Imperativ vertreten als Minimum einer anständigen Gesinnung seinerseits, ein Minimum, das als Vorbild praktisch doch wiederum so unendlich viel besagt. Bei der verzeihenden Gemütlichkeit aber, mit der nicht wenige Gesetzesübertretungen behandelt wurden, bei der gegenüber dem normalen Staatsbürger geübten Sanftheit und Unentschlossenheit des behördlichen Tons (die jedoch den Korporalston gegenüber pflichtgetreuen, relativ wehrlosen Beamten nicht ausschloß!) wurde Deutschland allmählich — zur Mörderhöhle. —

Im ganzen ist die Staatspersönlichkeit so gut wie die des Menschen dem „Prinzip der Geistigkeit" untergeordnet. Wie diese, sondert sich auch jene von den übrigen Lebewesen durch den in ihr wirkenden Geist („Logos") ab. Damit zeigt das Staatsleben gegenüber dem rein Organischen gleichsam eine neue Dimension: dort völliges Zusammenstimmen von Umwelt und Innenwelt („Bios"); hier — mangels solcher Harmonie — die Notwendigkeit tragischer innerer Konflikte. Als ein Wesen, dem die Fähigkeit zu vernunftgemäßem Abwägen und zweckbewußter Willkür zuteil geworden, muß der Staat die Zwiespältigkeit seiner Person — die Welt der Dinge und die Welt des Ich — als gegeben hinnehmen, mit allen ihren Folgen. Selbst in Sachen der „Herrschaft" ist der Staat an seine biologischen Grundlagen (weitesten

1) Soweit die allgemeinen (charakterologischen) Grundlagen berührt werden, stehen die Ausführungen dieses Abschnittes im engen Anschluß an H. Prinzhorns „Persönlichkeits-Psychologie" (1932). Zum Zweck eingehenderen Verständnisses der fraglichen Probleme sei auf dieses Werk nachdrücklich hingewiesen.

Sinnes) durchaus gebunden. Die hiermit angedeutete Spannung wird nicht ohne die stete Wahrscheinlichkeit stärkster Nackenschläge außer acht gelassen. „Einige Einrichtungen, die in Inselstaaten und Völkern, kraft deren insularen Abgeschlossenheit und der schweren Abtrennbarkeit von Teilen, vortrefflich arbeiten, können für durchgängige, nirgends durch feste Naturgrenzen gestützte Übergangsgebiete im Innern von Erdteilen verhängnisvoll sein. Ein Beweis dafür ist das brauchbare Spiel des Zwei-Parteiensystems in Japan und USA. nach dem britischen Vorbild des 18. Jahrhunderts, und sein völliges Versagen in Mitteleuropa, namentlich in weltanschaulich gespaltenen Raumkörpern mit schizophrener (sinngespaltener) Volksseelenanlage [1])."

Soviel für das innere Staatsleben. Wie aber läßt sich die Entwicklung der Staatspersönlichkeit in ihrer unverrückbaren Eigenart und mit ihrer Pflicht als selbständiges Glied der Staatengesellschaft vereinigen? Im vollendeten Gegensatz zu Jeremy Bentham (1749—1832), seinen angelsächsischen und kontinentalen Gläubigen, sah das Genie Bismarcks diesem Problem ohne jedes Schielen nach dem „höchstmöglichen Glück der größtmöglichen Zahl" gelassen ins Auge, wohl wissend, daß auch das sinnvolle Wechselverhältnis staatlicher Lebenstriebe zu den Anforderungen des weltweiten Allgemeinen nicht immer und überall gegeben sein kann.

So gesehen, wird die nationale Ideologie in ihrem wahren Wesen und in ihrer ganzen Tragweite offenbar. Sehr im Unterschied zu Franzosen und Angelsachsen, zu Russen und Japanern sind ja wir Deutschen das einzige Volk, das eine Ideologie der Arbeit besitzt — deutsche Arbeitskultur in Forschung, Wirtschaft, Erziehung, kurz, etwas Fortzeugendes, das dem deutschen Geiste eigentümlich ist. Nun aber die Kehrseite: Jene „universale missionarische Ideologie" ist weitaus am fernsten von den „Realitäten" raumbestimmten politischen Besitzes; dafür trägt sie in sich die Verheißung irdischer Unsterblichkeit, dergestalt ein beständiger Zeuge der unaufhebbaren Spannung zwischen Geistig-Persönlichem und Organisch-Räumlichem, zwischen Logos und Bios. —

Nur vom Reiche naturhaften Lebens und seiner Hintergründe erscheint die Hierarchie der Werte — nicht zuletzt der politischen — in ihrer natürlichen Ordnung: Gesetzgebung, gesellschaftliche Schichtung und Wirtschaft haben sich zu richten nach den Bedürfnissen des wirklichen Lebens; dieses selbst findet seine Grundlage und letzte Voraussetzung in der Eigenart des geographisch bestimmten Raumes. Und wiederum ist es das Wesen aller Geschichte und Kultur, daß der Geist als Erkenntnis und Wille immer herrschender wird. Angesichts einer im Grunde nicht unberechtigten neuzeitlichen Kulturkritik, die jedoch mehrfach schon übersteigerte Formen angenommen hat, muß diese Tatsache betont werden: die Geschichte lebt, und mit ihr alles Triebhafte und Willensmäßige, alles Bewußte und

1) K. Haushofer, Geopolitik der Pan-Ideen. S. 71.

Unbewußte staatlichen Lebens. Ohne ein geistiges Prinzip, einen bodengebundenen festen und letzten Bezugspunkt des Staatslebens, besteht die Gefahr, daß sich das geschichtliche Leben um seine wertvollsten Früchte bringt. Keine Denkmode, zumal keine mechanistische oder formalistische, schafft das uralte Wissen um die Zwiespältigkeit des Menschenwesens aus der Welt; dasselbe gilt sinngemäß vom Staate. Es hat als eine wichtige Aufgabe geopolitischer Forschung zu gelten — will sie anders Schritt halten mit der gleich ihr zwischen Natur und Geisteswelt stehenden charakterologischen Erkenntnis nicht erst unsrer Zeit — über die hier in Frage stehenden staatspolitischen Probleme allseitige Klarheit zu schaffen. „Vertrauen zum Reiche des Lebens" bedeutet ja keineswegs einen Naturalismus, der das Personsein am liebsten überhaupt nicht sehen möchte. Wiederum bedeutet ein begründetes Mißtrauen gegen die Vormachtstellung eines „reinen Geistes" ebensowenig ein Außerachtlassen der weltbewegenden, raumgestaltenden geistig-seelischen Kräfte. Es bietet somit allein ein biozentrisch geordnetes Denksystem, wie es in manchen Teilen der Kjellénschen Architektonik vorgezeichnet ist, die tragfähigen Säulen für den Aufbau einer Staatswissenschaft, die zuversichtlich hoffen darf, den Zweifeln gelehrten Denkens zu begegnen wie auch den Feuerproben einer in ihrem Sinne getätigten staatlichen Ordnung.

Die biozentrische Denkweise in der Geopolitik ist jedoch nicht die ausschließliche. Unbedingt wird der Primat des Geistig-Persönlichen überall da gegeben sein, wo die Lebensgrundlagen der Staaten gleiche oder — dies die Regel — ähnliche Bedingungen aufweisen. Je näher diese einander kommen, desto reiner wird sich jeweils das Bild der Staatspersönlichkeit von dem Hintergrunde des bloß Organisch-Raumhaften abheben. Namentlich für die vergleichend-politische Betrachtung dürfte somit die vom Geistigen ausgehende Darstellung der Staatspersönlichkeit angebracht sein. Zur Veranschaulichung des Gesagten sei einstweilen auf das „Problem der Artung" verwiesen: Australien — USA. (Zweiter Hauptteil.) —

Innerhalb des Spannungsgegensatzes zwischen dem Bios und dem Logos kommt dem „Ich" die Schlüsselstellung zu. Erübrigen dürfte sich in diesem Zusammenhang der eingehende Beweis dafür, daß schon das Ich des einzelmenschlichen Daseins und seine Erkenntnis weit entfernt ist, die Grenzen seiner praktischen Wirksamkeit an den vier Wänden philosophischer Studierstuben zu finden. Soweit es sich um das staatlich-überindividuelle Ich handelt, soll im folgenden versucht werden, seine Stellung im Staatsganzen kurz anzudeuten und bezügliche Untersuchungen dieser Art anzuregen.

Als „Ich" wird verstanden „der Ausdruck, mit dem der denkende Mensch das eigene psycho-physische Dasein in seiner Gesamtheit bezeichnet, um es als Subjekt von anderen Subjekten zu unterscheiden, die in bezug auf das Ich als Objekte, Gegenstände bezeichnet werden". Psychologisch genommen stellt das Ich dar „das Gefühl des Zusammenhanges aller individuellen psychischen Erlebnisse, gebunden

an die Gemeinempfindungen und die Vorstellung des eigenen Körpers"[1]). Der so gebildete Gefühls- und Vorstellungsinhalt ist das Selbstbewußtsein.

So reizvoll es wäre, auch die der geistig-seelischen Haltung des Frühmenschen und dessen „im Lebensgrund verweilenden Ich" entsprechende psychische Konstitution antiker und frühgeschichtlicher Staatenbildungen einzugehen, wollen wir uns hier doch beschränken auf die neuzeitlichen Staaten des abendländischen Kulturkreises. — Wie im menschlichen Einzeldasein, gibt es auch im Staatenleben „Gruppenschicksale". Es kommt ja für den Staat als überindividuelles Gebilde ein Hingebungsdrang praktisch kaum in Betracht, desto häufiger ein leidenschaftliches Parteiergreifen in bezug auf Gruppen, d. h. außenpolitische Stellungnahme. Charakterologisch weitaus am interessantesten sind die Zwischenformen zwischen echter Unparteilichkeit und offener Parteiergreifung aus Überzeugung, und weiterhin die Formen scheinbarer Parteilichkeit bei tatsächlicher Parteilosigkeit. Im ganzen ist Prinzhorn nur beizupflichten und das folgende Urteil auf unser Sondergebiet auszudehnen, wenn es nach ihm „zu den dringlichsten Aufgaben der Persönlichkeitspsychologie gehört, das Wissen um das verwickelte Spiel der Motive etwas volkstümlicher zu machen". Gleichfalls aufs sehnlichste zu wünschen wäre die allseitige „Gesundung des Wirklichkeitssinnes, das Durchschauen und die Entlarvung von Scheinidealen", desgleichen die Erkenntnis der „wahren Tendenzen von Programmen (also auch der staats- und weltpolitischen!), die vor lauter Wohlgesinntheit triefen". — An diesem Punkte zeigt sich mit besonderer Deutlichkeit der Wesensunterschied einer altherkömmlichen, die Geschichte einseitig vom Standpunkt der Geisteswissenschaften betrachtenden Analyse gegenüber der weit umfassenderen geopolitischen. Statt hundert ähnlicher Beispiele: der Geopolitiker hält zurück mit dem billigen landläufigen Verdammungsurteil bezüglich Italiens Eintritt in den Weltkrieg; aber umgekehrt durchschaut er ebenfalls die wahren Hintergründe weitverbreiteter weltpolitischer Werbethesen — etwa: „Frankreichs Sache ist stets zugleich die Sache der Menschheit" — „Wenn die Welt besser werden soll, muß sie immer englischer werden" — „Rettet die Welt für die demokratische Idee" (d. h. ihre klassische Form, God's own country, gemeinhin USA. genannt).

Das „Ich" zwischen den „beiden Fronten" der Person, dem Lebensgrunde (Bios) und der Leistung (als Auswirkung des Logos) — dies eine grundlegende Erkenntnis neuerer charakterologischer Forschung. Ins Geopolitische übertragen: Das Reich des Naturhaften und seiner relativ unverrückbaren Grundlagen ist und bleibt uns vorgegeben. Das Reich des Logos begegnet uns als

1) Heinrich Schmidt, Philosophisches Wörterbuch. 4. Aufl. 1919, S. 142. — Die m. W. bedeutendste Darstellung des erwachenden Ich, eine „untrügliche Vision", im neueren deutschen Schrifttum findet sich bei R. C. Muschler: „Der Weg ohne Ziel". (Tagebuchblätter des Zoologen und Bildhauers Ular.)

eine am Faden der Zeit sich abwickelnde Reihe von lockenden Aufgaben, die bald kontinentales, bald ozeanisch-weltumspannendes Vorzeichen (oder welches immer sonst) tragen. Sie alle drohen mit um so tödlicheren Gefahren, je williger sich Staat und Volk vom Lebensgrunde lösen. Höchste staatsmännische Einsicht bekundete daher beispielsweise Bismarcks nur zögernder Übergang zur Kolonial- und Weltpolitik, Moltkes durch die Geschichte bestätigtes Wort von dem ein Halbjahrhundert erfordernden Ringen um den Sieg von 1871, und, mit freundlicheren Aspekten, Monroes Doktrin, die jedoch in ihren Grundzügen bereits auf das Genie Washingtons und seiner Mitarbeiter zurückgeht.

*

Die vorliegende Untersuchung stellte den Staat unter den Gegensatz Leib—Geist. Bedarf es eines Wortes darüber, daß dieser Gesichtspunkt keinesfalls, wie man gesagt hat, in charakterologischer Hinsicht eine „Verarmung" bedeutet im Vergleich zu den fünf Kategorien: Material, Gefüge, Artung, Aufbau, Haltung[1])? Der Lebenswirklichkeit und Lebensfülle vermag nur eine umfassende vielseitige Auffassung nahezukommen; nur durch sie gelangen wir auch zur Möglichkeit unmittelbar praktischer Anwendung der hier in einigen Punkten angedeuteten Theorien. Aber auch die Grenzen einer möglichen Charakterologie des Staates dürfen nicht übersehen werden. Auch eine staatspolitische Charakterologie der Zukunft kann das Letzte, schlechthin Einmalige und in entscheidenden Augenblicken Bedeutungsvolle der Staatspersönlichkeit nicht gleichsam more geometrico oder aber empirisch-planmäßig einzufangen trachten. Hier beginnt vielmehr der Wirkensbereich des wahrhaft großen Staatsmannes; nur bis an die Schwelle des Irrationalen begleite ihn die Wissenschaft — aber eben wirklich bis dorthin! Schließlich ist ja die politische Wirklichkeit, sind die praktisch ausschlaggebenden Blickpunkte nur durch Einzelfälle gegeben, deren keiner dem andern restlos gleicht. In der mit unerbittlicher Folgerichtigkeit durch die Jahrhunderte beobachteten obersten (formalen) Richtlinie erfolggekrönter britischer Politik, die jene Erkenntnis nie aus dem Auge verlor, liegt die glänzende praktische Bestätigung dessen, was die neuere deutsche Philosophie sich in ihrer Weise mühsam erarbeitete. Mit ihrer rechten Würdigung des Einzelfalles im Ganzen des Kulturgeschehens rückt die Kulturwissenschaft unserer Zeit im ganzen bewußt ab von der einstigen Überbetonung oft so inhaltleerer Unterschiedslosigkeiten und von der Nichts-als-Kausalverknüpfung in der Wissenschaft vom Geistes- und Kulturleben der Menschheit — eine Grundhaltung, die namentlich der zweiten (positivistischen) Hälfte des 19. Jahrhunderts eignete. An unmittelbar praktische Aufgaben mit Erfolgsaussicht sich wagen darf nur eine Arbeitsweise, welche die geopolitischen Gegebenheiten in ihrer Gesamtheit, dazu die jeweiligen politischen Konstellationen aufs vielseitigste und ausgiebigste erfaßt und verbindet.

1) Ztschr. f. Geopolitik. 1932, S. 444.

In diesem Sinne sei es auch verstanden, wenn nunmehr behauptet wird, das staatliche Leben — inneres wie zwischenstaatliches — müsse „aus sich" gebessert werden: nicht also irgendwelche, seien es ideologische, seien es materiologische, bloße „Prinzipien", im besonderen nicht um rein wirtschaftlich-rationalistische Ideen gruppierte Theoreme mit dem Kehrreim „die Wirtschaft unser Schicksal"! Vielmehr eine Gestaltung des staatlichen Lebens aus seinen inneren Bedingungen und nach deren Ganzheit — um nicht zu sagen: eine Pathologie und Therapie des Staatslebens (im Sinne neuester Medizin, die ja Leiblichem und Geistig-Seelischem zur vollen Auswirkung verhelfen möchte)[1]). —

Endlich das innerpolitische Leben für sich: der naive Staatsbürger vermag im allgemeinen keine Verantwortung aufzubringen gegenüber einem Staat, der ihm als eine unpersönliche Macht entgegentritt (Nietzsches „kältestes der kalten Ungeheuer"!). Bewußte und standhafte Hingabe des Einzelnen über seinen persönlichen Interessenkreis hinaus setzt ein überindividuelles Etwas voraus, demgegenüber man sich als sittlich verpflichtet klar empfindet. Dazu nicht am wenigsten diene uns der Gedanke der Staatspersönlichkeit.

Ein Problem der „Artung"
Vergleich Australien—USA.: ein extremer Fall des Logos.

„Das Geheimnis, das Wesen, der Kern der Politik liegt oft erheblich tiefer" (als es nämlich die bloße angewandte politische Geographie wahr haben will) und erst hinter der Geopolitik beginnen oft die eigentlichen Probleme[2])." Aus dieser allerdings für die in dieser Zeitschrift vertretene Haltung der Geopolitik nicht zutreffenden Ansicht fordert Wilh. Ziegler für die Geopolitik die gleichzeitige Beherrschung der naturwissenschaftlichen und der historisch-genetischen Methode, als „Geheimnis der wirklich politischen Betrachtung". Ihm scheint ein Vergleich zwischen den Vereinigten Staaten und Australien vielleicht am ehesten geeignet, „die tatsächliche Unberechenbarkeit des Einflusses von Land und Leuten in der Politik und das Walten irrationaler, rein mathematisch nicht faßbarer Kräfte in der machtpolitischen Entwicklung der Länder und Völker zu studieren"[3]).

Ausgehend von den geographischen Verhältnissen der beiden Riesenländer, ihrem natürlichen Reichtum und ihrer jeweiligen Entfaltung stellt nun Ziegler — bezeichnend für eine im Quantitativen befangene, nicht am Erbbiologischen orientierte Denkweise — den 75 000 nach Australien deportierten Sträflingen der ersten beiden Menschenalter des neuzeitlichen Australien die rund 1,5 Millionen „freie" Engländer gegenüber, die ihnen 1851—1890 dorthin folgten. „Wir glauben jeden-

1) Überzeugend veranschaulicht wird dieser Gedanke am Beispiel der deutschen Nachkriegsrevolutionen durch Louis v. Kohl: „Erkrankung des Staates". Deutsche Rundschau, Juni 1933.
2) W. Ziegler, Einführung in die Politik (1927) S. 91. 3) W. Ziegler, a. a. O. S. 85.

falls nicht", heißt es abschließend, „daß diese geringe Differenz in der Menschenkategorie ein ausreichendes Motiv für den krassen, enormen Abstand in der wirtschaftlichen und politischen Aufgeschlossenheit beider Inselkontinente abzugeben vermag." Als Beweis der anfänglichen Blüte Australiens (1845) wird dabei die betreffende Darstellung von Friedrich List in Rottecks „Staatslexikon" angeführt.

Versuchen wir nun von unserm Standpunkt und zugleich im Sinne der von Ziegler geforderten „wirklich politischen Betrachtung" die in der Tat erstaunlichen Entwicklungsunterschiede der genannten Staatswesen zu deuten, so scheint methodisch an erster Stelle erwähnenswert (doch darum keineswegs schon entscheidend!) der Hinweis, daß die Zahl der Deportierten von Ziegler im ganzen viel zu niedrig angenommen wird[1]). Beachtlicher ist bereits die lähmende Wirkung, die mit dem Aufhören der Deportation im Jahre 1868 im Wirtschaftsleben Australiens hervortrat: so vermochte z. B. Westaustralien, ein allerdings als Kolonistenland gegründeter Staat, dessen männliche Bevölkerung noch 1859 zu 41% aus wirklichen oder vormaligen Sträflingen bestand, erst seit etwa 1900 seine Staatsausgaben aus eigenem zu bestreiten[2]). Die von Friedrich List geschilderte „Blüte" von 1845 war offenbar trügerischer Schein: die Einstellung der Deportationen verlangsamte zusehends die wirtschaftliche Entwicklung Westaustraliens derart, daß alsbald der „Schrei nach Deportierten", d. h. nach menschenunwürdig niedriger Bezahlung zugunsten einiger Weniger hörbar wurde.

So bildete sich denn in Australien vielfältig der genius loci des Gefängnisses von ehedem, der ernstes Arbeiten und zumal harte Landarbeit mit „Strafe" gleichsetzt.

---

1) Nach Wegerdt-Hohlfeldt (Helmolts Weltgeschichte, Bd. 9, S. 328 ff.) wurden allein in Neusüdwales zwischen 1788 und 1839 59 788 Sträflinge gelandet; für Tasmanien wurde für den Zeitraum 1803—1853 die Zahl 67 655 angegeben, worunter (1853) gegen 20 000 Schwerstverbrecher. — Australian Encyclopaedia (Bd. I, S. 297) nennt als Gesamtzahl die gelandeten Sträflinge für Neusüdwales (1788—1841) 88 290, für Tasmanien (vgl. oben!) 67 655, für Westaustralien (1850—1868) 9718, zusammen 160 663. Es muß zugegeben werden, daß jene Sträflinge nicht sämtlich als Verbrecher im Sinne neuzeitlicher Anschauungen zu gelten haben; befanden sich doch unter ihnen nicht ganz wenige, zumal Iren, die nach der von ihnen freimütig bekundeten politischen Überzeugung eher unter die als Charaktere wertvolleren Menschen zu rechnen sind. Im ganzen aber verdient der erbbiologische Gesichtspunkt größte Beachtung. Es ist bezeichnend, wenn Australian Encyclopaedia, Sidney 1926, ein bewußt neuzeitliches und umfassendes Werk, ungeachtet der mannigfachen Seiten, die es dem fraglichen Problem abgewinnt, doch den erbbiologischen Blickpunkt meidet. Vgl. Bd. I, Artikel „Convicts", S. 297—304; Bd. II, Artikel „Transportation", S. 581—587. Immerhin wehrt man sich, pro domo redend, gegen die Annahme eines „convictblood, inherited by later generations (Bd. I, S. 297), gesteht aber (a. a. O. S. 299) daß „das ganze Strafsystem der Blutauffrischung nicht förderlich war"; denn „es ließ den Menschen zum Stumpfbold hinabsinken, vernichtete seine Denkfähigkeit und ließ ihm keine anderen Gedanken oder Wünsche als die der unmittelbaren Befriedigung seines Hungers". — Nichts durchgreifend Neues konnte die um 1840 im Sinne pädagogischer Grundsätze geänderte Behandlungsmethode der Sträflinge schaffen: der einmal hervorgetretene genius loci war und blieb der geistig-seelische Sinn der australischen Staatswesen — selbst inmitten des Heeres späterer Einwanderer mit strafrechtlich meist uninteressanter Vergangenheit. 2) Helmolt, a. a. O. S. 341.

Wie anders dagegen die Idee der Arbeit in den Vereinigten Staaten! Arbeit als göttliches Gebot, ihr äußerlich sichtbarer, zumal aber der geldliche Erfolg unumstößlicher Beweis göttlicher Gnade und himmlischen Wohlgefallens! Man mag den puritanischen Standpunkt teilen oder aber ihn — zumindest in dieser spezifisch-alttestamentlichen Erscheinungsform — ablehnen: unbestreitbar bleibt er als wirtschafts- und staatspolitische Kraftquelle ersten Ranges, unbestreitbar auch in seiner großen Wirkung auf die Ausdehnung und Erstarkung des Staatsganzen, nicht zuletzt für den gesellschaftlichen Aufbau.

Wie für den Einzelmenschen häufig gerade die „kleinen", d. h. von einer oberflächlichen Betrachtung wenig oder gar nicht bemerkten Züge besonders charakteristisch sind, so gilt Ähnliches für die vergleichende Betrachtung der Staatspersönlichkeiten.

In USA. besteht noch jetzt ein Verband der Nachkommen der „Pilgerväter", welche im Jahre 1620 die May Flower herüberbrachte. Könnte man sich im Ernst eine entsprechende Vereinigung der Deszendenz jener 750 „klassischen" Deportierten vorstellen, die im Januar 1788 in Sidney landeten? Allein auch Australien „hat seinen Stolz" — vor allem auf den früher als irgendwo sonst erreichten Achtstundentag, den die Erinnerungssäule in Melbourne verkörpert; und auf das bereits 1899 in Queensland erstmalig zustande gekommene reine Arbeiterkabinett, dem 1908 ein entsprechendes Bundesministerium folgte.

Nicht unwesentlich für die Beurteilung der inneren Entwicklung Australiens ist weiterhin die Tatsache, daß die Einwanderer — zu 99% Engländer! — meist schon Stadtkinder *waren*, also landfremd. Demgegenüber die vorwiegend agrarische Bevölkerung, wie sie vor allem die besonders anspruchslosen Slawen in stetig wachsendem Anteil nach USA. entsandten! Und diese Einwanderer sahen sich alsbald eingetaucht in eine Umgebung mit stark ausgeprägtem Nationalgefühl, dem natürlichen Erbgut einer mit dem Boden engverwachsenen Bevölkerung der Neuenglandstaaten. Schon aus solchen allgemeinen Erwägungen wird es verständlich, daß die Verstädterung Australiens „*nicht* einfach als ein Zug der Zeit zu entschuldigen ist"; vielmehr hat sie zu gelten als ein Ergebnis der Staatsführung, als Folge bewußter Förderung der städtisch-proletarischen Instinkte einer in dieser Hinsicht zum Teil vorbelasteten Bevölkerung[1]).

In Australien führte das Leitmotiv des Untermenschen: Wie schaffe ich mir mit möglichst wenig Arbeit ein möglichst bequemes Leben? zu der allgemeinen Erstarrung der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse. In USA. zeitigte die Wahnidee des big success auf allen Lebensgebieten und um jeden Preis, mit ihrem Gefolge der vergötterten Technik und eines rein quantitativen Denkens („The world's greatest...") jene plötzliche und gewaltige Depression, über die sich heute

1) Ztschr. f. Geopolitik, 1932, S. 530. Vgl. auch Gattineau, Verstädterung und Arbeiterherrschaft. 4. Beiheft z. Ztschr. f. Geopolitik, 1929, 8°, 245 S. Kart. 6,80 RM., Leinen 7,60 RM.

jedes weitere Wort erübrigt. Beide aber, Australien und USA., sind als Staatspersönlichkeiten in unsern Tagen an dem Punkt angelangt, wo sie, jede in ihrer Weise, in einen beachtenswerten Gegensatz zu den neuaufstrebenden Kräften und Ideen treten. Am deutlichsten ist das Gesagte im Falle Australiens, dem ausgedehnten politisch-wirtschaftlichen Depressionsgebiet bei andrängender gelber Rasse. Doch auch God's own country mit seinen hochgespannten, nun aber zwangsläufig rückgestauten Energien muß umlernend begreifen, daß weit jenseits von Dollar und alttestamentlicher Gottwohlgefälligkeit (mitsamt den sattsam bekannten politischen Kombinationsmöglichkeiten beider) Welten liegen, deren eingehendes Studium und Nachachtung auf die Dauer schwerlich ganz zu umgehen ist.

In der Gegenwart, für die der Erdball immer offensichtlicher zu einem einzigen politisch-wirtschaftlich-kulturellen Kraftfelde wird, während gleichzeitig der soziale Gedanke wie kein zweiter das Weltgeschehen beherrscht, beginnt ein Arbeiter-Reservat vom Schlage Australiens nachgerade wie ein Museumsstück der Weltgeschichte zu wirken. Und gleichermaßen dürfte ein staatlich konzessioniertes Weltausbeutertum, das seine als Missionare verkleideten, augenverdrehenden Agenten nach China und Innerafrika entsendet, in Kürze anfangen, weltweit Anstoß zu erregen.

Der 1. Mai 1933 machte es schließlich auch dem letzten Deutschen klar — sofern er überhaupt noch belehrbar war oder dieser Belehrung noch bedurfte —, in welch hohem Maße das Problem der Arbeit in seiner ganzen Vielgestaltigkeit und nach seiner ganzen Weite und Tiefe an die Staatsidee, an den Lebensnerv von Volk und Staat heranreicht. Unsere deutsche Auffassung ist vielleicht gleichweit entfernt von der australischen wie von der nordamerikanischen — Grund genug, in der Stellung zur Arbeit ganz allgemein ein wichtiges Beweisstück zu erblicken für die Artung der jeweiligen Staatspersönlichkeit. —

Zurückkommend auf die von W. Ziegler geforderte „historisch-genetische Methode" ist für den Bereich der geopolitischen Wissenschaft festzustellen, daß erst die eindringende Erforschung der Staatspersönlichkeit im Sinne neuzeitlicher Charakterkunde das nötige Gegengewicht schafft gegen eine „zu sehr naturwissenschaftliche", d. h. am Organischen und Quantitativen haftende Betrachtung. Es geht vollends nicht an, geopolitische Vergleiche anzustellen, die sich wesentlich auf die in diesem Falle allerdings sehr beachtenswerten geographischen Tatsachen stützen, um alsdann den gesamten Fragenkreis des Ideellen — nach Abzug des rein Historischen — als „Mystik in der Wissenschaft von der Geo- und Ethnopolitik" abzutun[1]). Was „irrationale, rein mathematisch nicht faßbare Kraft", ist darum noch nicht ohne weiteres einer streng wissenschaftlichen Behandlung entzogen. Entscheidend bleibt freilich der zutreffende Oberbegriff für alle nicht dem Staatsorganismus als solchem zuzurechnenden Kräfte.

1) Ziegler, a. a. O. S. 89.

KARL HAUSHOFER:

Hans Spethmanns Werk und die Geopolitik

In gewaltigen Werkstücken — würdig der Landschaft, der hauptsächlich sein Wirken galt: des Ruhrgebiets — steht heute Hans Spethmanns Werk vor uns getürmt. Die jüngste Krönung sind die wuchtigen zwei Bände: „Das Ruhrgebiet" (Verlag Reimar Hobbing, Berlin 1933). Aber sie ist undenkbar ohne die Vorleistungen: „Zwölf Jahre Ruhrbergbau", in fünf Bänden, deren letzter als „Ruhrkampf" sein eigenes Leben führt, ohne die vielen anderen Arbeiten gleichen Ziels und verwandter Namengebung, und vor allem die kühnen Streitschriften um das Eigenrecht seiner Darstellungsweise, zu denen der Abschnitt XIII im Band 2 des Ruhrgebietes noch einmal überschauend Stellung nimmt.

Darin glänzt ein Leitwort auf, das gerade der Geopolitik besonders verlockend erscheint: „Die Landschaft ist etwas Lebendiges, das ist das Grundmotiv der vorliegenden Arbeit!" — Das dünkt wohl die Mehrheit unserer Leser, wie unser beständiges Eintreten für Spethmanns Dynamik und Fingerspitzengefühl in seiner überlegenen Handhabung niederrheinischer Wirtschaftsgeographie, etwas so Selbstverständliches, daß sie sich wundern mögen, warum es mit solcher Schärfe verkündet werden muß. Aber diese Selbstverständlichkeit besteht eben noch nicht überall! Nicht überall und jedem ist es geläufig, daß die Lebenseinheit einer Landschaft nicht durch Zergliederung herausgestellt werden kann, die wohl beim Aufbau des Stoffes unentbehrlich sein mag, aber nicht, wenn der vorherrschende Baugedanke durch Zusammenschau Leben gewinnen soll. So verstehen wir vom Standpunkt der Geopolitik sehr gut, warum Hans Spethmann dem 1. Band seines jüngsten Ruhrwerks den altdeutschen Spruch voransetzte: „Wer vergang'ne Ding betracht', der gegenwärtigen hat Macht und Künft'ges draus ermessen kann — den halt' ich für ein' weisen Mann." Eine solche, echt geopolitische Auffassungsweise durch die stattlichen zwei Bände verfolgend, gestehen wir, daß wir kaum wissen, ob wir der feinfühligen Betrachtung der vergangenen Dinge — namentlich der geistvollen Schilderung der Romanisierungsanläufe — die Krone zuerkennen sollen oder dem Aufkommen, Ausweiten und Aufbau des Großreviers, oder alledem, was sich für die künftige Weiterentwicklung auf und zwischen den Zeilen Spethmanns ermessen läßt.

Für die Vorausschau und Vorhersage vor allem (die Prognose) denken wir uns ja, daß der Bergbauverein einen der begabtesten deutschen Jünger der Erdkunde und der Geopolitik in seinem Bann hielt, in einem Raum, in dem so unendlich viel für die beständige vorbeugende Umwandlung der Landschaft durch den Menschen geschah und die Großsiedelung solche Triumphe feierte. Käme freilich der vorbeugenden Wissenschaft und der Umsicht der Unternehmer nicht eine so beständige, durchhaltende Rassenkraft aus dem Blut der seit mehr als zwei Jahrtausenden über diesem Boden wachenden und waltenden Menschen entgegen: sie würden vielleicht doch von der Wucht ihres Bergsegens erdrückt worden sein.

So aber beweist gerade die Ausstattung der Bände mit den sparsam verwendeten Bildern der Wirtschaftsführer dieser Landschaft, welche Kraft und Vision zugleich in diesen Köpfen steckte; und wenn wir noch einen Ergänzungswunsch an Spethmann hätten, so ginge er dahin, das Aufeinanderprallen der fränkischen und sächsischen Besiedlung, der Rheinländer und Westfalen auch noch durch Rassentypen aus den tragenden Schichten zu ergänzen. Sie würden sicher das Bild nur verstärken, das man geopolitisch aus den Bänden gewinnt, wie sehr, in übersteigerter Leistung, eine gewiß nicht nur wirtschaftlich, sondern menschlich und künstlerisch zu umfassende Landschaftseinheit im Ruhrgebiet erwuchs, die auch ihr volles politisches Eigenrecht fordert.

Das wird vielleicht auf eine, nur mit großer Kunst zu vollziehende, gewiß auch für viele schmerzliche innenpolitische Loslösung von der jetzigen Umwelt hinauskommen; aber wenn jemand zu zeigen vermochte, daß er aus tiefstem Verständnis für das eigenste Wesen der Geopolitik, „zum Gewissen der Staaten zu werden", der rechte Mann ist, bei einer solchen Kraftprobe der Neugliederung am Niederrhein an entscheidender Stelle beratend mitzuwirken, dann ist es — Hans Spethmann.

OSKAR AUST:
Weltmacht Japan

Prof. Dr. K. Haushofer, Generalmajor a. D.: Japans Reichserneuerung, Strukturwandlungen von der Meiji-Ära bis heute. Mit 6 Karten und wichtigen Anhängen, 158 Seiten, Sammlung Göschen Nr. 1025, Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig 1930, in Ganzleinen gebunden Preis RM. 1,80.

Prof. Dr. K. Haushofer, Generalmajor a. D.: Japans Werdegang als Weltmacht und Empire. Mit 8 Karten und wichtigen Anhängen, 152 Seiten, Sammlung Göschen Nr. 1068, Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig 1933, in Ganzleinen gebunden Preis RM. 1,80.

Karl Haushofer, Verfasser einer Reihe grundlegender und bahnbrechender Werke über die mit der alten asiatischen Kulturwelt und insbesondere mit dem Pazifik zusammenhängenden Weltprobleme, muß es warm gedankt werden, daß er aus seinem umfassenden Wissen und seinen in Ostasien selbst, zum Teil in enger Fühlungnahme mit japanischen Staatsmännern gesammelten Erfahrungen dem Kreis derjenigen, die an den geschichtsbildenden Geschehnissen im Sturmfeld der Welt Anteil nehmen, zwecks schneller und gewissenhafter Orientierung diese beiden handlichen Bändchen darbietet.

Den Kern, die Seele, die uralte Volksseele Japans entschleiert uns Haushofer mit bewundernswertem Geschick. Haben wir diese erkannt, dann vermögen wir bis zu einem verhältnismäßig weitgehenden Maße im voraus den Gang des Völkergeschehens zu erschauen, wie es auch Haushofer hier versucht. Die Nichtbeachtung dieser Wahrheit, die Nichtkenntnis der asiatischen Geschichte und der Psyche der asiatischen Völker, insbesondere des japanischen, hat doch gerade Deutschland schon schwere Fehlgriffe, vermeidbare Enttäuschungen und Verluste genug gebracht!

Einer kunstvollen Verschlingung von Uralt und Neu sehen wir uns bei dem Gegenstand der beiden Schriften gegenübergestellt: ein Volk, seit zweiundeinhalb Jahrtausenden unbesiegt, Träger eines mächtigen Kulturreiches schon zu Zeiten der Römer, versank nach wechselvollen inneren Schicksalen für mehr als zwei Jahrhunderte in einen so tiefen Dornröschenschlaf, daß selbst die Auswanderung, bis 1854 (!), mit schwerer Todesstrafe bedroht und der Bau von Schiffen für große Fahrt ebenso wie fast jegliche Verbindung mit der Umwelt auf das peinlichste unterbunden war. Gestählt an innerer, an seelischer Kraft, wie von einem Zauberstabe berührt, hat Japan sich dann innerhalb nur eines biblischen Menschenalters mit der gesamten westlichen Zivilisation „bepanzert". Zum zweitenmal in seiner Geschichte ist es in ein fremdes Kulturgewand geschlüpft — um doch letztlich nur seine Eigenart, seine Seele und seine bedrohte nationale Unabhängigkeit unverletzt zu bewahren.

Auf knappstem Raum führt Haushofer uns dies alles, plastisch, spannend und doch wissenschaftlich, zum Bewußtsein. Geographisch, staats- und verfassungspolitisch, allgemein historisch sowie staats-, kultur- und wirtschaftsgeschichtlich, völkerkundlich, rassenpolitisch und bevölkerungspolitisch, mit einem Wort geopolitisch begründet er den leitenden Gedanken: Kultur und Lebensinhalt, ja Religion des Japaners ist der Patriotismus, die Liebe zur angestammten Heimat und das unermüdliche Streben, die ruhmreiche Entwicklung seines Vaterlandes in alle Zukunft fortzuführen.

Ich möchte dieser ebenso ernsten wie zeitgemäßen Lehre und Warnung mit Worten des japanischen Staatsmanns Sabori in seinem Werk über „Japans Lage und Fernostpolitik" Ausdruck geben: „Der Osten — nicht länger passiv, sondern mehr und mehr seiner selbst bewußt werdend — bestreitet mehr und mehr die Herrschaft des Westens!"

HANS HUMMEL: Büchertafel

Volkswirtschaft und Weltwirtschaft

1. **Karl C. Thalheim hrsg.:** Das ABC der Volkswirtschaft. 325 S. Seemann, Leipzig 1934. Geb. 5,— RM.

Th., W. Große, H. Jecht, W. Ramin und der den Lesern der „Geopolitik" altbekannte G. Herrmann haben unter den 1200 Stichwörtern dieses einzigartigen Lexikons alles zusammengetragen, was den Laien in Fragen der Wirtschaft und Wirtschaftspolitik interessieren muß. Sie haben scharf die Spreu vom Weizen gesondert und so ein knappes, leicht zu gebrauchendes Handbuch geschaffen, das sich auch ausführlich mit den Problemen beschäftigt, die durch die nationale Revolution tägliche Fragestellungen geworden sind.

2. **Ludwig Reiners:** Die wirkliche Wirtschaft. 2 Bde., 304 und 300 S., 75 und 49 Diagr. Beck, München 1933.

In anderer Form als (1) versucht R. dem Laien die Tagesprobleme der Wirtschaft zu erklären und ihre theoretischen und geschichtlichen Hintergründe aufzuzeigen. Der 1. Bd., dessen 4. Aufl. hier vorliegt, ist vor der nationalen Revolution geschrieben. Wir weisen besonders auf die Kapitel über Bevölkerungspolitik, das Arbeitslosenproblem, die Verflechtung der Wirtschaft und die soziale Schichtung hin. Der 2. (Ergänzungs-) Bd. behandelt ausführlich die Agrar- und Siedlungspolitik, gibt einen Überblick über die sowjetische Wirtschaft und klingt in einen Ausblick über die Formen einer nationalen Wirtschaftspolitik aus. Besonders zu begrüßen sind die klaren, eindeutigen Diagramme, die das Verständnis des an sich schon voraussetzungslosen Handbuches noch erleichtern.

3. **E. S. von Oelsen:** Währungen, Maße, Gewichte der ganzen Welt. 93 S., 3 Tab. Seidel, Wien 1933. Geh. 2,40, geb. 3,— RM.

Ein unentbehrliches Handbuch, das mühelos alle ausländischen, oft sehr differenzierten Flächen-, Raum-, Längen- und Gewichtsmaße in das metrische System übersetzt. Außerdem genaue Angaben über Paritäten der Währungen aller Länder.

4. **Julius Werner:** Wissenschaft und Technokratie. 54 S. Rohrer, Brünn 1933. Geh. 1,20 RM.

Hoffentlich bleibt der Gedanke der Technokratie auf den kleinen Kreis von Menschen beschränkt, denen Geistigkeit und Seele, Ehrfurcht und Sehnsucht, Rassenstolz und Kampfesfreude abhanden gekommen sind. Gott bewahre uns vor einer „Hierarchie" der Technik und der exakten Wissenschaften, damit wir uns unser ewig neues Kampfleben bewahren.

5. **Paul Mannewitz u. Gerhard Tischer:** Weltbefriedung und Wirtschaftsaufbau. 52 S. Neuzeitverlag, Leipzig 1933. Br. 1,— RM.

Eine Kampfschrift von NS.-Seite gegen Kapital und Zinsherrschaft. M. erklärt ausführlich den Wert der Boden- und Verkehrsverbesserungsarbeiten. Kampf der Landnot und der Bauernnot durch eine langsame Tilgung des Kapitals überhaupt! Ein mit heißem Herzen geschriebenes Heft.

6. **Wilhelm Rehm:** Der deutsche Mensch in der Wirtschaft. 160 S. Soziale Erneuerung, Leipzig 1933.

Untertitel: Wenn ich der Kanzler wär'! Wenn R. der Kanzler wäre, würden wir fortwursteln, würden weiter dem Staat noch gerade die Rechte des Nachtwächters zuerkennen, würden allerdings unsere private Freiheit behalten, die aber der Deutsche gern der Nation opfert. Aufgewärmter Liberalismus!

7. **Michael Mundorf:** Vorschläge zur wirtschaftlichen Neuorganisierung Europas. 73 S. Triltsch, Würzburg 1933. Kt. 3,— RM.

Kurzer Abriß aller seit dem Kriege gemachten Vorschläge zur wirtschaftlichen Reorganisierung Europas. Ein nützliches Überblicksbild einer irregeleiteten Wirtschaft.

8. **Otto Schlier:** Ausbau der europäischen Industrie nach dem Kriege. Zum wirtschaftlichen Schicksal Europas, Teil I, 1. H. 56 S., 2 Karten. Junker & Dünnhaupt, Berlin 1932. Br. 2,80 RM.

Auswertung der europäischen Industriestatistik nach dem Standorts- und Absatzproblem. Die Gliederung wird nach material-, konsum- und arbeitsorientierten Industrien durchgeführt und mit reichem statistischem Material belegt.

9. **Jos. Hellauer:** Die Europäisierung des Überseehandels. 15 S. Bechhold, Frankfurt a. M. 1933. Geh. 0,80 RM.

H. weist in einer Reichsgründungsrede auf die Veränderungen der Betriebswirtschaft im Überseehandel hin, die eine schnelle Angliederung an den europäischen Handel erkennen lassen. „Je mehr sich die Welt europäisiert, desto weniger wichtig wird Europa für die Welt." Zwar eine alte Weisheit, aber hier einmal von der Betriebswirtschaft her nachgewiesen.

10. **Christian Eckert:** Englands Aufstieg und Gefährdung in der Weltwirtschaft. Wirtschaftsprobleme der Gegenwart, H. 19. 66 S. Junker & Dünnhaupt, Berlin 1932. Br. 2,80 RM.

In gedrängter Form gibt E. ein Bild der Wirtschaftsentwicklung Englands seit seinem Eintritt in die Reihe der Kolonialmächte, um dann ausführlich auf die Krise der englischen Volkswirtschaft in der Nachkriegszeit einzugehen und die Umbaupläne der Wirtschaft des Britischen Weltreiches zu erklären.

11. **H. H. von Schneidewind:** Wirtschaft und Wirtschaftspolitik der Vereinigten Staaten von Amerika. 170 S. Triltsch, Würzburg 1933. Kt. 4,— RM.

Ein sehr brauchbares Buch der realen Tatsachen der amerikanischen Wirtschaft und Wirtschaftspolitik. Die soziologischen und politischen Kräfte der USA. werden vom wirtschaftlichen Blickwinkel gesehen. Eine Übersicht gibt die wichtigsten Verflechtungen der USA.-Wirtschaft mit dem Auslande an.

12. **Max Meisner hrsg.:** Die Versorgung der Weltwirtschaft mit Bergwerkserzeugnissen, II. 1920—1930. 443 S., 187 Tab., 93 Diagr. Enke, Stuttgart 1932. Geh. 47,— RM., geb. 49,— RM.

Die von der Preußischen Geologischen Landesanstalt herausgegebene Weltmontanstatistik ist ein unentbehrliches wirtschaftsgeographisches Hilfsmittel, das in unglaublicher Fülle und Genauigkeit Weltproduktion und Welthandel mit allen denkbaren Bergwerkserzeugnissen bis zum Titan und Lithium verzeichnet, eine statistische Arbeit, wie sie wohl nur in Deutschland erscheinen kann. Übersichtliche Wirtschaftskarten und Diagramme geben die Einleitung in die einzelnen Kapitel, die nach den Stoffen (Kohlen, Erdöle, Salze, Erze, Nichterze) gegliedert sind. Politische Weltfragen lassen sich hier aus den Zahlen ablesen, sei es der Kampf der Rohstoffe, sei es die wachsende Weltwirtschaftskrise.

13. **Alfred Thoran:** Die Erdölversorgung unter dem Einfluß der geographischen Verhältnisse der Förderländer. 152 S., 7 Karten. Teubner, Leipzig u. Berlin 1932. Kt. 6,— RM.

Th. hat ein bestimmtes Schema, nach dem er die Bindung zwischen dem Förderland mit allen seinen geographischen und geopolitischen Faktoren und der Erdölproduktion nachzuweisen sucht. Dieses Schema wird leider oft so stark durchgeführt, daß die Übersicht über manche Länder eher einer Dreiseitenländerkunde gleicht, als dem Thema gerecht wird. Die Abschnitte über die Verkehrslage der Förder- und Verbrauchsländer sind sehr anschaulich und mit guten Karten versehen.

14. **Herbert Merx:** Der Kaffeeanbau auf Sumatra. Veröff. d. geogr. Sem. d. Univ. Leipzig, H. 6. 142 S. Beltz, Langensalza 1931. Br. 7,50 RM.

M. geht von der geographischen Eignung Sumatras als Kaffeeanbaugebiet aus und bespricht im Hauptteil die gegenwärtige Lage des Kaffeebaus auf Sumatra, ohne zu stark auf die marktwirtschaftlichen Probleme, die gerade beim Kaffee außerordentlich verwickelt sind, einzugehen. Dadurch bleibt der Rahmen einer rein wirtschaftsgeographischen Arbeit, die durch erhebliches Zahlenmaterial und einwandfreie Quellen gestützt wird, erhalten.

15. **Gustavkarl Hübner:** Der Kautschuk. 258 S., 7 Karten, 2 Diagr. Chemisch-technischer Verlag, Berlin-Steglitz 1934. Geb. 15,— RM.

Nach einem historischen und botanisch-physikalischen Überblick kommt H. auf die allgemeine Entwicklung der Kautschukweltwirtschaft zu sprechen, auf den Kampf zwischen Wild- und Plantagenkautschuk, den Stevenson-Plan, das britische Weltmonopol und den Kampf der USA. gegen England. Der zweite Abschnitt bringt die Aufzählung der Produktionsgebiete mit hervorragendem statistischem Material, der dritte die Versorgungsfragen, den Kautschukwelthandel. 320 wichtige Quellen sind im Literaturverzeichnis angegeben.

*

Reinhold Lorenz: Türkenjahr 1683. Das Reich im Kampf um den Ostraum. 272 S., 16 Abb. Braumüller, Wien-Leipzig 1933. Geb. RM. 5.—.

Man nimmt das Buch etwas skeptisch zur Hand. Die Türkenbelagerungsliteratur ist nachgerade zu einer Bibliothek angewachsen. Man ist geneigt, das Buch von Lorenz a priori ungelesen wegzulegen. Aber schon die Widmung an „Heinrich Ritter von Srbik als Baustein für eine gesamtdeutsche Geschichtsauffassung" stimmt nachdenklich, und das eine weite geschichtliche Schau verratende Inhaltsverzeichnis überrascht bereits: das Buch ist der erste großangelegte und tatsächlich auch gelungene Versuch, das politische Geschehen des 17. Jahrhunderts bis zur dramatischen Zuspitzung von 1683 nach geopolitischen, großraumlichen Gesichtspunkten zu sehen.

Klar die Herausarbeitung der Rolle Wiens: „Wenn (Deutschland) geopolitisch in die von drei oder vier Strömen bestimmten Verkehrsräume zerfiel, so ist Wien der einzige Punkt gewesen, in dem sich die süddeutsche Verkehrsader der oberen Donau mit der verlängerten westdeutschen Rhein-Main-Linie und

der nordostdeutschen Elbe- und Oderlinie schnitt." Diese Lage Wiens mußte entscheidend auf die Reichspolitik einwirken. Sehr wertvoll erscheint die lebendige Schilderung der eigenartigen rechtlichen Verfassung des Reiches, dessen Idee das eigentlich bindende Moment war, wichtig der Blick hinter die Kulissen in die türkisch-asiatischen Räume und ihre treibenden Kräfte, aufschlußreich die Behandlung des „Ostraums". Was uns aber das Buch als eines der bedeutendsten Erzeugnisse der politischen Literatur der letzten Zeit erscheinen läßt, ist die Darstellung der französischen Politik, deren Konzeption in größtem Rahmen erfaßt und in Schwarz-Weiß, aber absolut eindeutig scharf umrissen wird. In den Detailschilderungen wird der Leser immer wieder auf die schon damals virtuos gehandhabte französische Ostpolitik hingewiesen, die ihre realpolitischen Fäden bis hinüber zu den Tatarenchanen spann und nichts an Sichtweite der römischen Konzeption nachgab, die sogar bis zum Versuch eines persischen Bündnisses gegen die Türkei kam. Es steckt alte, sehr alte Tradition in dem Bau der Kleinen Entente ...

Man ist über diese raumweite Schau und die schlaglichtartige Behandlung eines kurzen, aber ereignisreichen Abschnitts der deutschen Geschichte mit ihren Kräften und Gegenkräften fast geneigt, dem Verfasser allzu stark überspitzte „Austriazismen" zu verzeihen, die ja übrigens zwecklos sind, weil der Ballhausplatz sie zu seiner Rechtfertigung nur im Falle „gesamtdeutscher Geschichtsbetrachtung" heranziehen könnte! Ein ausgezeichnetes Literaturverzeichnis ergänzt den Text des Buches.

Walter Hagemann: Richelieus politisches Testament. 300 Jahre europäischer Unsicherheit. Heymann, Berlin 1934. RM. 3.—.

In gedrängter Kürze eine Zusammenstellung der traditionellen Territorialpolitik Frankreichs gegenüber seinem mitteleuropäischen Nachbarn. 10 geopolitische Karten unterstützen im Verein mit einer Reihe nicht immer glücklich gewählter Bilder den Text. Gut ist die vergleichende Tabelle „Folgen der Friedensverträge von 1815, 1871, 1919". Dagegen scheint uns die französische Ostraumpolitik etwas zu kurz gekommen zu sein, auch in den Karten.

Staatsminister Dr. Hartnacke: Untergang oder Kampf für neues Leben? Die Grundlagen unserer geistigen Zukunft. Quelle & Meyer, Leipzig 1934.

Die kleine Schrift, die gewissermaßen ein Arbeitsbekenntnis des Verfassers ist, gehört deshalb zu den bedeutenderen bevölkerungspolitischen Schriften, weil sie die biologische Förderung der Geburtenvermehrung in den Vordergrund stellt. Der Kampf gegen das Bildungsübermaß und gegen die Bildungsüberschätzung ist vielleicht die wichtigste Aufgabe bei der Lösung der Bevölkerungsfrage, die mit steuerpolitischen Mitteln allein, wie uns das Beispiel der angusteischen und französischen Gesetzgebung lehrt, nicht gelöst werden kann.

Bei einigen Ansichten des Verfassers können wir allerdings nicht ganz mitgehen: für uns ist der Japaner keineswegs zu den Halbzivilisierten zu rechnen; das wäre ein kultureller und politischer Irrtum, der sich u. U. auch an Mitteleuropa rächen könnte.

Gedenkschrift zum hundertsten Jahrestag der Errichtung des Deutschen Zollvereins. Herausgegeben vom Reichsfinanzministerium, Berlin 1934.

Eine übersichtliche Zusammenstellung der geschichtlichen Vorgänge um die Bildung des Deutschen Zollvereins, wie sie allerdings in jedem besseren Geschichtswerk zu finden ist. Man vermißt eine kritische Behandlung, die z. B. an Hand der Rolle Kurhessens gleichzeitig gute außenpolitische Aufklärungsarbeit auch für unsere Zeit liefern könnte. Bedenklich, daß auf die Darstellung der Entwicklung der Verbrauchssteuern die Hälfte des Buchumfanges verwandt wird. Der Deutsche Zollverein kann doch wohl auch von anderen Gesichtspunkten gesehen werden!

Rupert von Schumacher.

Verantwortlich ist: Professor Dr. K. Haushofer. München O 27, Kolberger Str. 18 / Verlag: Kurt Vowinckel Verlag G. m. b. H., Berlin-Grunewald, Hohenzollerndamm 83 / Druck: Spamer A.-G. in Leipzig Alfa-Papier von E. A. Geese, Berlin SW 68 D.-A. IV. Vj. 3800

ADOLF WELTE:

Der Donauraum

Von den Grundlagen des staatlichen Seins, die Rudolf Kjellen in seinem Buche „Der Staat als Lebensform" so eindringlich darstellt, sind die wesentlichsten, Raum und Volk, geographischer Betrachtungsweise besonders zugänglich; der Raum ist im System der Wissenschaften die alleinige Domäne der Geographie. Das Verhältnis zwischen Raum, Volk und Staat hat Friedrich Ratzel in seiner Politischen Geographie[1]) dahin formuliert, daß der Staat die Verbindung eines Stückes Menschheit mit einem Stück Erdboden sei. Je enger die Synthese zwischen Raum und Volk ist, desto dauerhafter wird der Staat sein. Der Raum in seiner Gestaltung und natürlichen Ausstattung, seinen Tieren und Pflanzen, seinen Lagebeziehungen, seiner Größe und der Art seiner Umgrenzung beeinflussen die geistige Haltung des Volkes, das in ihm heranwächst. Das Volk, umgekehrt, schafft sich den Raum zu der ihm gemäßen Kulturlandschaft und kann in gewissen Grenzen seine Naturgrundlagen verändern. Carl Ritter hat schon vor mehr als hundert Jahren in der Einleitung zu seiner „Erdkunde im Verhältnis zur Natur und zur Geschichte des Menschen"[2]) diese Gedanken in die Lehre gefaßt, daß der Staat an den Boden gefesselt sei und daß jedes Land eine sittliche Kraft vertrete, die sich in der Erziehung seiner Bewohner und im notwendigen Gang seiner Geschichte äußere. Lag dieser, so oft bekämpften „teleologischen" Auffassung Ritters im Kerne nicht ein tiefes Verständnis von den oft allerdings so schwer exakt erfaßbaren Wechselwirkungen zwischen Raum und Volk zugrunde?

Es ist nicht immer leicht zu entscheiden, ob Raum oder Volk der wesentlichere Faktor in der Entwicklung der Staaten ist. Bald gilt das Wachstum mehr natürlichen Verkehrsgebieten, bald einheitlich ausgestatteten Naturgebieten, bald zusammengesetzten Naturräumen, deren Teile sich zur wirtschaftlichen Selbstgenügsamkeit ergänzen. Oder es gilt einer bestimmten Grenzlinie, die zur Sicherung des beherrschten Raumes notwendig erscheint oder einer besonders wichtigen Erdstelle, einem Hafenplatz, einem Flußübergang, Bergbaudistrikt usw. Die Raumerfordernisse des Staates sind in diesem Streben oft hinweggegangen über die Volkstumsfragen. Dabei ist es kräftigen Staaten hin und wieder gelungen, aus heterogenen Volkselementen eine einheitliche Nation zu schaffen. Frankreich und England sind nicht zum wenigsten aus der Einheit und Geschlossenheit ihres Lebensraumes heraus zur frühen Verschmelzung verschiedener Volksgruppen, zur Nationenbildung und staatlichen Konsolidierung gelangt. Wenn räumliche Einheit die Bildung von

1) Fr. Ratzel: Politische Geographie. München 1897, S. 4. 2) Carl Ritter: Die Erdkunde im Verhältnis zur Natur und Geschichte des Menschen. Berlin 1817.

Nationen und Staaten förderte, so hat andererseits räumliche Absonderung, das Zusammenleben in einem Gebiete besonderer Eigenart mit besonderen Erfordernissen auch einheitliches Volkstum aufgespalten (Spanier und Portugiesen, Norweger und Schweden), hat zwei Nationen und Staaten entstehen lassen. Ohne Würdigung des Räumlichen bleibt immer unverständlich, „wie und was die Völker und Staaten geistig und materiell geworden sind und wohin ihr Weg geht“ [1]). Zahlreicher sind aber die Beispiele dafür, daß die Einheit des Raumes aus historisch-geopolitischen Gründen nicht zur Einheit des Volkes, der Nationenbildung führen konnte oder daß das Wachstum einer Nation aus ihrem klar umgrenzten Lebensraum hinausgegriffen hat in Nachbarräume, ohne diese ganz erfüllen zu können. Notwendig mußten sich daraus Konflikte mit den Raumerfordernissen ergeben in dem Moment, in dem die Nationalstaatsidee das Volkstum zur beherrschenden Grundlage des Staatsbegriffes machte und die Gegebenheiten seiner Verbreitung schwerer wogen als diejenigen des physischen Raumes. Es ist die besondere Tragik des östlichen Mitteleuropa, daß bei der verworrenen Durchmischung seiner Völker, die selbst räumlich so ausgezeichnete Einheiten wie Böhmen und Ungarn national zerreißt, territoriales und nationales Prinzip sich immer entgegenstehen werden. Jede politische Organisation muß hier auf einem wohlabgewogenen gerechten Ausgleich der räumlichen und völkischen Forderungen beruhen.

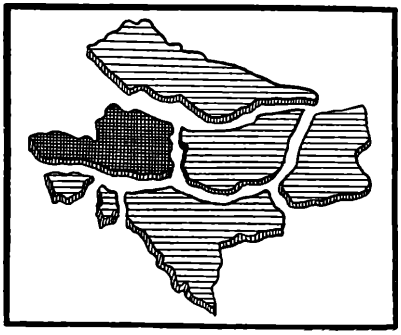
Die alte österreichische Staatsidee sah im Staate in erster Linie das Raumproblem, die Einheit des Donauraumes. Sie stellte die geopolitische Seite des Staates, die kulturpolitische, als deren Aufgabe sie die Vermittlung der mitteleuropäischen Kultur deutscher Prägung nach dem Osten sah, und die wirtschaftspolitische Seite, die in der Autarkie des Staatsraumes beruhte, bewußt über die nationalpolitische. Die Lösung des Nationalitätenproblems nach dem Personalitätsprinzip, die Rudolf Springer (Karl Renner) vorschlug [2]), ist dafür ebenso bezeichnend wie E. Hansliks wohl in vielem phantastisches, aber auch an guten Gedanken reiches Buch über Österreich [3]). Ein übernationaler Staat wollte das geschichtlich gewordene Neben- und Miteinander einer ganzen Anzahl ziemlich gleich großer, an Menschenzahl aber schwacher Völker innerhalb des einheitlichen Raumes zu einer kulturellen Gemeinschaft, einer Einheit der Bestrebungen und Gesinnungen entwickeln.

Es kann kaum eine zwiespältigere Beurteilung eines Staatswesens geben als sie diese alte österreichisch-ungarische Monarchie erfahren hat. Auf der einen Seite sprach man ihr jede staatliche Persönlichkeit ab, glaubte sie nur aus überholten historisch-dynastischen Momenten heraus verstehen zu können, auf der anderen Seite wurde sie warm verteidigt und die Verteidigung stützte sich auf ihre wirtschaftliche und kulturelle Zielsetzung, vor allem aber auf die Raumeinheit, in der sie geradezu ein Schulbeispiel für die staatenbildende Kraft geographischer Faktoren gegenüber den nationalen sah. Zu den Gegnern der Monarchie gehörten natür-

1) H. Hassinger: Die Tschecho-Slovakei. Wien o. J., S. 13. 2) Rudolf Springer: Grundlagen und Entwicklungsziele der österreichisch-ungarischen Monarchie. Wien 1906. 3) E. Hanslik: Österreich. Wien 1917.

lich alle diejenigen, die ein eigenes politisches Interesse an ihrer Zerschlagung hatten [1]). Es gehörten zu ihnen aber auch hervorragende Neutrale wie Sven Hedin und Rudolf Kjellen, die ihre ablehnende Haltung wiederholt sehr scharf formuliert haben [2]). Auch die meisten deutschen Handbücher der Länderkunde wie Sievers, Philippson, Hettner sprachen sich ablehnend aus. Unter den Verteidigern ist der tatkräftigste und geschickteste Robert Sieger gewesen [3]). Es ist aber doch recht bezeichnend, daß bei den Alliierten noch in den ersten Kriegsjahren der Zerfall der Monarchie nicht ernstlich gewünscht oder bewußt gefördert wurde in der klaren Erkenntnis der Schwierigkeiten, die daraus erwachsen mußten [4]). Das Nationalitätenprinzip hat sich schließlich aber doch als das stärkere erwiesen und der Zusammenbruch der Monarchie gab ihren Gegnern vorläufig recht.

Es bleibt die Frage zu untersuchen, ob die Forderungen, um deretwillen der vielgeschmähte alte Staat zerschlagen wurde, nun durch die neue Ordnung besser erfüllt werden.



Die Zerschlagung der Habsburger-Monarchie

Drei natürliche Großlandschaften schließen sich zu einer harmonischen Einheit höherer Ordnung zusammen: die Sudeten-, Karpathen- und Ostalpenländer. Alle drei haben eine hinreichende geographische Selbständigkeit, um wohlabgegrenzte Klein- und Mittelstaaten bilden zu können.

Innerhalb der Sudetenländer ist Böhmen eine ideale natürliche Einheit. Von drei Seiten mit Gebirgen, auf der vierten mit Bodenanschwellungen umgeben; weite zusammenhängende Wälder, in früheren Zeiten breiter und unwegsamer, verstärken die Gebirgsschranken. In der Mitte eine offene Kernlandschaft, der alle Wege zustreben wie die Adern des selten symmetrischen Flußnetzes. Das Ganze besitzt eine reiche Naturausstattung: Weizen- und Weinland im warmen, trockenen Innern, Roggen- und Kartoffelland am kühleren, feuchteren Rande, Wiese und Wald im Gebirge, dazu kommen reiche Bergschätze und Kohle.

Wenn Böhmen Sammelraum ist, so ist Mähren Durchgangsraum, eingebettet zwischen böhmischer Masse und Karpathen. Im Norden steht es durch die Mährische Pforte mit Norddeutschland und Polen, im Süden durch die Marchniederung mit dem Wiener Becken, dem Alpenvorland und dem Pannonischen Becken in engster Verbindung. Die Mährische Pforte ist schon von prähistorischen Kulturen als Wanderweg benutzt worden, und Böhmen und Österreich haben durch

---

1) Am schärfsten kommt diese Gegnerschaft in Wickham Steed's Buch: The Habsburg Monarchy, 2. Aufl. London 1919, zum Ausdruck. 2) Sven Hedin: Von Pol zu Pol. I. Leipzig 1920, S. 20. — Rudolf Kjellen: Die Großmächte der Gegenwart. Leipzig 1914, S. 6. Die politischen Probleme des Weltkrieges. Leipzig 1916, S. 78. 3) Robert Sieger: Die geographischen Grundlagen der österreichisch-ungarischen Monarchie und ihre Außenpolitik. Wien 1915. 4) Glaise-Horstenau: Die Katastrophe. Wien 1928.

sie nach Norden übergegriffen. Der Zug der March und aller ihrer Nebenflüsse, die Abdachung des Landes weist aber noch entschiedener nach dem Süden als dem Norden. So ist Mähren immer Durchgangsland gewesen aus dem nördlichen Tiefland Zwischeneuropas zur Adria. Mit dem Karpathenraum im Osten hat es nie engere Beziehungen besessen, denn die Karpathen wenden ihm ihre geschlossene Außenseite zu. Mit Böhmen dagegen war es stets verbunden, denn Böhmen kehrt seine offene Seite zur March. Es hat, wie A. Kohl einmal sagte, stets seinen Inhalt gegen Mähren und das Wiener Becken ausgeschüttet[1]).

Auch Ungarn hat immer als besonders schöne Natureinheit gegolten; ein Land, wie geschaffen zu staatlichem Eigenleben. Zentrale Ebenen mit breiten Flußniederungen, lößüberdeckte endlose Weizen- und Maisfelder, steppenhafte Schotterplatten; darum ein randlicher Hügelsaum mit Gerstenfluren und reichem Weinbau; der Hügelsaum leitet über zur Gebirgsumrahmung, die abschließend und schützend das Ganze umfängt. Wald, Viehzucht, Roggen- und Kartoffelbau sind hier charakteristisch. Auch hier eine ausgezeichnete Ergänzung zwischen Mitte und Rand, zumal die Gebirgsumrandung reiche Erzschätze hat. Allseitig strömen die Gewässer zur Beckenmitte und sammeln sich in der Donau, die den Raum in der Diagonale durchquert. Den Tälern und dem natürlichen Gefälle folgen die Wege. Ein einheitliches Klima vervollständigt das Bild. Der genügend weite Raum und seine wirtschaftliche Ausstattung haben die Möglichkeit zum Heranwachsen einer zahlreichen Bevölkerung gegeben, die im Schutze ihrer ausgezeichneten Grenzen immer einen ansehnlichen Machtfaktor in den Geschicken Mitteleuropas darstellen konnte. Ungarn ist in seiner Umrahmung auch schon recht früh von seinem Staatsvolk als Einheit empfunden und erfaßt worden. Schon im 12. Jahrhundert umzogen es wohlorganisierte Landwehren, die „gyepü“[2]). Seine Grenzen sind nur im Süden weniger klar. Die breiten versumpften Überschwemmungsgebiete der Save und Donau, der Zug der Fruska Gora bis zum Warasdiner Gebirge gaben einst zweifellos einen guten Schutz. Aber nun, wo die Sümpfe und Wälder in fruchtbares Kulturland gewandelt und die Ströme überbrückt sind, mag es berechtigt erscheinen, die natürlichen Grenzen auf die beherrschenden Randhöhen der dinarischen Seite zu legen, zumal auch die Flüsse des dinarischen Gebirgsblockes nordwärts zur Save und Donau gehen. Drei Stellen in diesem Gesamtkomplex nehmen eine gewisse räumliche Sonderstellung ein: Siebenbürgen, Kroatien und die Slovakei. Aber diese Randlandschaften sind doch nicht so, daß sie von sich aus selbständige große Bedeutung annehmen und etwa gar die Ebene beherrschen könnten.

Auch die Ostalpen sind eine klare Individualität. Ihr Kern ist Innerösterreich zwischen den nördlichen Kalkalpen und den noch geschlosseneren Karnischen Alpen und Karawanken. In sich ist Innerösterreich durch Talfluchten

1) A. Kohl: Die geographische Lage der Hauptstädte Europas. Leipzig 1874, S. 236.
2) K. Tagany: Alte Grenzschutzvorrichtungen. Ungar. Jahrbücher. 1921, S. 109.

und Becken reich gekammert. Es ist ein ausgesprochener Sammel- und Schutzraum. Wohl weisen die großen Täler hinaus nach Ungarn, aber innere Querverbindungen sind in reicher Zahl und leichter Gangbarkeit vorhanden. So ist seit alten Zeiten wohl aus Schutzbedürfnis heraus die Hauptstraße von Wien zur Adria hier im Alpenkörper verlaufen, nicht im ungarischen Vorland. Die nördlichen Kalkalpen mit dem Alpenvorland, die Südalpen mit dem Karst sind Außenposten des Kernlandes Innerösterreich. Um eine selbständige Rolle spielen zu können, sind sie zu klein, obwohl beide wichtige Durchgangsländer sind: der Süden zwischen Ungarn und Italien, der Norden zwischen Deutschland und dem Donauraum. Wie in Mähren der eine, so liegt hier der andere große Korridor, der in den Donauraum hineingeleitet. Breit wurzelt er in Deutschland, trichterförmig verengt er sich gegen Wien. Durch ihn ist deutsches Volkstum und deutsche Kultur ostwärts gezogen, die durch ein Jahrtausend im Donauraum maßgebend waren.

Alle diese Ländergruppen waren zur österreichisch-ungarischen Monarchie zusammengeschlossen. Der Zusammenschluß ist nicht zufällig. Er liegt darin begründet, daß alle Teile, nach außen gut abgeschlossen, sich nach einem einzigen und einheitlichen Mittelpunkt öffnen; einer kleinen Landschaft, kaum 2500 qkm groß und von Natur nicht eben reich ausgestattet, aber von außerordentlicher geopolitischer Wirkung, dem Wiener Becken.

Das Wiener Becken greift zurück in den Alpenkörper und sammelt dessen Wege. Es vereint die Wege der Donaufurche, bevor sie sich verlieren in der Weite des östlichen Raumes. Es ist geöffnet gegen Mähren und damit auch gegen das Böhmische Becken, und es ist durch die Hainburger, Brucker und Ödenburger Pforte geöffnet gegen Pannonien. In Wien kreuzt sich die große Südostroute Ostende—Konstantinopel mit der Nordsüdroute Warschau—Triest. Es ist eine ideale Vermittlerlage zwischen Ländern, die alle von Natur verschieden ausgestattet und auf wechselseitigen Verkehr angewiesen, durch Vermittlung dieses Zentrums am besten miteinander in Verbindung treten[1]). Es ist bezeichnend, daß nicht nur von Innerösterreich her, sondern ebenso von Ungarn, Böhmen und Polen der Versuch gemacht worden ist, alle Ländergruppen zu einen, immer nur durch Vermittlung Wiens. Ottokar von Böhmen, Matthias Corvinus und die ungarischen Anjous, die böhmischen Luxemburger und die polnischen Jagellionen haben versucht, was nur Habsburg gelang: die Vereinigung der Sudeten-, Alpen- und Karpathenländer.

Der zweite Faktor, der die Teilräume Donau-Mitteleuropas zusammenführte, war ihre gemeinsame Lage an der Grenze gegen den Orient. Sie hatten alle durch Jahrhunderte als gemeinsame Aufgabe die machtpolitische und kulturelle Abwehr des Islam. Und da jedes von ihnen für sich zu schwach war zur Meisterung dieser Aufgabe, war es nur natürlich, daß sie beieinander Schutz suchten und fanden. So ist die Monarchie aus den Türkenkriegen entstanden. Die Lagegemeinschaft

1) Jos. Partsch: Mitteleuropa. Gotha 1904, S. 265.

hatte Schicksalsgemeinschaft zur notwendigen Folge. Je mehr allerdings die Türkengefahr sich abminderte, desto mehr verschwand diese „historische Mission" der Monarchie aus dem Gedächtnis ihrer Völker.

*

Die dritte Verknüpfung erst ist die Donaulinie. Wenn Fr. Ratzel in seiner Politischen Geographie sagt, daß die Donau und deren Zuflüsse in der Entwicklung und dem Zusammenhalt der Monarchie die Lebensfäden seien[1]), so ist dem entgegenzuhalten, daß die Donau als Verkehrsträger sichtbar nur zweimal eine geopolitisch maßgebende, vielleicht entscheidende Rolle gespielt hat: bei der Entstehung der alten Ostmark des Reiches im frühen Mittelalter und bei der Wiedereroberung Ungarns 1683 bis 1699, wo sie die Aufmarschlinie der österreichischen Heere war. Die einzelnen geopolitischen Zwecklandschaften, aus denen der Gesamtstaat erwachsen ist, haben sich dagegen ganz ohne Einfluß der Donau gebildet[2]). Im Ideellen aber mag die Einheit des Donauraumes eine gewisse Rolle spielen. Der Mensch neigt dazu, das ganze Einzugsgebiet eines Flusses, das er im einzelnen nicht übersehen kann, wenigstens gedanklich als zusammengehörig zu umfassen.

Ein erhebliches Stärkemoment der alten Monarchie war zweifelsohne auch die gute wirtschaftliche Ergänzung der einzelnen Teile zu einer fast vollkommenen wirtschaftsgeographischen Harmonie. Das alte Österreich war ein Wirtschaftskörper, der allen modernen Erfordernissen bis zu einem hohen Maße entsprechen konnte. Das Aufeinanderangewiesensein der Teile gehört ja zu den stärksten geopolitischen Bindungen eines Staates. Gerade ihre Zerstörung hat sich in der Folgezeit am meisten fühlbar gemacht.

Ein Einigungsmoment lag schließlich auch im Deutschen als Verkehrssprache und der deutschen Kultur. Das Tschechische, Magyarische, Rumänische, Serbische können niemals Weltsprachen werden; ebenso werden Prag, Budapest, Bukarest, Belgrad immer nur Mittelpunkte einer Volkskultur sein; die Weltgeschichte hat ihnen für immer nur eine zweite oder dritte Rolle zugewiesen. Die universale Sprache und Kultur des Donauraumes war immer, ist heute und wird wohl auch in alle Zukunft deutsch sein.

So war die alte österreichisch-ungarische Monarchie, von ihren Außenländern Galizien und Dalmatien abgesehen, ein „erdharmonischer Staat". Aber sie war eine Organisation des Raumes gegen das Volk. Neun Nationen: Deutsche, Ungarn, Tschechen, Südslaven, Polen, Italiener, Rumänen, Ruthenen, Slovaken lebten innerhalb ihrer Grenzen. An seinen Nationalitäten ist der alte Staat gescheitert. An seine Stelle sind — von Polen und Italienern als Miterben abgesehen — fünf Nachfolgestaaten getreten.

---

1) Fr. Ratzel: Politische Geographie. S. 741. 2) Vogel: Rhein und Donau als Staatenbildner. Geopolitik 1924, S. 142.

Ihr unglücklichster ist die Tschecho-Slovakei. Unglücklich schon als Figur auf der Karte. Viel Grenzen (3800 km) und wenig Land ist der erste Eindruck. Der Staat ist von Eger bis in die Marmaros 930 km lang, das ist weiter als von Eger nach London; aber schon im Mittelstück Mähren ist er nur mehr 160 km, im Schwanzstück gar nur mehr 70 km breit. Daß dieses Gebilde strategisch unhaltbar ist, bedarf keiner Ausführung. Prag ist für Böhmen eine glänzend gelegene Hauptstadt, aber für die Slovakei und gar Karpathorußland liegt Budapest um mehr als die Hälfte näher und viel günstiger. Die Hauptstadt der Slovakei, Preßburg, ist von Wien nur 60 km, von Prag 200 km entfernt. Der neue Staat ist aus fünf verschiedenen Einheiten zusammengesetzt: Böhmen, Mähren, Schlesien, Slovakei und Karpathorußland. Aber sie liegen nicht konzentrisch um die Kernlandschaft Böhmen, sondern eine hinter der anderen aufgereiht. Nur Böhmen ist eine geschlossene Einheit, die anderen sind Teilstücke größerer Räume, deren natür-

Die nationale Zusammensetzung der Tschecho-Slovakei

Tschechen	7 Millionen	Madjaren	0,75 Millionen
Deutsche	3,2 Millionen	Ruthenen	0,5 Millionen
Slovaken	1.7 Millionen	Polen	75 000

Die Staatsvölker der Tschecho-Slovakei bewohnen nur — vielfach eingelappt — den Kern des Staatsgebiets. Die Minderheitenvölker, dem Volksboden der Nachbarn entrissen, säumen seinen Rand

licher Schwerpunkt außerhalb des Staates liegt. Schon in Mähren geht die natürliche Verkehrsrichtung mit der Anordnung aller Naturelemente quer zur Achse des neuen Staates, und Mährens Hauptstadt, Brünn, liegt Wien wesentlich näher als Prag. Der schlesische Landesteil jenseits der Mährischen Pforte auf der Außenabdachung der Sudeten gehört ganz eindeutig in die Großlandschaft Deutsch-Schlesien; er hat mit dem Donauraum gar nichts zu tun. Aber er besitzt Kohle und den größten Schwerindustriebezirk des neuen Staates. Die Slovakei und Karpathorußland sind natürliche Randlandschaften Ungarns. Die neue Grenze schneidet alle Täler und mit ihnen die Wege ab, die vom Saumland hineinführen in die zentralen Ebenen. Es sind hier Landschaften auseinandergerissen, die sich aufs schönste ergänzen. Der eine Teil aber ist einer Ländergruppe angegliedert worden, die von ihm durch schwerüberschreitbare Bergwaldrücken getrennt ist, und alles, was das Land zu bieten vermag, selbst reichlich besitzt. Das lange Stück der Tschecho-Slovakei von den Weißen Karpathen ab entbehrt jedes natürlichen Mittelpunktes. Allen seinen Teillandschaften ist nur eines gemeinsam: die Öffnung gegen die pannonischen Ebenen. Es war die historische Sanktion dieses Zustandes,

wenn jene Landschaften durch mehr als 900 Jahre diesem Zuge folgten, wenn das Randgebirge sich mit den zentralen Ebenen zu einer „wohlabgerundeten, gut geschützten, wirtschaftsharmonischen, verkehrskonzentrischen politischen Einheit zusammenfügte"[1]). Dazu kommen die schweren wirtschaftlichen und kulturellen Gegensätze des mitteleuropäisch organisierten Westraumes zum städtelosen, kulturarmen Ostland. Mit mehr natürlichen Gegensätzen und inneren Spannungen hätte ein neues Staatengebilde kaum belastet werden können.

Rumänien erscheint in seiner Kreisform demgegenüber sehr schön geschlossen. Aber gerade dort, wo man den zentralen Lebensraum des Staates suchen würde, erhebt sich ein hohes, menschenleeres Gebirge, das den Staatskörper in zwei Teile zerreißt. Alt- und Neurumänien sind durch die Karpathen ebenso entschieden getrennt, wie vordem Rumänien und Ungarn. Die Grenze, die als Außengrenze ausgezeichnet war, ist nun Binnengrenze. Wohl hat Siebenbürgen im ungarischen Staate eine gewisse Sonderstellung eingenommen, aber seine Beziehungen zu den ungarischen Ebenen sind zweifelsohne viel inniger als zu Altrumänien. Auf der 800 km langen einstigen ungarisch-rumänischen Grenze gab es nur 5 Bahnverbindungen, nach Ungarn führten auf der halben Länge deren 11. Daß man auch auf der Außenseite der Karpathen diesen Gegensatz immer empfunden hat, beweist am besten der Name „Transsylvanien". Geopolitisch völlig unberechtigt aber ist der Vorstoß Rumäniens über das randliche Hügelland hinaus bis in die ungarischenen Ebenen hinein. Hier zerschneidet die Grenze in beispielloser Weise einheitliches Land. Die fruchtbaren, lößbedeckten Ränder sind an Rumänien gekommen, Ungarn verbleibt eigentlich nur die Steppe. Die großen Städte und Bahnknoten: Szatmar, Großwardein, Arad, Temesburg sind rumänisch geworden, ihre Wirtschaftsgebiete sind zerrissen. Für sie alle war Budapest der rasch und leicht erreichbare natürliche Hauptort; Bukarest an der entgegengesetzten Peripherie ihres jetzigen Staates, jenseits des Berglandes von Siebenbürgen hat für sie keine Anziehungskraft. Auch hier wieder sehr starke wirtschaftliche und soziale Gegensätze, denn die neurumänischen Landesteile sind den alten weit überlegen.

Bei Jugoslavien liegen die Dinge ganz ähnlich. Die Eingliederung Kroatiens, des Landes zwischen Save und Drau, könnte man geopolitisch noch rechtfertigen. Geradezu unsinnig aber ist der Vorstoß über Save und Donau hinaus in das Herz der ungarischen Ebenen. Genau wie Rumänien, reicht Jugoslavien nun unmittelbar bis an die Pußta heran und nimmt Ungarn seine fruchtbarsten Landstriche im Banat, der Batschka und Baranya. Die Grenze verläuft ganz willkürlich mitten durch flaches Land und zerreißt auch hier die Wirtschaftsgebiete von großen Städten: Szegedin und Mariatheresienstadt. Großstädte, empfindliche Organismen, die am besten gedeckt im Innern des Staates liegen sollten, sind ringsum unmittelbar an die Peripherie der Staaten geraten.

1) H. Hassinger: Die Tschecho-Slovakei. S. 340.

Ungarn ist durch die Neuordnung ein hilfloser Torso geworden. Ein Reststück der Ebene mit einseitiger Ausstattung, den schlechtesten Grenzen Europas und gefährlich exzentrischer Hauptstadt.

So hat man die alte schöne Raumeinheit verstümmelt. Man hat es getan mit der Berufung auf die Nationalitäten, aber man hat sich nicht ernstlich Mühe gegeben, das Nationalitätenprinzip nun auch wirklich gerecht durchzuführen. Keiner dieser neugeschaffenen oder vergrößerten Staaten ist Nationalstaat. Nicht einmal Rumänien. Denn wo die Völkerkarte uns die große einheitliche Nationalfläche der Rumänen verzeichnet, da zeigt die nähere Betrachtung statt eines zusammenhängenden Volkes zwei getrennte Volksgebiete: Siebenbürgen und Rumänien und dazwischen menschenleere Gebirge. Das siebenbürgische Volksgebiet aber ist stark von Minderheiten durchsetzt, und an den Rändern des Staates hat man rundum Teile fremden Volkstums einbezogen. So machen die Minderheiten insgesamt an 20% der Gesamtbevölkerung aus. Der Prototyp des Nationalitätenstaates ist die Tschecho-Slovakei. Die Tschechen sind in ihm sogar absolute Minderheit. Erst mit den Slovaken zusammen, die aber teilweise auch heute noch die Rückkehr zu Ungarn wünschen, erreichen sie 65% des Staatsvolkes. Ihnen stehen 24% Deutsche, 6% Ungarn und 4% Ruthenen gegenüber. Alle diese Minderheiten aber sind herausgeschnitten aus dem geschlossenen Wohngebiet ihres Volkskörpers, sind also gar keine echten Minderheiten. Von den 3800 km langen Grenzen der Tschecho-Slovakei fallen bezeichnenderweise kaum 10% mit der Sprachgrenze zusammen[1]). Ganz und gar nicht läßt sich auch die geopolitisch unsinnige Abtretung der südungarischen Gebiete mit nationalen Gesichtspunkten rechtfertigen. Südungarn ist ausgesprochenes Kolonistenland, in dem fast jedes Dorf eine andere Sprache spricht und die Hauptkulturarbeit gegen Wasser und Sumpffieber von Deutschen geleistet wurde. Der Bezirk Temesburg z. B. hat 58% Deutsche, 27% Magyaren, 10% Rumänen und 5% Serben; er wurde Ungarn entrissen und Rumänien zugeteilt! Jugoslavien hat sich durch seinen neuen Besitz jenseits der Donau mit etwa 550000 Deutschen, 480000 Magyaren und 230000 Rumänen belastet.

Alle Nachfolgestaaten mit Ausnahme von Österreich und Ungarn sind heute mit den gleichen inneren Reibungen, den gleichen zentrifugalen Bestrebungen durch die inneren völkischen Verhältnisse belastet wie die alte Monarchie. Überall ist neue heftige Irredenta geschaffen worden. Daß die Nation die Grundrichtung für jede staatliche Neuordnung werden muß, ist heute unumstößliches Gesetz geworden. Daß die Einzelheiten der so festgelegten Grenzen geopolitisch ergänzt und ausgeglichen werden müssen, ist ebenso selbstverständlich. Aber die Friedensschlüsse, die dem Weltkrieg folgten, haben sich im Donauraum geradezu leichtfertig über nationale wie geopolitische Forderungen hinweggesetzt und einseitig die Besiegten ver-

1) H. Hassinger: Die Tschecho-Slovakei. S. 343.

gewaltigt. So ist die Beurteilung der staatlichen Neugestaltung im Donauraum mindestens so zwiespältig wie je diejenige der alten Doppelmonarchie. Auf der einen, der interessierten Seite, Bejahung, die auch in den offenkundigsten Mängeln nur Übergangserscheinungen einer verworrenen Zeit sieht und auf Ausgleich hofft[1]). Auf der anderen Seite leidenschaftliche Ablehnung.

Auf die geographischen Grundlagen lassen sich in der Regel keine unbedingten Forderungen aufbauen. Sie erleichtern und erschweren, aber sie erzwingen nie einen einzigen Weg. Immer aber sind sie politische Faktoren ersten Ranges, auch deswegen, weil sie primär und stabil sind. Das sollten sich die immer vor Augen halten, die an verantwortlicher Stelle die Geschicke des Donauraumes leiten.

RUPERT VON SCHUMACHER:

Der Südostraum in der Konzeption Mitteleuropas I

I. Die Voraussetzungen im Südosten

Die kräftesammelnde Erhebung vom Januar 1933 hat eine tiefe Wandlung der seelischen Einstellung des deutschen Volkes zu den außenpolitischen Problemen im Gefolge. Es ist das interessanteste Ergebnis der bedingungslos gesamtdeutschen Einstellung der nationalen Bewegung, daß die ideelle Einigung im Innern auch eine Zusammenschau der internationalen Fragen gebracht hat, die — noch immer in Entwicklung — einen völligen Umbau der deutschen Mentalität zur Umwelt bringen wird. An die Stelle zahlreicher außenpolitischer Konzeptionen, die durch das Überwiegen partikularistischer Orientierung über das Gesamtinteresse entstanden waren, tritt nunmehr das Reichsinteresse, ja das Interesse des Gesamtdeutschtums, basierend auf der Ersetzung der Begriffe „bayrisch", „preußisch" usw. durch „deutsch" schlechthin und der Ausdehnung des außenpolitischen Horizonts vom stammesgebundenen partikularistischen zum gesamtvölkischen Raumerleben.

Der seelische Strukturneubau des deutschen Volkes mußte folgerichtig den bisher vernachlässigten Südostraum in das außenpolitische Blickfeld des Binnendeutschtums rücken; denn mit der Überwindung des Staatsbürgerprinzips zugunsten des Volksbürgerdenkens zog das im Südosten befindliche zahlenmäßige und politische Schwergewicht des Auslanddeutschtums das allgemeine politische Interesse zuerst und am stärksten auf sich. Das zum Teil äußerst heftige Ringen des Südostdeutschtums um die neue Weltanschauung, die im Südosten durch die innigere Verflechtung der deutschen und fremdnationalen Siedlungsgebiete deutlicher als anderswo hervorgerufenen Anklänge an den deutschen Nationalsozialismus bei den Nachbarvölkern und das plötzliche Einsetzen der Bremswirkung der anderen Mächte gegen die Ausbreitung des deutschen Erneuerungsgedanken haben die Bedeutung

1) Vergleiche E. T. Martonne: Geographie Universelle. Bd. IV. Europe Central.

des Südosten für die mitteleuropäische Politik in Deutschland in einem Maße zur Diskussion gestellt, dessen sich der Binnendeutsche noch gar nicht bewußt werden konnte, weil er selbst zu sehr Subjekt des Vorganges ist. Wer aber außerhalb der östlichen Reichsgrenzen die Wandlung im Reich und Volk miterleben durfte, der hat aus der bloßen Betrachtung der reichsdeutschen Presse, die mit einem sprungartigen Anwachsen des Interesses für den Südosten in außenpolitischer Hinsicht auf die Nationale Revolution reagierte, nachhaltige Eindrücke über die psychologische Wirkung der Volkserneuerung gewinnen können.

Dieser Wandel mit seiner völligen Neuordnung der Einstellung des deutschen Volkes zu seinen Lebensproblemen hat aber auch gerade durch die Entdeckung des Südostens als außenpolitischen Faktors gezeigt, daß in der Haltung des deutschen Volkes oder besser gesagt, des Reichsdeutschen gegenüber dem Südosten Strukturfehler vorhanden sind, die sehr tiefgehende Ursachen haben müssen. Der Südostdeutsche, der als Eckpfeiler des abendländischen Kaisertums die Reichsidee durch Jahrhunderte verteidigt und verdolmetscht hat, kennt diese Ursachen sehr genau: Es ist fast ein Widerwille, eine gefühlsmäßige Hemmung, die den Deutschen gern das Tohuwabohu des Südostens links liegen läßt, eine Hemmung geboren aus einem Reinlichkeitsbedürfnis, das durch die Unmöglichkeit, das Völker-, Rassen-, Religionen-, Kulturen-, Staatenchaos des Südostens konstruktiv-ordnend zu meistern — wie es dem Deutschen im politischen Schaffen naheliegt —, in seiner Abwehrtendenz unterstützt wird. Schon der Beiklang des Wortes „Balkan", der im Begriff „Balkanisierung" sogar einen politischen und rechtlichen Niederschlag gefunden hat, verrät diese Haltung. Es stehen im Verhältnis zwischen Südosten und Mitteleuropa eben zwei Prinzipien einander gegenüber — eines seinen faustischen Drang im Politischen durch Verneinung organischer Grenzen und durch den Wunsch äußernd, das Unmögliche im Dienste einer zutiefst religiös verwurzelten Reichsidee möglich zu machen — das andere durch unwahrscheinlich enge Grenzziehung des biologisch, geographisch, überhaupt naturgesetzlich Möglichen gekennzeichnet.

Trotz der Hemmung im Deutschen gegenüber dem Südosten ist das Verhältnis zwischen den beiden Räumen nicht zu allen Zeiten und für alle Schichten und Teile unseres Volksorganismus das gleiche — durch Abneigung oder Gleichgültigkeit bestimmte — gewesen. Der Südostdeutsche z. B. hat die Hemmungen längst überwunden, ja sogar seinen Lebensrhythmus dem von ihm kolonisierten Raum vollständig angepaßt; Bismarcks Schule der deutschen Außenpolitik hat den Südosten aus dem sicheren Instinkt der traditionellen preußischen Ostpolitik heraus noch richtig bewertet, als die reichsdeutsche Öffentlichkeit sich schon längst ausschließlich dem Westen zugewandt hatte (1). Die östlichen Grenzsäume des Reiches haben schneller die Bedeutung ihres Nachbargebietes erfaßt als die westlichen, so vor allem Sachsen, das die Unterlassungen der Vergangenheit nach 1918 möglichst rasch auszugleichen trachtete (2). Aber die lebende Generation steht im großen und

ganzen noch unter dem Eindruck einer weitgehenden Verständnislosigkeit des Binnendeutschtums. Diese Tatsache ist für die positive Neugestaltung ebenso entscheidend, wie sie die deutsche Außenpolitik eine lange Periode hindurch zum Schaden der gesamtdeutschen Interessen richtunggebend beeinflußt hat.

Die Vernachlässigung des Südostens ist am stärksten nach der Zertrümmerung der österreichisch-ungarischen Monarchie bemerkbar geworden. Das Reich stand damals an seiner Südostgrenze plötzlich vor einer Unzahl höchst explosibler Probleme, für deren Behandlung nicht die geringste Tradition und Schule vorhanden war. Die Schockwirkung war so stark, daß selbst die Wiedervereinigung des Alpen- und Sudetendeutschtums mit dem Reich an Ziellosigkeiten scheiterte, die ihre letzte Ursache in der Diskrepanz zwischen Handelnmüssen und gänzlicher Desorientierung über die zur Debatte stehenden Dinge hatte. Ein typisches Ergebnis mangelnder Kenntnis des Südostens und besonders des böhmischen Nachbarraumes ist die „Wespentaille" des Reiches: Im Gegensatz zu Oberschlesien hatten im Sudetenland nirgends Freikorps den Kampf mit den eindringenden tschechischen Legionären aufgenommen, um den Beweis des deutschen Charakters dieses Gebietes zu erbringen. Den gleichen Ursachen entsprang die verheerende Vernachlässigung des Bayrischen Waldes durch die Münchner Regierungen, der erst der Nationalsozialismus ein Ende gemacht hat (3, 4).

Beim Zusammenbruch ist das Gesamtdeutschtum zum erstenmal nach langen Zeitläufen wieder miteinander in eine unmittelbare, gesamtdeutsche Tendenzen aufweisende Berührung gekommen. Aber es konnten keine positiven Werte und Wertungen entstehen, weil die Synthese der außenpolitischen bzw. aller Nachbarraumfaktoren angesichts der inneren Zersplitterung nicht möglich war. Das blieb dem Jahr 1933 vorbehalten.

Inzwischen war freilich viel Versäumtes nachgeholt worden. Besonders die Bedeutung des eigentlichen Donauraumes für das Reich hörte auf, Gegenstand zweifelnder Diskussion zu sein, wozu die französische Ostpolitik, seitdem sie das von Richelieu geforderte „vorsichtige und verdeckte Verhalten" durch die Kleine-Entente-Politik und besonders den russischen Pakt abgelegt hat (5), das ihrige beigetragen haben mag. Das Bild vom „Phäakentum" des Österreichers wurde allmählich auch ad acta gelegt. Die Gegenbeweise, die das Südostdeutschtum für seine kämpferische Zähigkeit lieferte, konnte seit dem Kampf um Kärnten nicht mehr übergangen werden, und das im „Kamerad Schnürschuh" ausgedrückte Urteil wandelte sich unter dem Eindruck der Anschlußbestimmungen in Tirol und Salzburg, des Kampfes um das Burgenland, der Zollunions- und Angleichungsbewegung zu einem Verstehen des Weltkrieges als gesamtdeutsches Schicksalserleben. Ebenso waren die etwas phantastisch angehauchten Vorstellungen von einer politischen Ödnis zwischen Save-Donau und Stambul einer realeren Auffassung gewichen. Der „kranke Mann am Bosporus" hatte den Zweckgerüchten über ihn und der

Verschachtelung politischer Urteile mit den Märchen aus „Tausendundeiner Nacht" sichtbar auch für die deutsche Öffentlichkeit das Grab geschaufelt.

Nichtsdestoweniger scheint es dem aufmerksamen Beobachter, als ob das heute wachsende Verständnis für die Dinge in unserem labilsten Nachbarraum noch nicht weit über ein Stadium hinaus wäre, in dem exotische Anreize, sentimentale Vorstellungen und romantische Bewunderung angeblicher Machiavellismen noch immer mitklingen und das politische Bild der Öffentlichkeit gefühlsmäßig verfärben. Es sind Reminiszenzen an Bismarcks Desinteressement am Balkan und an Goethes naiv verstandenes „Hinten in der Türkei", die die Beschäftigung mit dem Südosten in negativer und positiver Hinsicht als Liebhaberei erscheinen lassen. Auf der positiven Seite führt das leicht zu dem Extrem, über einer Südost-„Mode" alles andere zu vergessen, während das Ziel des politischen Reifens doch eine Zusammenfassung aller Vorgänge und Faktoren um uns zu Plan und Gestalt sein muß. Diesen Überblick hatte weder das alte noch das versinkende Zweite Reich. Sie zu schaffen und sich vor allem zu „erleben", ist darum Aufgabe der lebenden Generation, die sine ira et studio die Dinge zu prüfen und sie in den Rahmen der staatlichen Nutzenberechnung einzufügen hat.

Die Einbeziehung des Südostens fehlt nicht immer im Konzept der deutschen Reichspolitik, wenn auch die Abneigung äußerst selten einem Versenken in das Wesen dieses Raumes weicht. Die südostdeutsche Kolonisation der Franken- und Sachsenkaiser (6), der gewaltige Einsatz der gesamtdeutschen Wehrkraft 1683 vor Wien oder das Lavieren des deutschen Kaiserhofes zwischen der französischen Szylla und der türkischen Charybdis (7) sind großartige Beispiele dafür, daß der Südosten im deutschen Volk und in der politischen Ideengestaltung der Reichsführung lange lebendig war und erst in den letzten Jahrhunderten durch Industrialisierung, Hinausdrängen auf den Weltmarkt und in die Weltpolitik sowie durch die Absorbierung der deutschen Kraft in inneren Auseinandersetzungen allmählich aus dem Gesichtskreis der binnendeutschen Politik verschwunden ist. Die Desorientierung ist indessen weitergegangen als bis zur bloß politischen Interesselosigkeit. Psychologisch begünstigt durch die politischen Verhältnisse, ist der Südosten selbst für die Wissenschaft ein weißer Fleck geblieben, der trotz der zunehmenden Nachkriegsforschung noch immer nicht restlos getilgt ist.

*

Für den Geopolitiker ist es nicht schwer, den objektiv-sachlichen Ursachen der geistigen und politischen Scheidewand zwischen Mittel- und Südosteuropa nachzugehen und den Weg zu ihrer Beseitigung zu zeigen, soweit nicht die Diagnose an sich schon richtungweisend ist. Die Ursachen liegen in einer nur diesem Raum eigentümlichen Komplikation der Wechselwirkungen zwischen Raum und Rasse — Blut und Boden.

Das schwerstwiegende Moment des Südostens ist seine Rassengrenze; sie zeigt

keine klare Scheidung, sondern tritt auf als Übergangszone im ganzen Raum; sie schachtelt gegensätzliche Rassen territorial, zum Teil sogar in vertikaler Abgrenzung (walachischer Hirtenraum) ineinander, sie vermischt und verwischt die Grenzen durch Sprach- und Kulturüberlagerung bis zur Unkenntlichkeit, würfelt die Völker sozial durcheinander, ohne die Gegensätze aufzuheben oder abstufend auszugleichen. Im Südosten prallen zwei Menschengruppen aufeinander, deren eine am besten als „asiatisch", deren andere ebenso eindeutig als „europäisch" umrissen ist. Sprachlich-volkhaft vorhanden sind von der asiatischen Gruppe Ungarn und Türken, während die andern Sprachnationen der europäischen Seite zugerechnet werden. Mit dieser völkischen Unterscheidung ist aber politisch wenig anzufangen; viele Ereignisse bleiben unbegriffen, wollte man sich damit begnügen. Der Südosten wird jedenfalls damit weder biologisch noch psychologisch erklärt, wenn man auch vielleicht die ungarischen Ereignisse während der Türken- und Kuruzzenzeit als Äußerungen einer asiatischen Volksseele auffassen will (8) oder die panslawischen Beziehungen der Balkanslawen und die romanenfreundliche Politik Bukarests aus Stammesverwandtschaften ableiten mag. Das heutige Bild der Nationalitäten auf dem Balkan bzw. das durch ihre nationalen Ideologien geformte kommt nicht einmal mit einiger Wahrscheinlichkeit ihrem eigentlichen abstammungsmäßigen Charakter nahe. Daher sind geschichtliche Aufschlüsse zur Feststellung des Volkstypus notwendig und so weit zurückzuverfolgen, als halbwegs sichere Quellen vorhanden sind, wenn man sich nicht a priori auf das Gebiet der eigentlichen Rassenforschung begeben will. Ein Überblick unter diesen Voraussetzungen gibt bereits ein wesentlich anderes Bild als die — es sei die Wortprägung gestattet — rassen-völkische (sprachlich-nationale) Grenzziehung des heutigen Zustandes. Hunnen, Awaren, Kumanen, Petschenegen, Surguntschen, Bulgaren, Chazaren, Madjaren, Tataren, Mongolen, Türken dringen in einem jahrtausendlangen Vormarsch aus dem Kreis der asiatischen Steppenvölker in Europa ein, fluten wieder zurück, eine ununterbrochene Wellenbewegung, die in allmählichem Kräfteausgleich zur Ruhe kommt, aber auch dort sehr deutliche Spuren hinterläßt, wo etwa die heutige Sprachenkarte ein völlig andersgeartetes Bild vortäuscht. Dem asiatischen Strom stehen unzählige Völkerschaften germanischer, slawischer, keltischer, griechischer, romanischer Zugehörigkeit entgegen, die ihre Fortsetzung in der Vergangenheit in den Illyrern finden sollen. Nehmen wir die vorgeschichtlichen Bewohner nichtarischer Herkunft (Karer, Lyder, Lykier usw.), die beiden Gruppen der Juden, die Sephardim und die Aschkenasim, die Zigeuner (eine in ihrer Zahl nicht zu unterschätzende Volkheit), die im Gefolge der großen Gruppen mitziehenden Bestandteile ferner beheimateter Völker wie der Araber, Kaukasier, Ägypter usw. hinzu, kalkulieren wir die durch Krieg, Menschenraub, Herrenrecht, Sklavenhandel, Söldnerwesen, Vielweiberei, Ausmordung der männlichen Bevölkerung und Aufsaugung über- und unterwanderter Schichten sicherlich gewaltig

geförderten Vermischungsvorgänge ein, so erhalten wir über das Mosaik der völkischen Individualitäten der zahllosen Splitter und Überreste hinaus ein volksbiologisches Wirrwarr, das sich bei historischer Betrachtung fast bis zum Einzelindividuum aufspalten läßt, ja nicht einmal im einzelnen Menschen noch ein einheitliches Bild zuläßt. Vollends ausgeschlossen ist es aber, halbwegs sichere Begrenzungen der Rassen im Sinne der Rassenlehre selbst dann festzustellen, wenn man den räumlichen Lebensbedingungen die Herauszüchtung einer Grundrasse aus der Rassenvermischung zubilligt. Nordische, westische, dinarische, ostische, ostbaltische, vorderasiatische, orientalische, mongoloide und sogar negroide Bestandteile haben einen unentwirrbaren Knäuel gebildet, der selbst mit der Beschränkung auf Feststellung überwiegender Häufigkeit nicht zu lösen ist, wenigstens nicht in einem der praktischen Politik handlichen Sinne.

Die Unzulässigkeit der Anwendung des westeuropäischen, genetisch relativ einwandfreien Begriffs „Volk" auf die Balkannationen und die Unmöglichkeit, die südöstlichen Völker ohne weiteres in die großen Völkergruppen einzureihen, geht am deutlichsten aus dem Streit über die Abstammung z. B. der Bulgaren, Kroaten, Rumänen, Sekler und anderer hervor. Wir vermerken diese wissenschaftlichen Streitfragen deswegen besonders, weil den wissenschaftlichen Meinungen einerseits ebenso viele Traditionsbehauptungen, andererseits nationale Ideologien entsprechen, die in der Politik eine keineswegs unbeachtliche Rolle spielen. Hinsichtlich der Bulgaren sind es im wesentlichen zwei Anschauungen über die Abstammung dieses Volkes, deren Gegensatz politische Realität besitzt (9). Auf der einen Seite steht die Meinung Safariks und Jirečeks (10), die die Bulgaren in die asiatischen Steppenvölker einordnet (wobei die Frage offen bleibt, ob es sich um ein finno-uralisches, türkisches, tatarisches oder mongolisches Nomadenvolk handelt (9) und das heutige Volk aus einer Vermischung der bulgarischen Herrenschicht mit der ansässigen slawischen Bauernschaft entstehen läßt. Die Ideologie der bulgarischen Politik ist stark auf diese These eingestellt, weshalb sich eine reinliche slawische Tendenz bisher nicht durchzusetzen vermag. Auf der anderen Seite steht die Anschauung Tzeneffs, der die Bulgaren als thrako-illyrisches Volk bezeichnet (11). Auch diese Meinung findet ihre politischen Anhänger und bildet die Grundlage einer völkischen Verwandtschaftsideologie. Bezüglich der Abstammung der Kroaten sind mehrere Theorien im Schwange, deren eine die slawische Herkunft behauptet und die größte politische Bedeutung bekommen hat. Eine andere, vornehmlich von der antiserbischen Opposition aufgegriffene Theorie, die unter anderm von Dr. Zupanitsch (12), Dr. Rus (13) und Dr. Buč (14) vertreten und sehr eingehend bewiesen wird, führt die Kroaten auf die Goten zurück und lehnt jede Verwandtschaft mit den dinarischen Serben ab. Eine ähnliche politische Wirkung hat die Unklarheit über die Herkunft der Morlakken (von den Italienern als Romanen der Adriatico-Nostro-Konzeption dienlich gemacht, von den Serben als Slawen bean-

sprucht) (15), der Sekler (Madjaren — Gepiden) (16), der Rumänen (Daker — Römer) usw. Der Begriff und die politische Realität „Volk" ist auf diese Weise im Südosten fast eine Angelegenheit der Konvention. Am schärfsten ist das in der kroatischen Geschichte zum Ausdruck gekommen: Durch ein Jahrtausend unzweifelhaft als Volk angesehen, wurden die Kroaten mit der Gründung des südslawischen Staates zum „Stamm" gewandelt, um durch die Reformen von 1929 schließlich auch diesen Charakter zu verlieren. Die Devise der bulgarischen Bauernpartei: „Von den Alpen bis zum Schwarzen Meer lebt ein Volk von Brüdern, die Südslawen!", die im Vorspiel zu den Balkanpaktverhandlungen eine Auferstehung feierte, läßt vermuten, daß auch der Charakter der Bulgaren weniger auf biologischen als auf dynastischen Füßen steht und überraschende Wendungen nicht ausschließt.

Die Balkan„völker" sind jedenfalls keine biologisch und politisch sicheren Faktoren, um so weniger, als das rassische und völkische Tohuwabohu Ursache ist; es wird zugleich vermehrt durch die kulturellen, religiösen und sprachlichen Überschneidungen und Mischtypen, die vorwiegend in den politischen Machtverhältnissen ihren unmittelbaren Anlaß haben. Die mohammedanischen Bulgaren (Pomaken) und Aromunen, die christlichen Türken (Gegëusen) (17), die katholischen Bulgaren (17) und die mohammedanischen Serben, die katholischen Küstenslawen an der Adria, die sich die slawische Liturgie in der römisch-katholischen Kirche erhalten haben (18), die orthodoxen Slowaken und prawoslawischen Ukrainer, die römisch-katholischen Albaner mit ihrer griechischen Liturgie (18) sind einige besonders krasse Beispiele religiös-völkische Überkreuzungen, wobei von den großen Fällen (Ungarn, Südslawen als Gesamtheit, Albanern, Rumänen) abgesehen ist. Die sprachlich-völkischen Überschneidungen stehen nicht zurück: Die gräzisierten Makedonier und Albaner, die madjarisierten Germanen (Sekler — Gepiden) und Deutschen (Sathmarer Schwaben, die jetzt allerdings regermanisiert sind), die blonden Rumänen (romanisierte Slawen, hauptsächlich Ukrainer, und reinerhaltene Daker wie die Mozen) (19), die slawisierten Daker (Huzulen) (17), die rumänisch sprechenden Ungarn (Ciangăi) (17), die rumänisch sprechenden Serben in der Walachei (17), die deutsch sprechenden Ostjuden, die mährischen Slowaken mit ihrer tschechischen Schriftsprache (20), die Slonzaken und ihre tschechisch-polnische Mischsprache (20) sind solche deutliche Beispiele für das Wesen des Südostraumes. Einzelfälle, wie die drei Kroatendörfer bei Göding (Hodonin, Č.S.R.), deren Bewohner slowakische Tracht tragen und meist deutsch sprechen (21), sind die nicht seltenen Erscheinungen, die den praktischen Politiker sowohl wie den Forscher kein typisiertes völkisches Seelenbild und keine biologisch-homogene Struktur mehr erkennen lassen: es ist keine reale Beurteilung und Berechnung mehr möglich! Die kulturellen Überschneidungen und Überdachungen gehen ja überhaupt über das Maß des Wahrscheinlichen hinaus, aber geradezu tolle Formen nimmt das südöstliche Chaos an, wenn die staats- und volkspsychologische Haltung bestimmter Grup-

pen mit einbezogen wird. Ungarn und Serben, die sich als Rumänen, Griechen, die sich als Albaner, Albaner, die sich als Griechen ansehen, Rumänen, die Griechen sein wollen, die über ihre nationale Zugehörigkeit und Selbständigkeit nicht geeinigten Makedonier und Slonzaken (Wasserpolacken) gehören zu den politisch-kulturellen Kuriosa, die in keine außenpolitische Konzeption hineinpassen wollen und ewigen Streit hervorrufen müssen.

Eine seelische Stetigkeit und Homogenität in der Haltung der Südostvölker und Völkergruppen läßt sich darum nicht erwarten. Sprunghafte Entwicklung, plötzliche, scheinbar aus dem Nichts entstehende Aufstiege und Zusammenbrüche, unerwartete Wendungen und Sympathien- bzw. Antipathiengestaltung verraten die unerhört tiefe psychologische Spaltung innerhalb mehr oder minder künstlich entstandener oder durch die Raumverhältnisse geschmiedeter Gesamtheiten. Der schizophrene Charakter der Südostvölker ist einer jener Faktoren, die dem Deutschen den Südostraum so unheimlich rätselhaft erscheinen lassen, um so mehr, als einzelne Züge andrerseits wieder vertraut anklingen (serbisches Soldatentum!).

Die Unberechenbarkeit der psychologischen Faktoren wird noch unterstützt durch das überrasche Fluktuieren der Dinge. Ent- und Renationalisierung gehen im Laufe weniger Jahrzehnte vor sich [Slawengräzisierung im 8. bis 10. Jahrhundert, Ukrainerromanisierung in Bessarabien im Verlaufe des vorigen Jahrhunderts (22), die vollständige Regermanisierung der Sathmarer Schwaben seit 1918]; die Siedlungsdauer ist fast an den schnellen Wechsel der politischen Ereignisse gebunden; Entstehen, Vergehen und Wandern [Bulgarien (23), Serbien!] von Staaten und Verwaltungsformen überstürzen einander in einer wohl in keinem andern Erdraum nachzuweisenden Schnelligkeit, kulturelle und selbst religiöse Einrichtungen kommen und verschwinden, und es läßt sich niemals genau feststellen, ob etwas und wieviel unter einer bestimmten Oberschicht verdeckt vorhanden ist und auf den überraschenden Ausbruch wartet. Der Binnendeutsche, der verlernt hat, den Südosten überhaupt noch zu beachten, ist darum immer wieder verblüfft von der Plötzlichkeit der Vorgänge und unerwarteter Wandlungen, sei es, daß z. B. die Ungarn mit den Türken gemeinsame Sache machten, als das gesamte christliche Abendland gegen die Heiden zog, daß sie trotz ihrer Hinneigung zur Mitte Europas in schärfster Ablehnung gegen Wien beharrten, sei es, daß bulgarische Truppen deutsche beschossen, als der Weltkrieg eine ungünstige Wendung nahm, oder die Kroaten einen Kampf auf Leben und Tod gegen den Belgrader Zentralismus führen, um im entscheidenden Augenblick Belgrad mangelhaften Schutz der kroatischen Grenzen vorzuwerfen, oder sei es, daß ein selten grausamer Kleinkrieg jahrzehntelang von den Makedoniern geführt wird, um plötzlich, selbst für die Sofioter Regierung überraschend, anläßlich der Balkanpaktverhandlungen in eine der bulgarisch-südslawischen Annäherung freundliche Haltung umzuschlagen. Daß man solchen Überraschungen gegenüber deutscherseits meist unvorbereitet war,

kommt daher, daß man aus Unkenntnis des Südostens das Nationalitätenbild dieses Raumes einfach aus der Sprachenkarte konstruierte.

Der rassenpsychologische Faktor als sonst wesentlicher Mitgestalter der völkischen und politischen Ideen und Traditionen läßt sich somit im Südosten nicht berechnen. Die Außenpolitik eines Staates gegenüber einem anderen Staat und Raum muß aber mit einigen stetigen Faktoren rechnen können, um mit dieser Konstante die Unbekannten auf ein Mindestmaß herabdrücken, daß heißt, das Gefahrenmoment der Unsicherheit mit einem ökonomischen Aufwand an Sicherheitsmittel neutralisieren zu können. Vom Südosten bleibt als einziger stabiler Faktor — nur der Raum übrig, wodurch die Südostpolitik aller Anrainermächte fast ausschließlich zur Opportunitätspolitik verbunden mit außerordentlich starker Wachsamkeit und feinfühliger Beobachtung gezwungen wird. Auch in diesem Sinn weist der Südosten den typischen Charakter des Grenzsaumes auf. Er besitzt alle Merkmale eines völkischen und rassischen Übergangsgebietes mit alles denkbaren Übergangsformen, Schattierungen und Abstufungen. Das Verhältnis zum Südosten ist deshalb das Verhältnis zu einer Grenze, die allerdings eine gewaltige Flächenausdehnung annimmt und einen Grenzsaum von kontinentalem Ausmaß darstellt. Das kulturelle und biologische Überschwemmungsgebiet des Südostens bleibt auch nach der Eindeichung Marschlandschaft mit stetem Kampf gegen die Dammbruchgefahr — oder, politisch ausgedrückt: das militärisch-strategische Moment steht im Vordergrund, ob nun der Anrainer noch nicht in den Raum hinübergegriffen, oder ob er „pazifizierend" seine Grenzen vorgeschoben hat. So hat Österreich seine Militärgrenze als deutlichsten Ausdruck dieses Merkmals gehabt, erweitert bis zu der Besetzung Bosniens und des Sandschaks Novipasar (24), so hat sich die vereinigte Militär- und Zivilverwaltung des Osmanischen Reiches besser bewähren können als alle andern Befriedungsversuche. Daraus folgert aber — was am wesentlichsten ist —, daß das geopolitische Moment, die geopolitische Bewertung, der räumliche Faktor bei weitem alle anderen überragt, ist er doch dem Strategen viel näher gelegen (Kjellén: „Der Krieg ist gleichsam ein Experimentalgebiet für die Geopolitik") (25) als dem Diplomaten und Politiker, der eher zur Betrachtung der psychologischen Grundlagen neigt. Es ist darum nur selbstverständlich, wenn in den südostpolitischen Überlegungen der Großmächte geopolitische Erwägungen vorherrschen. Die an sich geopolitisch vorzüglich geschulten Römer überbieten sich in diesem Raum selbst in ihrer Raumgliederungskunst. Ihre Grenzen haben teilweise 2000jährige Gültigkeit gehabt und alle Stürme überdauert, wie z. B. die Dalmatiens (26) und die rumänisch-bulgarische Donaugrenze. Die Osmanen haben das Erbe Byzanz' und Roms getreulich fortgesetzt und in der Einrichtung des rumelischen Zentrums auf der Sofioter Hochebene, wo schon die Römer ihr binnendacisches Zentrum Ulpia Sardica hatten, ein seltenes Zeugnis geopolitischen Könnens abgelegt. Die österreichischen Grenzbezirke mit ihrer eigenartigen Siedlungs-

technik und die österreichische Einkreisung Ungarns durch die galizischen, siebenbürgischen und kroatischen Glacis mit der kunstvollen Nationalitätenpolitik verraten eine weiträumliche und geopolitische Schau, die erst seit dem österreichisch-ungarischen Ausgleich verschwindet. Rußlands Politik nach dieser Richtung ist überhaupt nur geopolitisch bestimmt gewesen: der Südosten war für den Zarenstaat nur Aufmarschgebiet für die Gewinnung der territorial und strategisch notwendigen Schlüsselstellung am Goldenen Horn. Das junge Italien und besonders der Faschismus sucht auf dem Balkan die Rückendeckung für seine Mittelmeerpolitik, weshalb z. B. die Konzeption der Einkreisung Jugoslawiens ein Meisterstück reiner Strategie und geopolitischen Denkens ist.

*

Diese Orientierung gegenüber dem Südosten und sein Charakter als ethnopolitischer Grenzsaum zwischen zwei Kontinenten werfen die Frage auf, wie dieser Raum gegen seine Umwelt abgegrenzt ist. Es ist die Frage der besten Dammbaumöglichkeit, die alle Anrainer bewegen muß. Die Grenzziehung um den Gesamtraum ist damit ein eminent praktisches Problem, aber es ist ebenso unentbehrlich für die historische Betrachtung der Südostfragen.

Rein geographisch-theoretische Denkweise läßt Donau und Save als Grenze gegen das Festland ansehen. Diese Begrenzung ist zweifelsohne unbefriedigend. Schon floristisch, klimatisch und faunistisch reicht der mediterrane Bereich über die Donaumündung hinaus, der pontische bis ins Wiener und Sudetenbecken, der atlantische bis tief in den Balkan hinein. Der Südosten als Übergangszone schlechthin ist also entschieden weiter zu fassen. Für die politische Begrenzung ergeben sich mehrere Gesichtspunkte, je nach dem Standort des Interessenten und je nach der geistigen und ideellen Einstellung des Grenzsuchenden. Das mittelmeerische Rom der Antike hat die Nordgrenze längs der Donau gezogen, woran auch das südöstliche Dekumatland Dakien nichts geändert hat. Die römische Westgrenze lief, wie Scheffel überzeugend nachweist, quer durch die Alpen und längs des Alpensüdrandes:

„So haben die Alpen, ebenso für die Römer wie für alle späteren Zeiten, in erster Linie Nord- und Südeuropa auseinandergehalten... Neben dieser so einleuchtenden Tatsache fällt es deshalb aber um so weniger in die Augen, daß innerhalb des Alpengebietes selbst, dieses seiner ganzen Tiefe nach von Süd nach Nord durchquerend, außerdem eine uralte Grenze läuft, die in jeder Beziehung, ethnographisch, handelsgeschichtlich und politisch, seitdem die Alpen in die Geschichte eingetreten sind, diese Gebirge in zwei ungefähr gleich große Hälften geteilt hat. Mit der Einteilung der Alpen in West-, Zentral- und Ostalpen läßt sich wohl geographisch etwas anfangen; geschichtlich zerfallen die Alpen dagegen nur in zwei Teile, in die West- und in die Ostalpen. Die Linie aber, durch die jene Spaltung bewirkt wird, hält sich ungefähr an die Punkte Bodensee, das Rheintal südlich bis Chur und zielt von dort an den Comer See. Die Westgrenze der alten

römischen Provinz Rätien ebenso wie die heutige österreichische Grenze (gemeint ist die der Vorkriegszeit, R. v. S.) sind nur ein Ausdruck der Kraft, die dieser Scheidung stets innegewohnt hat. Die verschiedene Beschaffenheit der beiden Gebirgshälften aber, die durch jene Grenze geschaffen werden, läßt sich am besten dadurch charakterisieren, daß die westliche helvetische Hälfte zumeist nach dem Westen und Frankreich, die östliche Hälfte dagegen zumeist nach Osten bis zum Orient hin gravitiert hat, während der direkte Einfluß des Nordens und Südens auf jene beiden Hälften dagegen stets ungefähr gleich stark gewesen ist.

Am frühesten ist jene Spaltung in ethnographischer Beziehung in Gestalt der alten Volksgrenze zwischen den Rätern und den keltischen Helvetiern zutage getreten. Wie scharf die Römer aber auch hier schon die Sachlage durchschaut haben, zeigt sich darin, daß sie sich jene Rinne nun sofort auch als Provinzialgrenze zwischen Rätien und Gallien nutzbar machten, mehr aber noch, daß sie auch wirtschaftlich alles Land östlich derselben zum illyrischen, alles Land westlich derselben dagegen zum gallischen Zollbezirk schlugen ... Diese Grenze hat dann aber auch im Verlauf der geschichtlichen Ereignisse immer ihre Macht bewährt. Bei der Unterwerfung Rätiens rückte Tiberius in der Front des nördlichen Teiles dieses Grenzlaufes in das feindliche Land ein und umgekehrt im Jahre 70 n. Chr. die Vitellianer gegen das an Galba festhaltende Helvetien. In demselben Gebiete kämpften die Habsburger mit den Schweizern, die Tiroler mit den Bündnern (1499) und die Franzosen mit den Österreichern in den Koalitionskriegen. Es waren demnach stets östliche und westliche Mächte, die in dieser Zone gegenseitig aneinandergeraten sind" (27).

Einen gänzlichen anderen Verlauf als die römische Grenze nimmt die spätere konfessionelle Grenzscheide, die mit den Grenzen zwischen der Orthodoxie und der weitesten Verbreitung geschlossener islamischer Konfessionsinseln gegeben ist. Vom russischen Raum ist der Südosten in dieser Hinsicht nicht geschieden. Allerdings bestehen Unterschiede zwischen der russischen und balkanischen Orthodoxie. Nach Westen und Norden ist diese Grenze auch nicht scharf zu ziehen. Die griechisch-katholische (griechisch-uniierte) Konfession, die römisch-katholische mit slawischer (Dalmatien) und griechischer Liturgie (Albaner) bilden Übergänge, die durch verschiedene Abstufungen mehr verwaltungstechnischen Charakters innerhalb der morgendländischen Kirche (z. B. bei den ungarischen Serben) ergänzt werden. Diese religiöse Scheide hat immer dem Papsttum die Handhabe für eine eindeutige Begrenzung geboten: der orthodoxe Bereich gilt dieser Konzeption als konfessionelles Kolonisations- (Missions-) Gebiet der abendländischen Christenheit.

Am schwersten ist der Südosten völkisch abzugrenzen. Die Daker-Rumänen sind ihm zweifelsohne zuzurechnen. Protest wird sich dagegen bei einer Einbeziehung der Ungarn erheben, aber die tausendjährige Geschichte Ungarns seit der Abwehr der Madjaren auf dem Lechfeld bis zur Malkontentenpolitik, der Vorkriegsautonomie

und der Politik Károlyis läßt wohl ebensowenig Wahlfreiheit wie das turanische Ideal der ungarischen Chauvinisten und die rassische, sprachliche und wirtschaftliche Zugehörigkeit bzw. Grundlage. Zwar ist das ungarische Volk konfessionell und kulturell Mitteleuropa angegliedert, aber das ist in Wirklichkeit ein Argument für die Zuteilung zum Südosten, weil die Madjaren dadurch zu einem Überschneidungsfaktor größten Stils werden, ähnlich den Kroaten, über deren südöstliche Eingliederung kein Zweifel bestehen kann. Ungarns Zwiespältigkeit erscheint am schönsten ausgeprägt in der byzantinischen Anhängigkeit des katholisierten Volkes bis zur Zeit der Komnenen, sie ist symbolisiert in der doppelten, aus einer römischen und einer byzantinischen Krone bestehenden ungarischen Königskrone.

Schwierig ist die Frage, ob auch die Tschechen und ihr Staat dem Südosten zuzuordnen sind. Die Tschecho-Slovakei betrachtet sich selbst als zentraleuropäischer Staat, in Deutschland neigt man ebenfalls zu dieser Auffassung. Genetisch gehört sie jedoch unbedingt zum Ostraum. Als Volkheit muß man die Tschechen und Slowaken zweifelsohne zum Südosten rechnen, da besonders die ersteren die Entstehung ihrer Nationalität fremden Antrieben aus dem Südosten verdanken. Sonst spricht allerdings nur die rassische Eigenart für die Zuteilung zum Donauraum im weiteren Sinn (aber nicht unbedingt), ebenso wie die der dinarischen Rassengebiete, die bis an die Alpen reichen. Wenn irgendwo im Südosten rassische Gesichtspunkte herangezogen werden können, so bei der ostischen und dinarischen Rasse. Im allgemeinen sprechen für den südöstlichen Charakter des Landes Argumente vorwiegend geographischer und geschichtlicher Natur.

Unmöglich ist es, die kulturellen Grenzen des Südosten einfach abzustecken. Sie lassen sich nur aus den geschichtlichen Gegebenheiten erschließen. Der Bereich der byzantinisch-griechischen Kultur ist ebensowenig scharf zu umreißen wie der des Osmanentums. Der kulturelle Einfluß des griechischen Konstantinopel wird am ehesten mit dem Bereich der Orthodoxie und des griechisch-uniierten Übergangsgebietes zusammengelegt, der des türkischen Stambul mit der Ausdehnung der „geschichtslosen Zone" der beherrschten Rajahvölker:

„Auf jeden Fall haben ihre (*der Türken. R. v. S.*) Moscheen, Bäder und Wasserleitungen, Kunstgewerbe und Gärtnereien den unterworfenen Gebieten, ohne Unterschied ihrer früheren Kulturhöhe, das bezeichnende Gepräge gegeben" (28).

Man kann das aber ebenso auf die Verbreitung der griechischen Zivilisation anwenden: Der byzantinische Baustil, griechische Lebensformen und Bildung haben ihre weiteste Verbreitung ebenfalls unter der Osmanenherrschaft gefunden, weshalb die griechische Sphäre gleichfalls ungefähr mit den Grenzen des osmanischen Machtbereiches abschließt, soweit dieses nicht kulturell durch die katholischen Randteile eingeengt war.

Die deutsche Herrschaft hat die kulturellen Grenzen des Südostens nach der Zurückdrängung der Türkei sehr stark zugunsten Mitteleuropas verschoben, wenn

sie auch nicht mit der größten Ausdehnung der Donaumonarchie zusammenfallen (Bosnien, Herzegowina, Altserbien und die Walachei bleiben ausgenommen).

Wirtschaftlich und sozial ist im Südosten ohne Zweifel eine agrarische Einheit vorhanden, bestehend aus der eigentlichen Balkanhalbinsel mit Rumänien und Ungarn, aber Grenzen in diesem Sinn sind kaum zu ziehen. Der breite industrielle Gürtel der Tschecho-Slovakei und Österreichs ist die Übergangszone zum Westen.

Es ist notwendig, alle diese Faktoren zu sehen, um ihr Zusammenspiel mit der räumlichen Struktur der geopolitischen Bewertung unterwerfen zu können. Die „Naturgrenzen" des Südostens sind verhältnismäßig einfach zu ziehen. Begrenzt durch die adriatische, ionische, ägäische, Marmara- und Schwarz-Meer-Küste, erfährt das Kernstück des Südostens — die Balkanhalbinsel — die denkbar natürlichste Umgrenzung. Im Westen ist die Einheit des pannonischen Beckens deutlich der Tendenz des Donaugefälles unterworfen, ebenso wie die oberen Donaukammern, von denen die Wiener am stärksten nach Osten geöffnet, das klimatische, floristische, ethnische und kulturelle Übergangsgebiet zwischen Ost und West ist. Die Untersuchung der Teilräume des Südosten wird ergeben, daß die Ostalpen, das Böhmische Becken und die offenen Räume des walachischen Donaubeckens und der Ägäis unbedingt zum Südosten zu zählen sind, so daß der europäische Südostraum auch räumlich ziemlich klar umschrieben ist. Schließt man zur Festlegung der Raumgrenzen ein Kompromiß zwischen Staats- und Naturgrenzen, so ergibt die Summe dieser Tatsachen ein Bild, das sich fast mit der politischen Karte des Südosten deckt: die Außengrenzen Österreichs, der Tschecho-Slovakei, Ungarns, Rumäniens, Südslawiens, Albaniens, Griechenlands, der europäischen Türkei und Bulgariens fallen fast restlos mit dem weitesten Bereich der anderen Faktoren zusammen. Lediglich der italienische Anteil an den Ostalpen bildet eine südöstliche Raumexklave, der slowenisch-italienische Grenzsaum in Istrien und die albanische Minderheit in Apulien sind völkische Exklaven des Südostens. Die politischen Enklaven Italiens östlich vom Isonzo, in Istrien, Fiume, auf den Quarneroinseln, in Zara und auf der Lagostagruppe, in Saseno und auf dem Dodekanes und die völkischen der Küstenitaliener stören die geopolitische Raumbegrenzung ebensowenig wie die ukrainischen Einschlüsse im Nordosten, die unsichere Stellung Bessarabiens und die große deutsche Bevölkerungsenklave im Westen. Auch die zeitweilige absolute Zurückdrängung der politischen Südostraumgrenzen durch die Entwicklung Wiens zur deutschen Kaiserstadt dürfte an diesem Raumbild wenig ändern.

Im großen und ganzen ist die Frage der Abgrenzung des Südostraumes kein Gegenstand wissenschaftlicher Problematik. Franzosen und Angelsachsen müssen uns in dieser Beziehung Vorbild sein. Für sie ist unsere obige Begrenzung des Raumes eine nicht weiter zu erörternde Selbstverständlichkeit, die sich aus dem politischen Charakter des Raumes seit dem Zerfall der österreichischen Großmacht ergibt: das Kennzeichen liegt für die Pariser und Londoner Konzeption in der staatlichen Zer-

splitterung, der außen- und innenpolitischen Unausgeglichenheit, in dem Mangel homogener Volkskörper, in dem vulkanartigen Typus! Die Angelsachsen pflegen daher sogar den Begriff „Balkan" bis zur reichsdeutschen Grenze auszudehnen — aber nicht aus einer methodischen Überlegung, sondern aus einer absolut richtigen psychologischen und raumpolitischen Empfindung. Die Franzosen halten sich zum Teil an den Begriff „Balkan" in seinem alten Sinn, verwischen aber seine Begrenzung durch die bevorzugte Anwendung des Schlagwortes „Donauraum", der den Balkan auflösend teilweise miteinbezieht, teilweise selbst als Balkan höherer Ordnung gewertet erscheint. Donauraum und Balkan sind in dieser Form zwei Bezeichnungen für ein und dasselbe, nur dient das scheinbare Überwiegen eines Teiles in jedem Wort der politischen Camouflage mit diversen Ausspielmöglichkeiten. Vor dem Zusammenbruch der Doppelmonarchie hat der Südosten durch Jahrhunderte hindurch in der französischen und italienischen (venezianischen) Auffassung an der Ostgrenze der österreichischen Stammlande begonnen. Der Binnendeutsche neigt dagegen zur Annahme eines mitteleuropäischen Raumes bis zur Karpathen-, hie und da sogar bis zur Dnjestrgrenze — offenbar noch unter dem Einfluß der einstigen Ausdehnung der Donaumonarchie. Für ihn existiert darum auch der Balkan in der durch die österreichisch-türkische Grenzziehung vor der Okkupation Bosniens geschaffenen Form und Bedeutung, während der Balkan inzwischen vorgestoßen ist und Deutschland auf den Status der sächsischen Kolonisation und der Zeit der Babenbergerbelehnung zurückgeworfen hat. Es dürfte wohl überflüssig sein, den südöstlichen Vorstoß an dieser Stelle zu beweisen. Der Wiederaufbau der Türkei hat offenkundig genug den seit 1683 datierenden Vormarsch Europas nach Osten aufgehalten, die Unterwerfung großer westlicher Gebiete unter östlichen Machtbereich, wie in Südslawien, Rumänien und der Tschechei, und die nun über ein Jahrzehnt dauernde Veröstlichung dieser Länder bedürfen keiner Erläuterung. Die Verdrängung des Westens wird indessen nicht zu begreifen sein, wenn der Komplex Zentraleuropa aus falscher Sentimentalität erhalten bleibt. Es ginge das Urteil für die Vorgänge im oberen Donauraum verloren, da sie, als mitteleuropäische angesehen, unverständlich wären. Auch aus Prestigegründen scheint eine mechanische Ausdehnung des Begriffs „Mitteleuropa" nicht erwünscht. Mitteleuropa ist nicht bloß ein rein geographischer, sondern vornehmlich ein kultureller Begriff, der bei Einbeziehung des südöstlichen „Teufelsgürtels" nur der psychologischen Dynamik des Südosten erliegen und letzten Endes zur Identifizierung des deutschen Staatsbodens mit dem südöstlichen Schüttergebiet führen muß. Der Erfolg wäre eine „Balkanisierung", eine balkanische Bewertung Deutschlands, also gerade das Gegenteil der Begriffsausweitung Mitteleuropas.

Sowenig der Südosten in einen anderen Raumbegriff eingefügt werden darf, sowenig darf er zerteilt werden. Der Südostraum ist nur als Ganzes, als geopolitisch geschlossener Raumtyp innerhalb natürlicher Grenzen zu nehmen. Nur so ist diese

Schütterzone überhaupt zu begreifen. Die englische, französische, italienische und russische Südostpolitik hat sich die großräumliche Schau als selbstverständlich zu eigen gemacht. England hat immer getrachtet, den gesamten Südostraum der russischen Expansion entgegenzustellen, Rußland hat ihn zur Bekämpfung Österreichs und Gewinnung der Ausfallstellung am Bosporus mobilisiert, Frankreich hat über diesen Raum wiederholt mit Erfolg die Cannaetaktik gegen Mitteleuropa angewandt und Italien sieht im gesamten Südosten den notwendigen Puffer gegen die Bedrohung im Rücken durch eine mittel- oder osteuropäische Großmacht. Schließlich haben die Sowjets der besonderen Note des Südosten durch die Errichtung der von Wien aus gelenkten Grünen Internationale des Agrarkommunismus Rechnung getragen. Alle teilpolitischen Manöver der Großmächte im Südosten, das Ausspielen der einzelnen Südostfaktoren gegeneinander dient immer nur dem Ziel des Gesamteinsatzes dieses Raumes gegen den jeweiligen Gegner. So ersichtlich in der revisionsfreundlichen Haltung Frankreichs gegenüber Österreich und in der Pariser Unterstützung des ungarischen und österreichischen Legitimismus im Gegensatz zur habsburger- und revisionsfeindlichen Einstellung der Kleinen Entente zwecks Durchführung der antideutschen Linie; so ersichtlich in der italienischen Bündnispolitik mit allen Anrainern Jugoslawiens zur Erreichung des Pufferraumcharakters.

Die gesamträumliche Auffassung entgeht überdies der Gefahr, durch teilräumliche Sichtbegrenzung in den Bann des meist übergrellen Lokalkolorits zu geraten und Antipathien und Sympathien damit färben zu lassen. Der Südosten, als Ganzes gesehen, verhindert auch das Erliegen der suggestiven Wirkung der teilräumlichen Schnellebigkeit und der fluktuierenden Erscheinungen. Die einen verleiten zur Annahme nicht vorhandener innerer Widerstandsfähigkeit, die andern zur Dauerbewertung vorübergehender Faktoren. Vor allem aber verhindert die großräumliche Betrachtung ein Übersehen der dem ganzen Raum eigentümlichen Charakteristik eines Übergangsgebietes, eines Knotenpunktes, oder besser verglichen, eines Rangierbahnhofes zwischen Ost und West, Nord und Süd. Der einzelne Teilraum ist kein oder weitaus nicht in dem Maß Übergangsgebiet zwischen zwei oder mehreren heterogenen Anrainern. Das Amselfeld, die Dobrudscha oder Makedonien usw. sind an sich Schütterzone gewesen oder sind es noch, aber zwischen gleichartigen oder ähnlichen Partnern, die alle die eben den Südostvölkern und -staaten eigentümlichen Merkmale aufweisen. Die Nachbarn der innerbalkanischen Schütterzonen sind auf diese Weise selbst Schütterzonen, die ihrerseits nur die Stoßwirkung der Nachbarmächte des Gesamtraumes fortpflanzen. Sie sind aber alle nicht Kreuzungspunkte von Machtlinien der großen gestaltenden politischen Kräfte gewesen. Wohl aber ist das der Südostraum als solcher. Er ist als Pufferaum zwischen die riesige eurasiatische Ebene und Steppenbahn, die mittelmeerische, vom italienischen Zentrum bestimmte Einheit, die asiatischen Wüstenländer mit ihren fruchtbaren Kulturoasen und den europäischen Stauungsraum in Mittel- und West-

europa eingeschachtelt und somit das kontinentweite Glacis dreier Kontinente und eines Meerraumes. Nur an zwei Punkten schneiden sich die sonst zweidimensionalen Kraft„linien" — eigentlich also Kraft„flächen" — linear, so die beiden Brennpunkte an den Stellen morphologischer Einengung der Aufmarschflächen bildend: im Machtlinienkreuz am Bosporus und auf der Drehscheibe Wien bzw. Wiener Becken einschließlich Marchsenke. Am großartigsten ist die Zusammenpressung der Machtströme am Bosporus und den Dardanellen, wo die volle Wucht der ozeanischen Interessen auf Flußbreite eingeengt, die Kontinentalkonzeptionen auf einige Kilometer Landbreite gequetscht mit vervielfachter Beschleunigung nach vorwärts drängen müssen. Die merkwürdige Tatsache, daß hier die Distanz von Meer zu Meer und zugleich von Land zu Land auf ein Minimum gedrückt ist, daß weder das Meer etwa in einer riesigen Schlauchlinie, wie z. B. das Rote Meer, noch eine lange Landbrücke, wie z. B. Mittelamerika, die Wahl der Ansatzpunkte frei läßt, zwingt zur Konzentration auf diesen einen Punkt.

Der Marmararaum wirft aus diesen Gründen eine andere wichtige Frage auf: das Problem der Ostausdehnung des Südostraumes. Für den mediterranen Gesichtskreis bildet der europäische Südostzipfel mit der kleinasiatischen Halbinsel seit alters her eine Einheit, real in der neuesten Zeit durch die italienische Besetzung des Mäandertales zum Ausdruck gekommen. Der griechische Einfluß hat seit jeher die beiden Küsten der Ägäis gleicherweise berührt. Selbst in der vorgriechischen Zeit war diese Einheit kulturell vorhanden. Die heutige Ostgrenze des Südostens dürfte aber ganz eindeutig durch die Entwicklung der neuen Türkei gegeben sein, die den kleinasiatischen Gesamtraum europäisiert, gewissermaßen als nachwehende Machtauswirkung des Westostvormarsches. Die neue Mentalität und die Konzeption Ankaras, die am sichtbarsten im griechisch-türkischen Freundschaftspakt vom 14. September 1933 geworden ist, geht aus einer anläßlich der Zehnjahrfeier der Gründung der türkischen Republik am 29. Oktober 1933 von der „Türkischen Nationalen Wirtschafts- und Sparsamkeitsvereinigung" herausgegebenen Schrift hervor, die durch die Konsulate zur Verbreitung kam. Man liest dort mit Erstaunen:

„Die neue Türkei. [. .]

1. Die alte Türkei war ein asiatischer Staat. Die neue Türkei ist eine europäische Republik.

3. Die alte Türkei war politisch und wirtschaftlich eine halbe Kolonie. Die politische und wirtschaftliche Unabhängigkeit der neuen Türkei ist vollständig und steht außer jeder Diskussion.

5. Die alte Türkei kannte keine Rechte der Frau. In der neuen Türkei ist die Frau mit allen rechtlichen Sicherungen eine freie Bürgerin.

8. In der neuen Türkei hat jedermann mit den als international geltenden Buchstaben lateinischen Ursprungs zu schreiben. [. .]

Der türkische Boden ist die Wiege der ältesten Zivilisation der Geschichte. Die neue Türkische Republik vertritt aber auf diesem Boden nicht die alten Ruinen der Geschichte, sondern die moderne europäische Zivilisation. [. . . .]

Die Größe der Türkei beträgt: 762 000 qkm. Mit dieser Bodenfläche ist die Türkei — mit Ausschluß Rußlands — das größte Land Europas.

Die Türkei besitzt die schönsten Küstenstriche des Mittelmeeres, die ausgedehnteste Getreideanbaufläche des Nahen Ostens und die günstigst gelegenen Hochebenen der Welt..."

Man hat in den letzten Jahren viel und begeistert über die Reformen Kemal Paschas geschrieben. Aber wer hätte dabei diese offiziell gezogenen Konsequenzen bedacht? Man wage nicht über die Perspektive eines mohammedanischen Großstaates in Europa zu lächeln. Man hat auch schnell gelernt, den Kaukasus nach russischem Muster zu Europa zu rechnen und von einer französischen Großmacht „vom Kongo bis zum Rhein" zu sprechen, und man wird hier ebenfalls umlernen müssen: der Südosten endet eben am Ararat, und die Mentalität der einstigen Kapitulationeninhaber und auch der Bagdadbahnpolitik ist zu Grabe zu tragen. Für den Binnendeutschen sollte es übrigens gar keine Überraschung bieten, diese Ostausweitung des Südosten durch Ankara offiziell angekündigt zu sehen. Die Struktur der Kampfgemeinschaft der Mittelmächte hat längst den türkischen Atlas Europas vorweg genommen. Aber diese Erkenntnis wurde erst im Jahre 1933 druckreif (29). Ursache dieser späten Entdeckung: Desorientierung über den Südosten.

Geopolitisch läßt sich übrigens nichts gegen die türkische These einwenden. Die Türkei als Staat ist entschieden eine Südostmacht, von stärkstem Einfluß auf die Geschicke auch diesseits der Ägäis. Die Initiative Ankaras zum Balkanpakt und die vorangehenden Vertragsabschlüsse verraten die neuerliche Aktivität in raumbedingter Westrichtung nach einer kräftesammelnden Atempause. Die Mentalität von Lausanne konnte nur ein Zwischenspiel bleiben und wurde auch sofort von Kennern des Südosten so beurteilt. Der Versuch, durch Flurbereinigung der türkisch-griechischen Mischsiedlungsgebiete nach dem Grundsatz cuius regio eius natio Asien und Europa scharf zu trennen, hat scheitern müssen, weil von Anfang an nicht die raumpolitischen Konsequenzen in Thrakien gezogen worden waren, auf dessen Besitz die Türkei unentwegt und mit Erfolg bestanden hatte, und weil eine Grenzfindung im Sinne des türkisch-griechischen Bevölkerungsaustausches in der Ägäischen Inselbrücke von vornherein ausgeschlossen war, selbst für den Fall, daß den Inselgriechen ein türkisches Pendant entgegenzusetzen gewesen wäre. Obwohl also damals die Türkei — nebenbei bemerkt, auf Anregung Veniselos' — im Bestreben, eine südöstliche Nachbarmacht zu werden, sogleich die reinen gegenüber dem Südosten notwendigen raumpolitischen Methoden bis zur Überspitzung angewandt hat, ist es ihr nicht gelungen, sich der ebenfalls vermittelnden Dynamik des anatolischen

Raumes zu entziehen. Die Folgerung hat Ankara sehr schnell gezogen: Im Freundschaftsvertrag mit Griechenland ist die Wiederansiedlung von Griechen in Kleinasien gestattet und bezüglich der Außenpolitik aus den beiden Ländern geradezu ein einziges gemacht worden. Die Einheit der Ägäis ist also mit verfeinerten Methoden auf dem Wege der Bündnispolitik weitgehend wiederhergestellt; Griechenland übernimmt neuerlich die Rolle des commis voyageur auf dem Balkan für den Besitzer Stambuls.

Die Entwicklung in der zweiten Hälfte 1933 bis zum Abschluß des Balkanpakts 1934 hat somit wieder unter Beweis gestellt, daß der europäische Südosten und Kleinasien nicht nur nicht scharf zu trennen sind, sondern ihren gemeinsamen Mittelpunkt in der Ägäis haben. Die Geschichte der Ägäis seit der vorgriechischen Zeit bietet dementsprechend eine geschlossene Kette von Beispielen der konzentrierenden Wirkung dieses Raumes, der nach beiden Seiten ausstrahlend die binnenländischen Teile der beiden Halbinseln immer wieder in seinen Bann zieht.

Es wird Aufgabe einer Detailuntersuchung dieses Kristallisationsraumes sein, seine zentripetale Dynamik bis in alle seine Feinheiten nachzuweisen. An dieser Stelle genügt die Feststellung der unzweifelhaften Tatsache einer engen Verbindung Anatoliens mit dem Balkan, um die richtige Perspektive für die geopolitische Beurteilung des kleinasiatischen Raumes zu gewinnen. Der Bestand eines wenigstens nach außenhin einheitlichen Staates in Anatolien durch Jahrhunderte und der Ausbau der Republik Kemal Paschas verleitet nämlich gewöhnlich zu der Annahme einer von der des südosteuropäischen Raumes völlig verschiedenen Artung des anatolischen Raumes. Tatsächlich weist aber schon der Versuch Griechenlands 1919 bis 1922, Byzanz zu restaurieren, auf verschiedene Eigenarten des anatolischen Raumes hin, die ihn sehr stark dem südosteuropäischen Typ nähern: Hier wie dort eine dreiseitige Meeresumrandung und eine Festlandgrenze, hier wie dort die Sperrküsten und küstensperrenden Hinterländer gegen Schwarzes Meer und Adria-Mittelmeer gelagert; die gleiche meerische Aufgeschlossenheit der der Festlandsbindung gegenüberliegenden Küste, gleiche Bedingungen auf beiden Seiten der Landannäherung, die gleiche ozeanisch orientierte Bevölkerung an der meerischen Aufschlußstelle mit der festländischen Bevölkerung der Hinterländer; durchaus ähnlicher Anschluß an Stromsysteme an der Kontinentalwurzel, starke Naturgrenzen gegen das Festland, ähnlicher Anschluß an Völkerwanderungsbahnen (Steppe-, Wüstengürtel), kontinentale Stauungsräume als gesamträumliche Hinterländer — auf beiden Seiten sonach die gleichen Grundbedingungen. Selbstverständlich weist Anatolien ein ähnliches Völkermischmasch wie der europäische Südosten auf, das nur in der Umkehrung asiatisch betont ist. Nicht mindergroß ist der konfessionelle, rassische, kulturelle Wirrwarr und die sprachliche Vielfalt, wenn auch jetzt durch Griechenaussiedlung, die Lösung der Kurden- und Armenierfrage einiges geändert bzw. stabilisiert erscheint. Der Zustand in dieser Hinsicht ist am besten gleichfalls durch die oben zitierte türkische Quelle gekennzeichnet:

„Die Türkei ist ein einheitliches Land. 11 777 810 des Volkes sprechen türkisch und sind Türken.

Ein Teil der übrigen Türken, die durch irgendwelche Ursachen vergangener Epochen ihre eigene Sprache eingebüßt haben, kehren wieder zu ihrer alten Sprache und ihrer wirklichen Nationalität zurück, nachdem nunmehr die entgegenstehenden Hemmungen beseitigt sind und die allgemeine Volksbildung sich in aufsteigender Entwicklung befindet.

1. Araber	134 000	4. Juden	68 000
2. Griechen	119 882	5. Armenier.....	64 000
3. Tscherkessen	95 000		

Die geringe Anzahl von Sprachminderheiten ist durch längeres Andauern ähnlicher Vorgänge zu erklären, wie wir sie heute auf der südosteuropäischen Seite u. a. bei den Südslawen beobachten können. Die biologische Substanz ist selbstverständlich auch in der türkischen Bevölkerung noch vorhanden, wie aus der langsamen sprachlichen Aufsaugung verschiedener Völkerschaften hervorgeht, auf deren Existenz noch Überreste hindeuten: so bei den Lasen, Bektasch, Tachtadschi, Jürüken, Syrer, Tschetmi, Zigeuner, Mohadschir, Turkmenen usw.

Selbst die großartige staatliche Zersplitterung des europäischen Südosten ist auch in Anatolien immer wieder zum Vorschein gekommen, obwohl die Morphologie Kleinasiens nicht so zerklüftet ist wie die des Balkan. Ein gewisser Unterschied erklärt sich aus dem Mangel unmittelbar benachbarter Großmächte. Die politischen aufspaltenden Einflüsse sind daher nicht so stark wie in Südosteuropa. Zwar drohte noch 1918 eine neuerliche Zertrümmerung Kleinasiens, heute aber scheint sie endgültig gebannt, soweit wenigstens nicht die Verlagerung der rassischen und völkischen Spannungen in die sozialen in Betracht gezogen wird.

Die gleiche Lage der beiden Halbinseln gegen Norden und Süden läßt den russischen Steppennachbarn und die mediterranen Interessenten (Rom-Italien, England, Frankreich) die gleiche Politik beiden gegenüber betreiben. Rußland hat den Vormarsch nach Konstantinopel zugleich über Kars und Bukarest versucht, England hat über verschiedene Erscheinungen der osmanischen Minderheitenpolitik im Osten und Westen des Reiches hinweggesehen, Frankreich hat mit beiden Teilen traditionelle Freundschaft, der Apenninenstaat bedarf zur Erreichung mittelmeerischer Ziele gleicherweise beider Halbinseln zum Schutz der ägäischen Meeresstellung. Vor allem aber strebt jede autochthone Macht eine der beiden Halbinseln immer den Besitz beider vollständig, also auch den der „andern" Seite, an (Griechen, Perser, Makedonier, Ostrom, Byzanz, Osmanenreich, Türken).

Die Einrechnung der Türkei in den europäischen Staatenverband ist überdies geopolitisch durch die Europäisierung begründet, die im Grunde eine „Mediterranisierung" ist und dadurch den Überschneidungstypus Kleinasien nach südöstlichem Vorbild vervollständigt. Das gleichzeitige Vordringen der Mittelmeerkultur in Süd-

osteuropa und Kleinasien nähert beide Teilräume fast dem kulturellen Zustand der Antike und unterstützt die Ausweitung des südöstlichen Raumbegriffes, die ein ganz anderes Raumbild als das allgemein kolportierte liefert.

Die Aufnahme der türkischen These verhütet ein neuerliches Absinken in kleinräumliche Irrtümer. Sie offenbart dem Deutschen die großen Gesetze des südosteuropäisch-kleinasiatischen Zerrungsraumes zwischen den vier großen selbständigen Raumeinheiten und führt manche ungeopolitische Anschauung ad absurdum. Vor allem verhindert sie die einseitige Betrachtung des Janusgesichts der großen Schütterzone. Die Erkenntnis eines südöstlichen Großraumes ist die notwendige Ergänzung der Erkenntnis des kleinräumlichen inneren Aufbaues des Südosten: beide Tatsachen entwickeln die ihnen eigene Dynamik, ohne aber in Widerspruch zueinander zu geraten. Die großräumliche Schau wendet sich gegen eine erkenntnispsychologische asiatisch-europäische Grenzziehung durch die Ägäis, sie sieht vielmehr in diesem Teilraum das Mittelstück des Gesamtraums, das Zentrum, dessen Kristallisationsgesetz eine Trennung der politischen Konzeption in eine Balkan- und eine Nahostpolitik etwa im Sinne der Bagdadbahnpolitik verbietet. Die großräumliche Betrachtung paralysiert die starke suggestive Wirkung der schnell wechselnden Augenblickserscheinungen, sie stellt das Nationalitätenproblem in ein wesentlich anderes Licht als der Kantönligeist der Propaganda kleinräumlicher Einheiten, und sie schützt vor einem ungeopolitischen Vorgehen, was speziell für die kontinentale Westostpolitik und ihr stufenweises Vorgehen vonnöten ist. Die Vorkriegseinstellung im Reiche hat — wie seit der Nationalsozialistischen Revolution erst so recht deutlich wird — die großräumliche Auffassung vom Südosten gänzlich vermissen lassen und ist dadurch der einseitigen Orientierung durch das eine „Gesicht" des Südosten erlegen. *Ein zweiter Teil dieses Aufsatzes folgt in Heft 4.*

Literatur: 1. Bemerkenswert sind besonders die Urteile Bismarcks über die Ungarn, so in Bd. 1, S. 400, Bd. 2, S. 271, 294, 303 der Neuen Ausgabe von J. G. Cotta, Stuttgart 1924. Sehr interessant sind auch die in der Behandlung der russischen Balkanpolitik enthaltenden Urteile über die übrigen Balkanvölker, die von einem seltenen Verstehen des Südosten zeigen. Ebenda, Bd. 2, S. 308, 309. — 2. Ausgezeichnet ist diese Entwicklung in einer kleinen geopolitischen Schrift Moritz Durach: Grenzland Sachsen, dargestellt, das mit einem Vorwort des sächsischen Ministerpräsidenten Killinger bei Edwin Runge, Berlin 1933 erschienen ist. — 3. Auf das neue Grenzdenken an dieser Stelle weist Kurt Trampler in Heft 1 der Zeitschrift für Geopolitik, Jhrg. 1934, hin. Siehe auch die ausgezeichnete Monographie desselben Verfassers: Not und Aufbau der bayrischen Ostmark, München 1934. — 4. Geopolitisch scharf beleuchtet wird das gleiche Problem der breiten Öffentlichkeit zugänglich gemacht in Heft 12 und 14 der „Koralle": „Bedrohtes deutsches Grenzland" und „Bedrohte bayrische Ostmark". Eine geopolitische Tragödie in Bildern! — 5. Walter Hagemann: „Richelieus politisches Testament. 300 Jahre europäischer Unsicherheit." Carl Heymanns Verlag, Berlin 1934. — 6. Kurt Trampler: „Deutsche Grenzen" in Heft 1 der Zeitschrift für Geopolitik, Jhrg. 1934. — 7. Reinhold Lorenz: „Türkenjahr 1683. Das Reich im Kampf um den Ostraum." Braumüller, Wien 1933. Einer der wenigen Versuche das Schicksal der deutschen Geschichte in der tragischen Ostwestspannung unter einem einheitlichen Gesichtspunkt darzustellen. — 8. Ebenda S. 43. — 9. Johannes Gellert: „Die politisch-geographische Entwicklung und Struktur Bul-

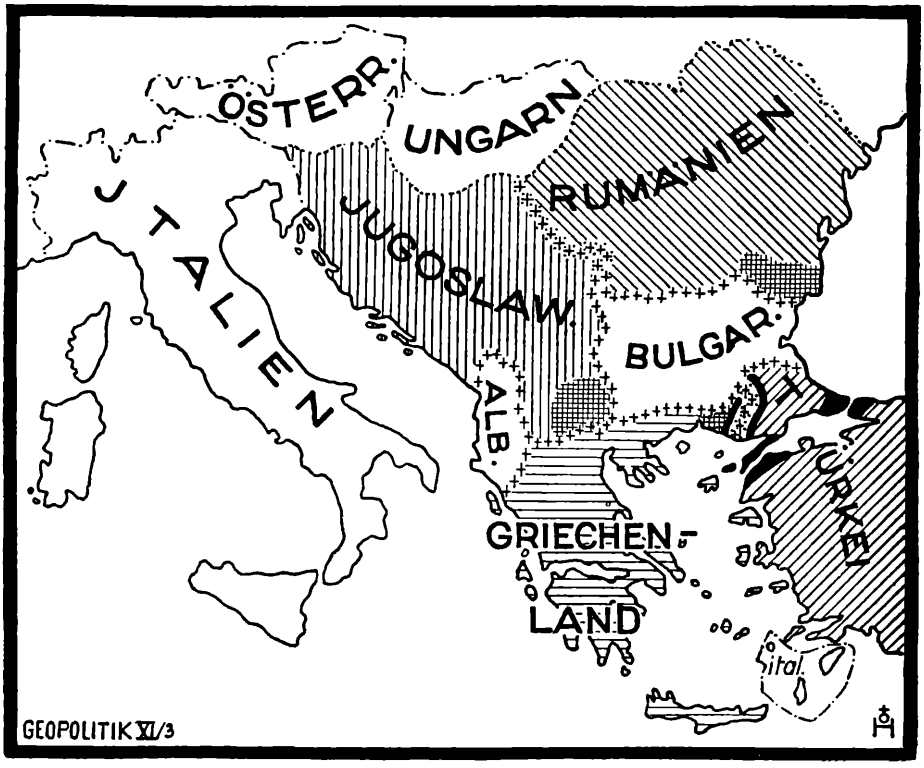
gariens." Kurt Vowinckel Verlag, Berlin 1933. S. 9 ff und — 10. Jirecek, C. J.: „Die Geschichte der Bulgaren." Prag 1878. — 11. Tzeneff, G.: „Die Abstammung der Bulgaren und die Urheimat der Slawen." Eine historisch-philologische Untersuchung über die Geschichte der alten Thrakoillyrer, Skythen, Gothen, Hunnen, Kelten u. a. Berlin 1930. 10. und 11. zitiert nach Gellert: „Bulgarien" (s. o.). — 12. Zupanitsch, N.: „System der geschichtlichen Anthropologie". Belgrad 1909. — 13. Dr. Josef Rus: „König der Dynastie Sjewladitsch". Laibach 1931. 12. und 13. zitiert nach — 14. Dr. Buč: „Gotische Abstammung der Kroaten" in Heft 7/8 der „Nordischen Welt" 1933. Die Ausführungen von Dr. Buč erscheinen in ihren Schlußfolgerungen wohl etwas überspitzt, bieten aber nach einigen politischen Abzügen einen guten quellenmäßigen Einblick in die völkische Struktur der Kroaten. — 15. Über das geopolitische Spiel mit dem Namen Morlakken: März: „Die Adriafrage". Kurt Vowinckel Verlag, 1933, S. 129. — 16. Titularbischof Dr. Jonas Karacsony in „Volk unter Völkern". Breslau 1925, S. 285 ff. — 17. Rommenhöller, C. G.: „Groß-Rumänien, seine ökonomische, soziale, finanzielle und politische Struktur, speziell seine Reichtümer. Verlag Puttkammer, Berlin 1926, S. 119 (Gegëusen), S. 120 (kath. Bulgaren), S. 116 (Huzulen), 588 (Ciangăi), S. 116 (Serben). — 18. März: „Die Adriafrage", S. 241 ff. (Slawen), S. 127 (Albaner). — 19. Dr. Gustav Kraitschek: „Rassenkunde". Wien 1923, S. 108. — 20. Dr. Hugo Hassinger: „Die Tschecho-Slovakei". Wien 1925, S. 105 (Mährer), S. 106 (Slonzaken.) — 21. Ebenda, S. 105. Fußnote. — 22. Dr. C. Uhlig: „Die Bessarabische Frage". Breslau 1926, S. 45/46. — 23. Gellert, J.: „Bulgarien" (s. o.), besonders die Karten zu beachten, die das Wandern des bulgarischen Staates ausgezeichnet veranschaulichen. — 24. Der Charakter dieser Grenze ist in geopolitisch-klassischer Weise von Karl Haushofer in seinem Buch „Grenzen" herausgearbeitet (S. 82). — 25. Rudolf Kjellen: „Der Staat als Lebensform". K. Vowinckel Verlag, Berlin 1924, S. 58. — 26. Dr. Franz Braun und A. Hillen-Ziegfeld: „Geopolitischer Geschichtsatlas". Dresden 1930. — 27. Scheffel, P. H.: „Verkehrsgeschichte der Alpen". Berlin 1908, Bd. 1, S. 72 f. — 28. Lorenz R.: „Türkenjahr 1683". S. 44. — 29. Walter Elze: „Der strategische Aufbau des Weltkrieges". Berlin 1933.

JOSEF MÄRZ:
Der Balkanpakt

Nach langen Verhandlungen, bei denen die Phasen wechselten, ist am 9. Februar zwischen Rumänien, Griechenland, der Türkei und Jugoslawien ein Pakt mit dem Ziele geschlossen worden, zu der Festigung des Friedens auf dem Balkan beizutragen, gleichzeitig aber die Achtung der bereits bestehenden vertraglichen Verpflichtungen und die Aufrechterhaltung der gegenwärtig auf dem Balkan herrschenden territorialen Ordnung zu sichern. Die vier Staaten garantieren sich gegenseitig die Sicherheit ihrer Balkangrenzen. Sie verpflichten sich, keinerlei politische Aktion gegenüber einem anderen Balkanstaat, der das Abkommen nicht unterzeichnet hat, ohne vorherige gegenseitige Mitteilung zu unternehmen und keinerlei politische Verpflichtungen gegenüber einem anderen Balkanstaat ohne Zustimmung der anderen vertragschließenden Parteien einzugehen. Der Beitritt zum Pakt wird jedem anderen Balkanstaate offen stehen und Gegenstand wohlwollender Prüfung durch die vertragschließenden Parteien sein.

Der Pakt hat einen zwiespältigen Charakter, der sich nur daraus erklären läßt, daß seine letzte Form nicht mehr den ursprünglichen Absichten entsprach, aber wegen des Drängens einiger Teilhaber auf raschen Abschluß beibehalten wurde.

Geistige Vorarbeit hatten die Konferenzen geleistet, die schon seit Jahren von Politikern und Wirtschaftlern aus allen Balkanstaaten, auch den jetzt nicht beigetretenen, unter Billigung der Regierungen abgehalten werden; ihre Zeitschrift „Les



Die Staaten des Balkanbundes
Durch den Balkanbund gesicherte Grenzen
Grenzen, die außerdem durch frühere Verträge gesichert sind
Nicht vertraglich gesicherte Grenzen
Bestrittene Gebiete
Entmilitarisierte Zonen

Balkans" ist oft aufschlußreich und vermittelt Auskünfte, die sonst schwer zu beschaffen wären. Auch in seiner jetzigen unvollkommenen Form, die im wesentlichen nur Lücken im Netz der Sicherheitsverträge schließt, ist der Pakt noch ein Vorgang, der nicht ausschließlich vom Gesichtspunkt der Großmachtpolitik aus betrachtet werden darf, sondern eine gewisse Eigengesetzlichkeit verkörpert.

Die Tendenzen, die zum Abschluß des Balkanpaktes geführt haben, lassen sich nicht so einfach, wie es da und dort versucht worden ist, auf einen einheit-

lichen Nenner bringen. Wie vielfältig und unübersichtlich allein schon das Netz der bisherigen Verträge ist, zeigt die beigegebene Übersicht. Mag man nun annehmen, der Pakt richte sich gegen Italien, mag man vermuten, Frankreich habe versucht, seine Machtposition auszubauen: immer ist ein Element dabei, das die Rechnung nicht glatt aufgehen läßt. Denn mit der Behauptung, der Balkanpakt sei lediglich eine Erweiterung und Stärkung der Kleinen Entente durch Hinzunahme Griechenlands und der Türkei, stimmt nicht überein, daß zuletzt gerade Rumänien und noch mehr Jugoslawien zögerten, während die beiden anderen Partner drängten, stimmt ferner nicht, daß der dritte Teilhaber, die Tschecho-Slovakei, derem Außenminister man doch sonst gewiß nicht Mangel an Rührigkeit nachsagen kann, sich in den Verlauf der Verhandlungen nicht eingeschaltet hat. Die andere Vermutung, der Pakt habe eine deutliche Spitze gegen Italien und besonders gegen den Urheber des Viermächtepaktes, könnte nur dann bewiesen werden, wenn sicher wäre, daß die Beziehungen der Türkei und Griechenlands zu Italien, die bisher unbestritten recht gut waren, sich erheblich verschlechtert und die zwischen Rumänien und Italien nach der Nichterneuerung des Freundschaftsvertrags noch weiter abgekühlt hätten. Wohl aber wird durch den Pakt die Stellung Jugoslawiens gegenüber Italien gefestigt, auch ohne Rücksicht darauf, daß es drei Garanten gewonnen hat. Von den sieben Abschnitten der jugoslawischen Landgrenzen bleiben auch dann immer noch drei, die gegen Ungarn, Österreich und Italien, durch keinerlei Verträge ausdrücklich gedeckt, denn der Pakt schützt nur die „Balkangrenzen", und die Probleme, die sich dabei im Hintergrund abzeichnen, werden durch die Pläne einer Zollunion zwischen diesen drei auch politisch befreundeten Nachbarn immerhin angedeutet. Selbst wenn es zutrifft, daß eine Geheimklausel des Balkanpaktes die jugoslawisch-albanische Grenze von der Garantie ausnehmen soll, wird doch gerade der innere Balkan in seinem heutigen Zustand auf längere Zeit stabilisiert. Nach den Erklärungen des griechischen Außenministers Maximos gilt die Verpflichtung zu gegenseitiger Hilfeleistung aber nur bei Angriffen von nicht beigetretenen Balkanstaaten, und nur diesen gegenüber, nicht aber bei Angriffen, die außerbalkanische Staaten auf einen Paktteilnehmer unternehmen. Als Dokument gegen die Revisionspolitik läßt sich der Balkanpakt nur mit einigem Vorbehalt bezeichnen. Er geht vom Status quo aus, der recht unbefriedigend ist, und sichert den Siegerstaaten ihren Besitzstand (wobei freilich Griechenland ebensogut zu den Besiegten gerechnet werden kann, wenn es auf seine Auseinandersetzung mit der Kemal-Türkei hinweist). Aber es muß zugestanden werden, daß es nicht ganz leicht wäre, eine friedliche Revision der staatlichen Besitzverhältnisse auf dem Balkan heute durchzuführen, wenn die Beteiligten nicht zu ganz radikalen Mitteln, wie der griechisch-türkische Zwangsaustausch der Bevölkerung eines war, greifen wollen. ($2^1/_2$ Millionen Menschen haben in Südosteuropa im Laufe von 10 Jahren ihren Wohnort verlassen!) Die Kerngebiete, in

denen die Staatsvölker geschlossen wohnen, sind überall von einem ganz breiten Gürtel gemischter Siedlung umgeben. Wo, wie im Banat, von vier Dörfern eines rumänisch, das benachbarte serbisch, das dritte deutsch, das vierte magyarisch ist, oder wo, wie in Mazedonien, Bulgaren, Serben, Griechen, Albaner durcheinander wohnen, die einzelne Ansiedlung, ja selbst die einzelne Familie national aufgespalten ist, da ist volle Gerechtigkeit kaum zu erreichen, nur das Maß der Ungerechtigkeit kann verschieden groß sein. Von einem Balkan, der in Gärung bleibt, kann aber Europa kaum Besseres erwarten als von einem, dessen Verhältnisse, so unbefriedigend sie sind, auf einige Zeit stabilisiert werden. Die Haltung Bulgariens ist eher ein Beweis für als einer gegen diese Darstellung des Problems. Angenommen, die zweifellos erstrebte und weitgehend geförderte Verständigung mit Jugoslawien wäre zustande gekommen (daß eine solche „unmöglich" sei, weil die Gegensätze „unversöhnlich" seien, wird nur jemand behaupten können, der unerwartete politische Ereignisse für ausgeschlossen hält und noch nie eines Besseren belehrt worden ist), so wäre ein slawischer Block entstanden, der zur Vormacht auf dem Balkan werden konnte. Bulgarien war auch durchaus bereit, mit jedem der Nachbarstaaten, den vier Paktpartnern, langfristige Nichtangriffsverträge abzuschließen, mit dem Verzicht auf Gewaltanwendung, wodurch der praktische Zweck des Paktes genau so gut erreicht worden wäre. Es hat diese Bereitschaft auch jetzt noch aufrechterhalten. Aber die Form, die der Pakt bei seinem Abschluß erhalten hat, mit seiner Verriegelung der Revisionsmöglichkeiten, war allerdings nicht so beschaffen, daß sie Bulgarien gefallen konnte, und so herrscht jetzt eigentlich nur eine Stimme der Ablehnung im Lande. Dabei muß offen zugegeben werden, daß eine Verständigung in der heiklen mazedonischen Frage, auch wegen ihrer Rückwirkungen auf die Innenpolitik und die Kräfteverhältnisse innerhalb Bulgariens, für beide Teile bei weitem schwieriger zustande gebracht werden könnte als etwa ein Zugeständnis an Bulgarien in der Frage der Rückerstattung des Ausgangs zur Ägäis oder in der anderen Frage, jener der Dobrudscha. Wenn man schon von Antirevisionismus sprechen will, dann würde das Paradoxon eintreten, daß gerade die Türkei, die bisher eher als Glied der revisionistischen Front galt, wegen eines verhältnismäßig unbedeutenden, leicht zu entbehrenden Streifchens Land an ihrem äußersten Rand, in diese Front eingetreten wäre.

Man rufe sich ins Gedächtnis zurück, worum es sich für Bulgarien handelt: Nach dem zweiten Balkankrieg 1913 hatte Rumänien Ausgleichsforderungen gestellt und die südliche Dobrudscha erhalten, die Türkei verblieb im Besitze des zurückeroberten Adrianopel und gewann wieder Gallipoli und ein Stück des östlichen Thrazien zurück. Bulgarien behielt aber seinen Ausgang zum Ägäischen Meer, wenngleich dieser unorganisch angegliedert und von beiden Seiten gefährdet war. In einem Gebietsaustausch mit der Türkei kam während des Weltkrieges der Maritzabogen mit der Bahn nach Dedeagatsch an Bulgarien. 1920 brachte der

Frieden von Neuilly für Bulgarien sowohl den erneuten Verlust der im Bukarester Frieden 1918 wiedergewonnenen südlichen Dobrudscha als auch den des Ausgangs zur Ägäis, der in einem Vertrag der Hauptmächte mit Griechenland diesem (10. August 1920) zugesprochen wurde, wobei für Bulgarien das Durchfuhrrecht und das Pachtrecht im Hafen von Dedeagatsch, der internationalisiert werden sollte, erhalten blieb. Die Gründe für den Widerstand gegen eine bulgarisch-jugoslawische Verständigung sind leicht zu sehen: Rumänien hätte zu besorgen gehabt, daß der slawische Balkanblock die südliche Dobrudscha, die es gerade in den letzten Jahren aus Rücksichten der militärischen Grenzsicherung stark mit rumänischen Siedlern durchsetzt hatte, zurückzugewinnen suchte, auch hätten Rückwirkungen auf die Bessarabien- und die Siebenbürgenfrage eintreten können, Griechenland wäre in die Lage gekommen, den Drang der Balkanslawen zur Ägäis abzuwehren, der entweder den Maritzalauf entlang, wie bis 1918, den Ausgang angestrebt und Griechenland damit wieder von der Türkei getrennt oder aber in der Richtung auf Saloniki zu gewirkt hätte, wo die jugoslawischen (hauptsächlich serbischen) Wünsche, die den Wardar entlang liefen, durch die Gewährung der Freihafenzone beschwichtigt worden waren — damit wäre aber dann Griechisch-Mazedonien und -Thrazien vom Stammland abgetrennt worden. Bulgarien konnte durch die Ablehnung des Beitritts zum Pakt nichts verlieren, nur gewinnen, denn so, wie er zuletzt formuliert wurde, schließt er die Revisionsmöglichkeit aus oder bindet sie wenigstens an die schwer einzuholende Zustimmung aller Paktpartner; außerdem macht der Wortlaut des Artikels 2 nunmehr auch die von beiden Beteiligten anscheinend ganz ernsthaft angestrebte Verständigung Belgrad-Sofia unmöglich, solange nicht das Einverständnis aller Balkanstaaten zu erreichen ist. Wenn aber die Absicht bestände, einen Ausgleich zu erleichtern, dann hätten nicht mehrere Staaten so sehr auf die Unterzeichnung ohne Bulgarien gedrängt. Es gehört zu den Seltsamkeiten dieser ganzen Entwicklung, daß schließlich Belgrad, das außenpolitisch die größten Sorgen haben muß, den Abschluß des Paktes verzögern wollte — ein Zeichen, daß es notwendig ist, alte Vorstellungen nachzuprüfen und die Verhältnisse des Balkans einmal ganz für sich zu betrachten.

Die Abneigung Albaniens, dem Balkanpakt beizutreten, ist hinreichend in den Bindungen begründet, die den Staat mit der italienischen Politik verknüpfen. Doch wächst auch in Albanien, dessen junger Nachwuchs modern erzogen und nationalen Gedankengängen zugänglich ist, unverkennbar der Wunsch nach stärkerem Eigenleben. Griechenland und Jugoslawien haben sich mit der Grenzziehung ziemlich abgefunden, zumal sie für sie weitaus günstiger ist als für Albanien. Minderheiten bleiben freilich hüben wie drüben bestehen. Wenn aber Griechenland und die Türkei ihrem Vorschlag an Albanien, dem Pakt beizutreten, nicht mehr Nachdruck gegeben haben, so sicher, um Italien nicht vor den Kopf zu stoßen.

Die Beweggründe der Türkei, die auf den Abschluß des Paktes drängte, sind

nicht in jeder Hinsicht klar erkennbar. Schon seit der Verlegung des Regierungssitzes nach Ankara ist der Rest der Europäischen Türkei ein Gebiet, um das man sich kaum kümmert; Adrianopel ist eine sterbende Stadt. Die Türkei hat sich auch zehn Jahre lang nur wenig um die Meerengenfrage gekümmert, ein Zeichen, daß sie ihr nicht mehr lebenswichtige Bedeutung zumaß. Im Lausanner Vertrag, der den ungünstigen Frieden von Sèvres ersetzte, hat sie noch Einschränkungen ihrer Souveränität hingenommen (Art. 1 und 2 und Annexe): Gallipoli erhielt sie zwar zurück, die Meerengen, die Inseln des Marmara-Meeres, vor dem Ausgang die Inseln Tenedos und Imbros (und die griechischen Inseln Lemnos und Samothrake) wurden aber neutralisiert, die Garnison für Konstantinopel zahlenmäßig begrenzt; doch durften militärische Einrichtungen dort bestehen bleiben. Freie Durchfahrt zu Wasser und zur Luft durch die Meerengen wurde ausbedungen. Im gleichzeitigen Abkommen über Thrazien vom 24. Juli 1923 wurde außerdem ein etwa 30 km breiter Streifen vom Schwarzen zum Ägäischen Meer beiderseits der Grenze entmilitarisiert. Eine internationale Kommission unter den Auspizien des Völkerbundes sollte über die Innehaltung der Verträge wachen. Ist der Abschluß des Balkanpaktes dahin zu deuten, daß die Schaffung eines südosteuropäischen Machtblocks der Türkei die Rückendeckung für eine Aufrollung und Erledigung der bisher ziemlich nebensächlich behandelten Meerengenfrage in ihrem eigenen Sinne liefern soll, hält sie den Zeitpunkt für gekommen? Glaubt sie, den verbliebenen Brückenkopf nach Europa hin sichern zu müssen — und gegen wen? Dazu würde passen, daß eine Großmacht, der an einer Stärkung der Türkei an den Meerengen traditionsmäßig nichts liegen kann, in Sofia eifrig gegen den Beitritt Bulgariens und also gegen einen geschlossenen Balkanblock gearbeitet haben soll.

Ein besonderes Interesse für die Türkei, sich etwas einseitig für die Garantie der Balkangrenzen zu verpflichten, obwohl die ihrigen ganz kurz sind und ihr eigener Schwerpunkt ganz in Asien liegt, ließe sich anderenfalls nicht entdecken. Aber für etwaige Revisionswünsche der Türkei wäre es zweifellos hinderlich, wenn sie sich durch den Beitritt zum Balkanpakt als revisionsfeindlich abstempeln ließe, vorausgesetzt, daß man dem Pakt diesen Charakter eben zuschreiben will. Nicht übersehen darf werden, daß die Türkei, zum Unterschied von den drei anderen Partnern, nicht Völkerbundsmitglied ist und anscheinend auch nicht zu werden wünscht; aber die Eingangsformel des Paktes nimmt deutlich auf den Völkerbund Bezug, ohne freilich damit den Artikel 19 des Völkerbundsstatuts (Nachprüfung von Verträgen) zu meinen. Es ist sehr glaubwürdig, daß eine Sonderabmachung die Türkei davon befreit, im Falle eines russisch-rumänischen Konfliktes einzugreifen.

Die richtigste Deutung bleibt wohl die, daß der Pakt ein Ausdruck des wachsenden Unabhängigkeitswillens der Balkanstaaten ist. Wenn man zugibt, daß die Todfeinde von 1923, Türken und Griechen, seitdem fast zu guten Freunden geworden sind, kann man auch für glaubhaft halten, daß in den 15 Jahren seit

den Friedensschlüssen von 1919 in den Balkanländern eine Generation herangewachsen ist, die nicht mehr die alten Bindungen an die Westmächte empfindet und ihr Haus selbst einrichten möchte. Überschätzen darf man diese Einflüsse nicht, aber auch nicht mehr alles nach altem Schema beurteilen — in den letztgenannten Fehler scheint übrigens Frankreich zu verfallen. Der Wunsch, nach vielen hundert Jahren einer passiven Rolle das eigene Land nicht mehr nur als Stein im Schachspiel der Großmächte zu erblicken, geht jedenfalls viel stärker durch die Völker als im allgemeinen in Europa bekannt ist. Man wird daher im Balkanpakt, wenn er von allem Beiwerk befreit ist, in hohem Grade doch eine Erscheinungsform eigenwüchsiger Balkanpolitik erblicken, ohne daß damit gleich von einer „Enteuropäisierung des Balkans" gesprochen zu werden braucht. Eine umfassende Balkanpolitik ist nun allerdings durch den wohl begründeten Nichtbeitritt Bulgariens für einige Zeit gehemmt, die Bindungen zwischen den Paktteilnehmern sind, was zu beachten ist, auch so gestaltet, daß diese geplante Aktionen nur den anderen mitzuteilen haben, ihre Zustimmung aber dann brauchen, wenn sie neue Verpflichtungen eingehen wollen, und im Text des Paktes auch nicht die unbedingte Verpflichtung zur Hilfeleistung der anderen im Falle eines Angriffes finden. Wenn der Pakt ursprünglich gegen die Großmachtpolitik überhaupt gerichtet sein sollte, wie ihm nachgesagt wird, so ist er jetzt mehr zu einem Stein im brüchigen Mauerwerk der Pariser Vorortverträge geworden, wenn die Eingangsformel richtig verstanden wird; er trägt kaum noch der Dynamik in der Entwicklung des europäischen Südostens Rechnung und ist, wie treffend von ihm behauptet wird, für die meisten Beteiligten nur die Wahl des kleineren Übels geblieben, wobei für die Handelsgeschäfte und Zugeständnisse der internationalen Politik weiterhin reichlich Gelegenheit bleibt. Das mag nicht ganz den Wünschen entsprechen, die anfänglich ins Auge gefaßt wurden. Denn den Balkanstaaten lag bestimmt viel daran, nachzuweisen, daß die Zeit fehlender Stabilität vorbei sei und fremdes Kapital geringeres Risiko eingehe, wenn es helfen wolle, ihre Wirtschaft zu entwickeln. Sie wollen bei einem Wiederaufstieg der Konjunktur frühzeitig mit eingeschaltet werden, da ihre Wirtschaft entwicklungsfähig ist, in ihrem Verkehrswesen noch viel verbessert werden kann und das eigene Kapital nicht entfernt ausreicht. Die vertragsschließenden Parteien möchten vermutlich zeigen, daß die Gefahr kriegerischer Verwicklungen weitgehend eingedämmt ist, und zwar durch innerbalkanische Verständigung, nicht durch fremde Schutzmächte, und sie glauben, es könne beruhigend wirken, wenn anlagesuchende Kapitalien und exportierende Länder mit erstarrten politischen Verhältnissen als festen Größen zu rechnen haben. Ob dieser Zweck erreicht wird, ob die Großmächte nicht eher dafür sorgen, daß ihr Einfluß erhalten bleibt oder sich noch verstärkt, bleibt abzuwarten und hängt nicht allein vom Willen des Balkans selbst ab, der, wie die Mängel des Paktes zeigen, in sich noch nicht einheitlich ist. (Abgeschlossen am 28. Februar.)

Grenzregelung auf dem Balkan:

A. Türkisch-russische Grenze:

(Vertrag über Abtretung von Kars und Ardahan an die Türkei. 16. März 1921. Ausführungsprotokoll hierzu 31. Mai 1926).

Freundschafts- u. Neutralitätsvertrag 17. Dezember 1925. Verlängerungsprotokoll (bis 1936) vom 30. Oktober 1931.

Türkisch-persische Grenze:

Freundschafts- u. Sicherheitsvertrag 22. April 1926. Sicherheitsvertrag 5. November 1932.

Türkische Irak-Grenze:

Zuletzt Mosul-Vertrag 5. Juni 1926 (in Abänderung von Bestimmungen des Friedensvertrags von Lausanne).

Türkische Syrien-Mandat-Grenze:

Friedensvertrag von Lausanne 24. Juli 1923. De Jouvenel-Abkommen Ankara 30. Mai 1926.

Türkisch-griechische Grenze:

1. Lausanne-Frieden 24. Juli 1923; 2. Freundschafts- und Neutralitätsvertrag 30. Oktober 1930; 3. Balkanpakt (zweiseitig).

Türkisch-bulgarische Grenze:

1. Lausanne 24. Juli 1923; 2. Balkanpakt (einseitig).

B. Griechisch-albanische Grenze:

Balkanpakt (einseitig).

Griechisch-bulgarische Grenze:

1. Friedensvertrag von Neuilly 1920. 2. Balkanpakt (einseitig).

C. Rumänisch-russische Grenze:

Bessarabien-Vertrag zwischen Frankreich, England, Italien, Japan, Rumänien vom 28. Oktober 1920 (Dnjestr-Grenze). Ostpakt (Rußland-Kleine Entente) 4. März 1933.

Rumänisch-bulgarische Grenze:

1. Friedensvertrag von Neuilly 1920; 2. Balkanpakt (einseitig).

Rumänisch-jugoslawische Grenze:

1. Kleine Entente; 2. Balkanpakt (zweiseitig).

Rumänisch-ungarische Grenze:

—

Rumänisch-tschecho-slovakische Grenze:

Kleine Entente.

Rumänisch-polnische Grenze:

—

D. Jugoslawisch-rumänische Grenze:

1. Kleine Entente; 2. Balkanpakt (zweiseitig).

Jugoslawisch-bulgarische Grenze:

Balkanpakt (einseitig).

Jugoslawisch-griechische Grenze:

1. Freundschaftsvertrag 27. März 1929; 2. Balkanpakt (zweiseitig).

Jugoslawisch-albanische Grenze:

Balkanpakt (einseitig)?

Jugoslawisch-italienische Grenze:

Rapallo-Vertrag 12. November 1920. Fiume-Vertrag 27. Januar 1924.

Jugoslawisch-österreichische Grenze:

—

Jugoslawisch-ungarische Grenze:

—

E. Außerdem:

Türkei:

Mit Italien Neutralitätsvertrag 30. Mai 1928; mit Jugoslawien Freundschaftsvertrag 28. Oktober 1925; mit Ungarn Neutralitätsvertrag 5. Januar 1929.

Albanien:

Erklärung Frankreichs, Englands, Japans, Italiens über Albanien vom 9. November 1921: Unabhängigkeit; Unabänderlichkeit und Integrität seiner Grenzen; auf Antrag Albaniens kann der Völkerbundsrat Italien mit der Wiederherstellung der albanischen Grenzen beauftragen.

Freundschafts- und Sicherheitsvertrag mit Italien 27. November 1926 (1. Tirana-Vertrag). 1931 nicht mehr erneuert!

Defensiv-Bündnis auf 20 Jahre mit Italien 22. November 1927 (2. Tirana-Vertrag).

Griechenland:

Mit Italien Freundschaftsvertrag 23. September 1928.

Bulgarien:

Neutralitätsvertrag mit Türkei 6. März 1929.

Italien:

Mit Ungarn Freundschaftsvertrag 5. April 1927.

Rumänien:

Mit Griechenland Nichtangriffs- und Schiedsgerichtsvertrag 21. März 1928.

Mit Italien Freundschaftsvertrag 16. September 1926; nicht erneuert!

Jugoslawien:

—

Kleine Entente:

Jugoslawien-Tschecho-Slovakei Bündnis-Abkommen 14. August 1920; Bündnisvertrag 31. August 1922; verlängert 21. März 1929.

Tschecho-Slovakei-Rumänien Defensiv-Abkommen 23. April 1921. Rumänien-Jugoslawien Defensiv-Abkommen 7. Juni 1921.

Organisation der Kleinen Entente 16. Februar 1933.

JURI SEMJONOW:
Der zweite Fünfjahresplan Sowjetrußlands

Der zweite Fünfjahresplan ist uns noch nicht in allen Einzelheiten bekannt. Allein seine wesentlichen Züge wurden bereits in Form von sogenannten „Thesen zum 17. Kongreß der Kommunistischen Partei" veröffentlicht und vom Januar-Kongreß der Partei bestätigt. Somit sind wir im Besitz des neuen wirtschaftlichen Programms der Sowjetregierung für die nächsten vier Jahre. Das Jahr 1933, welches formal als das erste des neuen Planes gilt, ist bereits abgelaufen, das letzte soll das Jahr 1937 sein. In Wirklichkeit aber stellte das Jahr 1933 eine unvorhergesehene Ruhepause dar, die durch die Überspannung der Kräfte und die landwirtschaftliche Krise hervorgerufen war. Die Regierung sah sich genötigt, die Energien des Landes auf einige der wichtigsten Aufgaben zu konzentrieren und von der Aufstellung eines neuen Programms, zu dessen Verwirklichung eine neue „Aufpeitschung" erforderlich gewesen wäre, einstweilen Abstand zu nehmen.

Bekanntlich waren die Planzahlen des Jahres 1933 für einige Zweige der Wirtschaft nicht nur nicht höher, sondern in einigen Fällen sogar niedriger als die Forderungen des ersten Planes für 1932 (Kohlengewinnung, Eisen- und Stahlerzeugung). Wir sehen, daß die Politik der „Aufpeitschung" in der Tat gemildert wurde. Auch der Druck bei der Landwirtschaft wurde erleichtert. Die Regierung hatte die wachsenden Schwierigkeiten in der Lebensmittelversorgung vor Augen und befürchtete, daß sich der Mißerfolg des Jahres 1932 bei der Aufbringung der Ernte wiederholen könnte. Daher blieb sie nicht bei den ursprünglich geplanten Sätzen der Naturalabgaben, sondern setzte sie herab. Das System der zentralisierten Verpflegung lockerte sie dadurch etwas auf, daß sie die Industrieunternehmungen wenigstens teilweise auf Selbstversorgung einstellte. Alle diese Maßnahmen wirkten sich um so günstiger aus, als die Ernte im Jahre 1933 sehr gut ausfiel. Nach offiziellen Angaben überstieg der tatsächlich aufgebrachte Ernteertrag den des Jahres 1932 um 28%. Diese Ziffer entspricht zweifellos den Tatsachen, denn die Regierung bestätigte die günstige Beurteilung der Ernte, als sie den Verkauf in den Gebieten freigab, wo die Getreideablieferung dem Plan voll entsprochen hatte. Drei Bedingungen waren die Voraussetzung dieser Freigabe: 1. Naturalabgabe an den Staat nach bestimmten Sätzen; 2. Naturalvergütung für die Leistungen der staatlichen Traktorstationen; 3. Sicherstellung der nächsten Saat. Auf diese drei Bedingungen kann der Staat unter keinen Umständen verzichten. Wenn also die Regierung im Herbst 1933 in der gesamten Sowjetunion den freien Verkauf aller landwirtschaftlichen Produkte zuließ, so bedeutet das nichts anderes, als daß die Planzahlen erfüllt worden sind. Allerdings wurde die Freigabe nur den Kollektivbauern zugestanden.

In der ausländischen Presse tauchen in letzter Zeit wieder Nachrichten über den „Hunger" in Sowjetrußland auf. Vorläufig haben sie noch keine Bestätigung gefunden. Wenn es dennoch im Frühsommer wieder zu einer Hungersnot kommen sollte, so würden vor allen Dingen die sogenannten „Einzelbauern" (d. h. die nichtkollektivierten) von ihr betroffen werden. Nach den letzten Angaben sind in der Sowjetunion etwa 65% aller Bauernwirtschaften kollektiviert, auf diesen kollektivierten Teil entfallen jedoch 84,7% der ganzen Anbaufläche. Ein volles Drittel des gesamten Bauernstandes in Sowjetrußland, d. h. etwa 6 bis 7 Millionen Bauernhöfe, verfügt also über weniger als ein Sechstel der Anbaufläche. Abgesehen davon sind alle Sätze der Abgaben für die Einzelbauern bedeutend höher als für die kollektivierten; ihnen wird keine staatliche Hilfe durch Traktorstationen und ähnliches gewährt, sie müssen außerdem hohe Steuern zahlen usw. Ihre Lage ist heute mit der der Kollektivbauern nicht zu vergleichen, für sie gibt es nach einem Wort von Molotow nur einen Weg: „Die allmähliche Umstellung auf die Geleise der Kollektivierung." Rechnet man diesen Teil der Bauernschaft nicht mit, so sind auf alle Fälle sowohl der Staat wie seine nächsten Bundesgenossen — die Arbeiter, die Armee, die Städte und schließlich die Kollektivbauern bis zur neuen Ernte mit Lebensmitteln versorgt. In diesem Zeichen hat das neue Jahrfünft begonnen, dieses Zeichen stand über den Beratungen des letzten Parteikongresses.

Allein die Stimmung der Delegierten wurde auch noch durch andere Momente stark beeinflußt. Die Leiter der Partei (und folglich des Staates) erschienen auf dem Kongreß im vollen Glanz bedeutender außen- und innenpolitischer Erfolge. Die Sicherung der westlichen Grenze der Union durch eine Reihe von Pakten und insbesondere die politische Anerkennung seitens der USA. einerseits, die völlige Kapitulation der Parteiopposition andererseits hatten das Prestige der Führung innerhalb der Partei in unerhörtem Maße gehoben. Die Vertreter der ehemaligen Opposition, die einer nach dem anderen die Tribüne bestiegen, um ihre „linke" oder „rechte" Verirrung zu bereuen, dokumentierten damit die vollkommene Einheit der Partei und die absolute Anerkennung des in der Persönlichkeit von Stalin verkörperten Führerprinzips. Die Überzeugung, daß das neue Programm, allen Hindernissen zum Trotz, ins Leben umgesetzt werden wird, gab den Grundton für alle Reden ab. Und das bedeutet immerhin etwas. Als der erste Plan zur Beratung stand, waren es selbst in Sowjetrußland nur wenige — vom Auslande gar zu schweigen —, die an seine Verwirklichung glaubten: ganz und gar nicht glaubten die bürgerlichen Fachleute in der Sowjetunion an ihn, und auch ein großer Teil der Parteimitglieder verhielt sich überaus skeptisch. Dieser Unglaube ist heute verschwunden, an dem Ernst des neuen Programms zweifelt in der UdSSR. keiner mehr, und bei seiner Durchführung wird die Regierung nicht mehr gegen jene bewußte politische oder — was häufiger der Fall war — gegen jene unbewußte psy-

chologische Sabotage zu kämpfen haben, die eine so tragische Note in den ersten Fünfjahresplan hineintrug.

Der zweite Plan erscheint als eine logische Fortsetzung des ersten, dennoch unterscheidet er sich von ihm durch eine größere Bestimmtheit und Konkretisierung der Aufgaben. Bei Beratung des Planes wurde mehr von Fehlschlägen und Mängeln als von zukünftigen Erfolgen gesprochen. Kein Wunder: vor dem zweiten Plan liegt manche bittere Erfahrung des ersten, und inzwischen ist nicht nur die Welt, es sind auch die Parteimitglieder fünf Jahre älter geworden. So sind die überraschen Tempi des ersten Planes in dem zweiten beträchtlich gemildert: geplant sind dieses Mal 16,5% durchschnittliche Erhöhung der Produktion pro Jahr gegen die früheren 22%. — Wichtig ist auch, daß die Erkenntnis des eigenen Landes inzwischen sehr fortgeschritten ist, was zweifellos als eine der bedeutendsten Leistungen des ersten Planes zu buchen ist. In diesen Jahren wurde die wirtschaftliche Rayonnierung Sowjetrußlands vollendet, die Erforschung seiner Naturschätze zeitigte große Erfolge, geographische Richtlinien neuer wirtschaftlicher Verbindungen traten deutlich in Erscheinung. Das höhere Ziel des ersten Planes: „Sozialismus in einem Lande", bleibt auch weiterhin bestehen; es liegt aber in einer „metawirtschaftlichen" Ebene. Was jedoch hier auf realem Boden geplant und getan wird, offenbart wesentlich neue Züge in der inneren Entwicklung der Sowjetunion.

*

Wenn ich den zweiten Plan als die Fortsetzung des ersten bezeichne, fasse ich damit seine Grundtendenz ins Auge, die auf die Vollendung der Industrialisierung Sowjetrußlands hinzielt. Diese „Generallinie" des ersten Planes wird durch den zweiten voll und ganz übernommen. Nach dem zweiten Plan soll der Anteil der Industrie in der Gesamtproduktion des Landes 79,5% betragen, der Anteil der Landwirtschaft 20,5% (1937). Das heißt, daß Rußland, ein typisches Agrarland vor dem Kriege, nicht einmal mehr ein „Industrie- und Agrarland" (wie der erste Plan das erstrebte), sondern ein ausgesprochenes „Industrieland" werden soll. Insbesondere liegt der Sowjetregierung die Entwicklung der Schwerindustrie (der Produktionsmittelindustrie) am Herzen. Es genügt zu sagen, daß die Produktion der Maschinenbauindustrie sich im Jahre 1937 um 107% gegenüber 1932 erhöhen soll (darunter Schwermaschinenbau um 180%, Lokomotivbau um 250%, Automobilbau um 737%, Textilmaschinenbau um 499%), die Produktion der chemischen Industrie um 180%, die Kraftstromerzeugung um 183% (von 13,4 Milliarden kWh auf 38 Milliarden kWh), die Steinkohlenförderung um 137% (von 64,3 auf 152,5 Mill. t), die Rohölgewinnung um 110% (von 22,1 auf 46,8 Mill. t), die Produktion des Roheisens um 160% (von 5,8 auf 16 Mill. t). Vom Umfang der bevorstehenden Arbeiten geben auch die folgenden Zahlen einen Begriff: In den nächsten vier Jahren sollen 175 Maschinenbauanstalten rekonstruiert bzw. gebaut, 248 Kohlenschachte angelegt werden,

79 Überlandzentralen, 142 Rohölraffinerien (darunter 96 Kraking-Anlagen), 18 Eisenwerke, 25 Buntmetallwerke — um nur die bedeutendsten zu nennen.

Man sieht, daß die Schwerindustrie im zweiten Plan keineswegs zu kurz kommt, hauptsächlich deshalb, weil jetzt der industrielle Aufbau im wesentlichen durch die eigene Industrie beliefert werden soll, während der erste Plan in dieser Hinsicht noch vollkommen auf das Ausland angewiesen war. Allein der zweite Plan berücksichtigt auch zum erstenmal die Interessen der Leicht- bzw. Konsumgüterindustrie; sie soll in einem schnelleren Tempo wachsen als die Produktionsmittelindustrie: ihre Produktion soll sich um 18,5% jährlich erhöhen gegenüber der 14,5%-Erhöhung der Schwerindustrie.

Jetzt sollen diejenigen Zweige der Industrie besonders gefördert werden, die dem Verbraucher unmittelbar zugute kommen. Das würde das wirtschaftliche Gleichgewicht in einem besonders gefährdeten Punkte herstellen. Die einseitige Entwicklung der Schwerindustrie auf Kosten anderer Wirtschaftszweige hatte bekanntlich allergrößte Entbehrungen der Bevölkerung zur Folge. Insbesondere trug der ungestillte Warenhunger der Bauernschaft zum Verfall der russischen Landwirtschaft mit bei: da der Bauer nicht die Möglichkeit hatte, seinen Ernteertrag in die für ihn notwendigen Waren einzutauschen, verlor er jeglichen Antrieb zur Vermehrung seiner Produktion. Der allgemeine Brotmangel aber warf das Verpflegungssystem der Arbeiter um und bewirkte ein Fluktuieren ihres Bestandes (weil jeder sich nach „nahrhafteren" Arbeitsstätten umsah) und drückte dadurch die ohnehin schwache Arbeitsdisziplin noch mehr herunter. Wenn die Regierung, um dem fast chronischen Brotmangel im Lande ein Ende zu bereiten, heute die Parole ausgibt: „Der Kollektivbauer soll wohlhabend werden", und dem Kollektivbauern den freien Verkauf seines Getreideüberschusses freistellt, so kann diese Politik nur unter der Bedingung Sinn haben, daß der Bauer für den auf dem Markte erzielten Erlös Stiefel, Seife, Nägel, Kattun und ähnliches kaufen kann. Bisher vermochte er das nämlich nicht — und heute verspricht die Regierung feierlich, ihm diese Möglichkeit zu eröffnen. Diese Befriedigung seiner Bedürfnisse macht aber eine neue Industrie erforderlich; der zweite Plan enthält ein dementsprechendes Programm — im ganzen sollen 313 Unternehmungen der Leicht- und über 350 der Lebensmittelindustrie gebaut werden (die Zahlen beziehen sich nur auf die größten). Die Gesamtproduktion der Leichtindustrie soll sich bis zum Jahre 1938 verdreifachen. Der Plan sieht folgende Neugründungen vor: 15 Baumwollkombinate, 13 Wollfabriken, 12 Leinfabriken, 11 Hanf-, 11 Seide-, 18 Trikotage-, 21 Schuhwaren-, 24 Glas- und Porzellanfabriken u. a. m. Die Produktion der Lebensmittelindustrie soll sich um das 2,8fache erhöhen. Es sollen 17 schon früher begonnene Fleischkombinate vollendet und 23 neue gebaut werden, ferner 14 Zuckerfabriken, 21 Konserven-, 36 Konditoreiwarenfabriken, 59 große Kühlhäuser u. a. m. Das hier entworfene Programm hat die Hebung des Lebensstandards der Bevölkerung zum

Ziel, und zwar nicht nur ihr wirtschaftliches Lebensniveau, sondern auch das kulturelle — die Kapitalinvestitionen in den Bau von Schulen, höheren Lehranstalten, von Presse, Radio, Kino, Sport und Gesundheitswesen sollen über 20% der gesamten Kapitalanlagen betragen. Demselben Ziel soll auch der Kommunal- und Wohnungsbau dienen. Man muß allerdings bemerken, daß die Hebung des Lebensstandards im zweiten Plan keineswegs Selbstzweck ist; wie alles andere ist sie nur ein Mittel zur Vollendung der Industrialisierung. Die Erfahrung aber hat zu der Erkenntnis geführt, daß auch die Industrialisierung den Menschen als solchen braucht, und so hat die innere Gesetzmäßigkeit der Planwirtschaft es bewirkt, daß wie das Pferd neben dem Traktor, so auch der Mensch neben der Maschine wieder zu seinem Rechte kommt.

*

Im Zusammenhang mit der Bestrebung, das Lebensniveau der Bevölkerung zu heben, steht ein anderer Gedanke des zweiten Planes, der als eine seiner wichtigsten Aufgaben, nach dem Wort von Kuibyschew sogar als die wichtigste erscheint: Verbesserung der Qualität der Produktion. Alle Berichte über die Erfüllung des ersten Planes stellen einstimmig fest, daß die ganz moderne und aufs beste ausgerüstete Sowjetindustrie dennoch mangelhaft arbeitete und Erzeugnisse von niedriger Qualität lieferte. Dies gilt sowohl für die Schwer- wie auch für die Leichtindustrie. Besonders ist die Lage der Eisenindustrie besorgniserregend, die den ersten Plan weder quantitativ noch qualitativ erfüllt hat. In der Leichtindustrie übersteigt der Ausschuß beträchtlich jede Norm, in der Lebensmittelindustrie ist die Qualität der Erzeugnisse nach Kuibyschew sogar gesunken. Die Ursachen dieser Mängel sind in dem Fehlen einer Stamm-Mannschaft von hochqualifizierten Arbeitern sowie in dem niedrigen Stand der Arbeitsdisziplin zu suchen. Die Sowjetregierung versuchte dem Übel mit Verwaltungsmaßnahmen zu Leibe zu gehen (Bindung der Arbeiter an ihren Betrieb, schwere Strafen für Schädigung des „heiligen und unantastbaren sozialistischen Eigentums"), erzielte jedoch damit keine Erfolge. Erst die Einführung der persönlichen Verantwortung des Meisters bzw. Arbeiters für Maschine und Material und die Staffelung der Löhne nach dem Grundsatz der Leistung zeitigten Besserung. Allein auch hier lief schließlich die Frage der Produktivität der Arbeit auf das Problem des Lebensstandards hinaus: erst nachdem der Arbeiter die Möglichkeit bekam, seinen höheren Lohn zur Verbesserung seiner Wohnverhältnisse, seiner Kleidung und Nahrung zu verwenden, begann er seine Leistung zu steigern.

Und erst nach der Schaffung dieser Voraussetzungen konnte man an die Anlernung der Arbeiter herantreten. Diese Aufgabe wird von dem zweiten Plan besonders in Angriff genommen. Es ist das um so notwendiger, weil im zweiten Jahrfünft das Schwergewicht der Erzeugung fast ganz auf die neuen Einrichtungen verlegt wird: während der ersten fünf Jahre wurden nur 35% der Produk-

tion von den neuen Unternehmungen geliefert, die übrigen 65% stellten die alten Fabriken; im zweiten Jahrfünft sollen die neuen Fabriken und Werke ca. 80% der gesamten Produktion liefern. Welche Bedeutung jetzt der „Aneignung der neuen Technik" zukommt, das ist klar. Außer den wirtschaftlichen und organisatorischen Maßnahmen hatte die Regierung bereits während des ersten Jahrfünfts die Unerläßlichkeit des Lernens an sich erkannt. Man hatte einerseits einen technischen Unterricht für die Belegschaften eingeführt, andererseits wurde zum erstenmal der Leistungs- und Verantwortungsgrundsatz im Schulunterricht hervorgehoben. Nach dem zweiten Plan sollen bis zum Jahr 1938 etwa 5 Millionen Arbeiter eine elementare technische Vorbildung bekommen. Der Kampf um die Qualität und das Lernen — das beides sind die wichtigsten Losungen der Propaganda des zweiten Planes. Die Anerkennung der Zusammenhänge zwischen den beiden ist das wesentlich Neue, das den zweiten Plan vom ersten unterscheidet.

*

Das Streben nach der vernünftigen und zweckmäßigen Ausnützung der Technik tut sich heute auf allen Gebieten des Aufbaus in Sowjetrußland kund. Der erste Plan hat eine gewisse Ernüchterung gebracht, deren Nachwirkung man heute überall spürt — z. B. in der Aufforderung, sich von der „Gigantomanie" nicht hinreißen zu lassen, gleichwie in der Hervorhebung der Bedeutung, die Kleinindustrie und Heimarbeit besitzen. Derselbe Gedanke liegt dem Rekonstruktionsprogramm des Eisenbahnwesens zugrunde. Kennzeichnend ist, daß der Nachdruck in dieser Frage auf die Modernisierung und Verbesserung des vorhandenen Netzes gelegt wird; der neue Eisenbahnbau wird nur als ein Behelf im Rahmen des Gesamtaufbauplans aufgefaßt.

Es erübrigt sich, ausführlich auf den gegenwärtigen Zustand der Eisenbahnen Sowjetrußlands einzugehen. Es genügt zu sagen, daß im Januar d. J. die Menge der nichtverladenen Frachten 1 Million Güterwagen überstieg und sich täglich um 7—9000 Wagen vermehrte. Die durchschnittliche Laufgeschwindigkeit der Eisenbahnfrachten beträgt 4 km pro Stunde, kommt also an Schnelligkeit gerade einem Fußgänger gleich. Welche Bedeutung diese Leistungsunfähigkeit vom wehrpolitischen Gesichtspunkte aus hat, wurde kürzlich vom Kriegskommissar Woroschilow ganz offen ausgesprochen. Darum faßt der Plan in erster Linie die Steigerung der Durchlaßfähigkeit und der Frachtgeschwindigkeit ins Auge und verschiebt den Bau neuer Bahnen auf spätere Jahre. Folgende Arbeiten sind vorgesehen: 1. Ausbesserung des Bahnkörpers, des Oberbaus und des rollenden Materials; 2. gleichzeitig sollen einige wichtigste Linien durch Legung zweiter, dritter und sogar vierter Gleise verstärkt werden, nämlich die Linie Kriwoi Rog—Dongebiet, Moskau—Dongebiet, Leningrad—Dongebiet, Leningrad—Moskau—Rostow, Moskau—Ural, Ural —Kusnezk u. a. m. Was endlich drittens den neuen Eisenbahnbau betrifft, so ist bei der Aufzählung der Arbeiten des ersten Planabschnitts von den längst geplanten

„Magistralen" vorläufig keine Rede. Zuerst sollen die erforderlichsten Linien innerhalb einzelner Gebiete gebaut werden — was übrigens gar keine leichte Aufgabe darstellt (z. B. allein in Kasakstan sind über 2000 km vorgesehen). Neu ist das Projekt der Eisenbahnlinie Baikalsee—Amurmündung (1400 km), die sofort in Angriff genommen werden soll: sie führt im Norden um den Baikalsee herum, läuft weiter direkt nach Westen, folgt eine Strecke lang der bisherigen Linie und zweigt dann nach Norden direkt zur Amurmündung hin ab.

Im Zusammenhang mit der Entwicklung der Autoindustrie sind auch umfangreiche Wegebauten geplant. Im ganzen sollen 210000 km neu gebaut werden, darunter einige „Magistrale": Moskau—Leningrad, Moskau—Minsk, Moskau—Tiflis, Moskau—Kurgan mit der Verlängerung im dritten Jahrfünft bis Chabarowsk.

Auf dem Gebiet des Wasserverkehrs werden als dringendste Aufgaben die Regulierung der Wasserstraßen und der Bau von Flußschiffen bezeichnet. Von bedeutenden Kanalbauten sollen der bereits begonnene Wolga-Moskwa-Kanal vollendet und der Wolga-Don-Kanal in Angriff genommen werden. Damit würde im großen das Problem des einheitlichen Binnenwassersystems im Europäischen Rußland gelöst.

*

Die wirtschaftsgeographischen Richtlinien des zweiten Planes sind, wie gesagt, durch den ersten gegeben. Das zeigt sich vor allem in der Fortsetzung der Bewegung nach Osten. Zu gleicher Zeit mit der Vollendung des Ural-Kusnezker-Kombinats entstehen im Osten mehrere Zentren der Schwer- und Leichtindustrie. Mit welchem Nachdruck der zweite Plan diese Entwicklung weiterträgt, zeigt die geographische Verteilung der neuen Kapitalanlagen. Auf Ural, Sibirien, Kasakstan und Mittelasien entfallen 33% aller Kapitalinvestitionen; die Eisen- und Stahlindustrie dieser Rayone bekommt 41% aller entsprechenden Bewilligungen, die Kohlenindustrie 49%, die Buntmetallindustrie 71%.

In der Verschiebung der Industrien nach Osten äußern sich die beiden Grundtendenzen, die bereits im ersten Plan stark hervortraten: einmal zur Verselbständigung einzelner Gebiete in bezug auf Energieversorgung, zum anderen zur Annäherung der Industrien an die Lagerstätten ihrer Rohstoffe. Diese beiden Tendenzen treten nicht nur im Osten in Erscheinung. Auf die Steigerung der Energieerzeugung legt der Plan in sämtlichen Gebieten der Union großen Wert, die Gewinnung von Kohle sowie von Torf, Ölschiefer usw. wird überall forciert. Auch das Rohöl, das angesichts der Motorisierung und der Traktorisierung der Landwirtschaft eine besondere Bedeutung erlangt, soll dem Verbrauchsort näher gerückt werden. Das wird einerseits durch den Bau von Rohrleitungen erreicht, der bereits während des ersten Jahrfünfts in großem Maßstab in Angriff genommen war, andererseits durch die Ausbeute neu erforschter Ölfelder in Mittelasien, Nordkasakstan und Baschkirien. Die letzten beiden Ölgebiete schließen sich unmittelbar an den Ural an, was für die Entwicklung dieses

an mineralischen Brennstoffen so armen Gebiets sehr förderlich sein wird. Auf die nichtkaukasischen Gebiete entfiel 1932 nur 2,5% der gesamten Rohölgewinnung Sowjetrußlands; 1937 soll sich ihr Anteil auf 12,2% erhöhen.

Ebenso allgemein ist die Tendenz zur Annäherung der Industrien an ihre Rohstoffquellen. Auffällig ist diese Tendenz bei der chemischen, Holz- und Leichtindustrien. So sind für die neuen Baumwollfabriken Mittelasien, Transkaukasien, Westsibirien und die Wolga-Deutsche Republik als Standorte gewählt, für die Seidefabriken Transkaukasien und Mittelasien, für die Leinenfabriken Weißrußland, West-, Gorki- und Iwanowo-Gebiet, neue Fleischkombinate und Zuckerfabriken sollen in Kasakstan und Westsibirien entstehen. Was dabei ins Auge fällt, ist der Verzicht auf die einseitige Spezialisierung der Rayone, die einst die Parole der Staatlichen Plankommission (Gosplan) war. Auf dem letzten Parteikongreß erklärte Stalin, „die Teilung der Rayone in produzierende und konsumierende hätte keinen Sinn mehr". Gleichzeitig mit der Entwicklung der Industrie sollen nach dem zweiten Plan auch die Hilfsquellen der Verpflegung ausnahmslos in allen Rayonen der Sowjetunion verstärkt werden. Im Geiste des neuen „Aneignungs"-Programms will die Sowjetregierung die Steigerung der Getreideproduktion nicht durch Erweiterung der Anbaufläche, sondern durch Intensivierung der Landwirtschaft erreichen[1]). Darum soll die Anbaufläche nur um 4% vergrößert werden, und zwar soll die zusätzliche Anbaufläche ausschließlich dem Weizenanbau in jenen Gebieten dienen, die bisher auf Monokultur einseitig eingestellt waren (West-, Moskau- und Gorkigebiet im Europäischen Rußland, Mittelasien, Ostsibirien). Damit wird jedem Gebiet ein gewisser Grad von „Autarkie" zuerkannt. Die wirtschaftsgeographische Idee des ersten Plans — die Schaffung einer einheitlichen Wirtschaft mittels Zusammenwirkung der quasi-autarkischen Zonen — wird dadurch vollauf bestätigt. Daß hier der unvermeidliche und einzig mögliche Weg gegeben ist, zeigt die Behandlung des Fern-Ostgebietes im neuen Plan.

Der erste hatte fast nichts an der wirtschaftlichen Struktur des Fern-Ostgebietes geändert. Das sehr abgelegene und nach außen stark exponierte Gebiet ist nicht nur menschen-, sondern auch nahrungsarm, und darin liegen die Quellen seiner Schwäche. Allein es birgt außerordentliche Entwicklungsmöglichkeiten in sich, und trotz allem — dem Welt- und Bürgerkrieg, der Intervention, der politischen Spannung der letzten Jahre — übt es nach wie vor große Anziehungskraft aus: seine Bevölkerung hat sich seit 1917 verdoppelt, seit dem Beginn des ersten Planes wuchs sie um 2,5mal schneller als durchschnittlich im übrigen Sowjetrußland. Allerdings kam die Kolonisation in erster Linie den Städten zugute, womit für

1) Im Zusammenhang damit steht die geplante Bewässerung des linken Wolga-Ufers im Nieder-Wolgagebiet, wo nach Stalin etwa 200 Millionen Pud Getreide über den Bedarf hinaus jährlich produziert werden soll, „die die UdSSR., angesichts aller möglichen internationalen Verwicklungen, nicht entbehren kann".

das Gebiet als ganzes noch wenig getan war. Daß das riesige Landgebiet brach und entblößt dalag, hatte die Sowjetregierung schon längst eingesehen — bereits 1924—25 wurde in der UdSSR. die Frage nach der Schaffung eines „Fernöstlichen Schutzwalls" erhoben. Jedoch die Kräfte reichten damals noch nicht aus, um an die Aufgabe heranzutreten. Das soll jetzt geschehen.

Während des ersten Jahrfünfts geschah für die Entwicklung der Industrie im Fern-Ostgebiet sehr wenig, dafür aber begann man die Selbstverpflegung des Gebiets in die Wege zu leiten — 55 Traktorstationen, 51 Staats- und 1252 Kollektivwirtschaften wurden organisiert, die Fischerei, der Sojabohnen- und Reisanbau wurden unterstützt. Der zweite Plan setzt diese Entwicklung in verstärktem Maße fort. Und weil dies ohne die landwirtschaftliche Bevölkerung nicht zu erreichen ist, so zögert die Regierung nicht, sogar ihre parteipolitischen Prinzipien zeitweilig zu opfern, um den Bauernansiedler in das Fern-Ostgebiet zu locken. So kommt es zu den höchst interessanten Dekreten vom Dezember 1933 und Januar 1934, die eine Reihe von wichtigen Vergünstigungen für die Bauernschaft des Fern-Ostgebiets, von Transbaikalien und der Burjat-Mongolischen Republik verkünden (für die letzten beiden in weniger radikaler Form). Im Fern-Ostgebiet ist der Getreide- und Reisanbau von jeglichen Abgaben zugunsten des Staates für die Zeitdauer von 10 Jahren befreit, die Steuern sind herabgesetzt, die Preise erhöht. Diese Maßnahmen sollen die Bevölkerungs- und die Ernährungsgrundlage des Gebiets sichern. Auf ihr soll sich dann die Industrie entwickeln. Im Plan ist die Steigerung der Rohöl- und Kohlegewinnung vorgesehen, die Schaffung eines neuen Kohle- und Eisenkombinats am Bureja-Fluß, der Bau einer Raffinerieanlage in Chabarowsk, eines Eisenwerks, einer Automontagefabrik und mehrerer kleinerer Unternehmungen. Der letzte Punkt des Planes betrifft den Verkehr. Außer der bereits erwähnten Eisenbahnlinie Baikalsee—Nikolajewsk sollen mehrere Zweigstrecken an der Amurbahn gebaut werden, die Bahn selbst wird zweigleisig ausgebaut; darüber hinaus sollen noch mehrere Chausseen angelegt werden. Das Fern-Ostgebiet soll wirtschaftlich von Rußland unabhängig werden und das ihm von Natur bestimmte Maß an „Autarkie" gewinnen.

Dieses Programm kann natürlich als eine Folge des Druckes von seiten Japans gedeutet werden. Das mag richtig sein. Damit wäre aber nur bewiesen, daß Japan heute Sowjetrußland auf seinem natürlichen Entwicklungswege vorwärtstreibt. Wenn die Sowjetunion heute dem japanischen Druck die zonale Autarkie entgegenstellt, so sucht sie damit das Fern-Ostgebiet stärker an sich zu binden. Außenpolitischer Druck und Krieg sind immer der stärkste Prüfstein für die geoökonomische Ausgeglichenheit eines Landes. Auch die Sicherheit des Sowjetgebietes kann nur durch die Überwindung seiner wirtschaftsgeographischen Gegensätze gewährleistet werden. Auf dieses Ziel aber war die gesamte Planwirtschaft der Sowjetunion von Anfang an stets eingestellt.

ALBRECHT HAUSHOFER:
Berichterstattung aus der atlantischen Welt

Haben wir im letzten Bericht versucht, die Druckentlastung der kleineuropäischen Politik vom Fernen Osten her zu begründen, so haben wir nun die schwierige Pflicht, zu deuten, wie sich diese Druckentlastung im politischen Geschehen unserer Tage bemerkbar macht. Wir verzeichnen dabei noch einmal die Voraussetzung: Ostwendung der Sowjetunion, Zurückhaltung der Vereinigten Staaten, schwankende Gleichgewichtspolitik der Britischen Reichszentrale auf der einen Seite — verstärkte Bewegungsfreiheit der europäischen Machtgruppen auf der anderen. Damit steigern sich die Spannungen zwischen diesen Machtgruppen; zum Austrag kommen sie an den Stellen des geringsten Widerstandes. Wir haben uns also in folgendem nur wenig mit der britischen Politik zu beschäftigen; um so mehr mit derjenigen Frankreichs, Italiens, der Kleinen Entente und Polens.

Die britische Haltung gegenüber den drängenden Problemen Europas hat in der Nachkriegszeit eine mehrfache Wandlung durchgemacht. Man hat verhältnismäßig früh die großen Fehler gesehen, die das Versailler Diktat — auch vom britischen Standpunkt gesehen — hat. Man hat durch Jahre hindurch versucht, auf dem Wege kleiner Konzessionen und guten Zuredens zu einem neuen und dauerhafteren europäischen Gleichgewicht zu finden. Immer mehr gelangte man dazu, europäische Fragen hinter den großen weltpolitischen Problemen zurückzustellen. Die europäische Revision wurde dem Gleichgewicht der Weltpolitik geopfert; man verzichtete zunehmend darauf, europäische Einzelfragen zu lösen. Und da eine Gesamtlösung nur unter stärkstem Einsatz der britischen Reichspolitik erreichbar gewesen wäre, hat man sich immer mehr daran gewöhnt, die Folgen des Versailler Vertrages mit jenem Fatalismus zu betrachten, der schließlich dahin führt, daß man Europa als „hoffnungslos" aufgibt und mit jener Fähigkeit, nur das Nächste zu sehen, darauf hofft, daß man selbst der am Ende unvermeidbaren nächsten „europäischen Katastrophe" entgehen werde. Alle britischen Vermittlungsversuche der letzten Zeit stehen — von London her gesehen — unter dem entmutigenden Zeichen, daß man an einen Erfolg nicht glaubt und infolgedessen auch keinen erzielt.

Um so aktiver ist die Außenpolitik aller anderen europäischen Mächtegruppen, soweit Dynamik überhaupt vorhanden ist. Die skandinavischen und iberischen Mächte haben keine aktiven Ziele, nicht einmal die der Besitzsicherung, weil sie, mit Ausnahme Finnlands, eine sehr gesicherte Vergangenheit hinter sich haben. Die Mehrzahl der europäischen Mächte hat entweder Stellungen zu verteidigen, die bedroht sind oder für bedroht gehalten werden; oder sie haben Bewegungsziele, die im Gegensatz zu der Statik ihrer Nachbarn stehen.

Frankreich ist und bleibt der Hauptvertreter der Besitzenden, die auf ihren Ver-

tragsrechten bestehen und niemals freiwillig davon etwas aufgeben. So steht Frankreich als Wächter des status quo hinter allem, was in der europäischen Mitte zur Wahrung der Verträge geschieht. Auch in der Verteidigung kann man mehr oder weniger beweglich sein. Die französische Politik arbeitet mit alten und erprobten Mitteln und kann dennoch nicht verhindern, daß sie immer wieder von der drängenden Dynamik politischer Vorgänge überrumpelt wird. Daß dieses Überrumpeltwerden sich eines Tages bis auf die Boulevards von Paris erstrecken könnte, war allerdings für die meisten Franzosen eine Überraschung. Man darf die Bedeutung der Pariser Straßenkämpfe nicht überschätzen; so sehr sie auch ein innerpolitisches Warnungszeichen sein mögen, so sehr überwiegt die außenpolitische Wirkung einstweilen die innerpolitische. Und zwar in doppelter Beziehung: das Kabinett Doumergue-Barthou, geschaffen zur Wiederherstellung der inneren Ordnung, ist ein Kabinett mit den Männern der Poincaré-Zeit. Der langjährige Vorsitzende der Reparationskommission als französischer Außenminister ist ein schweres Hemmnis für jeden Versuch, auf dem Abrüstungsweg weiterzukommen. Der Britische Lord-Siegelbewahrer wird auf seiner europäischen Rundreise — trotz anerkannter Franzosenfreundlichkeit — in Paris den schwersten Stand haben. Die zweite außenpolitische Fernwirkung der Pariser Unruhen aber hat zu einer bedeutsamen Verlagerung der Macht an der Donau geführt: während der Streik der Pariser Sozialisten den französischen Außenminister 24 Stunden lang daran verhinderte, nach Wien zu telephonieren und die Beseitigung der Wiener Sozialdemokraten zu verbieten, war die Telephonleitung von Rom nach Wien frei. Das Ausfallen Frankreichs als bestimmender Faktor in dieser kurzen Zeit hat genügt, um Italien die Möglichkeit zu geben, auf dem österreichischen Glacis die Trabanten Frankreichs aus dem Felde zu schlagen. Es ist bitter und hart, die Wiener Vorgänge so zu sehen, wie sie wirklich sind: in Wien haben die Italiener mit der Kleinen Entente gekämpft; das Kampfmittel war deutsches Blut auf beiden Seiten. Um das zu sehen, ist es nicht einmal nötig, danach zu forschen, woher denn auf beiden Seiten die Waffen kamen, mit denen geschossen wurde. Italien versucht, nachdem es auf dem Balkan eine schwere Niederlage durch den Abschluß des Balkan-Paktes erlitten hat, nachdem jetzt Albanien wagen kann, italienischen Wünschen zu trotzen, sich in Österreich ein zweites Albanien zu schaffen. Drohende Übernahme der österreichischen Bahnen durch ein getarntes italienisches Konsortium; Vorschieben der italienischen Zollgrenze nach Innsbruck sind Einzelmaßnahmen, die ihren Sinn erst dann gewinnen, wenn man sie in Zusammenhang mit den Reisen von Herrn Suvich stellt. Wie weit die Bindungen auch der ungarischen Regierung an Italien schon gehen, ist nicht zu sagen; daß die Wiener Regierung sich immer stärker in eine Vasallenstellung gegenüber Mussolini begibt, ist eine traurige Wahrheit. Der Kampf um Österreich ist der entscheidende Kampf um die Gestaltung deutscher Zukunft. Das deutsche Volk wird sich im Zeitalter nationaler Bewußtheit niemals damit ab-

finden können, daß in den Ostalpen heute das gleiche Spiel wiederholt werden soll, das im 15. und 16. Jahrhundert in den Westalpen und im Maas-Gebiet gespielt worden ist. Die klugen Lenker der italienischen Politik sollten sich darüber klar sein, wieviel sie selbst aufs Spiel setzen, wenn sie glauben, dem deutschen Volk in Bezug auf Österreich das zumuten zu können, was ihm Kardinal Mazarin an seiner Westgrenze im Westfälischen Frieden zugemutet hat. Die Tatsache, daß auch Herr Benesch zu den Leidtragenden gehört, ist ein geringer Trost gegenüber dem, was in Wien dem deutschen Volk angetan worden ist. Ganz abgesehen von der schmerzlichen Tatsache, daß die deutsche Stadt Wien mit dem zweifelhaften Ruhm in die Geschichte eingehen wird, daß in ihr zum erstenmal in einem inneren Konflikt Artillerie planmäßig zur Beschießung von Wohnbauten eingesetzt worden ist. Der Erfolg wird dafür sorgen, daß das Beispiel Schule macht; wir werden bald dahin kommen, daß man eine Geopolitik der Großstädte in bezug auf ihre Eignung für artilleristischen Bürgerkrieg schreiben muß; Erwägungen, die nicht ganz neu sind, wenn man daran denkt, daß die großen Boulevarddurchbrüche in Paris unter dem Präfekten Haussmann den ausgesprochenen Zweck hatten, die architektonische Eignung der Stadt für Revolution und Bürgerkrieg zu vermindern.

Dem tschecho-slovakischen Außenminister, der eine der letzten noch lebendigen Gestalten von Versailles ist, hat nicht nur das italienische Vorgehen in Wien seine Pläne gestört. Der Abschluß des Balkan-Paktes ist auch für die Tschecho-Slovakei ein wenig erfreuliches Ereignis. Sie muß zusehen, wie Rumänien und Südslawien aus dem unfriedlichen Mitteleuropa nach dem friedlichen Balkan streben. Auf dem Balkan herrscht Ruhe; Bulgarien hat sich nicht entschließen können, den Balkan-Pakt zu unterzeichnen, und bleibt isoliert. Es ist in der schwierigen Lage, daß es mit Ausnahme der Türkei keinen einzigen Nachbarn hat, der nicht vor einem erstarkten Bulgarien besorgt wäre. Weder die Dobrudscha, noch Mazedonien, noch der Ausgang zum Ägäischen Meer sind leicht zu vergessen.

Schwierigkeiten und Sorgen ganz besonderer Art haben augenblicklich die baltischen Kleinstaaten. Die völlige Entlastung Rußlands im Westen, die gleichzeitige Entlastung Polens durch den mit dem Deutschen Reich geschlossenen Vertrag bewirkt, daß beide Mächte gegenüber den baltischen Kleinstaaten mit einer gewissen Freiheit auftreten können. Russische Einmischungsversuche in die Innenpolitik der baltischen Länder sind zwar nur ein Rückfall in frühere Vorgänge; nach der Gewohnheit der letzten Jahre sind sie dennoch neu. Der russische Druck wird so stark empfunden, daß man aus den baltischen Staaten nach westlicher Anlehnung sucht; zweifelnd, ob man sie bei England finden werde, wendet man sich um Hilfe nach Helsingfors und Stockholm. Damit leben Verbindungen wieder auf, die unter ganz anderen Verhältnissen vor 200 und 300 Jahren noch die Ostsee beherrscht haben. Heute freilich liegt das Reich Karls XII. so weit im Bereich der Träume, wie das Reich Karls V. Die große Frage, die hinter den gegenwärtigen Sorgen der baltischen

Kleinstaaten steht, ist die alte Frage Peters des Großen an die westliche Welt: Wie lange Rußland seine Absperrung von der Ostsee tragen wird; anders ausgedrückt: Ob der baltische Küstensaum Grenzwacht Mitteleuropas gegen Eurasien oder Hafengebiet Eurasiens gegen Westen sein soll. In dieser Frage steckt ein Teil der Tragik aller Kleinvölker; und gerade an Kleinvölkern ist Mittel-Ost-Europa reich. Daß freilich das Vernichtetwerden zum Nutzen stärkerer Raumkörper kein Reservat von Kleinvölkern ist, beweist das Schicksal der Ukrainer zwischen Polen und Sowjetrußland. Auch Volkskörper, die nach Zehnern von Millionen zählen, können als politische Willensträger vernichtet werden!

Daß es im weiten eurasischen Machtbereich politische Kampfmittel gibt, die von allen rücksichtslosen Machtträgern zu allen Zeiten angewandt wurden, auch wenn man bemüht war, nicht davon zu reden — das ist eine alte Weisheit. Eines dieser Kampfmittel ist der Hunger; freundlicher ausgedrückt, die Nahrungsnot. Die Berichte aus der Sowjetunion lassen erkennen, daß die Möglichkeit, den Hunger als administrative Maßnahme der Politik zu verwenden, auch heute wieder geübt wird, wie er zur Zeit der ersten Kollektivierung geübt worden ist. Es ist verhältnismäßig leicht, das Aufbringungssoll an Brotgetreide so festzusetzen, daß in bestimmten Produktionsgebieten nicht mehr genug zum Eigenverbrauch bleibt. Fordert man das Getreide ohne Rücksicht ein, dann kann man voraussagen, wann und wo der Zusammenbruch ganzer Bevölkerungen durch den Hunger beginnt. Zahlreiche Anzeichen lassen darauf schließen, daß besonders die ukrainischen Landschaften sowie die von Deutschen bewohnten Gebiete Südrußlands für eine besondere „Auskämmung" vorgesehen sind. Die Zahl der im letzten Jahr verhungerten Deutschen wird allein nach zuverlässigen Quellen auf rund 140 000 angegeben — eine erschütternde Ziffer auch dann, wenn man sich darüber klar ist, daß damit nur ein Bruchteil der gesamten Hungerwirkung erfaßt ist; auch dann, wenn man weiß, daß Hungersnot und Seuchen immer zu den besonderen Schicksalen der ariden Grenzgebiete gehört haben.

Während der Bevölkerung Sowjetrußlands nach wie vor die größten Opfer zugemutet werden, läßt sich gegenüber dem Zustand vor etwa zwei bis drei Jahren doch klar erkennen, welchen machtpolitischen Zielen nach außen diese Opfer zunächst gebracht werden. Mit jedem Monat schreitet die Verlagerung des wirtschaftlichen Schwergewichts der Sowjetunion in das Gebiet östlich der Wolga weiter; die „Befriedung" der Mandschurei durch die Japaner und der zweigleisige Ausbau der Sibirischen Bahn durch die Russen (heute schon bis in den Amurbogen hinein) stehen in einem seltsamen Verhältnis des Wettlaufs zueinander. Ob freilich kriegerische Reden auch zu kriegerischen Taten führen können, ist eine Frage, die nicht einmal jene Generäle und Journalisten zu beantworten vermöchten, denen die kriegerischen Töne entfahren.

Große Verkehrsentscheidungen sind oftmals Gradmesser geopolitischer Ent-

wicklungen; so schließen wir der nach Osten fortschreitenden Sibirischen Bahn einige andere Einzelheiten des großen Weltverkehrs an, deren jede nicht ohne Reiz ist: eine englische Prinzenreise nach Südafrika, die zeitlich genau zusammenfällt mit der Einrichtung einer (natürlich hoch subventionierten) italienischen Linienschiffahrt nach dem gleichen Ziel; das Aufstellen eines zweiten Flugzeugstützpunktes auf der Flugstrecke nach Südamerika im Südatlantik; die Durchführung der Südostlinie der Imperial Airways durch den europäischen Kontinent (ausgehend von Croydon statt von Brindisi); schließlich der Entschluß Englands, den riesigen Passagierdampfer der Vereinigten Cunard- und White Starlinie, dessen Bau im Höhepunkt der Wirtschaftskrise eingestellt worden war, nun dennoch fertig zu bauen. Dies letztere ohne Zweifel ebensosehr ein Symptom für eine sich bessernde Wirtschaftslage wie ein Symbol dafür, daß man noch nicht gewillt ist, der Herrschaft der Meere ganz zu entsagen.

Im inneren Bereich der englischen Politik bereitet sich langsam ein Wandel vor: Koalitionsregierungen sind in England niemals beliebt gewesen; besonders dann nicht, wenn sie versuchten, an allen wirklichen Entscheidungen vorbeizukommen. Eine gewisse innere Unrast drängt sich dem Beobachter englischer Entwicklungen auf; freilich einer Unrast, die geringfügig ist im Vergleich zu den Bewegungen, die sich in den Vereinigten Staaten von Amerika abzeichnen.

Dort hat Roosevelt — freilich um einen Preis, der nicht verschwiegen werden darf — das Wunder fertiggebracht, eine in ihren Maßnahmen ungemein scharfe Diktatur durchzuführen, ohne doch dem Amerikaner den Glauben zu nehmen, daß er unter der freiesten Verfassung der Welt alle Freiheit seiner individuellen Rechte bewahrt habe. Der Preis, den Roosevelt gezahlt hat, ist — einstweilen — der Verzicht auf Dauer. Roosevelt hat keinen Versuch gemacht, vorsorglich seine Amtszeit zu verlängern; trägt ihn die Welle der Volksgunst (und es ist kein Zweifel, daß sie ihn augenblicklich sehr hoch trägt), so sind ihm keine Grenzen gesetzt. Aber was geschieht, wenn sich die Stimmung wandeln sollte? Die Vereinigten Staaten sind heute über den Punkt hinaus, über den mit Sicherheit gesagt werden könnte, daß die Verfassung jede beliebige Neuwahl vertragen würde. Die Welt wird damit zu rechnen haben, daß große und seltsame Veränderungen auch der staatlichen Form jederzeit erfolgen können, wenn der Lenker der großen transatlantischen Kontinentalmacht die Freiheit der Entscheidung aus der Hand verliert. Darüber darf die Einheitlichkeit der Stimmung, von der die Neuordnung des Wirtschaftslebens getragen wird, nicht hinwegtäuschen. Nach Roosevelts eigenen Worten ist es ein großes Experiment, das am Körper der Vereinigten Staaten vollzogen wird. Amerika ist heute weit davon entfernt, an seine unerschütterliche Überlegenheit der politischen Lebensgestaltung zu glauben. Woher man die Muster für neue Experimente beziehen würde, wenn das Experiment Roosevelts nicht befriedigen sollte — das ist eine Frage, die wir nicht zu beantworten vermögen, die

zu stellen wir dennoch verpflichtet sind. Die Sowjets haben eine seltsame Popularität in Nordamerika gewonnen...

Daß zu dem Ernst der Weltpolitik das Satyrspiel nicht fehle, meldet der Draht das endgültige Scheitern der Völkerbunds-Kommission im Chaco-Streit. Bekanntlich hatte der Völkerbund die Schlichtung dieses Streites schon als Verdienst in Anspruch genommen. Nun stellt sich heraus, daß die Lorbeeren verfrüht waren, daß keine Einigung zustande gekommen ist. So kämpfen denn Bolivien und Paraguay weiter, wobei es Bolivien schwer fallen wird, jenen erheblichen Teil seines Heeres zu ersetzen, der in den Weihnachtstagen in paraguayische Gefangenschaft geraten ist. Paraguay hat nun fast das gesamte strittige Gebiet besetzt und kann den kommenden Entwicklungen mit einiger Sicherheit entgegensehen. Erfreulich ist, daß die Kampfzone sich aus dem Bereich der deutschen Siedlungen Nordwestparaguays fortbewegt hat; das heutige Kampfgebiet ist so gut wie unbewohnt.

Raum für fleißige Siedler bietet Südamerika noch genug; wir haben unseren Bericht zu schließen mit dem Hinweis auf Vorgänge, die wiederum aus dem atlantischen in den pazifischen Bereich hinübergleiten; auf das Fortschreiten der japanischen Kolonisation in einer Reihe von südamerikanischen Ländern, vor allem in Brasilien. Glänzende Organisation, straffe Zusammenfassung, rasches Emporblühen zeichnet diese japanischen Kolonisationsgebiete aus. Wie lange freilich die südamerikanischen Regierungen imstande sein werden, dieser Zellenbildung innerhalb ihrer Staatskörper zuzusehen, ist fraglich. Sowenig der nordamerikanische Einfluß in den Spanisch und Portugiesisch sprechenden Staaten gewünscht wird, sowenig wird auch Südamerika ostasiatische Unterwanderung ertragen können, wenn es zu seinen schon reichlich vorhandenen Rassenproblemen nicht ein allerschwerstes, weil von fremder Großmacht getragenes, hinzubekommen will.

KARL HAUSHOFER:
Bericht über den indopazifischen Raum

Der Mitteleuropäer, der den Schreck über die Attacken der berittenen Polizei auf dem Pariser Asphaltpflaster und den von Apachen gestürmten Ostbahnhof, das Maschinengewehrfeuer und Haubitzgeschoßfauchen von Linz, Enns und Wien noch in den Gliedern hat, mag erleichtert aufatmen, wenn er erfährt, daß es noch Landschaften auf Erden gibt, wo in weiten Räumen Reiche gegründet werden und andere verlorengehen, ohne daß es der Zeitgenosse merkt.

Daß die Äußere Mongolei nahe daran war, sich den Krallen der Sowjets entwinden zu wollen, blieb fast unbeachtet. Daß eine „Meuterei" von 32 000 Mann (mehr als die ganze österreichische Wehrmacht) unter Führung des Justizministers (Namusalin) und des Kavallerieführers (Madamayakla), am 18. 11. 33 in Kulun

ausgebrochen, so luft- und nachrichtendicht abgeschlossen werden konnte, daß man selbst in Mandschuli erst davon erfuhr, als 3000 Sowjetreiter mit 8 Panzerwagen den Widerstand nach Neujahr niedergeschlagen hatten — das ist in der Tat ein Meisterstück asiatischer Sowjetpolitik. Mit der völkerbeglückenden Phraseologie des Marxismus hat die blutige Unterdrückung, das Versprengen der Reste der „Patrioten" oder „Aufrührer" — je nach dem Standpunkt — in die Todesstarre des mongolischen Winters wenig zu tun. Aber man sieht jedenfalls, daß die Sowjets ihre Pufferräume besser festzuhalten wissen als die Chinesen in Turkestan, wo drei neue Mohammedaner-Emirate in Kaschgar, Yarkand und Khotan bereits die Fühlung mit den westlichen Islamstaaten in Kabul und Ankora aufgenommen haben und der helle Aufruhr bis nach Ili brandet.

By SAPAJOU

Wiesen wir in den letzten Berichten schon darauf hin, daß der Weltfriede in der zentralasiatischen Pufferzone eben längst nicht mehr von Willen und Worten der Zentralen in Moskau, Tokyo, Nanking, Lhassa oder gar London, Washington und Paris abhänge, sondern vielleicht von rauhen und wilden Händen der Grenzleute, so ist diese Gefahr mit den Zuständen in Chinesisch-Turkestan, der äußeren Mongolei und den Verfestigungsarbeiten Japans in der inneren Mongolei natürlich gestiegen. Tröstlich vernimmt man dazwischen Versicherungen, wie die des neu in Washington gelandeten japanischen Botschafters: „Japan wolle nicht durch einen Krieg Selbstmord begehen." Das wollen weder Japan, noch die Sowjets, noch die Angelsachsen; aber es geht ihnen stellenweise wie dem bekannten Zauberlehrling: „Die ich rief, die Geister

Es ist verhältnismäßig leicht, wie am 1. März 1934, einen Geist wie den alten kaiserlichen Drachen gewaltigen viertausendjährigen Angedenkens aus seinem Behälter steigen zu lassen und den Erben der Tatsing-Dynastie als „Ko Tei" (nicht

„Tenno heika") — ein Titel, der ausschließlich dem japanischen Kaiser vorbehalten bleibt — auf die nördlicheren Throne seiner Väter zu setzen, von denen aus Kang-hi und Kienlung Groß-Asien beherrscht hatten. Was daraus an unmittelbaren geopolitischen Nebenwirkungen zwangsläufig folgt, verrät die Kopfleiste dieses Berichts.

Mindestens entsteht daraus ein rassen- und volkspolitischer Erdbebenherd von ungleich größerer Fernwirkung als der indische, der am 15. 1. und 12. 2. 1934 der Monsunwelt rein physisch schon genug zu schaffen machte.

Aber die indische Hälfte der Monsunländer pflegte sonst nicht mit solcher verheerenden Wirkung von Erdbeben geschüttelt zu werden wie ihr pazifischer Anteil, in dem nun die physische und die politische Eigenschaft als Bebenherd zusammentrifft. Wir wissen aus Japans Erfahrungen mit dem Beben vom 1. 9. 1923, daß die politischen und wirtschaftlichen Folgen eines solchen Ereignisses Jahrzehnte nachzittern. Erst im letzten Herbst wurde ein großzügig durchgearbeiteter Band von der Stadt Tokyo an alle geistigen Zentralen der Welt versendet, in dem voll Stolz auf die nun vollbrachte Leistung des Wiederaufbaus der Riesenstadt hingewiesen werden konnte.

Ein Jahrzehnt hat das aufstrebende, straff zusammengefaßte Japan gebraucht, bis es die Folgen eines Erdbebens allseitig überwand, und acht Jahre, bis es danach seine Ausdehnung fortzusetzen wagte und das Raumschicksal Nordostasiens neu gestaltete. Wie lange wird Indien brauchen, bis es die Folgen des Bebens von Nepal, Bihar und Orissa — bisher eine Zone relativer Standfestigkeit — wirklich überwunden haben wird? Denn die indischen Großbeben von 1897 und 1905 stehen mindestens an völkerpsychologischer Wirkung weit hinter dem von 1934 zurück und fielen nicht mit einem so aufgepeitschten Zustand der Volksseele zusammen. Tiefe Erbitterung entstand durch die anfänglich viel zu niedrigen amtlichen Angaben über die Verluste, die weit über die zunächst genannte Zahl von 6000 Toten hinausgehen. Rajendra Prasad meldet an C. A. Andrews mindestens 20000 Tote aus Bihar allein, davon 10000 aus Monghyr. Mindestens 3000 sollen unter den Trümmern von Katmandu, der Hauptstadt Nepals, liegen.

Die Schätzungen klingen gewiß nicht übertrieben, wenn man bedenkt, daß sich die Angaben von R. Prasad auf einen schwer erschütterten Raum von zwischen 45000 und 50000 qkm beziehen, in dem mehr als 12 Millionen, darunter 1/2 Million rein städtischer Bevölkerung, leben, darin zwölf stattliche Mittelstädte großenteils zerstört sind. Schlimmer noch als die reinen Zerstörungen sind die Veränderungen im Grundwasserspiegel, die Seuchengefahr bei verschütteten und verseuchten Brunnen, der Ernteausfall, allein für den Zucker Bihars auf 20 Millionen Goldmark geschätzt. Auf 1500 km Bahnentwicklung ist kaum ein Kilometer Gleis, kaum eine Brücke unbeschädigt; von der mächtigen Gogra-Eisenbahnbrücke sind

zwei Bogen herausgeworfen, und Gogra und Ganges haben ihren Lauf verändert und verlegt.

Dabei war noch Glück im Unglück, daß das erste Beben am hellen Nachmittag eintrat, als der größte Teil der arbeitenden Bevölkerung auf den Feldern war. Welche Unterschiede hier bei fast gleichen Ursachen walten, läßt die Tatsache erkennen, daß von gleich hohen Seebebenflutwellen in Japan 1896 in Kamaishi 10000 Häuser und 27000 Menschen in den Pazifik hinausgespült wurden, am 3. 3. 1833 aber von den gleichfalls aus der Tuscaroratiefe stammenden Flutwellen (tunami) nur 7000 Häuser und etwas über 3000 Tote, obwohl die Wellenhöhen im Süden von Kamaishi mit 21 bis 25 m, sonst längs der ganzen Nordostbrücke mit 5 bis 10 m gemessen wurden. 8½ Stunden später schlugen die Wellen an den Strand von Hawaii (der gewarnt worden war) und wurden in San Francisco und Sta Monica gespürt.

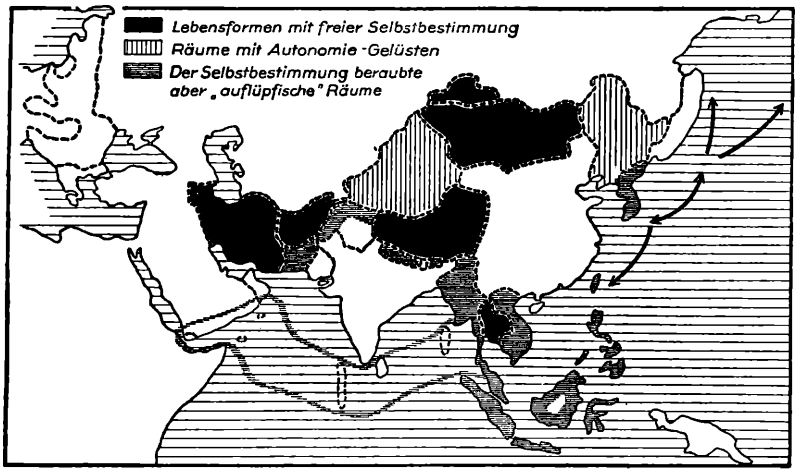
Es ist nicht zu leugnen, daß in der Gleichartigkeit physischer Bedrohung durch die gemeinsame Eigenart des pazifischen Küstentyps ein zusammenführender Zug steckt. Dieses Leitmotiv ist jahrelang von einer der hervorragendsten ausgleichenden Unternehmungen des ganzen pazifischen Bereichs und ihrem vorzüglich geleiteten Organ, den „Pacific Affairs" in Honolulu, gespielt worden. Wir bedauern den Wegzug dieser hervorragenden politisch-wissenschaftlichen Zeitschrift (nebenher des besten bibliographischen Wegweisers durch das pazifische Kraftfeld) von Honolulu nach New York, wo die „Pacific Affairs" sicher in den Bann einer veränderten geistigen Haltung geraten, und bedauern besonders das Scheiden seiner langjährigen, vorzüglichen Herausgeberin, Elizabeth Green. Die Veränderung scheint uns sogar beinahe ein böses Vorzeichen, mindestens für USAmerikas guten Willen.

Auf den guten Willen USAmerikas, sich reinlich aus dem Ränkespiel um den Fernen Osten herauszuhalten, kommt es aber für die pazifische Krise zwischen 1934 und spätestens 1936 entscheidend an. Wie ernst die Lage auch bei den Kolonialmächten alten Stils aufgefaßt wird, beweist die Geheimkonferenz der südostasiatischen Admirale unter Vorsitz Feldmarschall Lord Allenbys in Singapore, mit Nachtagungen in Batavia und längs der hinterindischen Küste. Eine ausschlaggebende Rolle wird aber dabei immer spielen, was die USA. endgültig mit den Philippinen vorhaben. Ausgezeichnet unterrichtet darüber ein Aufsatz: „Die Freiheit der Philippinen" (Frankf. Ztg. R.A. Nr. 82—83, 15. 2. 34, S. 3), der — zusammen mit einem Vorgänger von Dr. Wilhelm Mautner: „Die Niederlande und die Probleme des Pazifik" (Frankf. Ztg. R.A. Nr. 65—66, 6. 2. 34) — mit Recht darauf hinweist, daß wir nicht über dem Hinstarren auf die mandschurisch-mongolischen Reibungsflächen und dem Horchen auf die Kriegsfanfaren der Sowjets (Molotow, Blücher, Woroschilow, Litwinow und zuletzt Stalin) die ozeanischen Spannungen übersehen dürfen.

Die Hawes-Cutting-Bill, die den Philippinen in zehn Jahren die Freiheit geben

sollte, aber mit einem unerhörten Ausbeutungsregime auf weitere zehn Jahre, das die Insulaner verwarfen, ist tot; nun steht ein Vorschlag Quezon (Senatspräsident der Philippinen) zur Debatte, der den Inseln die Freiheit in drei Jahren, längstens aber am 4. 7. 1940, geben will, einen erträglichen Wirtschaftsausgleich vorsieht, sowie Gewährleistung von Besitzstand und Unabhängigkeit durch internationale Verträge.

Dann entstünde in zwei der reichsten Inselgruppen der Erde ein Zustand, daß sie sich aus eigener Kraft in dem umstrittenen austral-asiatischen Mittelmeer nicht behaupten können, und zwar beide „näher dem Gefahrenbereich eines pazifischen



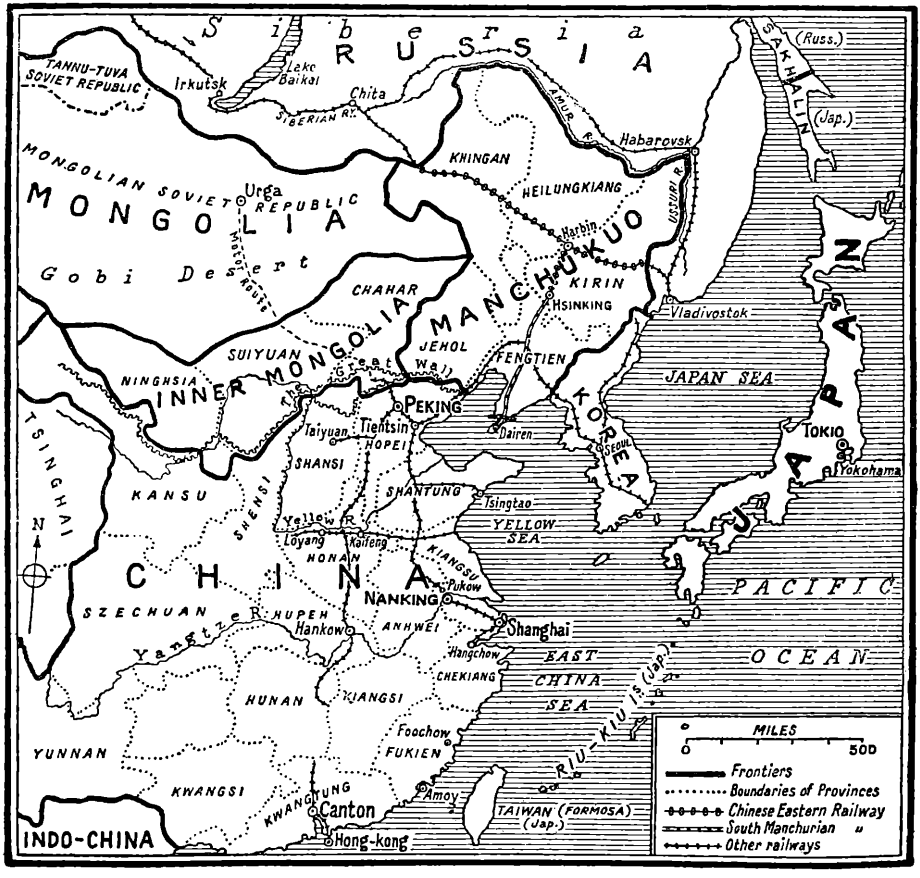
Eurasiatische Zerrungszone
Aus Haushofer: Jenseits der Großmächte. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig und Berlin

Konflikts" „als die asiatischen Kolonien Großbritanniens und als die Westküste der Vereinigten Staaten" — aber doch so, daß ihre Schicksale von beiden untrennbar sind. Eingeborenenpolitik, Ölpolitik (Ölhäfen von Borneo), steigende asiatische Warenüberflutung (Niederlande 1933 15,38%, sinkend, Japan 21,24%, steigend — fast so hoch wie zusammen: Deutschland mit 9,63%, USA. mit 7,69%, England mit 6,66%) sind ebensoviel wunde Stellen.

Die geopolitisch auf lange Zeit für das Schicksal des indopazifischen Raumes entscheidende Richtungsänderung dieses Jahres wird also eintreten müssen, wenn Japan vorzeitig genötigt wird, weiter festländisch hinauszugreifen, als es eigentlich will und kann, an der an sich naturgemäßen Verständigung mit den Sowjets bei deren Hysterie vorbeizugleiten und mit der Kaiserkrönung Puyis nicht einen Ruhepunkt, sondern einen Angriffspunkt zu setzen.

Seltsam wirkt es, wenn der „Manchester Guardian" einen sonst aufschlußreichen Aufsatz betitelt: „Japan's adventure in Manchuria. Consolidation and extension of

her power." (Manch. Guard. 13. 2. 1934), dem wir die folgende, gut zur Übersicht geeignete Skizze entnehmen. Sie zeigt die fast auf die Notwendigkeit einer Verständigung verweisende, zerlappte Grenzführung zwischen japanischem und Sowjetmachtbereich in starken Linien. Sie zeigt auch mitleidlos, auf welchen kleinen Raum das chinesische Restgebiet zurückgeschnitten ist und wie schwer die



nordasiatische Amputation durch Sowjets und Japaner das Selbstbewußtsein des einstigen Reiches der Mitte belastet. Aber darüber mußten sich die Träger der glorreichen Fünfstreifen-Republik eigentlich klar sein, als sie die Personalunion zwischen Hochsteppe und Lößlandschaft durch die Absetzung der mandschurischen Tatsing-Dynastie zerschnitten. Was sich heute vollzog, das finden die Leser der „Geopolitik" schon in der einen Kartenbeilage zu meinem Buch „Dai Nihon" (1913, Berlin; E. S. Mittler & Sohn) vor 21 Jahren vorhergesagt — ein Beweis, daß es um die Prognose der Geopolitik doch ganz gut bestellt sein kann. Einige

Zeitangaben über die Entwicklung seit dem 18. 9. 1934 mögen nützlich sein. Vom 18. 9. bis 24. 9: Ergreifen der Stellung längs der südmandschurischen Bahn im Raume Kirin—Liaoyuan—Hsinmin, Wegnahme Tsitsikars 19. 11. 1931 bis zum 10. 12. 1931 der Stammlandschaften; Nov. 1931: Tientsin-Zwischenfälle; Februar und März 1932 Shanghai-Kämpfe; 1. 3. 1932: Proklamation der unabhängigen Mandschurei; 2. 1. 1933 Wegnahme von Shanhaikwan; 20. 2. bis 4. 3. 1934 Wegnahme von Jehol; 24. 2. 1933: Austritt aus dem Völkerbund; Druck auf Peking, Tangku-Waffenstillstand 31. 5. 1933; Prospektoren in Chahar und Suiyüan; halbamtliche Verhandlungen mit Nanking; Aufruhrbewegung in Fukien vom 20. 11. 1933 bis 28. 1. 1934; Ankündigung der Thronbesteigung Pu Yi auf 1. 3. 1934 am 20. 1. 1934; Wiederaufnahme der Verkaufsverhandlungen des Russenanteils a. d. C. E. R. 15. 1. 1934.

Der folgerichtige, fast geschäftsmäßige Ablauf dieser Ausdehnungsbewegung hatte im Westen, abgesehen von den Kriegsfanfaren der Sowjetführer, auch Mussolini zu einem Alarmruf im „Popolo d'Italia" veranlaßt, worin er von dem „großen interkontinentalen Drama von morgen" sprach, das Zusammenwirken der Ostasiaten an die Wand malte und Rom als Vermittlungszentrale anbot.

Ein Besuch des japanischen Botschafters scheint dann wohl die hochgehenden Wogen geglättet zu haben, jedoch ein Stachel blieb. Voll leiser Tücke spricht der „Manchester Guardian" von der „Schnelligkeit, mit der der Duce von einem Punkt zum andern in seiner Verfolgung von Italiens geradliniger Politik springe; er sei der ewige Führer, der den Weg wisse, aber peinlich berührt sei, wenn er ihn auf der Karte zeigen müsse". Das hat man im höflicheren Japan nur gedacht; in England sagt und druckt man es.

Beruhigend also hat dieses Eingreifen von Westen her in die ostasiatisch-pazifische Lage nicht gewirkt! Aber es wäre unrecht, die vielen redlichen Bemühungen mit besserem Erfolg zu verschweigen, darunter die „Good-will"-Reise des australischen Ministers Latham nach Japan, dem die Sache auch freilich nahe auf die Nägel brennt. In seinem Mutterland eröffnet gleichzeitig ein Idealistenkreis die „Welt-Flug-Direktion" — (Genf, Basel, Zürich, Lausanne? — jedenfalls wird die Schweiz damit beglückt!) — und vereitelt damit die realeren Absichten Lord Londonderrys zur Durchkreuzung fremder Abrüstungsgedanken. („World airways — why not?" Report usw.; London 1934; Victor Gollancz.)

Herber und nüchterner stellt L. W. Lyde („The Continent of Asia"; London; Macmillan) Asien in Gegensatz mit der „Einheit, Bevölkerungsballung und dem Zusammenhalt Europas" — die offenbar nur teilseise wahrnehmbar sind. In den Zeitschriften „Contemporary Japan" und „Far Eastern Review" (Nr. 12 1933, S. 529) behandelt Botschafter Tokichi Tanaka, früher bei den USSR. als die drei Hauptstreitgründe zwischen Japan und US.-Amerika die mandschurische Frage, die der Flottenbegrenzung und die der Einwanderung, d. h. der Wanderverbote.

Er betont in der ersten die Unmöglichkeit eines Zurückweichens in die verrotteten früheren Zustände; und schlägt den Flottenüberlegenheits-Anspruch der Vereinigten Staaten mit den eigenen Worten von Claude Swanson, dem Marinesekretär der USA.: „Wir haben ein Naturrecht auf eine Flotte gleich der einer jeden anderen Nation.

Den wundesten Punkt sieht Tanaka, wie wir auch, in dem durch Einwanderungsverbote verwundeten Rassenstolz der asiatischen Hochkulturrassen, und zwar ganz Asiens, und fügt den vernünftigen und wahren Satz hinzu: „Jede Hoffnung auf Stetigkeit (stability) in Ostasien hängt an Japan." Wer es zu zerschlagen oder zu verstümmeln sucht und dabei Erfolg hat, wird in noch viel raumweiterem Maß erleben, was die Zerschlagung und Verstümmelung des deutschen Volksbodens an Unheil über Europa und die Welt gebracht hat; und wer es versucht und sich die Finger daran verbrennt, der wird ja sehen, welchen Wirbel er entfesselt und wohin er selbst dabei kommt.

Welche Schuld die farbigen Rassen der Monsunländer etwa in der Südsee den weißen Kulturträgern entgegenhalten können, davon zeugen selbst so angelsachsenfreundliche Bücher, wie Felix M. Kessing: „Modern Samoa: its government and changing life." (London; Allen & Unwin, 1934.) Auch die Leidensgeschichte der Maori auf Neuseeland — neuerdings mehrfach in der britischen Presse beleuchtet — weist viele dunkle neben wenigen Ruhmesblättern auf. „Was gut ist, haben die Deutschen gemacht", erzählen die Samoaner einem Schweden! Dr. Karl Helbig berichtet über „Junge Fremdeinflüsse auf das Volkstum Ozeaniens" (— das Japan sehr aufmerksam beobachtet!) u. a. (Deutsche Wacht, Batavia, 15. 1. 1934, S. 40ff.): „Auf Hawaii, wo zur Zeit Cooks rund 300000 Kanaken wohnten, hausen jetzt 144000 Japaner, 66000 Philippinos vier verschiedener Rassen, 27000 Chinesen, 6600 Koreaner, 42000 Weiße (mit einer großen Garnison!), 13500 gelbes Halbblut, 165000 (?) weißes Halbblut, 28000 Madeira-Portugiesen, 7000 (schwarze) Portorikaner und als „trauriger Überrest der einstigen Besitzer noch 22000 Kanaken." — „Von rund 100000 Marianen-Eingeborenen waren 1667 nach 40jähriger Missionstätigkeit noch 3800 übrig." — Glaubt man, daß Altjapan davon nichts erführe? „Sauvons la race maorie" ruft ein französischer Kolonialpolitiker aus, als die Marquesas-Bevölkerung von 50000 auf 2200 in wenigen Jahrzehnten sank! „Die Karoliner, durch amerikanische Missionäre zum Protestantismus bekehrt, wurden 1887 nach dem päpstlichen Schiedsspruch von Spanien wieder katholisch gemacht, 1900 von Amerikanern und Deutschen wieder protestantisch, 1915 von den Japanern umgetrichtert." — „Vorteilhaft für Volkstum und Kulturfortschritt ist ein solches Hin und Her gewiß nicht!" schreibt der Verfasser, dem wir sicher zustimmen dürfen! Das wird wohl auf das gemeinsame eur-amerikanische Schuldkonto gesetzt werden müssen, das B. K. Sarkar im „Futurism of Young Asia" aufmachte.

Da augenblicklich die verwegensten Versuche gemacht werden, die Deutschen in vorzeitige Festlegungen von Machtgruppierungen für den Fall ostasiatisch-pazifischer Großwirren hineinzuziehen — (an sich ein erfreuliches Zeichen steigender machtpolitischer Einschätzung) — ist es doppelt nötig, kaltes Blut zu bewahren und die zweckbestimmten Aufpeitschungen der öffentlichen Meinung von den Seemächten oder den Sowjets her, auch von Italien aus hier in einer nüchtern überschauten geopolitischen Ebene zu bringen.

Dann erkennt man schnell, daß im indopazifischen Raum nicht russische oder amerikanische Lämmer von asiatischen Wölfen angegriffen werden, Lämmer, denen man aus Gründen einer plötzlich aus der Gefühlskiste geholten Rassengemeinschaft um jeden Preis, ohne jede Entschädigung zu Hilfe kommen müsse, sondern daß es sich um Neuverteilungen großer Raumbesitzreserven handelt, denen man Mitteleuropäer bisher fernhielt, zwischen älteren und jüngeren Großräubern. Ostasien mindestens hat bisher im allgemeinen nicht über seinen Altkulturraum hinaus irgend jemand angegriffen, sondern es sind ihm von 1841 bis es sich zu wehren begann, Fetzen aus dem Leibe gerissen worden — den Chinesen allein 10000 km Küsten — genau so wie dem ersten und zweiten Reich der Deutschen. Die Wegnahme z. B. der ganzen mandschurischen Küste vom Amur bis zur Amurbai durch die Russen vor etwa 80 Jahren (rund 1700 km Luftlinie!) war doch nichts anderes, als wenn Napoleon I. die deutsche Wasserkante von Flandern bis Lübeck an sich riß („nur" etwa 750 km Luftlinie!) Daß die Russen die Eisenbahn mit fremder Wehrhoheit von Mandschuria nach Prograniteschnaja (rund 1300 km) legten, war nicht moralischer oder unmoralischer, als wenn sie das gleiche von Eydtkuhnen nach Aachen auf ähnlicher Strecke versucht hätten. Wenn sich heute die Ostasiaten dagegen empören, so tun sie, was auch wir für unser Naturrecht in Anspruch nehmen. Wenn der us.-amerikanische Marinestaatssekretär erklärt: „Wir haben ein Naturrecht auf eine Flotte second to none", so frägt man sich vergeblich, warum sein japanischer Kollege das nicht tun soll; genau so, wie früher, warum Tirpitz es nicht tun sollte.

In allen diesen Fällen des ganzen indopazifischen Aufregungs-„Komplexes" — der bereits vielfach von schillernden Lügenschleiern umhüllt ist — handelt es sich um ganz unsentimentale Fragen der Macht, von der ihre kultur- und wirtschaftspolitischen Hilfswerkzeuge nicht zu trennen sind und auch von uns — zum Glück bisher nicht Gebundenen — nicht getrennt werden sollten.

HANS F. ZECK:

Adam Müller: Staat und Staatsmann

Lesefrüchte aus Adam Müllers Werken

I. Staat und Staatspolitik.

Adam Müller ist echter Romantiker, dem die „innere Totalität" höchste Einheit des menschlichen Bewußtseins war. Es ist indes über die anderen Romantiker darum hinausgewachsen, weil er zur romantischen Individualphilosophie die romantische Staatsphilosophie fügte. Aus der tiefen Bindung an Gott sprudeln immer von neuem jene lebendigen Kräfte, die den Staat formen. So wird der Staat Stück im ewigen Schöpferplane Gottes. „Die Zusammensetzung eines Staates ist etwas so Großes, Mannigfaltiges und Unergründliches, daß die Eilfertigkeit und der Leichtsinn, womit das Studium desselben getrieben wird, billig befremden muß." Der Staat ist keine Maschine aus totem Metall, deren Räder wie gefühlloses Eisen ineinandergreifen, erst recht kein Bauwerk, das mit dem Winkelmaß gemessen und willkürlich umgemodelt werden kann. Wo bleibt aller Vergleich mit dem prächtigsten Werke aus Menschenhand, „wenn man die Bewegung der Gesellschaft, ihr Fortschreiten, den rastlosen Umlauf ihrer Kräfte wahrzunehmen anfängt! Wenn uns die Geschichte den Staat durch Jahrhunderte im ewigen Kampfe und Wettlauf mit anderen Staaten zeigt"! „In der Bewegung also will der Staat betrachtet sein."

Weil der Staat aber etwas Gewachsenes und ständig Weiterwachsendes ist, darum ist „das Werk der Politik nie abgemacht, so daß der Staatsmann nach Hause oder in den Privatstand zurückkehren könnte". Wer sich mit dem Staate beschäftigt, der kann und darf sich nie davon lösen, denn „man begibt sich, als Staatsmann oder als Staatsgelehrter, entweder ganz hinein in den Umschwung des politischen Lebens und trägt den Stolz und die Schmerzen des erhabenen Staatskörpers, wie seine eigenen, auf immer; oder man bleibt ewig außerhalb".

Wer um dieses Wesentliche des echten Staatsmannes weiß, der erkennt zugleich die ganze erbärmliche Winzigkeit des „wohlfeilen, vielbeliebten und vielgetriebenen Gewerbes der Stubenpolitik", die immer davon ausgeht, „daß der Staatsmann außerhalb des Staates stehe und die meint, der Staat könne durch einen Hebel nun sogleich in seine wahren Angeln gehoben werden . . als ob ein kranker Staat durch einen tüchtigen Vorsatz der Besserung oder durch ein vorgeschriebenes Rezept unmittelbar zu heilen sei! — Und dies ist noch die edlere Gattung, da sie den Staatsmann mit einem Arzte ehrenvoll vergleicht. Noch unwürdiger denken jene, welche Verfassungen und Gesetze, alles Erhabene, was der Staatsmann beschließt, mit Kleidern vergleichen, die er seinem Staate zuschneidet und anpaßt". In Wahrheit hat staatsmännische Führung und „das Reformieren eines Staates durchaus nichts gemein mit dem Ausmustern einer Garderobe". Wer wirklich Staatsführer sein will, der muß „sich in das Herz des Staates, in den Mittelpunkt seiner Bewegung begeben, um das Wesen des Staates zu begreifen und auf ihn zu wirken", der muß

die Art der Volkskräfte kennen, sie schützen und pflegen mit allen Mitteln, die den Kräften des gerade ihm anvertrauten Volkes angemessen sind. Dieses Hinabsteigen in die ewige Bewegung des Volkes, dieses Schützen und Pflegen seiner eigentümlichen Kräfte machen das Wesen wahrer staatsmännischer Politik aus.

Alle Erkenntnisse vom Staat und seinem Leben geraten besonders in langen Ruhe- und Friedensperioden in Vergessenheit, „denn wie der Mensch unter Leiden und Unglück sein Herz kennenlernt, so lernen unter Kalamitäten und Stürmen aller Art die Völker sich selbst kennen und achten. Das Glück verwöhnt und schläfert ein, das Unglück hingegen hält wach, reizt, bindet und erhebt". Das wahre Wesen des Staates und „die innere Natur des Staates tritt unter heftigen Bewegungen, unter Revolutionen und Kriegen am deutlichsten ans Licht". „Was die Menschen eigentlich auf Leben und Tod verbindet, so, daß eine bürgerliche Gesellschaft, ein politisches Ganzes, ein Staat aus ihnen entsteht, diese Bande der Kraft müssen am besten erprüft werden können, wenn viele feindselige Mächte zusammentreten, um sie aufzulösen oder zu zerstören." Gerade solch erregte, bewegte Zeiten sind „eine hohe Schule der Staatsweisheit". Dann zeigen sich die wirklichen Meister des Staates und „alle diese Meister lernten nicht aus Lehrbüchern und Statistiken, sondern im Leben, in der Bewegung, den Staat kennen. Ihre Neigungen, die größten wie die geringsten, waren ganz hingegeben an das Vaterland; ihr Schicksal eins mit dem seinigen".

Darum soll auch „die Staatswissenschaft den Staat in seiner Bewegung auffassen". Dieser unerläßlichen Notwendigkeit genügt aber keine der üblichen Theorien, denn „die meisten Staatslehren z. B. sind fast allein auf den Friedensstand einer Nation berechnet. Sie geben dem milden, philantropischen Wesen, das sie ‚Staat' nennen, zuletzt noch Schild und Helm, ohne dafür zu sorgen, daß jeder Blutstropfen des Staates, wie er auch für den Frieden glühen möge, dennoch Eisen enthalten müsse". „Der alte goldene Spruch: Wenn du den Frieden willst, so bilde dich kriegerisch aus! wird von ihnen entweder gar nicht geachtet oder doch so ausgelegt: Wenn du den Frieden willst, so mache die gehörigen Vorbereitungen zum Kriege, baue Festungen und rekrutiere deine Armee! Damit ist aber nichts gewonnen. Der Krieg bleibt bloßes Gewerbe einer einzelnen Zukunft und wird nicht zur Nationalangelegenheit. Jener herrliche Spruch will besagen: Der Kriegszustand ist ebenso natürlich, wie der Friedenszustand; der Staat ist allenthalben beides zugleich: ein liebreiches und ein streitendes Wesen." „Dem Menschen lasse man beides; was ihn groß macht seine Kraft; und was ihn reizend macht seine Milde."

Gerade die Worte Adam Müllers lese man immer wieder, um zu erkennen, daß er keinem auch nur irgendwie geartetem Militarismus das Wort redet. Er kennt keinen Krieg um des Krieges willen, er rechnet nur mit dem Kriege als einer ebensolchen Selbstverständlichkeit, wie es der Frieden ist, und er will, daß die Nation zu beidem in gleichem Maße gerüstet sei. Ein gesundes Volk muß bereit sein, mit

höchster Kraft in Frieden oder im Krieg zu leben. Es dazu zu befähigen, ist die große Aufgabe des wahren Staatsmannes.

II. Staatsmann und Staatsgelehrter.

Der praktische Staatsmann bedarf der Ergänzung durch den theoretischen Staatsdenker. Beide gehören untrennbar zusammen. „Der eine regiert den Staat, der andere erzieht Staatsmänner. Aber sobald die Staatsgelehrsamkeit einzeln und abgesondert für sich auftritt, sehen wir einen von den gemeinen Handwerkern, die wir im Leben Theoretiker zu nennen pflegen. Ebenso hört die Staatskunst auf Kunst zu sein, wenn sie sich von der Staatsgelehrsamkeit absondert und in der Gestalt des bloßen dürren Praktikers auftritt." Wer aber mit offnen Augen durchs Leben wandert, der muß vielfach an beiden eine gegenseitige, gründliche Verachtung beobachten. Begreiflich, wenn der eine in den Lüften schwebt und der andere sich bloß an das hält, was er mit den Händen greifen kann. Es geht ihnen, „wie bei jenem berühmten Gastmahle, das der Fuchs und der Storch einander gaben, jeder begehrt andere Speise und in anderen Gefäßen, als der andere ihm vorsetzen kann". Der Nur-Praktiker schimpft über die idealistischen Träumereien, der Nur-Wissenschaftler über einen beschränkten Gesichtskreis und die Verleugnung aller Prinzipien. In Wahrheit aber sind beide nötig, denn „zum Regieren der Völker brauchen wir beides, Geist und Erfahrung einer gewissen Theorie und einer gewissen Praxis". „Wenn die wahre Theorie und die wahre Praxis ebenso feindselig gegeneinander gestellt sind, wie der Theoretiker und der Praktiker, so gibt es weder Staatswissenschaft noch Staatskunst, und es ist dann eine große Täuschung, wenn man glaubt, daß die Völker regiert würden; dann macht sich das ganze bürgerliche Wesen von selbst." „Es sind wenige Stellen der Welt, wo wirklich regiert wird."

Freilich darf das Wesen echter Staatswissenschaft sich nicht darin erschöpfen, Begriffe aufzustellen und Kunstgriffe zu zeigen, sondern muß den Wesenskern des Staates und sein Wachsen aus organisch wirkenden Kräften zu offenbaren sich bemühen. „Der Staat und alle großen menschlichen Angelegenheiten haben das an sich, daß ihr Wesen sich durchaus nicht in Worte oder Definitionen einwickeln oder einpressen läßt. Jedes neue Geschlecht, jeder neue große Mensch gibt ihnen eine andere Form, auf welche die alte Erklärung nicht mehr paßt." Eine starre Lehre von der Form des Staates mitschleppen, heißt „Begriffe feilbieten. Vom Staat aber gibt es keinen Begriff, sondern nur eine Idee." „Unsere gewöhnlichen Staatstheorien sind Anhäufungen von Begriffen und daher tot, unbrauchbar, unpraktisch. Sie können mit dem Leben nie Schritt halten, weil sie auf dem Wahne beruhen, der Staat lasse sich vollständig und ein für allemal begreifen; sie stehen still, während der Staat ins Unendliche fortschreitet." Darum wird es stets Inhalt echter Staatswissenschaft sein, den Staat als das wechselnde Gehäuse des organisch weiterwachsenden Volkes zu begreifen und die im Volk lebendigen Kräfte nach Art und Ausmaß herauszuschälen.

Ebensowenig kann man die Kunst des Staatsmannes „in versiegelten Flaschen aufbewahren und — wie es in den gewöhnlichen Schulen der Staatswissenschaft geschieht — vom Vater auf den Sohn, vom Lehrer auf den Schüler weitergeben. Ebensowenig lassen sich praktische Kunstgriffe von ihm lernen. Begreift man aber den wirklichen historischen Fall, von dem er spricht, so hat man zugleich seinen Geist begriffen. Begreift man den Gedanken, der ihn bewegt, so sieht man denselben zugleich ausgedrückt im wirklichen Leben". Seine bewegende Idee muß man kennen, um das rechte Wesen des Staatsmannes zu erfassen. Ideen aber offenbaren uns nie die Handbücher der Staatskunst, viel eher die Memoiren eines Staatsmannes. Jene sammeln tote Begriffe, in diesen ist Leben und Bewegung. Nur die Idee ist ewig; denn sie ist, sie lebt. „Alles aber, was im Staate und im Leben nach Begriffen und Grundsätzen erbaut ist, vergeht im bewegten Flusse der Zeit."

Nur der Oberflächliche wird in dieser Absage an „Grundsätze" in der Staatsführung Grundsatzlosigkeit erblicken können. In Wahrheit liegt darin die großartigste Verkündung des Grundsatzes, daß allein Gottes ewiger Wille Bestand hat und daß dieser Wille sich nie in menschlich gewollten Formen niederschlägt, sondern organisch aus den ewigen Kräften herauswächst, die Gott in jedes Volk hineingelegt hat. Diesem ewigen Schöpferplane muß der Mensch die Treue halten, denn „nicht in dem steifen Verharren auf dem Buchstaben gewisser Begriffe und Grundsätze liegt das Geheimnis der Treue und Festigkeit; wie ja überhaupt der erhabene Sinn weder des menschlichen noch des politischen Lebens sich nicht in Worten und Buchstaben abfassen läßt. Nur in der Bewegung kann sich die Ruhe und Treue zeigen; nur in der Bewegung die Festigkeit des Herzens, denn ein Herz ist auf andere Weise ruhig, als ein Stein. Wie ruhig ist die Natur in all ihrer ewigen Bewegung". Nun, diese Worte reichen so tief ins Organische hinab, daß der kalte, sezierende Verstand des reinen Vernunftsmenschen versagen muß. Man kann von diesen Worten sagen, daß man sie erfühlen muß, weil man ihren letzten Wert nicht anders zu erfassen vermag.

Um diese Beweglichkeit über den Tag hinaus, dieses Dienen an der ewig schöpferischen Idee zu ermöglichen, gehören Staatsmann und Staatsgelehrter unlöslich zusammen. Ein ungeheures Glück, wenn beide in einer Person vereinigt sind. Solche Seltenheiten aber sind Geschenke Gottes, auf die kein Mensch und kein Volk rechnen kann. Darum müssen sich im Normalfalle beide ergänzen, weil „sich der Theoretiker auf die nicht zurückzuweisende Autorität des Geistes und der Vernunft" stützt, der „Praktiker aber auf das ehrwürdige Recht der physischen Bedürfnisse und der Erfahrung. Zum Regieren der Völker brauchen wir aber beides: Geist und Erfahrung einer gewissen Theorie und einer gewissen Praxis".

Der diesem Heft beiliegende Hinweis auf die Zeitschrift: „Die Auslese" sei unseren Lesern empfohlen.

Verantwortlich ist: Professor Dr. K. Haushofer, München O 27, Kolberger Str. 18 / Verlag: Kurt Vowinckel Verlag G. m. b. H., Berlin-Grunewald, Hohenzollerndamm 83 / Druck: Spamer A.-G. in Leipzig
Alfa-Papier von E. A. Geese, Berlin SW 68 D.-A. IV. Vj. 3800

KARL HAUSHOFER:

Geopolitische Anmerkungen zum Reichserbhofgesetz

Die Neuordnung des Verhältnisses eines Volkes zu seinem Boden gehört zu den größten Aufgaben, die dem Staatsmann gestellt sind. Die Mittel zur Lösung dieser Aufgabe können zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Räumen verschieden sein. Die Extreme sind: Auf der einen Seite Auflockerung dieses Verhältnisses bei starken Bevölkerungsüberschüssen und frei verfügbarem Raum, wie es zwischen 1919 und 1930 die Sowjets versuchten; auf der anderen Seite Verfestigung des Verhältnisses bei beschränktem Raum und bei gefährdeter Bevölkerungsentwicklung (Deutschland, Italien, Japan).

Infolgedessen ist es notwendig, das deutsche Reichserbhofgesetz nicht nur vom Standpunkt der Agrarpolitik aus betrachten zu lassen, sondern auch von dem weiteren der Geopolitik. Hieraus leitet sich auch die Berechtigung für den Nichtagrarpolitiker ab, Anmerkungen zum Reichserbhofgesetz zu machen. Es ist kein Zufall, daß Geopolitik und Agrarpolitik in wörtlicher Übersetzung gleiches — wenn auch in verschiedener Weite der Auffassung — bedeuten. Die Verteidigung des Kulturbodens eines Volkes im Frieden geschieht ja auch ausschließlich durch den Bauern, und Pflugfurche und Weidezaun sind die endgültig entscheidenden Volksgrenzen! Trotzdem brauchen alle Reagrarisierungsbestrebungen, im Gegensatz zur primären Siedelungsausdehnung eines jungen Bauernvolkes, zuerst eine geistige Vorarbeit, die erst die seelische Voraussetzung in den Völkern schafft. (Deutschland, Japan, Franken-Reich, Zweites und Drittes Italien.) Das stärkste Beispiel für unsere Tage ist die Verlegung des Sitzes des Reichsnährstandes von Berlin nach Goslar! Bei der Wahl dieses neuen Schwerpunktes haben Agrargeschichte und Agrargeographie als Haupt-Teilwissenschaften der Landwirtschaftswissenschaft zusammengewirkt.

Vom Standpunkt wissenschaftlicher Arbeit in Deutschland aus können wir feststellen, daß die einheitliche Linie geistiger Vorarbeit für kommende agrarpolitische Möglichkeiten immer fortgeführt wurde, auch wenn sich die Durchsetzung ihrer Erkenntnisse gegen die Übermacht anderer wissenschaftlicher Zeitströmungen nicht immer ermöglichen ließ. (Bestes Beispiel: Fraas-Liebig! Streit in Bayern.) Für die Haltung der Zeitschrift für Geopolitik können wir auf deren agrarpolitische Aufsätze, besonders auf den im Aprilheft 1933 enthaltenen: „Das Agrarrecht als Mittel des sozialen Umbaues" verweisen. Die Mittel zur Schaffung und Erhaltung eines arbeitsfähigen Agrarwesens („Wesen" dabei im Sinne der modernen Biologie verstanden) mußten zu verschiedenen Zeiten verschieden sein. Der Zwang zur Reichsgründung nach dem Abschluß der Völkerwanderung erforderte in vielen Teilen des Reichsgebiets eine ausgesprochene, teilweise gewaltsame Verfestigung des Verhältnisses Volk zu Boden, wie es dann im Lehens- und Ordens-

system erstarrte, das wieder in der großartigen Organisation der Rodungs- und Siedlungsbewegung seinen Berechtigungsnachweis erbrachte. Im Gegensatz dazu erzwang die sprunghafte und auf allen Lebensgebieten revolutionär wirkende Bevölkerungsvermehrung vom Ende des 18. und während des 19. Jahrhundert eine Lockerung dieses Verhältnisses, unter deren negativen Auswirkungen wir heute leiden.

Es handelt sich also für die Geopolitik nicht darum, das Reichserbhofgesetz als ein Zurückgreifen auf frühere geschichtliche Organisationsformen zu erklären. Man würde seiner ungeheueren Bedeutung als einer heutigen und in die Zukunft weisenden Lösung der großen staatsmännischen Aufgabe damit nicht gerecht werden; genau sowenig, wie man der Agrarpolitik vergangener Jahrhunderte dadurch gerecht würde, daß man sie von den heutigen und nicht von den damaligen Voraussetzungen aus beurteilen wollte. Das sogenannte „bürgerliche" Zeitalter in Deutschland hat in Stil und Stimmung während seiner kurzen Blütezeit auf die deutsche Renaissance zurückgegriffen; die Romantik auf das Hochmittelalter usw.; China auf seine Klassiker; Japan nicht weniger als dreimal auf seine nationale Shinto-Erneuerung. Alle diese Rückgriffe haben zwar an sich einen nicht zu unterschätzenden suggestiven Wert, sie werden aber regelmäßig schon von der zweiten oder dritten nachfolgenden Generation nicht mehr voll verstanden. Große Reformen können sich infolgedessen nicht auf den geschichtlichen Rückgriff stützen. Sie dürfen zwar das Heute in Rechnung setzen, müssen aber doch schließlich auf dem Morgen beruhen. Wir würdigen also das Reichserbhofgesetz als das, was heute aus einer höheren und langwirkenden Notwendigkeit heraus für die deutsche Zukunft zu geschehen hatte. Ihre Verfasser hatten seinerzeit die Weimarer Verfassung als die „modernste" Verfassung der Welt bezeichnet; demgegenüber ist die neue deutsche Agrarverfassung nichts anderes als eine Fortbildung der ältesten, bewährtesten und „ewigen" Agrarverfassung.

Es ist wichtig zu wissen, daß das Reichserbhofrecht in einem sehr weitgehenden Maß wissenschaftlich unterbaut worden ist und auf einzelnen Gebieten noch unterbaut werden kann. Es spricht für das Gesetz, daß sein Schöpfer Darré auf ein einheitliches agrarpolitisches Gedankengebäude verweisen kann, das zum erstenmal nach einigen Jahrzehnten der Auseinanderentwicklung die Wirtschaftslehre des Landbaues und das agrarpolitische Verhalten des Staates zu einer Einheit zusammengebaut hat. Damit ist eine Reihe von Zwiespältigkeiten aus der Politik verschwunden, die als „Antinomien der deutschen Agrarpolitik" jahrelang unüberwindlich schienen. Es wird die Aufgabe der wissenschaftlichen Mitarbeiter des Reichsbauernführers sein, aus dem Gedankengebäude der deutschen Agrarpolitik ein geschlossenes Lehrgebäude zu machen, das auch über die heutigen

Reichsgrenzen hinaus wirken kann. Wir konnten aus dem Bauerntumswerk Darrés den Abschnitt über das europäische Waldbauerntum auf Grund der genauen Kenntnis der Lebensbedingungen eines eigenen oberbayerischen Bauernhofs nachprüfen und fanden eine biologisch einwandfreie und im Geist der Landschaft vollkommene Darstellung dieses landwirtschaftlichen Lebenskreises.

Die Geopolitik hat jede drohende Verengung des deutschen politischen Horizontes bekämpft und infolgedessen auch mit guten Gründen und im Bewußtsein ihrer deutschen Verantwortung die ängstliche Vermeidung des Wortes „europäisch". Sie begrüßt darum, daß die junge Schule deutscher Agrarpolitiker sich den Blick über die Reichsgrenzen neu erobert hat. Es ist schon mehrere Jahre her, daß ein us-amerikanischer Agrarpolitiker nach einer Studienreise durch Europa „the green rising" (d. h. die Bauernerhebung) auch für die Teile Europas vorhersagte, die noch nicht von den Nachkriegsagrarreformen ergriffen waren. Es gibt in der Darréschen Agrarpolitik wahrscheinlich viel mehr Fäden der Verständigung unter den europäischen Bauernschaften im Dienst der Selbsterhaltung des alten Erdteils, als in der alten. Der besondere Anteil der Neuordnung der Handelspolitik an dieser Verständigung ist nicht zu unterschätzen; die klare ständische Steuerung der innerdeutschen Marktpolitik ermöglicht einen klaren Überblick über den Einfuhrbedarf; der Handelsvertragspartner erkennt von vornherein einen von Prestige- und anderen Gründen freien, sachlichen Rahmen möglicher Einfuhrkontingente.

Die größte Verheißung für die Arbeitsfähigkeit der neuen Agrarpolitik ist die Einheitlichkeit, mit der sich der neue politische Stil gerade in ihr durchgesetzt hat. So betrachtet ist es auch kein Zufall, daß die Landwirtschaft sich als erste ihren Stand schaffen konnte. Mit dem Reichserbhofgesetz muß infolgedessen das Reichsnährstandsgesetz als zwar dem Inhalt nach getrennt, geistig aber zusammengehörend und von gleicher Zukunftsbedeutung genannt werden. Die auf Grund des Reichsnährstandsgesetzes begonnene Marktregelung ist eine der größten sozialrechtlichen Aufgaben, welche die Organe der Bauernschaften in engste Zusammenarbeit mit dem Leben des Gesamtvolks, also auch der Verkehrs- und Industriezentren bringt. Die dadurch geschaffene Gewährleistung, daß diese Fühlung nicht verlorengehen kann, ist neben der Existenzsicherung für die Landwirtschaft selbst, die erstwichtigste Nebenwirkung! Denn sosehr das Reichserbhofgesetz eine Sonderstellung für den Bauernstand bedeutet, sosehr bleibt er auf dem Absatzweg mit den nichtlandwirtschaftlichen Volksteilen verbunden.

Man hat dieses Sonderrecht des Bauern aus prinzipiellen Gründen abzulehnen versucht. Sobald man aber die Geschichte unter dem Gesichtspunkt des „Staates als Organismus" überblickt, findet man mehr derartige Sonderrechte. So wurde z. B. das deutsche Städtewesen zu jener Zeit, als der große Organismus dieses Glied besonders auszubilden begann, unter dem Sonderrecht „Stadtluft macht

frei" begründet. Ein geheimnisvoller Instinkt des Lebens in gesunden Völkern (Staats-„Wesen") schafft die Stimmung für Sonderrechte für bedrohte oder besonders lebenswichtige aufzubauende Glieder oder für eine Beschneidung zu üppiger. Es gibt zahllose geschichtliche Beispiele für die zeitweise Förderung von Krieger- und Priesterkasten, von Städteverbänden und Bauernschaften, und meist ebenso viele für den Wiederabbau. Aufgabe der wissenschaftlichen Politik, in genauerem Begriff Aufgabe der auf sie gebauten nicht lehrbaren Staatskunst ist es, aus diesen Wandlungen heraus eine Form zu finden, die dann durch die Zustimmung der Geführten sich als die gültige erweist. So können wir das Reichserbhofgesetz als eine direkte Lebensäußerung und Bestätigung des Lebenswillens des deutschen Volkes werten, und als eine der stärksten und am besten begründeten.

Damit ist es zugleich ein untrennbarer Eckstein zu einem — deutscher volkspolitischer Wesensart gemäßen — Lehrbau der Geopolitik.

ALBERT SCHMID:

Zur Geopolitik des Arbeitsdienstes

Unser Führer Adolf Hitler hat bei seiner Reichskanzler-Antrittsrede ausdrücklich erklärt, daß der Arbeitsdienst eine Säule in seiner zukünftigen Politik sein werde. Was ist nun dieser Arbeitsdienst, was bezweckt er und in welcher Beziehung steht er zur Geopolitik?

Der Staatssekretär für den Arbeitsdienst, Reichsarbeitsführer Hierl, gibt auf die erste und zweite Frage eine kurze und klare Antwort, wenn er sagt:

„Der Arbeitsdienst ist Dienst am deutschen Volke, nicht nur, indem er den deutschen Boden bearbeitet, damit zwei Halme sprießen, wo vorher nur einer wuchs, sondern vor allem dadurch, daß er auch die jungen deutschen Menschen bearbeitet, so daß auch dieser lebendige Acker doppelt reiche Frucht trägt für unser Volk. Auf dieses hohe volkserzieherische Ziel muß das ganze Leben im Arbeitsdienst gerichtet sein."

Und weiter sagt der Inspekteur der Führerschulen, Will Decker:

„Der Arbeitsdienst ist in umfassendem Maße die Erziehungsschule der deutschen Jugend, in der Arbeiter-, Bürger- und Prinzensöhne, in der alle jungen Menschen unter dem deutschen Schicksal ihre Hände ineinanderlegen, um für die Zukunft unseres Volkes die Werte zu schaffen, die wir brauchen. Und wenn wir den Arbeitsdienst als die große Erziehungsschule des deutschen Volkes ansehen, und wenn wir in ihm dann auch ein Instrument sehen, die deutsche Volkswirtschaft wieder gesund machen zu helfen, weil wir neue Heimat gewinnen, neues Bauerntum schaffen und allen Deutschen eigenes Brot geben, dann ersteht vor uns das einmalige Neue des deutschen Arbeitsdienstes, des großen Ausdruckes unserer Zeit."

Wir Führer des Arbeitsdienstes erstreben daher bewußt die enge und tiefe Verbundenheit mit Volk und Raum an. Wir wissen genau aus unserer 2000jährigen Geschichte, daß es nur ein Unglück war, wenn wir in die Ferne zogen. Arm und geschlagen mußten wir immer wieder zu unserer Heimat und zu unserem Volke, unserer Rasse zurück, zu den Wurzeln unserer Kraft. Unsere Zukunft ist

Deutschland und das deutsche Volk, nicht ein Deutsches Reich, nicht Länder und nicht Stämme.

*

Der einzelne Volksgenosse kannte bisher sein Volk und sein Land viel zuwenig. Mancher lebte in guten Verhältnissen in einer Großstadt, gedankenlos sah er auf dem Markt oder in den Geschäften die Erzeugnisse seiner Heimaterde und die der fremden Länder. Er kaufte Auslandswaren, ohne zu überlegen, daß er damit sein eigenes Volk, den Bauer, den Fabrikarbeiter usw. schädigte. Er kannte nicht die Not des Landes oder des arbeitslosen Volksgenossen in den dunklen Löchern der Hinterhäuser und Mietskasernen, er wollte sie vielleicht nicht kennen. Ein anderer, seit Jahren arbeitslos, lebte mit seiner abgehärmten Frau und seinen kranken Kindern verbittert und verzweifelt und war gegen alles apathisch geworden. Menschen in besseren Verhältnissen waren grundsätzlich seine Feinde.

Hier nun beginnt die erste Aufgabe des Arbeitsdienstes. Es genügt nicht, den Wohlhabenden über sein Verhalten aufzuklären, den Arbeitslosen wieder in Arbeit zu bringen. Die Kluft würde bestehen bleiben. Wenn man aber die reifere Jugend aus diesen Familien herauszieht und sie für einige Zeit unter gleichen Bedingungen zusammen leben läßt, dann beginnt das gegenseitige Verstehen und Achten, die gegenseitige Erziehung, da entsteht wieder die Frontkameradschaft. Einer sieht im anderen den Volks- und Schicksalsgenossen; mit der gleichen Liebe zu seiner Heimat, seinen Eltern und Geschwistern; mit demselben Streben nach Höherem; aber auch mit gleichen oder ähnlichen kleinen täglichen Sorgen; mit den gleichen menschlichen Schwächen und Fehlern.

Durch eine etwa einjährige systematische Schulung des Körpers: Gymnastik, Sport und Spiel, durch einen systematischen staatspolitischen Unterricht, ferner durch die Gewöhnung an eine geregelte tägliche Arbeit, entsteht der zukünftige deutsche Mensch. Hierbei lernt der Junge, — und das ist eine Erziehungsmaßnahme mit starker geopolitischer Dauerwirkung, — die verschiedenen Gegenden seiner deutschen Heimat kennen und schätzen. Durch seine Hände Arbeit rodet und hackt und schaufelt er an seinem Heimatboden und erringt damit die Brotfreiheit seines Volkes. Man muß unsere Jungens gesehen haben, wie sie mit entblößtem Oberkörper, in Schweiß gebadet, aber dabei lustig scherzend und singend, schaffen; man muß in die klaren und freudigen Augen geblickt haben, welche noch vor kurzem trübe und stumpf waren; dann wird man verstehen lernen, daß wir auf dem richtigen Wege sind: Es entsteht ein völlig neues Verhältnis zum Boden, ein neues Verhältnis zum Leben überhaupt. Das bedeutet eine soziale Auslese unter neuen und fruchtbaren Gesichtspunkten. Wer den Arbeitsdienst erlebt hat, besitzt eine unmittelbare Verbundenheit zum Boden und eine wesentlich engere Beziehung zum Mitmenschen überhaupt, als sie bisher in der städtischen Erziehung denkbar war. Arbeitsdienst: das ist Überwindung der Verstädterung.

*

Der Arbeitsdienst muß aber noch aus einem anderen Gesichtswinkel betrachtet werden: dem Ziel der Brotfreiheit. Es bedarf dies kaum einer Erklärung, denn heute noch steht fest, daß unser Volk in Zeiten einer Krise, wo es von der Einfuhr abgeschnitten wird, verhungern würde. Unser derzeitiger Raum ist zu klein, um uns zu ernähren. Die früheren Feinde haben uns im Versailler Vertrag absichtlich wertvolle Gebiete unseres schon damals zu engen Raumes genommen und unseren schwachen Volkskörper weiter verstümmelt. Betrachten wir einige nüchterne Zahlen:

Bekanntlich leben im Deutschen Reich 140 Menschen auf 1 qkm (in Frankreich 75; in Polen 8,2; im europäischen Rußland 19; in der Tschecho-Slovakei 104). — Allein die Lebensmitteleinfuhr beträgt immer noch etwa 2 Milliarden jährlich, nachdem sie durch unsere Verarmung und durch entsprechende Aufklärung von etwa 3,5 auf 2 Milliarden gesenkt wurde.

Wie können wir nun die letzten 2 Milliarden wegbringen? Nur durch intensivere Ausnutzung des an und für sich zu engen Raumes: durch Bodenverbesserung also und durch Neulandgewinnung. Im innerdeutschen Raum sehen wir noch manche Möglichkeiten einer landwirtschaftlichen Besserung. So haben wir rund 8,5 Mill. ha entwässerungsbedürftiges Kulturland, ferner noch rund 2,5 Mill. ha kulturfähiges Moorgelände und Ödland. An Umlegungen (Flurbereinigungen) sind noch etwa 4 Mill. ha durchzuführen, Hochwasserschutz muß auf etwa 1 Mill. ha gemacht werden. Ferner Großlandgewinnung an der Nord- und Ostsee durch Deichbauten, Trockenlegung des Frischen Haffes usw. Dazu kommt noch vieles andere, wie z. B. Siedlungen, Forstwirtschaft, Wegebauten usw.

Bedenkt man, daß alle vorgenannten Arbeiten volkswirtschaftlich wertvoll sind, so ist nicht nur eine langfristige Bereicherung der Volkswirtschaft vom Arbeitsdienst zu erwarten, — es ergibt sich auch ein schnell wirkender Beitrag zur Wirtschaftsbelebung. Denn auf dem neugewonnenen Raum entstehen neue Dörfer, neue Straßen und Eisenbahnen. Das wirkt belebend auf Industrie und Handel. In den neuen Siedlungen kann der noch zu erwartende Bevölkerungsüberschuß des nächsten Jahrzehnts und der Teil unseres Volkes untergebracht werden, der der mordenden Stadt entflieht. Umgekehrt sollen aber auch beträchtliche Stücke ungeeignetes Kulturland in Naturland zurückverwandelt werden. Manch ein in unverständiger Weise abgeholzter Hang ist wieder aufzuforsten, weil er sich zur Forstwirtschaft besser eignet als für landwirtschaftliche Zwecke.

Mit der Zeit entsteht so ein neues Bild unseres Raumes, ein Bild allerdings, sehr zweckmäßig und bis ins einzelne durchdacht und gewollt. Ein Bild aber auch in strenger Anlehnung an die Tradition der Verbundenheit von Blut und Boden.

Der Arbeitsdienst ist somit der erste Diener am Volke und seinem Boden; jedes einzelne Mitglied des Arbeitsdienstes muß den tiefen Sinn seiner Arbeit fühlen, mancher wird dabei Freude und Liebe zur körperlichen oder handwerklichen Arbeit bekommen. Er möchte bei dieser Arbeit bleiben, er

möchte auf der Scholle seßhaft werden. Die Erfahrung hat gezeigt, daß unsere Erwartung, der Arbeitsdienst führe zur Wiederverwurzelung, richtig ist. Selbstverständlich müssen wir darauf achten, daß die Verpflanzung nicht in Räume erfolgt, die allzu wesensverschieden vom geographischen oder geistigen Heimatsraum sind, weil sonst die Lebensbedingungen doch zu fremd sind.

Bei der Verpflanzung der jungen Freiwilligen von ihrer Heimat nach ihrer neuen Wirkungsstätte darf auch ein weiteres Moment nicht übersehen werden: das rassische. Es ist selbstverständlich, daß viele der jungen Menschen in ihren neuen Standorten Beziehungen mit dem anderen Geschlecht anknüpfen, teils dort einheiraten oder von dort sich ihre Frau holen. Im Interesse des Volksganzen ist dies zu begrüßen, handelt es sich doch bei diesem Blutaustausch von sonst abgeschlossenen Gebieten in der letzten Auswirkung um eine Blutauffrischung mit körperlich und moralisch gesunder und kräftiger Jugend. Beim Einsatz des Arbeitsdienstes sind diese Gesichtspunkte unter Wertung der voraussichtlichen Blutsmischung vorzubedenken.

Das Erleben des deutschen Arbeitsdienstes hat noch weitere Auswirkungen, die wir ebenfalls begrüßen: die Freiwilligen tragen es heim in ihre Familie und hinaus in die Welt. Dadurch nehmen auch Angehörige und Freunde mittelbar teil an der neuen Volksgemeinschaft, an der Zurückstellung des eigenen Ich, an einem Dienen am Ganzen.

Auch aus dieser geopolitischen Aufgabenstellung des Arbeitsdienstes ergeben sich die Forderungen: Jahr für Jahr muß eine halbe bis eine Million junger Volksgenossen geschult werden, die große Idee und die Segnungen der bluts- und schicksalsverbundenen Einigkeit des deutschen Volkes erleben. — Leider sind wir aber noch nicht so weit, da wir zur Zeit erst einen freiwilligen Arbeitsdienst haben und nicht die gesamte Jugend erfassen können. Obwohl die Arbeitsdienstpflicht aus allen Kreisen des Volkes immer dringender gefordert wird und von uns sehr begrüßt würde, mußte doch damit noch gewartet werden, da erst ein geeignetes Führerkorps und brauchbare Unterkünfte zu schaffen sind.

HEINZ KONRAD HAUSHOFER:
Der europäische Kulturboden

Es ist auffallend, eine wie große Rolle der Hirsebrei im deutschen Märchen spielt, trotzdem sein Genuß fast vollständig, der Anbau der Hirse mit wenigen Ausnahmen aufgehört hat, während er noch im Anfang des vorigen Jahrhunderts allgemein bekannt war. Das „Vorkommen im Märchen" aber ist ein völkerkundlich ungemein wichtiges Kennzeichen für Alter und Bedeutung[1]). Aus dem

1) So erschloß z. B. Darré die Bedeutung des Königsmantels aus der Rolle, die das

Schicksal dieser einen Frucht — wie überhaupt aus den Wanderungen und Wandlungen der Haustier- und Kulturpflanzenrassen — ergeben sich Streiflichter auf die Gesamtgeschichte des Kulturbodens.

Die Hirse ist eine in Deutschland fast untergegangene Frucht; ihr Untergang ist das Anzeichen einer der ungeheuersten Wandlungen, die jemals auf diesem Kulturboden vorgegangen ist: denn sie war die wichtigste Frucht des europäischen, viehzüchtenden Waldbauern vor der allgemeinen Ausbreitung des Pflugbaues! Wir sind zu sehr an die allgemeine, schon in der Schule gelernte Formel für den Aufstieg des menschlichen Landbaues gewöhnt, diese drei Stufen: Jäger (und Fischer), Hirten und Ackerbauer. Auch sind wir zu sehr gewohnt, eine bestimmte Form des Ackerbaues, d. h. jene eigentümliche Bestellung mit Pflug und Viehvorspann, als die Spitze der möglichen Entwicklung der Bodenkultur zu betrachten. Zweifellos ist aber der Gartenbau, d. h. der vervollkommnete Hackbau, diese Spitze, soweit wir das an den jetzt vorhandenen Formen der Bodenkultur beurteilen können. Der Pflugbau hat den Anbau der Hirse in Deutschland zum Verschwinden gebracht; nur unter extensiven Verhältnissen, wie im Bayerischen Wald, konnte sie sich noch längere Zeit in kleinem Umfang halten. Weiterhin wurde schon vor Generationen eine Krise des Pflugbaues als Kulturform vorhergesagt und tatsächlich gehört heute das Getreide im europäisch-nordamerikanischen Kulturkreis zu den Kulturpflanzen, die nach einer zu großen Anbauflächenausdehnung in Rückzugskämpfen begriffen sind, die freilich nur eine kurze Phase in größeren Entwicklungen darstellen.

Das bedeutet, daß mit den Völkern auch die Rassen der Kulturpflanzen ebenso wie der Haustiere und ebenso die Formen der Bodenkultur in langwelligen Kämpfen auf- und abgehen, herausgezüchtet werden und wieder in den Wildzustand oder in das Märchen heruntersinken.

Das, was wir im siedlungsgeographischen, biologischen und wirtschaftlichen Sinn als „Kulturboden" bezeichnen, ist damit auch keine einmal gegebene Größe, sondern ein Ergebnis dieses Kampfes. Der Kulturboden, zunächst rein physikalisch genommen, hat nur in der Kulturform des Ackerbaues überhaupt katastralisch festlegbare Grenzen. In der Wiesen-, Weide- und in der Waldwirtschaft geht er — und eben das ist eine gewisse Gefährlichkeit in der Beurteilung! — ohne Grenze in die Wildlandschaft über. Das wesentliche Kennzeichen, ob irgendein Teil des Besitztums der europäischen Völker als Kulturboden anzusprechen ist, ist einzig und allein die daran geleistete menschliche Arbeit. Die Eignung zum Kulturboden ist natürlich verschieden: Grenzfälle sind einerseits das an

---

Hermelin (oder große Wiesel) noch vor Einführung der Hauskatze gespielt hatte. Wer erinnert sich bei der Märchenerscheinung des gekrönten Schlangenkönigs an die Rolle der früheren Hausotter; oder daran, daß die Hausunke oder -kröte ihren bestimmten Platz in ungepflasterten Kellern hatte, so daß man dem Kind durch ein Märchen verbieten mußte, nach ihr zu schlagen!

den Küsten eingedeichte Land, kultivierte Moore, ebenso die Bergäcker, auf welche die Erde mit Maultieren oder durch menschliche Kraft hinaufgebracht werden muß („sekundäre Kulturböden); andererseits Böden wie der „Goldenen Aue" und ähnliche, aus denen auch nach jahrzehntelanger Vernachlässigung der Pflug wieder leidliche Ernten hervorrufen kann. Der Anteil der primären Kulturböden, d. h. derjenigen, die es auch ohne ständigen Aufwand an menschlicher Erhaltungsarbeit sind, ist in Europa relativ gering, und sinkt in einzelnen, besonders gebirgigen Ländern auf wenige Prozente [1]).

Das bedeutet für den Menschen: Solange in Europa (und überhaupt auf der Welt) Landbau getrieben wird, ist auf dem einen Boden und unter dem einen Klima mehr Arbeit nötig, um das Leben zu erhalten, als auf dem andern. Die Wirtschaftlichkeit der aufgewendeten Arbeit ist auf einer Hochalm eine andere als in der lombardischen Ebene, und in Holstein eine andere als in den Pyrenäen. Man könnte daraus viel Theoretisches über die notwendige Ungleichheit in der wirtschaftlichen und damit kulturellen Lage der Menschen ableiten, eine Erkenntnis, die ohnehin vom Boden her verständlicher ist als von der Stadt. Jeder Bauer, der auf einer windumfegten Höhe hoch über der geschützten Flur des Dorfes wohnt, weiß, daß er anders und mehr zu arbeiten, und weniger an Ertrag zu erwarten hat, als die unter ihm, und daß ihm auch in der sekundären Neuschaffung von Kulturboden Grenzen gesetzt sind, welche die andern nicht kennen [2]). Trotzdem kann er wenig Unzufriedenheit haben, denn er sieht es ja täglich vor seinen Augen: Daß nicht alle im Tal Landbau treiben können und daß — ganz primitiv gesprochen — „irgend jemand eben einfach auf dem Berg wohnen muß" [3]). Oder übertragen: daß irgend jemand in Neuseeland und der andere im Frankenwald siedelt. Jedem Bauern ist diese Beantwortung der Frage selbstverständlich. Aber es konnte tatsächlich die Gegenfrage aufgestellt werden: Ist es wirklich unumgänglich nötig, daß der eine die „Goldene Aue" bebaut, während der andere in der Eifel oder im Frankenwald die Steine aus dem Acker gräbt?

Diese Gegenfrage ist bereits in anderm als im bäuerlichen Sinn beantwortet worden und man hat die Antwort schon durch großzügige, planmäßige Umsiedelung in die Tat umzusetzen versucht, wie in Rußland. Das geht ohne weiteres da, wo noch genügend primäre Kulturböden zur Verfügung stehen oder wo zur Neuindustrialisierung Arbeiter nötig sind, oder wo die Meliorationen, d. h. die bereits im Kulturboden versenkte Arbeit und die Gebäude keinen zu großen Wert

1) Eine der wenigen Möglichkeiten, in Deutschland einen wirklichen Nachweis über die Eigenschaft eines Bodens als primärer oder sekundärer Kulturboden zu führen, ist die Art der Wiederaufnahme des Landbaues nach der Verödung des Dreißigjährigen Krieges!

2) Z. B.: 100 m Höhenunterschied im Voralpenland bedingen eine Verschiebung des Beginns der Vegetation im Frühjahr um etwa acht Tage. 3) Außerdem wurde der wirtschaftliche Ausgleich bis zum Beginn einer geregelten Forstwirtschaft durch die Möglichkeit freier Rodung, nach deren Aufhören durch die Abstufungen des Bodenpreises geschaffen!

bedeuten. Aber im „alten Europa"? Darum gibt es in alten Kulturländern grundsätzlich keine andere Lösung des Zwiespalts zwischen „primären" und „sekundären" Kulturböden, keine andere Dauerlösung des Problems dieser bodenbedingten Ungleichheit und Gliederung als die bäuerlichen Besitzes und bäuerlicher Siedlung.

Es kann als eine, dem Verfasser als Landwirt verzeihliche Einseitigkeit empfunden werden, daß der Begriff „Kulturboden" bisher ausschließlich im biologischen und wirtschaftlichen Sinn des Landbaues aufgefaßt wurde. Schon der Umstand stimmt nachdenklich, daß der Begriff „Kulturboden" auch in der wissenschaftlichen Sprache zwei Bedeutungen hat, daß er sowohl die Grundlage der „Landeskultur" im landwirtschaftlichen Sinn, als auch dessen, was der Städter als „Kultur" bezeichnet, in sich begreift. Tatsächlich haben sich die beiden Bedeutungen des Begriffs bis noch vor einigen Jahrzehnten vollkommen gedeckt. Seit dem Aufblühen des Überseehandels und der Industrie haben sie sich auseinander entwickelt. Trotzdem decken sie sich auch heute noch so weit, daß die eine Seite ohne die andere auf die Dauer unmöglich ist. Eine Bestätigung dafür ist, daß Spitzen des Landbaues außerhalb des kulturellen Volksbodens nicht dauernd bestehen können: der baltische Großgrundbesitz. Andererseits ist die Abstraktion eines reinen Industriestaates ohne eine das Land erfüllende und bearbeitende Bevölkerung kaum durchzudenken, geschweige denn durchzuführen. Das Aufgeben des Kulturbodens bedeutet deswegen überall da, wo sich eine starke äußere (künstlerische oder Bau-) Kultur entwickelt hat, auch das Aufgeben dieser Kultur, d. h. die Selbstaufgabe als Individualität, sei es des Volkes, des Stammes, der Familie oder des Einzelindividuums.

Wir haben damit um das Zentrum „Hirsebrei' einen großen Kreis beschrieben, dessen einzelne Sektoren von vielen Wissenschaften gebildet werden: Ethnographie und Archäologie, Geographie, Geschichte, Biologie, und der deswegen so außerordentlich schwer vom Einzelnen zu durchdringen ist. Wer erfaßt heute das alles: zugleich das geheime Leben im garen Ackerboden, der elastisch unter dem Fuß lebt wie ein gesäuerter Brotteig; zugleich die Grundsätze, nach denen ein Einödbauer als Folge wirtschaftlicher und anderer unwägbarer Gründe den Standort seines Hofes gewählt hat; zugleich die rassischen und religiösen Antriebe, die in der Erhaltung von Bauernschaften mitgewirkt haben und die Gesetze, nach denen die Bauernfamilien ihre besten Blutlinien zu Höchstleistungen geistiger und künstlerischer Kultur entsandt haben. Das alles und noch sehr viel mehr ist im europäischen Begriff des „Kulturbodens" eingewebt, ein feines Netz urältester und neuester Beziehungen, das sich der rohen Gestaltung der Landschaft angepaßt hat wie ein edles Kleid. Es muß betont werden: Es ist für keinen einigermaßen mit Vollmachten ausgestatteten Agrartechniker eine Kunst, dieses

Netz der Beziehungen zwischen Mensch und Landschaft auch auf dem europäischen Kulturboden zu zerreißen. Solches Können hat sich leicht in volkswirtschaftlichen Seminaren gelernt. Es ist auch für keinen europäisch geschulten Agrartechniker eine Kunst, auf Grund solcher Vollmachten mit den Hilfsmitteln moderner Technik auf unbeschränkten Flächen Getreidebau zu treiben. Wohl aber ist es eine Kunst — im wahren Sinne des Worts, nicht nur eine Wissenschaft — auf allseits begrenzten Böden eine möglichst große Zahl von Menschen bei wirtschaftlich und seelisch möglichst glücklichen Lebensbedingungen zu erhalten. So wurde von je das Ziel jedes europäischen Agrarwesens definiert.

Die große Frage, deren Beantwortung die Zukunft des europäischen Kulturbodens bestimmen wird, ist nun diese: Wieweit ist es Europa gelungen, durch eine auf Grund dieser Definition bestimmte Besiedlung und Bebauung seiner Böden dieses Ziel zu erreichen? Wieweit beruht der Landbau Europas im Strukturgleichgewicht? Die Antwort wurde von allen denen, welche die Entwicklung in irgendeiner Richtung mit ihren Gedanken oder Händen fördern, verschieden gegeben. Jedenfalls kann aber gesagt werden, daß die — für die bäuerlichen Gebiete Deutschlands überwundene — Krise unseres Kulturbodens nicht entstanden ist durch die konsequente Durchführung der Grundgedanken dieses europäischen Agrarwesens, sondern durch deren Verlassen.

Damit ist die Frage: Was ist eigentlich der europäische Kulturboden? nahe an die Antwort herangerückt. Sie lautet: Der Kulturboden ist, und zwar in den beiden Sinndeutungen, die er zuläßt: landbaulich und „kulturell", ohne den Geist der ihn erschafft und hält, nicht dauernd existent. Er wächst mit der Idee der Selbstverantwortlichkeit des Kulturträgers und verfällt mit ihr; und am schnellsten da, wo für rational eingerichtete kollektive Landbau-Unternehmungen die Voraussetzungen fehlen, sei es in der Qualität des Bodens oder Klimas, oder in der hindernden Kleingliederung der Landschaft.

Welches ist dieser Geist? Er ist der gleiche, der unserer Landschaft jenen Kranz unvergleichlicher kleiner und großer Kultstätten gegeben hat, von den grasüberwachsenen Kriegergräbern der Hallstadtzeit über Melk und Ottobeuren bis zum kleinsten alpenländischen Feldkreuz. Er ist der gleiche, der aus kleinen Feldblumen und Steinpflanzen in langer Arbeit die lodernde Pracht unserer Gärten gezüchtet hat. Er ist der gleiche, der aus einer Reihe mythischer Begriffe heraus den Pflugbau erfand. Es ist der gleiche, der unserer Hirse den Platz einer lieben und kindlichen Erinnerung im Märchen gegeben hat... vom Hirsebrei!

RUPERT VON SCHUMACHER:

Der Südostraum in der Konzeption Mitteleuropas II

Die Voraussetzungen im deutschen Raum

Die Erkenntnis eines einheitlichen Raumes vom Bodensee bis zur persischen Grenze, die ihre unmittelbare Grundlage im Balkanpakt, sowie in den Verflechtungen der Bündnisse, Interessengruppen und Raumbildungen des letzten Jahres gefunden hat, fordert gebieterisch auch von der deutschen Einstellung zum Südosten eine großräumige Schau: ja, sie muß über die Konzeption der anderen Mächte hinausgehen. Eine großräumige Schau ist aber das Ergebnis großräumlichen Denkens. Wo Teilinteressen das politische Handeln bestimmen, vermag man vielleicht großräumliche Vorgänge objektiv zu registrieren, ihre Auswertung wird aber an der Untauglichkeit der kleinräumlich geschulten Hand scheitern. Für die europäischen Großmächte, die über die Grenzen des Kontinents hinausgreifen, ist diese Einheit zwischen großräumlicher Basis und Sichtweite gegeben; ihre Konzeption des Südosten konnte nicht unter binnenpolitischen Hemmungen leiden. Anders ist die Grundlage der deutschen Geschichte. Man müßte über die Chronik der Beziehungen Zentraleuropas zum Südosten ein „Pater peccavi" setzen, wenn nicht geopolitische Gründe, die heute endlich in zweifacher Hinsicht, nämlich in außen- und innenpolitischer Hinsicht, beseitigt sind, den Hemmungen im nachbarlichen Verhältnis zwischen den beiden Räumen zugrunde gelegen hätten. Dem Geopolitiker ist es nicht verwunderlich, daß die deutsche Geschichte in langen Abschnitten zum Schaden der deutschen Politik jede großräumige Auffassungsgabe für den Südosten vermissen läßt: sie ist den kleinräumlichen Splittertendenzen Mitteleuropas erlegen. Doch erhält die Südostfrage ihre besondere Note durch den Bestand des mächtigen deutschen Kolonialreiches der Donaumonarchie, die als Einheit einer Vielheit im Rücken und einer Vielheit an der Front gegenüberstand, und durch die labile Eigenart des Südosten.

Ist die Erkenntnis des gesamt-südöstlichen Charakters die erste Stufe zur Umwandlung der Mentalität des deutschen Volkes gegenüber unserm Nachbarraum, so ist die zweite das Bewußtwerden der räumlichen Ursachen im eigenen deutschen Raum, die darum einer eingehenden Untersuchung bedürfen. Die raum-geschichtliche Betrachtung richtet aus diesem Anlaß das geopolitische Scherenfernrohr am zweckmäßigsten vom Standort der eine Zwitterstellung einnehmenden Donaumonarchie auf die gestaltenden Faktoren im mitteleuropäischen Feld. Unter diesem Gesichtswinkel ergibt sich, daß das Verhältnis des Reiches zum Südosten immer am stärksten durch die verwirrende Fülle der Grenz- und Randprobleme des deutschen Raumes bestimmt war; denn dieser entsprachen ebenso viele politische Konzeptionen und Meinungsbildungen. Der Mangel eines geographischen Kristalli-

sationspunktes im deutschen Raum wird hier besonders deutlich sichtbar. Schon allein die Tatsache der Existenz einer österreichisch-ungarischen Monarchie, der Umstand, daß Wien als grenzständige Stadt zum Reichszentrum hatte werden können, und der nicht immer berechtigte Wunsch wie die Schwierigkeit, die andern deutschen Teilräume für die Südostinteressen zu gewinnen, sind Erfahrungen, die reiche Aufschlüsse über das mittel-südosteuropäische Verhältnis geben.

Die Entwicklung Österreich-Ungarns verrät uns die geopolitische Ursache der peripheren Anordnung der geschichtsbildenden Landschaften im deutschen Siedlungsgebiet: es ist offenkundig eine Bevorzugung der potamischen Räume und niederschlagsreicher Gebiete durch das deutsche Volk, welche die Reichsform und -gliederung gestaltet, die Reichsidee beeinflußt hat und die stärkste Dynamik von den Rändern ausgehen läßt, wo die dem deutschen Raumempfinden gemäßen größten Landschaftseinheiten und -individualitäten des deutschen Raumes angeordnet sind. Es ist das, gemessen an künftigen Notwendigkeiten, gewaltige Verdienst K. Haushofers, die genetischen Wurzeln dieser entscheidend wichtigen Tatsache herausgearbeitet zu haben (30), während H. Hassinger die Nachweise der Wirksamkeit dieser rassisch-räumlichen Zusammenwirkung für den Sudetenraum erbracht und für die Karpathenbesiedlung angedeutet hat (31) — nicht zu vergessen die grundlegenden Ausführungen R. Kjelléns (32).

Diese Tatsache — das Rhein-Weichsel-Donau-Schicksal des deutschen Volkes — ist nur von Reichsgewalten überwunden worden, die an die Stelle des nicht vorhandenen geographischen Zentrums ein Ideenzentrum gesetzt und damit die einseitigen psychologischen Einflüsse der Grenzteilgebiete auf das ihnen zukommende Maß beschränkt haben; dann erst konnten sie die zusammenströmenden Teilkräfte nach den für die Gesamtheit dringlichsten Abschnitten lenken. Ein typisches Beispiel für die Hintansetzung wichtigster Teilinteressen eines deutschen Grenzlandes zugunsten des Reiches ist die Preisgabe der Reunionen, um den Türkeneinbruch nach Mitteleuropa zu verhindern, dessen Erfolg ein weiteres Vordringen Frankreichs begünstigt hätte. Die Reichsidee, die preußische Staatsidee, der Nationalsozialismus erscheinen in diesem Zusammenhang als biologisch-psychologische Auseinandersetzungen und als Überwindung des Raumes bzw. als Schaffung einer größeren Raumeinheit durch einen von der Idee geleiteten, auch mechanisch zum Ausdruck kommenden Umbau des Raumes (Verkehrsgestaltung, Siedlung usw.).

Meist war der Kampf der Reichsführung indessen ein Kampf einer der grenzständigen Räume um die Unterordnung des Gesamtraumes unter sein Teilinteresse. Die Grenzmarken im weitesten Sinne sind fast immer die Träger der Reichsgewalt und -tradition; es wird schon äußerlich bezeugt durch die Lage der deutschen Kaiserstädte: Prag, Wien, Berlin, die rheinischen Krönungsstädte. Der deutschen Politik fehlt deshalb meist der gemeinsame Nenner, der ihr die Stoßkraft eines einzigen Gesamteinsatzes verleihen könnte. Es entsteht das eigentümliche Geschichts-

bild, daß der Einigungskampf des deutschen Volkes und Raumes nicht von einem geographischen Mittelpunkt aus mit Naturgewalt radial bis zur äußersten Machtverdünnungsgrenze fortschreitet, daß er auch nicht aus dem Stammland vorgetragen wird, sondern daß die Marken des Neulandes es im Kampf um die Dienstbarmachung des Gesamtreiches die Konzentrationsarbeit von der Peripherie her aufnehmen. Der Zusammenstoß der randständigen Kräfte im Binnenraum hat zu den ewigen Auseinandersetzungen und dem teilweisen Abtriften der Grenzlandschaften geführt, so daß man von einer Rückverlegung der Raumgrenze in das Innere des deutschen Siedlungsgebietes — gewissermaßen von einer psychologischen Aufteilung Deutschlands unter die Anrainer hatte sprechen können. Es ist geradezu eine Umkehr des Grenzproblems in ein Ringen der nach innen verlängerten Grenzsäume gegeneinander, das noch heute in der Form des landschaftlichen Auseinanderklaffens des außenpolitischen Verständnisses fortlebt.

Der Mangel eines geopolitischen Zentrums hat tiefe Furchen in das Seelenleben des deutschen Volkes gegraben. Es ist charakteristisch, daß der deutsche Sprachgebrauch auch, wie K. Tampler mit feiner Beobachtungsgabe für die seelischen Untergründe geopolitischen Erlebens feststellt, nicht von „der Grenze", sondern von „Grenzen" spricht, womit die Vielfalt der nationalen Lebensfragen und die Themenmehrheit der außenpolitischen Konzeptionen, entstanden aus der Mehrheit politischer Zentren, angedeutet wird (33). Für das Teilgebiet spricht der Deutsche dagegen immer nur von „der Grenze" — „die bayrische", „die österreichische", „die rheinische Grenze". Erst für die Gesamtheit kennt er „Grenzen", was eben sinnwidrig wäre, wenn bloß ein Zentrum bestünde, für das nur eine Peripherie auch bei Problemmehrheit bestehen kann. Frankreich hat so „seine Grenze" — la frontière —, der ein einziges außenpolitisches Thema, ein Informationsinteresse der Öffentlichkeit, eine vom Zentrum bestimmte Blickrichtung — „Sicherheit" (der Ostgrenze) — entspricht. Eine Einheit, die allen „zentrierten" Staaten eigen ist, ob es sich nun um das „two keels to one", um den „Drang zum Meer", um den griechischen Wunschtraum vom tausendjährigen Byzanz oder andere Beispiele handelt.

Die politisch-psychologische Zerklüftung der deutschen Nation durch Jahrhunderte hat, großräumlich gesehen, vier große Leitideen herauskristallisiert, die als gleichwertige Kräfte gegeneinander standen. Diese vier politischen Prinzipien lassen sich mit den vier politischen Landschaften des deutschen Raumes:

Rheinischer Raum, Ostelbischer Raum,
Donauraum, Nordwestlicher Küstensaum

geopolitisch in ursächlichen Zusammeenhang bringen. Jede dieser Landschaften stellt ein ausgeprägtes Raumindividuum dar, sobald die Flüsse und Waldgebiete nicht als Grenzlinien, sondern als Leitmittellinien und -punkte der Landschaftsauffassung erscheinen. In dieser ethnischen Unterbauung mußten die vier Räume

naturgemäß mangels eines sie verbindenden Zentrums ihr Sonderleben und ihre Sonderart im höchsten Maße entwickeln, was sich in politischer Hinsicht nach der negativen Seite in der Ausbildung eines eigenen Grenzen- und Raumschutzinteresses, nach der positiven in der Entstehung partikulärer Raumkonzeptionen und einer entsprechenden Außenpolitik geäußert hat. Der Mangel stoßmindernder „Naturgrenzen", welche die Widerstandsbildung mit ihrer staatsformenden Tendenz verringert hätten (die stärksten deutschen Staaten lagen an der Ostgrenze!), und eine gewisse Absprungbereitschaft ins Grenzenlos-Phantastische im seelischen Untergrund des deutschen Volkes haben zu dieser Sonderentwicklung durch ihre zentrifugale Wirkung beigetragen. Römerzüge, Friedrich II., des Hohenstaufers, Verlegung des Reichszentrums nach Apulien, Karl V. spanisch-amerikanische Ausweitung des Reiches, Südost- und Nordostkolonisation haben darin ihre tiefsten Wurzeln. Es ist ein Grenzensuchen, ein Raumgestaltungs- und -erfüllungs(-wachstums-)bedürfnis, das aus dem vielgestaltenden deutschen Raum nach allen Richtungen strebt. Die Konzentration der Grenzsaumkräfte gegen Widerstand und Angriff von außen hat die Zersplitterung des Schutzinteresses im Reich und die Zerreißung des außenpolitischen Ideals herbeigeführt, die nur auf dem Umweg der Auseinandersetzung der Grenzräume untereinander beseitigt werden konnte.

*

So wurde auch der Südosten als Glacis und Expansionsgebiet eines deutschen Grenzraumes bloß diesem einen Raum überantwortet, während die anderen ihre Aufgaben fern vom südöstlichen Wirkungskreis deutscher Arbeit suchten. Am stärksten war die Abtrift des Nordwestraumes, dessen kontinental-ozeanische Zwitterstellung immer den vergeblichen Versuch erzeugt hat, ozeanisch vollwertig zu werden. Das Schicksal dieses Teilraumes ist aber vorbestimmt durch die bessere ozeanische Lage der Britischen Inseln und durch den überwiegend kontinentalen Charakter des ethnischen Verbreitungsgebietes, dem er angehört. Die Hanse ist trotz ihrer rheinischen und baltischen Verflechtung an der mangelnden Unterstützung durch den Binnenraum und an der Dynamik der englischen Inseln gescheitert. Die hannoverschen und niederländischen Bindungen an den britischen Inselstaat haben ebensowenig genützt wie der Versuch, den deutschen Kontinentalstaat zu einer Flotten- und überseeischen Kolonialmacht zu machen — ohne Seewege und Flottenstützpunkte und ohne Zugang zum freien Meer! Selbst das Abgleiten vom Reich hat Hollands Seemachtstreben wenig genützt, hat die Kapitulation vor dem englischen Widerstand nicht verhindert. Trotz des Besitzes der Rheinmündung spielt heute dieser Staat keine andere Rolle als das dem deutschen Zollverein einstmals widerstrebende Hamburg: Den machtpolitisch bedeutungslosen Vermittler zwischen See und Festland. Der Nordwestraum ist eben kein ozeanisches Gebilde, sondern geopolitisch unselbstständiger Festlandsrand. Nichtsdestoweniger hat er der deutschen

Außenpolitik die größten Schwierigkeiten bereitet, des öfteren das Reichsinteresse einseitig beeinflußt und vor allem am stärksten von der eigentlichen Aufgabe des Reiches — der Ostpolitik — abgelenkt. Auch die aus einer eigentümlichen Äußerung des Gesetzes der Nachbarfeindschaft entstandenen Zusammenhänge mit dem deutschen Südosten haben an diesen Tatsachen wenig geändert.

Der machtpolitischen Schwäche des Nordwestens entspricht derselbe Charakter des rheinischen Raumes, der so wie jener seine Stärke im bevölkerungs-, kultur- und wirtschaftspolitischen Moment hat. Die Geschichte des deutschen Rheins ist durch die Tatsache bestimmt, daß seine starke Mittellandschaft ohne natürlichen Grenzen dem von Westen andrängenden Streben nach Lineargrenzen gegenübersteht. Die vom gesamtdeutschen Gesichtspunkt aus vorhandene schutzlose Randständigkeit der gewaltigen Kultur- und Verkehrsmagistrale hat ein fast übermäßiges Schutzbedürfnis entstehen lassen; es äußert sich aber merkwürdigerweise nicht in der Entwicklung eines starken Staatswesens, sondern in der psychologischen Einwirkung auf das Gesamtvolk. Die andererseits nicht seltenen, seltsamen Zusammenbrüche des Abwehrgeistes lassen sich vielleicht auf den Mangel staatlicher Versteifung zurückzuführen, vielleicht auch auf das überwiegende Ostinteresse des Reiches, dem der Rheinraum recht häufig geopfert wurde. Es ist überhaupt eigenartig, daß die deutschen Kraftreservoire und -ballungen im Osten zu finden sind, wie auch der sture Blick der französischen Außenpolitik seit dem Vertrag von Verdun bis zum Geist der „chinesischen" Mauer unserer Tage nur nach Osten gerichtet ist. Es scheint, als ob der Wanderdruck der eurasiatischen Ebene in den küstenbegrenzten Stauungsräumen zurückflutet und einen in den Kontinent hineingerichteten Druck erzeugt. Die stärksten deutschen Teilstaatbildungen sind dementsprechend im Osten zu finden: Bayern, Österreich-Böhmen, Sachsen, Ordensland-Brandenburg-Preußen, obwohl der Grenzdruck an dieser Stelle sicherlich nicht viel heftiger als im Westen war.

Allerdings liegen zumindest im nordöstlichen Raum auch die geopolitischen Verhältnisse anders als im Westen. Die grenzenlose Weite und Gleichförmigkeit der Landschaft verhindert räumliche Splitterbildungen. Äußerem Druck kann nur in Form straffster organisatorischer Zusammenfassung begegnet werden — die Organisationsgrenzen ersetzen gewissermaßen die Naturgrenzen. Andererseits sind dem Ausdehnungsdrang sehr weite Räume geöffnet, aber diese Ausdehnung ist wieder nur bei starker innerer Kraftballung imstande, Dauerwerte zu schaffen. Der Zusammenklang zwischen der Landschaft mit ihrem Anreiz zum Raumwachstum bis zu den natürlichen Grenzen und ihrer Aufgeschlossenheit vom Osten her, mit dem Rassencharakter hat offenbar das Streben nach straffer staatlicher Gliederung in den Vordergrund geschoben, — vielleicht als Gegenwirkung gegen die räumliche und ethnische Gestaltlosigkeit.

Die natürliche Expansionsbahn des Nordostens in die westliche Richtung hat

Preußen die Einigung mit dem Rheingau wie mit dem Nordwesten vollziehen lassen, während der hohenzollersche Teilstaat mit den Gebieten der habsburgischen Hausmacht im Südosten in einen erst heute schrittweise verschwindenden Gegensatz geriet. Der „Staat" im Nordosten war rein ideell anders — zentripetal — geartet als das vielgestaltige zentrifugal seine Macht verschleudernde Südostreich.

Der Donauraum ist völlig von den andern deutschen Grenzräumen verschieden. Er weist einen ethnischen und morphologischen Formenreichtum auf, der nur durch die zentrale Magistrale der Flußlandschaft und die Existenz eines geographischen Zentrums gebändigt werden konnte. Der überaus hohe Druckquotient von Osten hat hier früher als im Nordosten zur Zusammenfassung gezwungen; aber die staatliche Kraftkonzentration war doch zum Kompromiß mit der Verschiedenartigkeit ihrer Gebiete gezwungen. Die nach dem Südosten abfallende Kammerung der Donaulandschaft hat das kolonisatorische Moment besonders in den Vordergrund gerückt und das politische Geschehen des deutschen Binnenraumes mit unwiderstehlicher Gewalt an sich gezogen. Geht doch eine enge Verbindung zum Rhein hinüber, die Abtrift Österreichs verhindernd. Es ist die typische, nach zwei Richtungen wirkende Tendenz einer Transversale, die in der geopolitischen Rolle der Donau zum Ausdruck kommt. Der Anschluß des Donauraumes an Elbe, Oder und Weichsel, die Kreuzung der kontinentalen Verbindungslinien zwischen Nord- und Ostsee, Adria (Levante) und Pontus in seinem Zentrum hat ihm jahrhundertelang das Übergewicht im deutschen Raum verliehen. Infolge dieser Stellung ist der Donauraum ohne Mitteleuropa ein Torso, er ist nur denkbar mit seinen mitteleuropäischen Verbindungen, muß an der Abschnürung seiner Lebensfäden nach Westen verbluten, weil er nur durch den „Transit" lebensfähig werden und bleiben kann.

Die geopolitisch fundierte Macht der deutschen Randlandschaften hat in der Wechselwirkung von Ursache und Folge aus ihnen die stärksten Stoßdämpfer gemacht; durch Jahrhunderte haben sie dem Ansturm der Nachbarräume standgehalten. Sie liegen wie wuchtige Schutzdämme vor Binnendeutschland, sei es als bevölkerungspolitische, sei es als staatlich versteifte Wälle, den Binnenraum isolierend, der kein unmittelbares Schutzinteresse empfindet und sich bedenkenloser Zersplitterung ergeben kann. Diese Abschnürung erzeugt ein erstaunliches Maß von Unkenntnis über die fremdräumlichen Vorgänge und Zusammenhänge, — eine Unkenntnis, die jedem Versuch einer Politisierung des deutschen Volkes Widerstand leistet und erst vom Nationalsozialismus unter dem Eindruck der grenzräumlichen Nachkriegszusammenbrüche beseitigt werden kann.

So gesehen wird die Unkenntnis über den Südosten in der Zeit der Blüte sonderstaatlicher Entwicklung verständlich. Die außenpolitische Passivität des Binnenraumes hinsichtlich des Reichsauslandes und die nach anderen Richtungen tendierenden Interessen der anderen Grenzräume sind die beiden Faktoren, die

das Verhältnis Zentraleuropas zum Südosten negativ gestalten. Die positive Seite gelangt nur zum Durchbruch, wenn der südöstliche Druck das ganze deutsche Siedlungsgebiet unmittelbar erschüttert und die Anstrengung des Gesamtraumes zur Abwehr der andrängenden Zerstörungskräfte schon sehr sichtbar erfordert. Das Spiel zwischen Gleichgültigkeit und Sammlung läßt im großen und ganzen vier Perioden erkennen, die sich ungefähr folgendermaßen abgrenzen lassen:

1. Periode — bis zur Entstehung der österreichisch-ungarischen Macht 1526;
2. Periode — bis zur Reichsgründung Bismarcks 1871;
3. Periode — bis zum Zusammenbruch der Grenzräume 1918;
4. Periode — bis zum Durchbruch des Nationalsozialismus 1933.

Die Beziehungen des Altreiches zum Südosten waren vor der Entstehung Österreich-Ungarns, d. h. vor dem Erwerb der böhmischen und ungarischen Länder, durchaus natürliche. Abwehr und Angriff bestimmen sie, das Reich ist als solches unmittelbar an der Südostfrage interessiert, die Grenzmarken sind noch keine Scheidewände mit Eigendasein, und die Konzeption der Reichsaußenpolitik ist eine Reichsgesamtkonzeption. Schon das fränkische Reich konzentriert seine Macht im Südosten zur Abwehr der Awaren und Slawen in der gleichen Weise wie gegen die Araber im Westen und sichert durch die Einrichtung der Marken das Land bis zum Meridionallauf der Donau. In dieser Zeit „überwiegt" der Südosten nicht, noch wird er vernachlässigt: Die Schwierigkeiten des Reiches in der Ostwestspannung werden durch eine klare Geschlossenheit der Reichsaußenpolitik überwunden. Die Größe der Reichskonzeption dieser Epoche wird aus dem allerdings an technischer Unzulänglichkeit gescheiterten Projekt eines Rhein-Main-Donaukanals ersichtlich (Herbst 793), der die beiden größten europäischen Verkehrsstraßen, staatenbildenden Flußlandschaften und kontinentalen Ausfallspforten miteinander verbinden und zum Rückgrat des abendländischen Universalreiches ausgestalten sollte. Der Überblick über die konzeptionsgestaltenden Außenfaktoren bleibt der Reichspolitik auch unter den Sachsenkaisern erhalten. Der Zusammenbruch der bayrisch-fränkischen Südostsiedlung unter dem Ansturm der Madjaren läßt die Bedeutung des Südostraumes nicht verkennen. Der sorgfältige Ausbau der Ausfallstellungen gegen den Südosten durch Heinrich I. zeigt eine Einheit der Reichspolitik, die in ihrer organischen Feinheit nur von Otto dem Großen übertroffen wird. Die Gemeinsamkeit der Wurzeln der Südost- und der Nordostkolonisation und die gemeinsame Frontstellung — der Ostraum als einheitliches Glacis — bleiben noch lange nach Otto lebendig. Selbst durch die Erstarkung der Territorialfürsten, der böhmischen Přemysliden, der Babenberger im Süden und der Wettiner und Askanier im Norden während der Regierung des Hohenstaufenkaisers Friedrich II. erleidet die Idee der Ost- und Südostpolitik des Gesamtreiches keine Einbuße. Der auf den Reichstag von Magdeburg 1197 folgende kurze Stillstand der Ostpolitik bedeutet allerdings insofern eine Wandlung, als nach der Wie-

deraufnahme des östlichen Vormarsches um 1230 die Südostkolonisation, insbesondere seit dem Mongolensturm, durchwegs friedliche Züge trägt, während der Ritterorden in den baltischen Ländern dem Deutschtum den Weg mit dem Schwerte bahnt. Die Arbeit des Ordens in Siebenbürgen, die gemeinsame Abwehr des Mongolensturmes und die Belehnung der Deutschritter durch Kaiser Friedrich II. beweisen am besten, daß die Marken psychologisch noch nicht als Auffangvorrichtung gewertet werden. Selbst 1683 ist das Bewußtsein von der Bedeutung des Südostens — diesmal in Form der Türkengefahr — im Binnenraum lebendig. Die Anteilnahme der Brandenburger und Bayern an der Eroberung Ungarns zeugt von dem nachhaltigen Eindruck der Türkenbelagerung auf das ganze Reich ebenso wie etwa die Türkenbefreiungsfeier der Stadt Hamburg. Aber schon in den interessanten Plänen Karl IV., Prag zum geopolitischen Zentrum Deutschlands zu machen, zeichnet sich die künftige Barrierenwirkung der südöstlichen Grenzmark und ihr Streben nach Unterordnung des Gesamtreiches ab. Seit 1438 ist diese Entwicklung endgültig im Gange, und alle spanischen, italienischen und Vorlandeinteressen haben daran nichts mehr geändert, nachdem die böhmischen und ungarischen Länder erworben sind (1526). Der etappenweise Zuwachs im Südosten und der schrittweise Abfall der westlichen Besitzungen verlegen das Schwergewicht der Politik des deutschen Kaiserhofes in die österreichischen Angelegenheiten, bis ihr Einfluß auf das Reich durch den Zusammenstoß mit dem jungen Preußen gänzlich beseitigt wird. Die Annahme der österreichischen Kaiserkrone durch Kaiser Franz II. 1804 und seine Abdankung als deutscher Kaiser 1806 haben auch formell die deutsche Südost-Grenzlandschaft aus dem Rahmen des Gesamtreiches gehoben. Schon die Germanisierungsbestrebungen Josef II. entspringen nur mehr verwaltungstechnischen Überlegungen, seine Versuche, Deutschland unter die Südostinteressen der habsburgischen Hausmacht unterzuordnen, scheitern an Friedrich dem Großen. Die Teilnahme Österreichs am Deutschen Bund und die Versuche Wiens, die gesamte Donaumonarchie in den deutschen Zollverein einzugliedern, entsprechen von seiten der Wiener Regierungskreise nicht mehr gesamtdeutschen Absichten, wenn sie auch das Volk so auffaßte. Es ließe sich allerdings darüber streiten, ob Bismarcks schroffe Ablehnung der habsburgischen Bestrebungen von Vorteil für die gesamtdeutsche Politik war; denn das Verhältnis zwischen Volk und Dynastie war zu jener Zeit in den deutschen Teilen der Donaumonarchie nicht sonderlich fest gefügt, und der spätere Aufstand des Südostens im Dienste Westeuropas hätte sich vielleicht durch den Einsatz des Gesamtdeutschtums längst des Donauweges eindämmen lassen.

Seit 1526 ist jedenfalls der Bau des südöstlichen Grenzwalles sichtbar, hinter dem das Intereesse für den Südosten so gründlich einschlafen konnte, daß eben eine Unterscheidung zwischen Hausmachtinteressen und gesamtdeutschen Belangen im Südosten nicht mehr möglich war, selbst bei der für seine Zeit umfang-

reichen Südostkenntnis Bismarcks. Hatte man doch in Deutschland noch in den 48er Jahren nicht einmal über die fundamentalsten Dinge in diesem Nachbarraum eine Ahnung. Beredtes Zeugnis gibt ein 1848 erschienenes geographisches Handbuch, betitelt „Neueste Länder- und Völkerkunde", das den „serbischen Stamm" in die Völker der Serwier, Bosnier, Bulgaren, Mkoken, Morlaken und slawischen Walachen" gliedert, mit anderen Worten keine Ahnung von den Dingen hinter dem Schleier der türkischen Grenze verrät (34). Man beharrte einfach in der Annahme einer politischen Gestaltlosigkeit des Balkanraumes und kümmerte sich herzlich wenig um die gewaltige Dynamik der Kräfte auf dem Boden der Türkei.

1713 und 1723 (pragmatische Sanktionen) wächst der Wall Österreich zu imposanter Größe, 1806 kann er sein Sonderdasein ohne Erschütterung und Reaktion formell dekretieren, 1871 beginnt der tiefe Zwiespalt in der Seele des Österreichers und die endgültige staatliche Zerreißung des deutschen Volkes, obwohl sich bereits 1867 im österreichisch-ungarischen Ausgleich die ersten Bruchlinien in der zum Grenzreich gewordenen Grenzmark zeigen und drohend den neuerlichen Anmarsch des Südostens verkünden.

1871 hat sich die Grenzmark gegen Südosten vollends aus dem Gefüge des deutschen politischen Lebens gelöst. Das Unglück wollte es, daß das zur Einigung bestimmte neue Reich, das zweite deutsche Kaiserreich, Einwirkungen erlag, die es statt zum Südostdeutschtum und damit zu den Problemen des Südostraumes hinzuführen, beiden entfremdeten. Das Zweite Reich wird auf den Schlachtfeldern Frankreichs geboren: Es ist klar, daß der Binnenraum der psychologischen Wirkung des westlichen Grenzdrucks erliegt, die durch die Erinnerung an 1813, 1789, an die Raubkriege unterstützt wurde. Versailles oktroyierte dem jungen Reich die rheinische Konzeption, es lenkte den Blick des geeinten Teils des Deutschtums auf den Hauptgegner, verschleierte aber die Tatsache, daß der Westen keineswegs der Gegenspieler schlechthin war. Diesem psychologischen Wandel erlag sogar der Nordosten. Bismarcks Versuche, die preußische Rußlandspolitik und die Unterordnung des Nordwestens unter die preußischen Interessen auf das neue Reich zu übertragen und so die konzeptive und außenpolitische Synthese zwischen West und Nordost herzustellen, wurden mit seinem Abgang liquidiert. Der wenig geopolitische Versuch, mit einem Kontinentalstaat Seemacht- und Kolonialpolitik zu betreiben — wogegen sich noch Bismarck gewandt hatte —, hat die Westwendung verstärkt.

Der Sieg der Blickrichtung nach Westen war als Fortschritt der politischen Entwicklung des deutschen Volkes zu werten. Aber er war teuer erkauft: Es ging das Verständnis für den Osten verloren. Nicht einmal der eigene Anteil des Reiches an diesem Raum blieb ein positiver Begriff. Der vielgegliederte, unwahrscheinlich verstädterte Westen mit seiner gigantischen Industrie- und Menschenkonzentration, seinen sozialen Problemen, die Umstellung der deutschen Ernährung auf den Exportüberschuß und die Wirtschaftsbasis in Übersee, die

Gemeinsamkeit der großkapitalistisch-industriellen Entwicklung des deutschen und des nichtdeutschen Westens, der immer schärfere Konkurrenzkampf mit den westlichen Nachbarn, die Kolonialinteressen und schließlich die Wahlverwandtschaft des Liberalismus zogen alle Blicke westwärts und entfremdeten dem Reich den kleindeutschen Osten, seine preußisch-kolonisatorischen Aufgaben, vor allem aber das agrarisch betonte, wirtschaftlich selbstgenügsam, in ruhigeren Bahnen lebende Donaureich. Der Liberalismus bot der Reichsidee keinen Halt. Er ist aufsplitternd, rationalistisch, der mythischen Reichsidee entgegengesetzt, sie zerstörend; er ersetzt „Blut", „Boden" und „Eisen" durch materielle Erwägungen und mechanische Staatsauffassungen und -einrichtungen. Machtpolitisch zog die Entente cordiale das Denken vorwiegend nach Westen und selbst in religiöser Hinsicht hatte der Kulturkampf mit seinem Mißerfolg den Gesamtosten innerpolitisch in den Hintergrund gedrängt, vor allem aber den Gedanken an ein großdeutsches Reich aus dynastischen Erwägungen stark gehemmt.

Das psychologische, weltanschauliche und gesamtpolitische Interessengefälle nach Westen war selbst im industrialisierten Sachsen und im katholisch-agrarischen Bayern vorhanden. Die sächsischen Grenzgebiete galten als „Hinterland", die Westorientierung Bayerns wirkt noch heute in der Lage des Bayrischen Waldes nach (36). Die aus Tradition und Zweckmäßigkeit entstandene viel innigere, politische und religiöse Verflechtung des deutschen Südens, selbst das geographisch zum Donauraum gehörige Bayern mit den Rheinlanden, trug das ihrige zur „Verwestlichung" bei. So waren alle Faktoren gegeben, die Raumtendenz des Hohenzollernreiches nach dem Westen abgleiten zu lassen, während die politische Blickrichtung der Doppelmonarchie gerade entgegengesetzt längs der Donau nach Osten abtriftete. War schon die Form der Einigungslösung nicht vollkommen, nicht einmal optimal, weil die größte Randlandschaft außerhalb des Reichsverbandes geblieben war, so wurden die Folgen dieser Lösung absolut tragisch. Die Sonderstellung der Donaumonarchie und ihrer alten Erfahrungsschule in der Behandlung des Südostens hat die große europäische Zusammenschau der reichsdeutschen Politik verhindert, weil das stärkste dynamische Kraftfeld Europas, die südosteuropäische Schütterzone, gänzlich der Beurteilung und Behandlung der Donaumonarchie überlassen blieb. Daran hat auch das enge Bündnis mit Österreich nichts geändert. Die staatliche Trennung hielt die Schäden der außenpolitischen Arbeitsteilung, das alte Übel randständiger Eigenkonzeptionen, wenn auch auf zwei herabgemindert, aufrecht. Der Binnendeutsche kam deshalb nicht dazu, den Südostraum zu „erleben". Er war nicht gefühlsmäßig für die Eigenart dieses Raumes aufgeschlossen, ihm fehlte der Antrieb, sich in das Innenleben des Südostens zu vertiefen. Das Binnendeutschtum hat darum nach dem Zusammenbruch der südostdeutschen Machtstellung am hilflosesten den neuen Südostgrenzen gegenübergestanden, weil zu dem Mangel einer Gesamtkonzeption auch noch das Fehlen

eines teilgrenzräumlichen Verständnisses, einer verdolmetschenden Grenzerfahrung trat. Lediglich das gemeinsame Fronterlebnis hat das Verwirrungsmoment gedämpft, aber praktische Lösungen sind an dem Versagen der breiten Resonanz im Reich gescheitert. Das Jahr 1918 hat wieder einmal gezeigt, daß die deutsche Raumzersplitterung dem gleichzeitigen Andrang aller Grenzprobleme (im weitesten Sinne) fördernd ist. Man hätte aber aus unzähligen Beispielen der deutschen Geschichte die Lehre ziehen können, daß dem Angriff des Westens der Angriff des Ostens folgt oder umgekehrt.

1918 hat sich gerächt, daß dem Zweiten Reich der Südosten eine große Unbekannte war, die für die Öffentlichkeit praktisch überhaupt nicht existierte. Sogar die Beziehungen zu den Stammesbrüdern im Südosten traten hinter die überseeischen Bindungen des jungen Staates zurück. Die wenigen Fäden zum Südosten waren charakterisiert durch die nebensächliche Behandlung, die man diesem komplizierten Nachbarraum zuteil werden ließ.

Die reichsdeutschen Beziehungen zum Südosten beruhten in der Vorkriegszeit auf einer eigentümlichen Auswirkung des Gesetzes der Nachbarfeindschaft, das sich in diesem Fall durch die Überkreuzung mit unwägbaren unter der Oberfläche vorhandenen gesamtdeutschen Tendenzen nicht voll auswirken konnte. Es ist eine dreifache Gliederung der deutschen Interessen, die graduell von Osten nach Westen abgestuft sind:

1. Aus einem gewissen Gegensatz zu Wien gingen die Beziehungen zu Budapest hervor, die auf eine lange Tradition zurückblickten. Schon im 17. Jahrhundert bestand eine enge Fühlungnahme zwischen den ungarischen protestantischen Führern und den norddeutschen protestantischen Ländern, vor allem zu Brandenburg, das wiederholt Anlaß nahm, sich aus konfessionalen Gründen in die Angelegenheiten der kaiserlichen Erblande einzumengen. Die Unterstützung der ungarischen Insurrektion durch Bismarck verstärkte die Beziehungen, die noch im Weltkrieg auf wirtschaftlichem Gebiet sich ungünstig für Österreich auswirkten.

2. Aus einem gewissen Gegensatz zur gesamten Donaumonarchie entstanden die reichsdeutschen Absichten im übrigen Teil des europäischen Südostens, die durch stärkere wirtschaftliche Verflechtungen und vor allem durch den berühmten Dynastienexport gekennzeichnet waren. Auch hieraus haben sich häufig Widersprüche zur österreichisch-ungarischen Politik ergeben, die nicht immer vom Vorteil für die gesamtdeutschen Interessen im Südosten waren (Dobrudscha-Kondominium).

3. Am stärksten waren die reichsdeutschen Interessen in der Türkei engagiert, wo der eigentliche Ansatzpunkt der deutschen Südostpolitik allerdings unter der Einwirkung reiner Nahostpläne gegeben war.

Diese Staffelung konnte nicht von Erfolg begleitet sein, weil sie im umgekehrten Verhältnis zur Interessengliederung des Gesamtdeutschtums stand, die ein Gefälle von West nach Ost bedingt hätte. Durch die Überschneidung der deutsch-

österreichischen und reichsdeutschen Politik im Südostraum war das Südostdeutschtum gewissermaßen in die Lage eines Dammes gebracht worden, dessen Deichgenossenschaft den Meeresfluten den Weg bahnen half, bis der Damm überaltet brach und die Fluten wieder an die Siedlungen herankommen, ja sie überschwemmen und zerstören konnten. Kann man die Einverleibung des Südostdeutschtums in die französisch-balkanische Sphäre, die Rückverlegung der binnendeutschen Wehrgrenze bis auf die Linie Donaueschingen—Regensburg—Hof—Bautzen—Görlitz—Neiße anders erklären?

Freilich — das staatliche Beharrungsvermögen und die dynastischen Interessen haben die österreichische Eigenstaatlichkeit erhalten helfen und der deutschen Einigung entgegengewirkt (Metternich?) und zwischen Reich und Südosten die Rolle eines Isolators gespielt: „Auch die Großmächte können im Zeichen des Gleichgewichtes Pufferzwecken dienen. Die ganze Geschichte Österreichs hat dieses Gepräge" hat bereits Kjellén betont (36). Dieser Eigenart des Staates entspricht auch die Erfahrungsschule und der Typus des Südostdeutschen. Über tausend Jahre hat der Südostdeutsche keinen anderen politischen Eindruck gehabt, als den des unterbrochenen Anpralls fremder Völkerfluten. Er empfindet täglich die Dynamik seines Nachbar-, seines eigenen Lebensraumes, der wie eine Rinne, wie ein sich verengender Turbinenkanal die zusammenströmenden Elemente des weitläufigen asiatischen Kontinents in die zentralen Landschaften der eurasiatischen Halbinsel hineinschleudert, der aber auch die Kraftströme des Westens nach dem Osten ableitet und dabei ebenfalls absorbierend wirkt. Der Binnendeutsche vermag sich überhaupt nicht den heroischen, immer als gesamtvölkisches Erleben empfundenen Kampf, z. B. des Siebenbürger Sachsen vorzustellen. Vierhundert Jahre hat dieser Stamm allein dem Türkensturm standgehalten, hat Jahr für Jahr, Monat für Monat die Kriegsfurie über sich ergehen lassen, ist ausgemordet, ausgehungert, vertrieben worden, seine Angehörigen sind geschändet, verbrannt, in die Sklaverei verkauft worden, und trotzdem hat er standgehalten und wird weiter bestehen und bauen, wie der Mensch der Erdbebenzonen, der den Naturgewalten zum Trotz seine neuen Wohnstätten immer wieder auf die Ruinen der alten stellt. Seit jeher hat der Südostdeutsche, der Alpen-, Sudeten-, Karpathen- und Donaudeutsche seine Lage und die Stellung Mitteleuropas gegenüber dem Südosten als die Lage einer Ortschaft am Lawinenhang empfunden, dessen Gefahren nur durch katastrophengeschulte Beobachtung und instinktsicheres Verwehen der Schutzbauten mit den Formen und Gesetzen der Landschaft gebannt werden können. Die großartigen Leistungen der Südostdeutschen im geopolitischen Abwehrstellungsbau sind denn auch die größten Beispiele kraftsparender Politik mit optimaler Erfolgserzielung, die den besten Schöpfungen des kolonialerfahrenen Angelsachsentums an die Seite gestellt werden können. Bloß ein Blick auf eine genaue Karte der Siedlungen in Siebenbürgen, ihre nicht zu verbessernde geopolitische Gliederung

vom Roten Turm bis zum Predeal mit ihrer klein- und kleinsträumlichen Unterbauung, die wundervolle Anpassung der Zips an die machtpolitischen Notwendigkeiten ihres Raumes, der Aufbau der deutschen Ordensarbeit im Südosten, die geschickte Lagerung der deutschen Donausiedlungen, die Einrichtung der Militärbezirke sind Befähigungsnachweise geopolitischer Einfühlungsgabe, die den Forscher nur ungern zu manchem anderen Kapitel innerdeutscher Geschichte zurückkehren lassen.

Das politische Raumerlebnis des Südostdeutschen hat seine seelische Haltung geformt. Sein „keep smiling" ist kraftbewahrende Abwehr, Erkenntnis des Unmöglichen und der Grenzen des Möglichen, Ausweichbereitschaft ohne Zielverrückung. Wie oft hat man diesen Typus mißverstanden, ihn in Operette und Film verzerrt der Welt gezeigt. Es hat immer erst drastischer Beweise der südostdeutschen Einsatzfähigkeit bedurft, um das, was man als Wesen nahm, als Schein, als eine im ständigen Kampf erworbene Zweckmäßigkeit der Lebensform zu erkennen.

„Die beständige Fühlung mit Völkern verschiedenster Kulturstufen, verschiedenster Wesensart, die außerdem im letzten Jahrhundert des Habsburger Staates in eine stürmische innere Veränderung hineingerissen wurden, ergibt erst die wesentlichen Züge des Südostdeutschtums: Einmal eine für den deutschen Volkscharakter ganz außerordentliche Begabung für psychologische Einfühlung in fremde Art und für seelische Witterung; sodann gleichzeitig eine besonders starke Bewußtheit der eigenen Art. Beides steht ja in Wechselwirkung und ergänzt sich." (38)

Der Typus, der aus dem Kampf gegen 16 Nationen mit allen sozialen und kulturellen Schattierungen, aus der Auseinandersetzung mit den räumlichen und wirtschaftlichen Verschiedenheiten seines Staatsgebietes entstanden ist, hat durchaus imperiale Merkmale. Es hat im Südostdeutschen tatsächlich etwas von dem Stolz gelebt, der den Briten unnahbar macht, wenn auch äußerlich gemildert durch die Erziehung an der Romantik. In seinem Herrentum unterscheidet sich der Südostdeutsche vom Preußen nur darin, daß er an die Stelle des disziplinären Prinzips das gesellschaftliche gesetzt hat, eine Folge der einer straffen Zusammenfassung und Unterordnung abgeneigten Raumvielheit, die weniger mit gestraffter Einheitlichkeit als mit ideellen Bindungen beherrscht werden konnte.

Der Menschentypus des Südostdeutschen hat als Stütze des Donaustaates in der Eigenart der Südostkolonisation und in der Jahrhunderte alten Verknüpfung der Reichstradition mit seinem Staat und seiner Stadt einen physischen und ideellen Halt gefunden. Der Donauraum war mit dem Pflug erobert worden. Der Deutsche ist als friedlicher Siedler ins Land gekommen, er ist mit dem Boden verwachsen, hat die Einheit zwischen Blut und Boden gefunden. Sein konservativer Glaube an die Größe seiner Leistung und seines Rechtes verknüpfte ihn aufs engste mit Wien, das ihm als die Verkörperung seines Erfolgs und seiner Macht erschien. So tief jedoch auch die Trennung vom Muttervolk war — der Südostdeutsche konnte niemals von seinem gesamtdeutschen Empfinden abgebracht werden. Weder Gegenreformation, noch Barock, staatliche Trennung und antideutsche Propaganda ver-

mochten seinen Volkscharakter zu ändern. Im Kampf um Raum und Volk hatte er den Wert des Volkstums unmittelbar und am stärksten von allen deutschen Stämmen erlebt und die Überzeugung von der Notwendigkeit des gesamtdeutschen Rückhalts vertieft. Sein Staat war für ihm immer Durchmarschgebiet nach dem mitteleuropäischen Stauungsraum, und daher sah er als Vorwerk in der engsten Wechselwirkung mit der Etappe ein unbedingtes Erfordernis seiner Politik. Der Österreicher hat sich als Volk immer gegen eine antideutsche Haltung gewehrt (1870!) und gerade deshalb seinen Staat als Notwendigkeit betrachtet. Deswegen ist der Pufferstaatscharakter des Donaureiches auch nicht negativ, sondern positiv zu werten, wie es Kjellén tut: „So war es zuerst Europas Schutz gegen die Awaren, dann gegen die Madjaren, dann gegen die Türken, und heute hat es in gleicher Art zum Schutz gegen die Russen gedient."

Wenn sich aber dennoch eine Grenze in der Zeit der beginnenden Bindung des deutschen Volkes zwischen Nord und Süd schieben konnte, so müssen wir wie im Reich auch in der Donaumonarchie die Ursachen in den geopolitischen Faktoren suchen, die damals den psychologischen Trennungsmomenten das Übergewicht vor den Einigungswünschen gaben. Es sind dieselben Gründe, die bei der Entstehung des Donaustaates Pate gestanden hatten (Fairgrieve):

„Von den östlichen Staaten Deutschlands entwickelte sich Österreich zuerst, weil die Drohung aus dem Südosten offenkundiger und andauernder war, als aus irgendeiner anderen Richtung. Das war die Folge zweier Ursachen: Das Dasein des oströmischen Reiches und das ganze Schwergewicht der Zivilisation im Südosten bewirkten die Entstehung organisierter Gemeinschaften innerhalb des von den Karpathen und den Balkanländern gebildeten Ringwalles, und außerdem war das Land, in dem diese Gemeinschaften lebten, noch halb und halb Steppe und lag für die Einfälle nomadischer Horden aus dem Fernen Osten offen, solange bis Rußland aus dem Walde emportauchte und ihnen den Durchgang versperrte. So wurde der Angriff aus dem Südosten öfter wiederholt und war ernsthafter zu nehmen, weil besser organisiert, als der Angriff von irgendeiner andern Seite. Es war natürlich, daß an dieser Stelle ein Staat entstehen mußte, um sich dem Angriff zu widersetzen" (38).

Dasselbe gilt für die Entstehung des selbständigen österreichischen Kaisertums als Folge der Türkenabwehr. Der Südostdeutsche kam nach den Lehren dieser Aufgabe in der Zeit stärkster deutscher Zersplitterung und Ohnmacht gar nicht auf den Gedanken, daß das starke Österreich der Reichsidee des Deutschtums entgegenwirken könnte. Er sah diesen Staat als sein Werk an, an dem er aus Selbsterhaltungsgründen festhielt, als die Sonderentwicklung im Westen einsetzte, die für ihn als eine Loslösung Binnendeutschlands vom Gesamtdeutschtum erschien. Die Gründe Fairgrieves zählen auch 1870/71: die Rolle der Nomaden hatte Rußland übernommen (siehe Kjellén), das den Südosten auflockerte und vor sich hertrieb, wodurch der Südostdeutsche erst recht zu seinem Staat gedrängt wurde.

Die wachsenden Schwierigkeiten der Donaumonarchie haben die ganze Kraft des österreichischen Deutschtums in Anspruch genommen und dadurch den Blick des Österreichers vom Reich weg auf die Schütterzonen der Monarchie gelenkt, so daß

die Grenze zwischen den beiden deutschen Reichen eine Interessenöde wurde, eine psychologisch-politische Wasserscheide, an der sich die Quellen der deutschen Politik teilten. Aus dynastischen Gründen ist vom Reich aus die Engagierung des Südostdeutschtums auf dem Balkan rege unterstützt worden (Bosnien). Die deutsch-österreichische Grenze war so für die große Politik der beiden Staaten nebensächlich, für das Volk, das in anderen Problemen auf beiden Seiten gebunden war, uninteressant. Die Kenntnis der Tatsache, daß auf der „andern Seite" auch Deutsche wohnen, hatte auch in dem sonst wenig über die Donaumonarchie orientierten Reich kein Schutzinteresse an dieser Grenze entstehen lassen, während der Staat im Osten von der gleichen Bevölkerung, die an der Grenze sitzt, getragen wurde und die völkischen Bindungen zum Muttervolk trotz aller Sonderentwicklung als selbstverständlich galten, so daß auch hier kein Grenzbewußtsein im negativen Sinn der Abwehrtendenz aufkommen konnte. Dieser Grenze waren die völkischen Unterschiede fremd, es fehlten die rassischen Gegensätze, und die machtpolitischen waren durch das Bündnis auf ein Minimum bis zur Unsichtbarkeit reduziert. Das leise Gegeneinanderklirren der alten Reichstradition in Österreich mit ihrem ehrwürdigen Anhauch und der jungen aufstrebenden Kraftkonzentration hat daran auch nichts geändert. Der dadurch entstandene Zwiespalt zwischen der Reichssehnsucht und dem Kolonisationsdrang des Südostdeutschen mit seinen Wirkungen bis in die jüngste Vergangenheit hat eher grenzverwischend, denn grenzerrichtend gewirkt. So haben sich auch die Ereignisse von 1871 an dieser Grenze nicht hart an den Dingen gestoßen. Sie klingen „drüben" in leiser Resonanz weiter, die politische Farblosigkeit der Alpen- und Sudetengrenze unterstreichend. Bismarcks Zeugnis ist der beste Beweis dafür:

„Die angeblich konfessionellen Kämpfe des Dreißigjährigen Krieges, die einfach politischen des Siebenjährigen und die diplomatischen Rivalitäten vom Tode Friedrichs des Großen hatten das Gefühl dieser Verwandtschaft nicht erstickt, so sehr sonst der Deutsche auch geneigt ist, den Landsmann, wenn ihm Gelegenheit dazu geboten wird, mit mehr Eifer zu bekämpfen als den Ausländer. Es ist möglich, daß der slawische Keil, durch den in Gestalt der Tschechen die urdeutsche Bevölkerung der österreichischen Stammlande von den nordwestlichen Landsleuten getrennt ist, die Wirkungen, die nachbarlichen Reibungen auf Deutsche gleichen Stammes, aber verschiedener dynastischer Angehörigkeit auszuüben pflegen, abgeschwächt und das germanische Gefühl der Deutsch-Österreicher gekräftigt hat, das durch den Schutt, den historische Kämpfe hinterlassen wohl verdeckt, aber nicht erstickt worden ist" (39).

Diese Tatsachen waren gewiß mit Rücksicht auf den großdeutschen Gedanken zu bejahen, für die Außenpolitik des Reiches waren sie jedoch verderbenbringend. So, wie die Ausstrahlungen des mitteleuropäischen Raumes im Donaustaat sich fortsetzten und dort aufgefangen wurden, so hat die Doppelmonarchie auch die Stöße von Osten in sich abgebremst und ihr Vordringen bis zur deutschen Reichsgrenze verhindert. Gewissermaßen nach dem Prinzip des gestaffelten Grabensystems der Westfront mit seinem „Gegenstoß aus der Tiefe" aufgebaut, konnte der Donaustaat Stoß und Gegenstoß in sich selbst ausgleichen und dirigieren. Ein Durchbruch

des Südostens durch diese elastische Sperre schien nicht mehr möglich, solange die Verbindung nach hinten klappte. Diesen Umständen verdankt die deutsch-österreichische Grenze ihre fast an die Anökumene heranreichende sicherheitswiegende Wirkung, durch die Binnendeutschland die Bewußtheit der drohenden Nähe des Südosten soweit verlor, daß nicht einmal mehr das Spiel der Entente auf dem Balkan durchschaut werden konnte.

Die Grenze behielt ihre Bedeutung, als schon die Katastrophe auf dem Marsch war. 1866 riß die rückwärtige Verbindung des österreichischen Stoßdämpfers, der Mißerfolg Wiens brachte bereits 1867 den ungarischen Ausgleich, der plötzlich einen eigenen ungarischen Staat entstehen ließ, wo man eine Einheit vermutet hatte. Hatte noch im Deutschen Bund ein nach außen hin relativ geschlossenes Deutschtum mit gemeinsamer Einsatzmöglichkeit im Südosten im Bereich des Möglichen gelegen und war eine deutsche Einigung, wenn auch im Wege einer machtpolitischen Auseinandersetzung, nicht von der Hand zu weisen, so hat das trennende Ergebnis von 1866 bereits 1867 die Bruchlinien der Donaumonarchie ans Tageslicht befördert, die 1918 zu neuen Grenzen wurden. Die nationale Erhebung der Südostvölker (typisch die Nationalisierung der Slowenen!) lockerten den Boden des von der Donaumonarchie unterworfenen fremdnationalen Grenzsaumes des Südostens weiter auf, und die die Gegensätze verwischende Politik Wiens geriet rasch in die Verteidigungsstellung. Die seit dem Abbröckeln des Ottomanischen Reiches im Gang befindliche Ostbewegung des Raumes war zur politischen Westbewegung zurückgekehrt, in verfeinerten Formen, aber darum nicht weniger heftig: Es war kein Territorialkrieg, sondern eine legale Sprengung der Decke über dem Südosten durch die andrängenden Kräfte von unten her.

Man hat auf den Ballhausplatz von diesen Dingen nicht sonderlich viel Aufhebens gemacht. Es wäre Wasser auf die Mühle der gegen die deutsche Herrschaft Wiens andrängenden Nationalitäten gewesen, wenn Wien alarmierende Rufe an seine Bundesgenossen ausgesandt hätte. Das Südostdeutschtum als solches hatte auch keinen Grund, die Sprünge im kunstvollen Bau eines komplizierten Staates mit Fremdenführern der Weltöffentlichkeit als Naturerscheinung vorzuführen und so den andern Argumente für ihre Behauptung der deutschen Untüchtigkeit zu liefern. Es hätte unbedingt geringes geopolitisches Verständnis verraten, wären die neuen Grenzen des Balkan quer durch die Donaumonarchie zugegeben worden.

Der Vorwurf der Fehlinformation aus Wien scheint darum nicht ganz angebracht, zumal der Vormarsch des Ostens innerhalb des Habsburger Staates aller Welt bekannt war. In Frankreich war man über die kommenden Ereignisse längst im klaren und die Ablösung des „kranken Mannes am Bosporus" durch den „kranken Mann an der Donau" vollzogen. Wenn man aber die geopolitischen Warnungstafeln zerstörender Schlagwörter übersehen konnte, so hätte die wissenschaftliche Erkenntnis jenseits der Vogesen und des Kanals Bedenken erregen müssen:

„Französische geopolitische Arbeiten, u. a. das bekannte „L'Europe et la question d'Autriche" von Cheradame, stellten denn auch schon 1902 die ungesunde geopolitische Struktur Cisleithaniens bloß, namentlich vom Standpunkt geopolitischer Grenzlandforschung, während man im deutschen Sprach- und Kulturgebiet dagegen die Augen verschloß" (40).

Allerdings — das Südostdeutschtum kannte die Fragen. Die diplomatischen Verhandlungen zwischen Wien und Budapest wegen jedes Kilometers Bahnbau haben dem Generalstab ebensowenig Zweifel gelassen wie der Ausgleich von 1907 u. a. m. der Wiener Regierung. Die deutsche Bevölkerung, die an der Leithagrenze großzügigen Schmuggel betrieb (er führte im Weltkrieg auf beiden Seiten bis zum Einsatz von Maschinengewehren und Flugzeugen), hatte die Zeichen ebenfalls verstanden.

*

Faßt man alle diese Erkenntnisse und den einheitlichen Charakter des Südostraumes zusammen, so lassen sich vier entscheidende Faktoren herausschälen, die die Ursache für die Abschnürung des Deutschen Reiches vom Südosten geliefert und damit die geopolitischen Gründe für den Zusammenbruch der östlichen Grenzräume 1918 gebracht haben:

1. Der Bestand eines Deutschen Reiches, das nach dem Westen tendierte, und

2. der Bestand eines zweiten Deutschen Reiches, das nach dem Osten tendierte, das aber einen großen Teil des sich politisch bewußt gewordenen Südostens mit umfaßte, so daß

3. die politische Grenze zwischen dem mittel- und südosteuropäischen Raum damals mitten durch die Donaumonarchie lief und diese für das Gesamtdeutschtum undeutlich machte, während

4. die Grenze zwischen den beiden deutschen Reichen mitten durch deutsches Siedlungsgebiet verlief und daher wohl psychologische Trennungsmomente, aber kein Schutzbedürfnis beim Binnendeutschen gegen den für die Reichspolitik neutralisierten Südosten erzeugen konnte.

Die Schüsse von Sarajewo haben das Binnendeutschtum unsanft geweckt. Sie haben gelehrt, was schon längst zu erkennen gewesen wäre: Der Südosten läßt sich nicht für die deutsche Politik vernachlässigen. Die Heilige Allianz hatte durch die Vorgänge auf dem Balkan — Griechenbefreiung — ihren entscheidenden Stoß erhalten, der Bulgarische Krieg 1877 führte zur Auflösung des Dreikaiserverbandes, das russisch-deutsche Bündnis kühlte über der russischen Enttäuschung nach dem Berliner Kongreß ab, der zweite Dreikaiserverband wurde durch die nationale Revolution Bulgariens gesprengt, die Spaltung im Dreibund kam durch die Haltung Italiens gegen Österreich in der bosnischen Annexionskrise zum Ausbruch, die italienisch-russische Zusammenarbeit setzte mit dem Beginn der Balkankriege ein und schließlich wurde die Weltkriegsfront von Saloniki her aufgerollt.

Für Frankreich ist der Südosten der Aufmarschraum schlechthin. Mittel- und Südosteuropa seit jeher großräumig beurteilend, hat Paris immer getrachtet, den Südosten gegen Mitteleuropa in Bewegung zu setzen. Von den Millionenbestechun-

gen des polnischen Hofes zur Zeit Sobieskis, der Unterstützung der ungarischen Aufstände gegen Habsburg im 17. Jahrhundert und der sehr bemerkenswerten Neutralitätserklärung Frankreichs in Konstantinopel im Jahre 1683 bis zur Kleinen Entente und der Unterstützung der Wiener Sozialdemokratie usw. zieht eine schnurgerade Linie. Der „Drang nach dem Osten" war längst zum „Le drang nach osten" geworden, ehe man in Deutschland entdeckt hatte, daß jenseits der östlichen Reichsgrenzen noch Millionen Deutsche wohnen. Für Frankreich ist der Südosten das rückwärtige Tor zu Mitteleuropa gewesen, das durch Ablenkung des zentralen Binnenraumes nach Westen für den Osten frei gegeben wurde. In dieser Zeit verwandte das deutsche Volk das gewaltige Menetekel des Nibelungenepos vorwiegend zum Studium grammatischer Regeln...

Auch die Periode der beginnenden Südosterkenntnis zwischen 1918 und dem 30. Januar 1933 führte zu keiner Änderung, weil sie teils in einer sentimentalen, teils in einer nur-wirtschaftlichen Haltung zum Südosten verharrte. Aus dieser Einstellung heraus wurde vor allem vergessen, daß Österreich nicht Mitteleuropa, sondern deutscher Anteil am Südosten ist, ein Tor, gegen dessen Öffnung sich viele mißverstehende und übelwollende Kräfte wenden müssen. Nur in einer Hinsicht wurden in dieser Periode gute Arbeiten geleistet: Die volksdeutsche Aufklärung hat in der reichsdeutschen Öffentlichkeit weiteste Kreise erfassen können und lebhaften Widerhall gefunden. Über diese Brücke gelangt das deutsche Volk auch zum Verständnis der Politik des Südostens, die bis zum Durchbruch des Nationalsozialismus wirklich großzügig, besonders im Hinblick auf die schwierigen Grenz- und Raumfragen, nur von der geopolitischen Schule verdolmetscht wurden. Es ist das unbestreitbare Verdienst der Geopolitik, die wissenschaftlichen Grundlagen für die Zusammenschau der außenpolitischen Probleme in Ost und West geliefert zu haben. Die raumpolitische Erkenntnis wird auch aus diesem Grund in der Verbreiterung des Wissens eine erste Rolle einnehmen, da sie vollwertiges Rüstzeug über den immer deutlicher in den Mittelpunkt des europäischen Geschehens rückenden Schütterraum liefert.

Eine weitere Fortführung dieser Gedankenreihe ist für spätere Hefte vorgesehen. Die Schriftleitung.

Literatur: 30. K. Haushofer: „Grenzen in ihrer geographischen und politischen Bedeutung. Vowinckel, Berlin 1927. — 31. H. Hassinger: „Die Tschechoslowakei", Wien 1925. — 32. R. Kjellén: „Studien zur Weltkrise", München 1917 u. a. O. — 33. Kurt Trampler: „Deutsche Grenzen", Z. f. G. Heft 1/1934. S. 16. — 34. Zitiert nach Hugo Grothe: „Bulgarien. Natur, Volkstum, Staat, Geistesleben, Wirtschaft" in „Angewandte Geographie", Bond 48, Wien 1921. S. 105. — 35. Auf die Einstellung Bayerns zu seiner Ostgrenze weist besonders K. Haushofer in den oben zitierten „Grenzen" hin. S. 130. — 36. R. Kjellen: „Der Staat als Lebensform", Berlin 1924. S. 82. — 37. Herrmann Ullmann: „Das Südostdeutschtum". Sonderdruck aus Auslanddeutschtum und evangelische Kirche. Jahrbuch 1933. S. 24. — 38. Fairgrieve J.: „Geographie und Weltmacht". S. 256. — 39. „Bismarcks Gedanken und Erinnerungen", Band II. S. 282 f. — 40. K. Haushofer: „Grenzen". S. 264.

COLIN ROSS:
Eroberung der Arktis?

Der Mensch verfügt über zwei Methoden, sich der Natur gegenüber durchzusetzen und ihr sein Dasein abzugewinnen: die magische und die mechanische. Alle Naturmenschen befolgen die erstere, alle Kulturmenschen die letztere. Zivilisation ist keineswegs eine Weiterentwicklung der primitiven Lebensformen, wie wir gerne annehmen, sondern etwas prinzipiell anderes, obgleich natürlich auch die magische Form zu leben einer mechanischen Grundlage bedarf, und andererseits die mechanische nicht ohne ein gewisses Quantum von Magie auskommen kann.

Die Ausdrücke „magisch" und „mechanisch" sind hier in dem gleichen Sinne gebraucht wie in der „Welt auf der Waage" und im „Willen der Welt"; den beiden Büchern, in denen ich nach einer neuen Lebensphilosophie suche. Das heißt „magisch" bedeutet natürlich keinerlei Zauber oder Hokuspokus. Ein Mensch, der der Natur gegenüber „Magie" anwendet, ist einer, dessen mechanischer Apparat so dürftig ausgebildet ist, der über derartig armselige Geräte, Waffen und Werkzeuge verfügt, daß er nur zu leben vermag, wenn er „Magie" gebraucht, das heißt, wenn er seine gesamten Willens- und Seelenkräfte mobilisiert. Wenn ein Papuaner oder ein Eskimo „Wildzauber" ausübt, so ist das nichts anderes, als solch äußerste Konzentration aller Kräfte des Menschen. Der mechanisch lebende Mensch hat diese Konzentration nicht nötig. Der „Apparat", der gewissermaßen „erstarrte Magie" ist, versorgt ihn auch ohne solche Anstrengung mit aller Nahrung und Notdurft des Leibes.

Dadurch hat die Zivilisation ihre Seelenkräfte für „Kultur" freigemacht, für Kunst, Philosophie, Wissenschaft, kurz für ein höher entwickeltes emotionelles Leben. Auf der andern Seite kann eine allzugroße Verwöhnung durch den bequem und sicher arbeitenden mechanischen Apparat die „magischen" Fähigkeiten auch verflachen lassen bis zu ihrem Verlust oder ihrer Leugnung. Ein solcher Mensch ist dann natürlich im Falle eines Versagens des Mechanismus, auf den er zu vertrauen pflegte, viel hilfloser als ein sogenannter Naturmensch. Vor allem hat ein solcher „Kulturmensch" verlernt, im Notfall seine ganzen, nicht nur körperlichen und geistigen, sondern auch seelischen Kräfte auf den einen wesentlichen Punkt der Daseinserhaltung und Daseinssicherung zu konzentrieren, sich gegen Hunger, Kälte und jede sonstige Bedrohung unter Aufgebot aller Kräfte zu wehren.

Die magische Einstellung hat den Nachteil, daß sie der Natur nur ein materiell ungewisses Dasein abgewinnt, aber dieses ohne großen Apparat mit einem Minimum mechanischer Mittel sichert. Die mechanische Methode macht die Menschen zu Krösussen, aber vom Apparat abhängig; versagt dieser, so sind sie wie auf das Land geworfene Fische und gehen in Gebieten zugrunde, in denen der Naturmensch noch sein gutes Auskommen findet.

Bei einer Beurteilung der Möglichkeiten der Arktis und ihrer eventuellen Erschließung muß man sich über diese beiden prinzipiell verschiedenen Methoden des Verhaltens der Natur gegenüber klar sein.

Die Polarregionen sind die Gebiete der härtesten, grausamsten und lebensfeindlichsten Natur. Sie auf dem mechanischen Weg zu bezwingen, erfordert den umständlichsten mechanischen Apparat. Auf der anderen Seite bieten sie, wenigstens bisher, rein materiell so wenig, daß es sich nicht lohnt, einen solchen aufzubauen. Begreiflicherweise ist darum auch bisher Arktis wie Antarktis von der sich über die ganze übrige Erde ausbreitenden Zivilisierung, das heißt, Mechanisierung unberührt geblieben.

Heute nun tritt die Arktis mit dem Problem der Polflüge plötzlich in den praktischen Interessenkreis der zivilisierten Menschheit, und es erhebt sich die Frage ihrer Erschließung. Alle Polarexpeditionen waren ursprünglich solche auf mechanischer Grundlage; daher denn auch ihr meist katastrophales Ende, wenn der Apparat versagte, das Schiff im Eise festsaß, die Vorräte ausgingen.

In allerletzter Zeit haben die Polarforscher die magische Methode übernommen. Das heißt, sie haben von den Eskimos gelernt, wie man aus dem Lande leben kann. In seiner vollkommensten Form heißt das, daß ein arktischer Robinson auf einer Eisscholle ausgesetzt, ohne alle mechanischen Hilfsmittel sein Dasein zu fristen versteht, und nicht nur zu fristen, sondern mit der Zeit zu einem leidlich komfortabeln und zufriedenen auszubauen. Es gibt heute noch solche Fälle, und ich habe in Wolstenholme selbst einen solchen kennengelernt. Es handelt sich um eine Eskimofamilie, die auf einer Eisscholle abgetrieben, auf einer unbewohnten Insel strandete und hier jahrelang lebte, bis es ihr gelang, aus Knochen und Häuten ein seefestes Fahrzeug zu erbauen, mit dem sie nach Wolstenholme zurückkehrte.

Diese Fähigkeit, gleichsam aus dem Nichts sich die Mittel zu schaffen, in einer öden Eiswüste sein Dasein zu fristen, basiert nicht so sehr auf großer manueller Geschicklichkeit, als auf einer ganz anderen Einstellung der Natur gegenüber, eben der magischen. Auf dem Eise den scheuen Seehund mit der Harpune zu jagen, erfordert eine intime Kenntnis der Psyche des Tieres, wie sie der Zivilisationsmensch nie besitzt. Der vertraut auf die Überlegenheit seines mechanischen Apparates, und versagt dieser, so ist er hilflos.

Wieviele Flieger, die als Könige über dem Eisfeld schwebten, gingen jämmerlich zugrunde, sobald ihr Apparat strandete, während Eskimos, deren Schlitten brach, aus gefrorenen Fischen neue Kufen fertigten oder aus einem Packen zu einem Block zusammengefrorener Häute sich einen kompletten neuen Schlitten schnitzten. Bei eisigster Kälte stunden-, unter Umständen tagelang neben einem Luftloch im Eis auszuharren, um auf einen auftauchenden Seehund zu lauern, erfordert eine Ausdauer und Geduld, die nur bei einer von Grund aus anderen Einstellung zum Leben möglich ist, auf Grund von seelischen Kräften und Fähig-

keiten, eben der magischen, die unter anderm auch bis zu hohem Grade Unempfindlichkeit gegen Kälte verleihen.

Das sind Dinge, die einen Europäer seltsam anmuten; aber von einem kanadischen Flugzeugführer, der Flüge in die Arktis unternimmt, wird heute bereits als selbstverständliche Voraussetzung verlangt, daß er für den Fall eines Unfalles versteht, à la Eskimo zu leben, das heißt, ein Schneehaus zu erbauen und sich und seine Passagiere mit selbsterlegten Seehunden zu ernähren, die gleichzeitig Kleidung und Feuerung liefern.

Da aber ein Europäer bei aller Anpassung und Schulung dazu niemals im gleichen Maße in der Lage sein wird, ist es so wichtig, die arktischen Ureinwohner nicht nur zu erhalten, sondern auch ihre primitiven Lebensformen zu bewahren.

Dieses letztere schlägt dem ganzen bisherigen Verhalten des weißen Mannes primitiven Völkern gegenüber ins Gesicht. Diese wurden früher ausgerottet oder versklavt, später zivilisiert. Die möglichst rasche und möglichst vollständige Zivilisierung erschien nicht nur als die beste Methode, ein wildes Land zu erschließen, sondern auch als die größte Wohltat, die man den „Wilden" selbst antun konnte. Freilich in allerletzter Zeit ist man an dieser Methode irre geworden und hat angefangen, in den magischen Lebensformen der Primitiven Werte besonderer Art zu erkennen.

Diese Erkenntnis bestimmt die Eingeborenenpolitik der kanadischen Regierung im Hohen Norden. Die Eskimos werden n i c h t zivilisiert. Im Gegenteil, man sucht sie so weit wie möglich im bisherigen primitiven Zustand zu erhalten. Die einzige Fürsorge, die die Dominiumregierung ihnen angedeihen läßt, ist die, den polaren Wildbestand, von dem sie leben, mit allen Mitteln zu heben. Der Eskimo soll in seiner bisherigen Unabhängigkeit von der Zivilisation, soweit wie dies noch möglich ist, erhalten werden. Völlig geht dies ja auch in der Zentralarktis, dem bisher am wenigsten europäischen Teil der Polarzone, nicht mehr. Auch hier kennt der Eskimo bereits Gewehre, Petroleum und europäische Boote. Aber im übrigen lebt und jagt er doch noch völlig in der altüberkommenen Weise.

Die Idee dabei ist nicht, den Eskimo gewissermaßen als lebendes Museumsobjekt zu konservieren, indem man ihn in einer Art Naturschutzpark für primitive Rassen isoliert, sondern seine unersetzbaren magischen Fähigkeiten zu bewahren, um sie für die Erschließung der Arktis zu nutzen.

Der Weiße, der in den Hohen Norden geht, lebt dort zunächst wie unter einer Glasglocke; ohne die mitgebrachte Nahrung und Feuerung geht er zugrunde. Vom Eskimo lernt er mit der Zeit, wie man von einer Natur leben kann, die zuerst als tödliche Eiswüste erscheint. Jede europäische Siedlung in einem andern Kontinent war zunächst für Jahrzehnte, ja Jahrhunderte von Europa abhängig. Selbst Amerika, das kanadische wie das britische, später US-amerikanische hing zwei Jahrhunderte von der europäischen Zufuhr ab, bis es gelernt hatte, sich ganz auf

eigene Füße zu stellen und sich selbst zu versorgen. Wo solche Versorgung und Zufuhr vorzeitig aussetzte, wie bei der ersten Normannensiedlung in Grönland, ging die abgeschnittene europäische Kolonie zugrunde, beziehungsweise in den magisch lebenden Ureinwohnern auf.

Ein solches Auf-eigene-Füße-Stellen wird bei der Arktis allerdings kaum je möglich sein, wenigstens nicht im Sinne europäischer Arbeits- und Lebensform. Es erscheint aber nicht ausgeschlossen, die natürlichen Hilfsmittel und Reichtümer der polaren Region derart zu entwickeln, daß die Arktis bei einer Kombination der mechanischen mit der magischen Lebensform sich selbst erhält. Das würde heißen, daß die Eskimos langsam und vorsichtig in die Zivilisation eingegliedert werden, bei möglichster Wahrung ihrer magischen Fähigkeiten, während andererseits die Weißen in der Arktis, soviel wie nur angeht, von den Eskimos und deren Methoden übernehmen.

Eine solche wechselseitige Anpassung und Übernahme der beiderseitigen Methoden ist vielleicht nur in der Arktis möglich, da lediglich hier für den weißen Mann eine zwingende Notwendigkeit dazu besteht.

Die Bewahrung magischer Lebensformen und ihre Übernahme und Nutzung durch den Weißen ist jedoch nicht nur für die Arktis bedeutsam. Die rein mechanische Zivilisation erweist sich immer mehr als unbefriedigend und als ungenügend, die seelischen Bedürfnisse der zivilisierten Menschheit zu stillen. So wächst langsam die Gefahr heran, daß es zu einem Überdruß an der Zivilisation kommt, der unter Verkennung der katastrophalen materiellen Folgen zum Niederreisen und Zusammenbruch unseres komplizierten mechanischen Apparates führen könnte.

Amerika ist bisher führend in der mechanischen Zivilisation und in der Mechanisierung des Lebens gewesen. Es trägt die Hauptverantwortung für die gegenwärtige Krise des weißen Mannes. Auch das riesige Reich, das sich von den Vereinigten Staaten von Amerika bis an den Pol erstreckt, ist in diesem Sinne „Amerika". Auch im südlichen Kanada hatte man den Ehrgeiz, nicht hinter dem Nachbarreich zurückzustehen, was den mechanischen Apparat anbetrifft. Auf den höchsten Breitegraden dieses neuen Nordreiches aber leben Menschen noch im Eiszeitalter, und eine ganz moderne Regierung sucht sie in diesem zu erhalten. Nirgendswo sonst auf der Erde außer in Sowjetasien sind die beiden Pole menschlicher Lebensformen derart in einem Lande vereinigt.

Die Synthese dieser beiden Pole ist das große Problem der Zukunft, das allerdings kaum in Kanada noch überhaupt in Amerika seine Lösung finden wird, sondern vielleicht in Europa, wohin das Weltpendel langsam wieder zurückzuschwingen anhebt.

SIEGFRIED WARNECK:

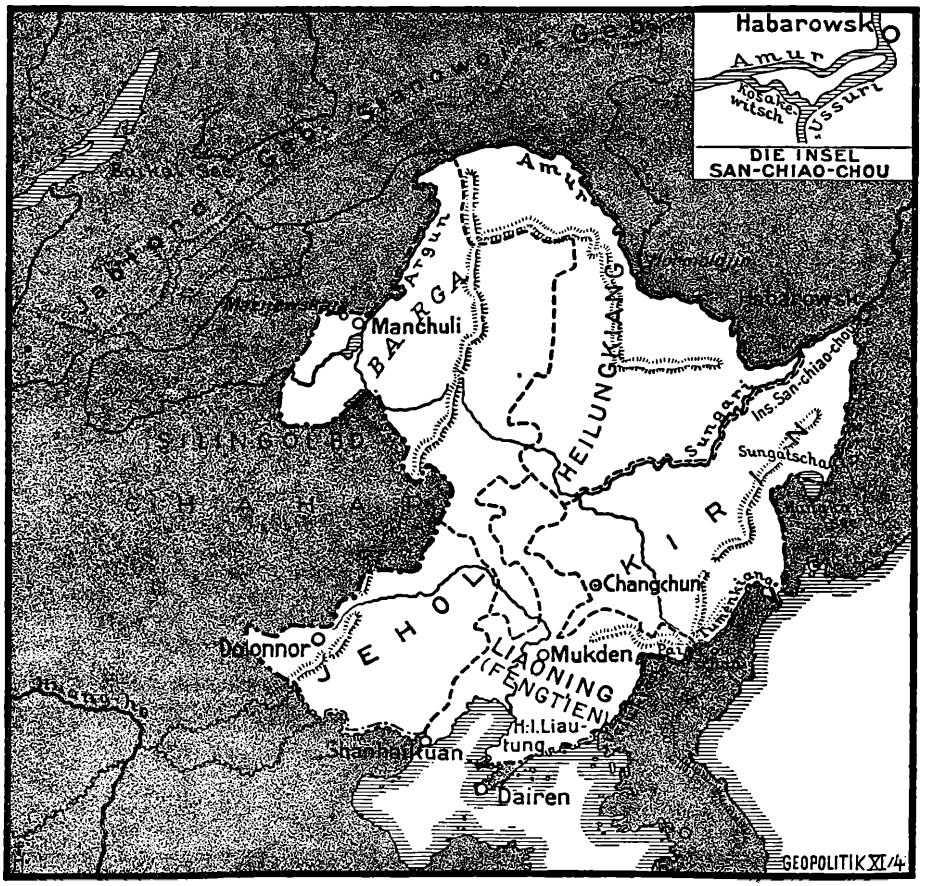
Zur Frage der Staatsgrenzen von Manchoukuo

Harbin, Februar 1934.

Der neue Mandschurische Staat hat nach zweijährigem Bestehen den Prozeß seiner territorialen Loslösung aus dem chinesischen Reichsverbande nahezu vollendet. Bedeutende Gebietserweiterungen sind nicht mehr zu erwarten, und die abschließende Arbeit der endgültigen Grenzbestimmung steht bevor. Dabei soll die schwierige Aufgabe einer Grenzschaffung gelöst werden, welche die Interessen des jungen Staates wahrt, ohne die bestehenden internationalen Verträge zu verletzen und auch ohne den Argwohn der Mächte von neuem zu erwecken. Eine kurze Betrachtung des jetzigen Grenzstandes von Manchoukuo und seiner vertraglichen Grundlagen, soweit solche vorhanden sind, dürfte deshalb auch für uns Deutsche von einigem Interesse sein, handelt es sich doch um einProblem, dessen glückliche Entscheidung von weltpolitischer Bedeutung sein kann.

Der Mandschurische Staat beansprucht das Hoheitsrecht über vier ehemalige chinesische Provinzen: Liaoning (Mukden oder Fengt'ien), Kirin, Heilungkiang und Jehol. Die alte Mandschurei, das Stammland der Mandschukaiser Chinas, umfaßte das Gebiet der drei erstgenannten Provinzen, die damals jedoch bedeutend kleiner waren und erst nach der chinesischen Revolution von 1911, durch Einverleibung der angrenzenden mongolischen Ländereien des Cherim (Dscherim)-Bundes, ihren gegenwärtigen Umfang erreichten. Die Fortsetzung dieser neuen, westlichen und südwestlichen Teile der drei mandschurischen Provinzen bildet die vom geschichtlichen Standpunkte aus rein mongolische Provinz Jehol, die, vor 1928 ein chinesischer Sonderbezirk, das Gebiet der innermongolischen Bünde von Chouta (Dschouda) und Chosot'u (Dschossotu) umfaßt. Westlich davon liegt die ebenfalls zur Inneren Mongolei gehörende Provinz Chahar, deren südlicher Teil aus dem eigentlichen Gebiet der Chaharmongolen, der Norden aber aus dem des Silingolbundes besteht. Hier ist die Grenze von Manchoukuo am unbestimmtesten. Im weiten Steppenlande der nomadischen Mongolen ist man nicht gewohnt, feste, unabänderliche Grenzlinien zu ziehen: auch die von den chinesischen Behörden bei der Verwaltungsübernahme unternommene Grenzziehung zwischen Chahar und Jehol entspricht keineswegs den Forderungen, die einer Grenze zwischen zwei Staaten gestellt werden. Wirtschaftliche und zum Teil auch strategische Gründe erfordern dringlich, das Gebiet des mandschurischen Jehol auf Kosten des chinesisch bleibenden Chahar abzurunden. In Betracht kommt der wirtschaftlich eng mit Jehol und teilweise auch mit der eigentlichen Mandschurei verbundene nordwestliche Teil des Silingolbundes und der südlich davon um das wichtige Handelszentrum Dolonnor herum gelegene Streifen Chahars. Der schon nach der Eroberung Jehols durch die Japaner von Marschall Feng

Yü-hsiang im vergangenen Jahre durch einen seiner Untergenerale unternommene Versuch, Dolonnor für China zu retten, ist natürlicherweise gescheitert; der Ort befindet sich heute im Machtbereich eines manchoukuofreundlichen Truppenführers. Ähnlich wird in nächster Zukunft wohl auch das Geschick der betreffenden Teile des Silingolbundes sein.



Die Grenzen der Mandschurei

Die südliche Grenze des neuen Staates mit China stimmt ebenfalls nicht mit der bisherigen Provinzialgrenze Jehols überein. Letztere verlief in ihrem östlichsten Teile eine ziemliche Strecke nördlich von der Großen Mauer, während die jetzt von Manchoukuo beanspruchte Grenze unmittelbar von Shanhaikuan westwärts der Großen Mauer entlanggeht. Es wäre dies die alte historische Scheidelinie zwischen dem eigentlichen China und den nördlichen Nomadenländern. Etwas

Bestimmtes läßt sich jedoch vorläufig über diese Grenze ebensowenig behaupten, wie über die Grenze der Inneren Mongolei. Ihre endgültige Festlegung bleibt einem späteren chinesisch-japanisch-mandschurischen Abkommen anheimgestellt.

Mit der Provinz Mukden ist auch der entsprechende Teil der Küste des Gelben Meeres mit der Liaotunghalbinsel mandschurisch geworden. Der südliche Teil der letzteren mit Dairen und Port-Arthur bildet bekanntlich das ehemalige russische, jetzt japanische Pachtgebiet von Kwantung, dessen Grenzen von Manchoukuo selbstverständlich respektiert worden sind. Sie sind ursprünglich in der russisch-chinesischen Konvention von Peking vom 15. März (a. St.) 1898 nebst dem ergänzenden Protokoll vom 25. April (a. St.) 1898 bestimmt und im japanisch-chinesischen Vertrag von Peking vom 22. Dezember 1905 bestätigt worden.

Der altherkömmlichen mandschurisch-koreanischen Grenze ist durch den Umsturz in der Mandschurei gleichfalls keine Änderung widerfahren. Diese Grenze, vom Gelben Meere stromaufwärts dem Yalukiang entlang bis zu dessen Quellgebiet am Pai-t'ou-shan und von dort stromabwärts längs dem Tumenkiang bis zur russischen Grenze 20 chinesische Li (etwa 10 km) von der Küste des Japanischen Meeres entfernt, ist, unseres Wissens, nicht vertraglich festgesetzt, sondern als sozusagen „natürliche" Grenze zwischen der Mandschurei und Korea im Laufe der Jahrhunderte bestimmt worden. Bis vor wenigen Jahrzehnten war es auch die ethnographischee Trennungslinie beider Länder.

Weit komplizierter ist das Problem der mandschurisch-russischen Grenzen.

In jener längst vergangenen Zeit, als der erste Mandschukaiser Shun-chih (1644 bis 1661) den Thron Chinas bestieg, hatte sein Heimatland, die Mandschurei, keine bestimmte nördliche Grenze. Endlose Wälder bedeckten die fruchtbaren Täler und die an allerhand Mineralien reichen Gebirgshöhen des weitausgedehnten Amurbeckens. Wilde tungusische und mongolische Jägerstämme und vereinzelte Gold- und Ginsengsucher waren ihre einzigen Bewohner. Der Hof von Peking betrachtete dieses Land als seine Domäne und bezog von dort regelmäßige Tributsendungen von kostbaren Zobelpelzen und wertvollen Ginsengwurzeln. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts erreichten russische Kosaken die Ufer des Amurs. Sie kümmerten sich wenig um die Rechte des Khans von Han (des Kaisers von China). Ein Zusammenstoß folgte bald dem anderen, bis endlich der Vertrag von Nertschinsk vom 27. August 1689 die russisch-mandschurische Grenze endgültig festlegte. Das Stanowoigebirge, die Wasserscheide zwischen Lena und Amur, bildete die Grenze im Norden, während südlicher der Argunstrom in seiner ganzen Länge als Grenze beider Reiche galt. Letztere Bestimmung ist bis heute noch in Kraft.

38 Jahre später, im Herbst 1727, schloß Rußland einen ergänzenden Grenzvertrag mit China (ebenfalls in Nertschinsk, jedoch mehr bekannt als der Vertrag von Kiachta), der die Grenze beider Reiche westlich vom Argun im Norden der Mongolei bestimmte. Den äußersten östlichen Abschnitt dieser neuen Linie bildet

die jetzige Landgrenze bei Manchuli. Wegen der ungenauen Ausdrucksweise des Vertrages ist sie der Gegenstand eines noch nicht entschiedenen russisch-mandschurischen Streites. Die Manchoukuovertreter behaupten nämlich, die russischen Grenzbefestigungen bei Manchuli seien, ebenso wie die kleine russische Grenzstation „Rasjesd Nr. 86" zwischen Manchuli und der russischen Station Mazijewskaja, auf mandschurischem Boden gebaut. Ein Blick auf die alten, um die Jahrhundertwende herausgegebenen Landkarten scheint diese Behauptung zu bestätigen. Nach ihnen liegt die Staatsgrenze nicht unmittelbar vor Manchuli, sondern sie geht dicht an Mazijewskaja vorbei. Erst die späteren Karten haben der jetzigen tatsächlichen Lage Ausdruck verliehen[1]). Zur Zeit der früheren russischen Machtentfaltung konnte eine kleine Grenzverschiebung, falls sie wirklich stattgefunden hat, wohl ohne weiteres geschehen. Doch selbst wenn der mandschurische Anspruch berechtigt ist, wird sich an der Hand des Vertrages von 1727 nichts beweisen lassen, denn dort ist bloß von einer unbestimmten Grenzlinie in unbesiedeltem Lande die Rede[2]).

Im 19. Jahrhundert litt das Chinesische Reich unter schweren inneren und äußeren Erschütterungen. Diesen Moment nützten die Russen zum Vormarsch nach Süden und zur Aufhebung der nominellen chinesischen Herrschaft im nördlichen Amurgebiet aus. Im erzwungenen Vertrage von Aigun vom 16. Mai (a. St.) 1858 wurde vereinbart, daß das linke Amurufer, vom Argun bis zur Mündung, nunmehr dem Russischen Reiche gehöre, während das rechte Ufer vom Argun bis zur Mündung des Ussuri chinesisch blieb. Die spätere russische Küstenprovinz zwischen dem Ussuri und der Küste des Japanischen Meeres sollte endlich bis auf weiteres ein chinesisch-russisches Kondominium bilden. Ferner besagt Artikel 1 des Vertrages von Aigun u. a. noch folgendes: „Die sich am linken (d. h. russi-

1) Wie uns ein gewesener russischer Diplomat, der jahrelang der Kaiserlich Russischen Gesandtschaft in Peking nahestand, versicherte, wurde die Grenzlinie Manchuli von einer gemischten russisch-chinesischen Grenzkommission wenige Jahre vor Ausbruch des Weltkrieges (in der Zeit zwischen 1909 und 1911) genau festgelegt, wobei die ganze Angelegenheit als wenig bedeutend betrachtet wurde, was sie ja eigentlich auch ist. Es scheint sich hier um ein nicht veröffentlichtes Abkommen zu handeln, das inzwischen wieder in Vergessenheit geraten ist. Wenigstens wird die Tatsache dieses Abkommens sogar von manchen sowjetrussischen Spezialisten bezweifelt.

2) Der entsprechende Abschnitt (Art. III, zweiter Absatz, zweite Hälfte) des Vertrages von 1927 lautet im französischen Text wie folgt: „Le désert entre le pays habité par les sujets de L'Empire des Oros et la maison de garde mongole de L'Empire du Centre sera divisé en deux parties égales comme à Kiachta. Où il y a des montagnes, des sommets de montagnes et des rivières dans le voisinage du pays habité par les sujets de L'Empire des Oros, ils serviront à déterminer leur frontière, et où les montagnes et les rivières se trouvent à plus de proximité de la maison de garde mongole, ils serviront également à établir la frontière de L'Empire du Centre, mais où il y a des vastes plaines sans montagnes ni rivières, elles seront divisées en deux parties égales, et on établira des poteaux au milieu pour marquer cette frontière depuis la maison de garde de Tsagan Oola jusqu'aux bords de la rivière Ergoune (Argoun) ..."

schen SW.) Ufer des Flusses Amur, vom Sejastrom südwärts bis zum Dorfe Hormoldjin befindenden mandschurischen Bewohner sollen für ewige Zeiten in ihren früheren Wohnorten unter Obhut der mandschurischen Regierung belassen bleiben, damit ihnen vonseiten der russischen Bewohner kein Leid, noch Bedrückungen widerfahren." In keinem der späteren russisch-chinesischen Verträge ist diese Bestimmung je widerrufen worden. Theoretisch besteht sie auch heute noch, in der Praxis jedoch wurden die letzten Vorrechte, die China nördlich vom Amur genoß, zur Zeit des Boxeraufstands (1900) endgültig beseitigt. Damals mußte die ohnmächtige kaiserlich chinesische Regierung sich alles gefallen lassen, und erst während der Herrschaft der Kuomintang sind im Reich der Mitte wieder Stimmen vernehmlich geworden, welche die Wiederherstellung des status quo am Amur forderten. Gewisse Kreise in Manchoukuo haben später diesen Anspruch von China übernommen und warten bloß auf den geeigneten Moment, um zu versuchen, das, in diesem Falle allerdings nicht absolute, Hoheitsrecht der Mandschurei auf das entsprechende Gebiet nördlich vom Amur auszudehnen.

Am 2. November 1860 (a. St.) wurde in Peking ein ergänzender russisch-chinesischer Vertrag geschlossen, welcher das Küstengebiet Rußland zusprach und das Kondominium aufhob. Gleichzeitig wurde die jetzige nordöstliche Grenze der Mandschurei bestimmt. Vom Amur verläuft sie erst dem Ussuri, dann dem kleinen Flusse Sungatscha, welcher den Ussuri mit dem Hangkasee verbindet, entlang, durchquert den nördlichen Teil des genannten Sees, und schlängelt sich von dort südwärts durch das Gebirge bis zu einer Stelle am Ufer des Tumenkiang etwa 10 km von der Küste des Japanischen Meeres entfernt. Der letztgenannte Abschnitt war Gegenstand eines speziellen ergänzenden russisch-chinesischen Grenzabkommens vom 16./28. Juni 1861.

Das letzte allgemeine russisch-chinesische Abkommen der Vorkriegszeit, der Vertrag von St. Petersburg vom 12./24. Februar 1881, hat, gleichwie die späteren speziellen Verträge und Konventionen der zaristischen Regierung mit China, die Grenzen der Mandschurei nicht verändert und die Gültigkeit der bisherigen Verträge von neuem bestätigt. Auch die Vereinbarungen der Sowjetunion mit China 1924 bzw. 1929 haben den bisherigen Grenzstand weiter bestehen lassen.

Die russisch-chinesischen Grenzabkommen enthalten viele unklare Punkte. Außer den bereits erwähnten Streitfragen über die Grenze bei Manchuli und die mandschurischen Dörfer nördlich vom Amur, muß hier noch der Streit über die Amurinseln erwähnt werden, auf die beide Regierungen, die russische wie die von Manchoukuo, Ansprüche erheben. Die Verträge sagen nichts von den Inseln der Grenzströme und Rußland hat sie bisher stets als russisches Gebiet betrachtet, was bei Chinas wohlbekannter Schwäche ein leichtes war. Dabei sind manche der Inseln von großer strategischer Bedeutung, so die Inseln an der Sungarimündung und die langgestreckte Insel San-chiao-chou an der Ussuri-

mündung. Letztere bildete eine Art Dreieck, dessen Spitze nach Süden hin gerichtet ist, und wird im Norden vom Amur, im Südosten vom eigentlichen Ussuri und im Südwesten vom sog. Arm Kosakewitschs (Kosakewitschewa Protoka) umspült. Nahe der östlichen Spitze der Insel, wo der Ussuri in den Amur mündet, liegt Habarowsk. Laut den Verträgen von Aigun und Peking müßte die russisch-mandschurische Grenze hier liegen, da das Gebiet südlich vom Amur bis zur Ussurimündung chinesisch bleiben sollte, folglich auch die Insel Sanchiao-chou, die an dieser Stelle tatsächlich das südliche Amurufer bildet. Da jedoch der Besitz der Insel für die Sicherheit Habarowsks unentbehrlich ist, haben die Russen hier an dieser Stelle des Ussuri den Flußarm Kosakewitschs zum Grenzfluß erklärt und somit die in Frage stehende Insel aus dem mandschurischen Gebiet ausgeschieden. Im Falle einer allgemeinen Auseinandersetzung mit der UdSSR. wird Manchoukuo wohl auch diese Frage nicht unberücksichtigt lassen.

Zum Schluß, um das Bild der Staatsgrenzen von Manchoukuo zu vollenden, sei noch die Grenze mit der Äußeren Mongolei erwähnt. Sie beruht auf alten Abkommen zwischen den einzelnen mongolischen Stämmen und Fürstentümern der Halha und der Barga und ist in keinem internationalen Vertrage festgesetzt. Mit Ausnahme der von Grenzwachen besetzten Stellen wird sie wohl ebenso unbestimmt sein, wie ihre Fortsetzung: die Grenzlinie zwischen Jehol und Chahar.

Abschließend können wir feststellen, daß bei der endgültigen Fixierung der Grenzen von Manchoukuo, die russische Grenze ausgenommen, voraussichtlich keine bedeutenden Schwierigkeiten zu erwarten sind. Die eben geschilderten russisch-mandschurischen Grenzstreitigkeiten bilden jedoch, trotzdem es sich um räumlich unbedeutende Gebiete handelt, ein nicht zu unterschätzendes Hindernis auf dem Wege zu einer allgemeinen russisch-japanisch-mandschurischen Verständigung. Besonders peinlich ist die Frage der Amurinseln und des von Nachkommen der Mandschus besiedelten Gebietes nördlich vom Amur. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn wir sie als eine dauernde Gefahr für die Aufrechterhaltung des Friedens im Fernen Osten bezeichnen. Bei dem gespannten politischen Verhältnis zwischen der UdRRS. und Japan-Manchoukuo können es die Vertreter der betreffenden Staaten nicht einmal wagen, das Grenzproblem öffentlich am Verhandlungstisch zu erörtern. Die für den Herbst 1933 angesagte russisch-mandschurische Amurkonferenz in Blagowjeschtschensk konnte überhaupt nicht zusammentreten, hauptsächlich wohl, um der Gefahr eines offenen Bruchs zu entgehen.

ALBRECHT HAUSHOFER:

Berichterstattung aus der atlantischen Welt.

Frühjahrsbeginn ist eine Zeit launischen Wetters nicht nur im klimatischen Bereich. Unstetigkeiten auf der politischen Wetterkarte zeigen sich auf der ganzen Erde; damit die Dauereinflüsse zu ihrem Recht kommen, läßt sich freilich oft schon vorher mit einiger Sicherheit sagen, an welchen Stellen solche Unstetigkeiten auftreten. Die Zugstraßen politischer Störung in Europa sind bekannt; wir wissen, wo wir sie in Südamerika zu suchen haben, und kennen sie vom Nahen und Fernen Osten. Reihen wir eine Sammlung von Nachrichten aus der jüngsten Zeit aneinander, so gewinnt man ein reizvolles Gesamtbild...

Scheitern einer Chaco-Vermittlung (zum wievielten Mal?); gewaltsamer Tod des Generals Sandino im angeblich befriedeten Nicaragua; Unruhen in New York; Ablehnung des Lorenzstrom-Vertrages durch den Senat der Vereinigten Staaten; neues Gesetz über die Unabhängigkeit der Philippinen; Anpassung der südafrikanischen Verfassung an das Statut von Westminster; Besuchsreise eines englischen Prinzen nach Südafrika; „endgültige" Befriedung Marokkos; Regierungskrise in Spanien, verbunden mit katalanischer Opposition; gescheiterte Verfassungsreform in der Schweiz; Dreierpakt in Rom; tschechisch-polnische Spannung im schlesischen Grenzgebiet; Unfreundlichkeiten Polens gegen Litauen und Litauens in Memel; Diktatur in Estland mit russischen Hintergründen; Hauptstadtverlegung der Ukraine von Charkow zurück nach Kiew — eine Fülle von Einzeltatsachen, aus denen wir einige zu besonderer Betrachtung herausgreifen...

Nach dem Abklingen der kubanischen Wirren — das man für weniger endgültig halten sollte als die derzeitige kubanische Regierung — ist es wieder Nicaragua, das durch eine ausgesprochene Wildwest-Handlung den freundlichen Schleier vor sorgsam gehüteten Hintergründen hinweggerissen hat. Die Verkündung der völlig veränderten nordamerikanischen Politik gegenüber den lateinamerikanischen Staaten in Montevideo hatte so guten Eindruck gemacht; die Langmut der Washingtoner Regierung gegenüber den kubanischen Ärgernissen war so überzeugend gewesen — mußte nun wirklich ein übereifriges Mitglied der (seinerzeit von den Vereinigten Staaten eingesetzten) Regierung von Nicaragua dem Rebellengeneral Sandino zuerst freies Geleit geben und ihn dann trotz freien Geleites erschießen lassen? Sandino hatte Jahre hindurch in den unzugänglichen Waldgebieten seiner Heimat — zeitweise sogar mit versteckter Hilfe aus Mexiko — den amerikanischen Marinetruppen, dem Bananentrust und der von diesen beiden Mächten abhängigen Regierung von Nicaragua getrotzt. Man hatte schließlich einen „Frieden" geschlossen, der den treuesten Anhängern Sandinos ihre Waffen ließ, und ihm selbst die Freiheit, sich mit seinen Leuten — fern den Besitzungen des Bananentrusts — anzusiedeln. Scheinbar ging alles gut; aber der „Ordnungssinn" in Managua ließ

nicht locker; Sandino sollte völlig unschädlich gemacht werden, und dazu bediente man sich des bereits erwähnten Mittels... Wie Staatsmänner und Generale in Nicaragua miteinander umgehen, ist an sich keine Frage von Wichtigkeit; daß aus diesen Vorgängen ein seltsames Licht über den ganzen amerikanischen Kontinent geistert, ist schon wichtiger. Ganz unabhängig davon, ob Vertreter des Nordens irgendeine wirkliche Verantwortung an dem Vorgang tragen — sie wird ihnen im ganzen nichtangelsächsischen Amerika zugeschoben; und darin liegt allerdings ein Vorgang, der stimmungsmäßig nicht unterschätzt werden darf. Es wird noch lange Zeit und eine sehr gleichmäßige Außenpolitik Washingtons nötig sein, bis die süd- und mittelamerikanischen Völker ernstlich glauben werden, daß der Imperialismus in Washington tot sei. Solange Panama und Nicaragua, Kuba und Haiti so regiert werden, wie sie zur Zeit regiert werden, solange die Kanalzone und die Fonsecabucht und Guantanamo so aussehen, wie sie heute aussehen — so lange wird man in Buenos Aires und in Rio de Janeiro, noch mehr aber in Mexiko, Bogotá und Caracas mißtrauisch sein. Das Ballspiel, das zwischen Präsidenten und Parlament in der Philippinenfrage gespielt wird, gehört auch nicht zu den besten Beruhigungsmitteln für zahlen- und wirtschaftsschwache Völker. Ein „klein"amerikanischer Interessentenkreis in den Vereinigten Staaten will (aus Gründen der Konkurrenzabwehr in bestimmten tropischen und subtropischen Produkten) die Philippinen loswerden; ein anderer, kaum weniger starker, will sie als Exportgebiet behalten; die politische Spitze in Washington schwankt hin und her; erinnert sich Roosevelt seiner Vergangenheit als Staatssekretär der Marine, so wird er sich ungern von Manila trennen; auf der anderen Seite wechseln Hull und Hirota die freundlichsten Briefe... Das Ergebnis ist für die Philippinen wenig erfreulich: ein Unabhängigkeitsgesetz, das zunächst zehn Jahre Ausbeutung einseitigster Art durch die Vereinigten Staaten sichert, um dann zu einer höchst ungesicherten Zukunft zu leiten. Es ist begreiflich, daß das Parlament der Philippinen von seinem Recht Gebrauch gemacht hat, diese Art Unabhängigkeit nicht zu ratifizieren. Womit der Entschluß nach Washington zurückgeworfen ist, wo man zu der Absicht steht, den Philippinen ein gleiches oder ähnliches Gesetz von neuem zuzumuten. Ein freundliches Spiel, bei dem Japan es sich leisten kann, den nicht minder freundlichen Zuschauer zu spielen...

Liegt schon in der Gestaltung des Philippinengesetzes eine bemerkenswerte Schwäche des Präsidenten gegenüber dem Kongreß, so gilt das noch mehr von der Niederlage, die Roosevelt mit der Ablehnung des Lorenzstrom-Projektes durch den Senat erlitten hat. (Zur Richtigstellung mancher Meldungen: das Gesetz ist nicht mit Mehrheit abgelehnt worden; es wurde nur die qualifizierte Mehrheit dafür nicht erreicht.) Wir haben in einem früheren Bericht das Lorenzstrom-Projekt eingehend behandelt und können uns daher kurz fassen. Ziel des von den Vereinigten Staaten und von Kanada gemeinsam durchzuführenden Projektes war

— neben der Gewinnung riesiger Wasserkräfte — die Schaffung eines durchgehenden Großschiffahrtsweges vom Ozean bis zum Oberen See, der das Ende der Seeschiffahrt tief in den amerikanischen Kontinent hineinverlegen sollte. Die Wirkung sowohl auf die Wirtschaft Kanadas wie auf die der Vereinigten Staaten wäre im höchsten Maß umwälzend gewesen; der Gewinn der Binnenlandschaften beiderseits der Grenze hätte den Schaden der Umschlagplätze sowohl in Quebec wie in den atlantischen Staaten der Union auf lange Sicht sicherlich aufgewogen. Aber es ist verständlich, daß man sowohl in Quebec wie in den östlichen Küstenstaaten der Union zunächst mehr den Schaden des eignen Hafens als den Nutzen der großen Binnengebiete sah, und alles tat, um das Projekt zu Fall zu bringen. Die Ablehnung des Lorenz-Vertrages durch den amerikanischen Senat ist eine Niederlage der amerikanischen Kontinentalpolitik; in der Rückwirkung auf Kanada gibt sie dem französischen Osten Oberwasser gegenüber einer an sich schon schwankenden englisch-konservativen Zentralregierung. Ein Vorgang, der Beachtung verdient. Besonders in einem Augenblick, in dem diese Regierung in Ottawa allen Zwang einer Regierungsmehrheit aufbieten muß, um nicht über einer gefühlsmäßig sehr eigenartigen Sache zu stürzen: der Titelfrage! Diese stammt aus dem Weltkrieg; genauer gesagt, aus der Regierungszeit Lloyd Georges, der wahllos nicht nur das Oberhaus mit Kriegsgewinn durchsetzte, sondern auch die Dominien mit Titeln überfluten ließ. Dagegen wandte sich Kanada und beschloß, kanadischen Bürgern das Tragen englischer Titel zu verbieten. Mit dieser Regel hat der gegenwärtige Ministerpräsident Bennett gebrochen; es hat nicht viel gefehlt, und er wäre darüber gestürzt.

Seltsame Dinge scheint auch das südafrikanische Kabinett zu planen, wenn die vorsichtigen „Times" angesichts der kommenden Verfassungsreform Südafrikas darüber klagen, daß man dort anscheinend beabsichtige, „to cross the t's and to dot the i's" — nämlich der südafrikanischen Unabhängigkeit. „Um die Verfassung dem Statut von Westminster anzupassen." Man könnte beinahe versucht sein, an Irland zu denken, wenn nicht Smuts der Stellvertreter Hertzogs wäre, und wenn nicht auch Hertzog und vor allem sein Finanzminister Havenga so gute Beweise dafür gegeben hätten, daß sie das Imperium gerade dann nicht verlassen werden, wenn ihnen kein theoretisches Recht in den Weg gelegt wird. Im übrigen war auch ein Bruder des Prinzen von Wales in Südafrika...

An diesen Besuch aber knüpft sich ein Vorgang, den wir unseren Lesern doch nicht verschweigen wollen, so klein und unscheinbar er auch sein mag. Denn er beleuchtet eine tiefe Wandlung... Der Vorgang ist folgender: In Betschuanaland lebt ein Negerhäuptling namens Tschekedi, ein Mann mit Rundfunk und Automobil, der seinen Stamm mit jener in Afrika heute üblichen Mischung von schwarzen und weißen Methoden regiert. Anlaß zu politischem Sturm gab die Tatsache, daß er einmal mit schwarzen Methoden an weiße Haut geriet. Einer jener „armen

Weißen", welche die Distanz zum Neger verloren haben, und „wie Neger" leben, ließ sich in Tschekedis Herrschaftsbereich etwas zuschulden kommen; und nun tat Tschekedi etwas, was er nicht hätte tun dürfen: er ließ von schwarzen Händen an diesem Weißen eine gründliche Prügelstrafe vollziehen. Die Nachricht davon kam, stark vergrößert, an die höchste weiße Autorität des Gebietes, einen wackeren Admiral, der den Vorgang als Aufstand betrachtete, und mit bewaffneter Macht heranzog, um Tschekedi abzusetzen. Die Sache kam zur Entscheidung nach London; Tschekedi schrieb einen Brief, worin er mitteilte, daß es ihm ferngelegen habe, seine Rechte ausdehnen zu wollen; nach einer kurzen Anstandspause, während deren der wackere Admiral von der englischen Presse weidlich verlacht wurde, hat man Tschekedi wieder in seinem Machtbereich eingesetzt. Das vor einigen Monaten. Jetzt hat der Bruder des Prinzen von Wales, der Sohn des regierenden englischen Königs, den Häuptling Tschekedi besucht und ihm die Hand geschüttelt. Wandel der Zeiten. Man braucht sich nur vorzustellen, was etwa vor dreißig Jahren mit einem Negerhäuptling geschehen wäre, der in aller Öffentlichkeit einen Weißen hätte verprügeln lassen — in einer englischen Kolonie! Freilich — vor dreißig Jahren gab es auch noch nicht das Problem der „armen Weißen" — ein gefährliches Problem in Ländern mit starken schwarzen Unterschichten... Nicht ohne Reiz war auch der Kommentar französischer Blätter zur „Affaire Tschekedi"!

Im Bereich der „dunklen Franzosen" Nordafrikas haben die Nachfolger Marschall Lyauteys einen entscheidenden Erfolg errungen. Sie haben wohl das letzte Nest ernstlichen Widerstandes im Antiatlas ausgeräumt. Marokko ist nun unterworfen; die ungelöste Frage ist höchstens die, ob es nicht vorher schon unterworfen war und ob die Unterwerfung nicht bequemer zu haben gewesen wäre — der Feldzug im Marokko ist so seltsam zeitgerecht gekommen, in dem Augenblick, wo man eine Abrüstungsnote zu verfassen hat... Im übrigen soll die endgültige Befriedung Marokkos dazu dienen, einen Teil der nordafrikanischen Regimenter nach Frankreich selbst zu legen — ein Vorgang, der an gewisse Perioden des Römischen Reiches erinnert (nicht an die glanzvollsten!) — der freilich kein neuer Anfang, sondern nur eine Fortsetzung einer bereits bestehenden Übung ist. Immerhin ein eigener Hintergrund zu dem in höflichsten Formen sich vollziehenden „Abrüstungsgespräch" der europäischen Mächte. Man reist und schreibt Noten und glaubt nicht daran, daß etwas dabei herauskommt...

Im Inneren Frankreichs bestehen die Stavisky-Nöte weiter. Man wird sich daran gewöhnen müssen, ihre innerpolitischen Rückwirkungen sehr scharf von den möglichen außenpolitischen zu scheiden.

Italien hat in einer Rede Mussolinis wieder einmal in aller Deutlichkeit zu verstehen gegeben, daß es in der Rüstungsfrage gegen Frankreich, in der Donaufrage gegen Deutschland steht. Abzuwägen bleibt immer nur, welches Interesse bei der römischen Außenpolitik gerade im Vordergrund steht. Die Zusammenkunft

mit Gömbös und Dollfuß in Rom galt der Donaufrage, die für Italien eine Frage des Glacis und eine Frage der Umklammerung Südslawiens ist — so sehr man auch bemüht sein mag, die wirtschaftlichen Fragen in den Vordergrund zu schieben. Italien, Österreich und Ungarn können sich auf wirtschaftlichem Gebiete nur sehr beschränkte Vorteile bieten; man soll also gerade den wirtschaftlichen Teil des römischen Paktes nicht für wertvoller und bedeutender halten (für die Beteiligten) als er ist. In der politischen Beurteilung fällt eine vorsichtig abwägende Haltung der Ungarn auf. Die herrschgewohnte magyarische Oberschicht ist klug genug, um wenig Freude an allzu einseitigen Bindungen zu haben. Von ungarischer Revisionsbewegung ist wenig mehr die Rede ...

Seltsame Vorgänge haben sich in der baltischen Politik der letzten Wochen abgespielt. Ob in Estland eine Verfassungsrevision durchgeführt wird, die eine Angleichung an faschistische Formen ermöglichen soll, dann aber von der bestehenden Regierung ausgenützt wird, um mit rücksichtsloser Energie die faschistische Richtung zu unterdrücken — das ist an sich verhältnismäßig unwichtig. Wichtig wird dieser Vorgang erst, wenn man weiß, daß russischer Druck dahinter steht; daß Moskau in Reval zu verstehen gegeben hat, daß es eine faschistische Regierung in nächster Nachbarschaft nicht dulden werde ... Natürlich sagt man dergleichen nicht so deutlich. Man spricht in solchen Fällen davon, daß es einem schwer sein werde, die Leidenschaft der erregten Volksmassen im eigenen Lande zu zügeln, daß man nicht sicher sei, ob man Zwischenfälle werde vermeiden können, wenn nicht ... Alles sehr höflich und sehr verbindlich — aber doch zum erstenmal seit Jahren wieder ein deutlicher Eingriff der sowjetrussischen Außenpolitik in die innere Lebensgestaltung benachbarter Länder. An der sicherungsbedüftigen Westgrenze der Sowjetunion — das soll nicht übersehen werden! Und in gleichem Sinn wie die Einmischung in Estland ist die Rückverlegung der ukrainischen Hauptstadt von Charkow nach Kiew ein Zeichen, daß man sich sicher fühlt. Es ist ein erster Schritt in einer Richtung, die man grundsätzlich aufgegeben hatte. Der ganze Westen sollte Grenzwildnis sein ... Wenn man heute an den Dnjepr zurückkehrt, nachdem man Charkow mit riesigen neuen Anlagen umgewandelt hat, so ist das ein politisches Symbol, das nicht nur einer Deutung fähig ist. Sollte man schon jetzt im Fernen Osten eine Entlastung spüren? Oder zu spüren glauben?

Es gibt auch in weltpolitischer Überschau Fragen ohne Antwort. Nur über eines sollte sich die Mitte Europas klar sein: daß für ihre eigene Zukunft jede Entlastung der Sowjetunion im Fernen Osten (sie könnte auf friedlichem Weg des Ausgleichs mit Japan erfolgen; sie könnte auch auf anderen Wegen geschehen) Gefahren bringt, deren man während der Dauer eines Amurkonfliktes enthoben ist. Damit aber lenken wir in Betrachtungen eines früheren Berichtes zurück, auf den wir nur immer wieder verweisen können, wenn die großen geopolitischen Zusammenhänge weltüber zur Frage stehen.

KARL HAUSHOFER:

Bericht über den indopazifischen Raum

Höflicher ausgesprochen: „Man muß dem Gegner — [aber auch dem Wettbewerber!] — auf die geschickten Hände sehen, nicht auf den salbungsvollen Mund", gilt die alte, herbe Weisheit Wallensteins, des so vielfach in diesem Jahr prodeutsch und protschechisch ausgenutzten rätselvollen Feldherrn, heute erst recht: „Man muß ihm auf die Faust schaun — nit aufs Maul!"

Je mehr begreiflicherweise die Augen und Ohren Mitteleuropas durch Nahgeräusche, wie den Wiener Häuserblock-Kampf, die Dreier-Tagung Italiens, Österreichs und Ungarns in Rom in Anspruch genommen und von wichtigen Weltvorgängen abgelenkt werden, um so wachsamer müssen wenigstens Einzelbeobachter auf den abgelegensten Zäunen der Weltpolitik sitzen und in die Hinterhöfe spähen.

Zu diesen Hinterhöfen gehört leider zwar für uns Mitteleuropäer, aber für die großen Weltmächte durchaus nicht, das austral-asiatische Mittelmeer. Darin hat auf kurze Zeit die halb holländische, halb portugiesische, also nicht eben von starken Kräften beschützte, flugwichtige Insel Timor unliebsame Aufmerksamkeit auf sich gezogen. „Manch. Guardian" v. 12. 3. 1934 wiegelt freilich ab. Aber etwas Rauch war bei dem Feuer! Man sprach von einem Ankauf durch England, weil es einen Flughafen der England—Australien-Fluglinie dort errichten wollte. Wer die geopolitische Lage des verwahrlosten Timor auf der Karte prüft, der sieht schnell, daß es sich um eine wehrtechnisch nach ihrer Lage sehr interessante Insel handelt; um so mehr, wenn man weiß, daß Japan schon einmal den Niederländern einen Rückversicherungsvertrag angeboten hat, wenn sie dafür ihren Neuguinea-Anteil der japanischen Siedelung freigäben. Starke Goldfunde im ehemaligen Deutsch-Neuguinea und das Japan nötige Öl von Borneo verstärken den Reiz dieses Erdenwinkels.

Australien wird, wenigstens, wenn man Douglas Copland: „Australia in the World Crisis 1929 bis 1933" [Cambridge, University Press] zu Rate zieht, keinen Bedarf nach weiteren Schwierigkeiten mit solchen bei seiner Menschenarmut unbesiedelbaren Großinseln haben. Wenigstens hat sein Premierminister eine Verständigungsfahrt nach Japan angetreten, und England leugnet jede Absicht eines Ankaufs von Timor ab, so gern vielleicht Niederlande und Portugal die unsichere Habe für gutes Geld los wären. Copland zeigt, wie Australien als eines der ersten Hochlohngebiete von der Weltkrise geschüttelt wurde und sich in Kompromissen mit ihr abfand, die heute noch mühsam gerechtfertigt werden müssen.

Erst nachdem wir der Spähepflicht in weniger weltkundig auftretende Vorgänge genügt haben, wenden wir uns der weithin sichtbaren, aber nur eine schon voll-

zogene Tatsache besiegelnden Kaiserkrönung in Hsinking in der Mandschurei zu. Es liegt eine fast verletzende, geopolitisch wohl verständliche Absicht in der Vernachlässigung der alten Stammzentralen der Tatsing-Dynastie in Mukden und Jehol, ferner darin, daß man zur dritten Thronbesteigung des einstigen Kaisers Hsuan-tung, des späteren Prinzen Pu yi, jetzigen 28jährigen Kaisers Kang Teh, das traditionslose, in Hsinking umgetaufte Changchun wählte und das Fest unter reichlichem Waffenschutz sich abrollen ließ. Der philosophisch angelegte junge Kaiser hat sicher viel aus zweimaligem Herabsteigen von Thronen und dreimaligem Besteigen zuerst des Drachenthrones, dann des örtlich-mandschurischen (1. 3. 1934) gelernt. Es ist auch durchaus falsch, in seinem Reich nur ein Puffergebilde zu sehen. Es hat zum mindesten dieselbe Aussicht, dereinst in einen Großmachtrang hineinzuwachsen, wie etwa ehedem die habsburgische Hausmacht, die Staaten des Großen Kurfürsten oder die Krone Frankreich, und kann Japan einmal sehr unbequem, allerdings auch ein Eckstein eines emanzipierten Ostasien werden.

Alles in allem wird man im Augenblick die Gesamtbewohnerzahl unter seiner Herrschaft auf etwa 36 Millionen schätzen müssen, und weitere 64 haben gewiß in deren heutigem Lebensraum Platz.

Bleibt die Schwierigkeit der Rassengegensätze, wobei wir aber ein Ineinanderwachsen der Mandschurenreste mit den eingewanderten 18 Millionen Chinesen und ihrer Nachkommenschaft und das Einschmelzen der paläo-asiatischen Reste im Norden zu im ganzen mehr als 33 Mill. einheitlichen Blutes als durchaus wahrscheinlich anerkennen müssen, höchstens im Norden mit einer Mansen-Abschattierung [Nordasiatische Mischung aus Chinesen, Russen und Paläoasiaten]. Schwieriger sind die 1/4 Million Japaner und die 3/4 bis 1 1/4 Million Koreaner, endlich im Westen die 2 Million Mongolen zu verarbeiten, die unmittelbar jenseits der Grenze Anlehnung an verwandte Rassen haben und außerdem für Japaner und Koreaner den augenblicklich starken Schutz der japanischen Staatsmacht und Staatskultur. Aber dabei gibt die Frage der Rassenzähigkeit, Bedürfnislosigkeit und Volksvermehrung den Ausschlag, also die echt geopolitische Tatsache der besseren Boden- und Klimaanpassung der Nordchinesen. Von den gewaltigen Umsiedelungsplänen der Japaner ist es stiller geworden; einer Verschiebung von mehr Japanern nach Korea, Koreanern dafür nach der Mandschurei wird jetzt das Wort geredet.

Korea würde dabei als Klima-Anpassungs-Garten festlandwärts benützt.

Darin liegt stillschweigende Anerkennung einer nordischen Grenze und das Sich-Beugen vor einer weiteren, in diesen Blättern oft warnend betonten geopolischen Tatsache: der Unfähigkeit dauernder Eingewöhnung japanischer Massen in küstenfernen, binnenländischen, bei jähem Temperaturwechsel klimaharten, hochgelegenen Wohnlagen.

Verfestigung einer Rückfront; Sicherung der Raumweite und der Kriegsrohstoffe des Festlandes ohne weitere volkspolitische Vergewaltigung haben wir oft

genug als das geopolitisch vernünftige Ziel der japanischen Festlandpolitik bezeichnet. Nur ein Angriff der im Fernen Osten versammelten Sowjetstreitkräfte würde sie darüber hinaus in unberechenbare Bahnen fortreißen und in gegenseitiger Schwächung Japans und der Sowjets ein östliches Seitenstück zu dem gegenseitigen Aufreiben Zarenrußlands und der europäischen Zentralmächte zur Freude der angelsächsischen und ozeanischen Politik schaffen.

Die Angriffsschuld aber würde bei diesem, von uns aus nur zu beklagenden Ausgang genau so auf der Seite der Russen liegen wie 1904 und 1914.

China hat gegen die Errichtung des mandschurischen „Pufferstaats", wie man ihn dort nennt, Protest erhoben. Das war man in Nanking seinem Gesicht schuldig. Darüber hinaus sind aber Verhandlungen wegen eines Ausgleichs im Gange, der unentbehrlich ist, wenn man das zerfallende Reich wenigstens für sein Stammkulturgebiet zusammenhalten will. Für die Außenlande vgl. z. B. André Dubosq im „Temps", 5. 2. 1934: „Au Turkestan Chinois." Die neuerlichen Schritte Präsident Roosevelts zur Auflassung der Philippinen sind eine zu grelle Warnung, wie es praktisch mit der usamerikanischen Hilfe aussehen würde, deren Unverlässigkeit ja Korea zur Genüge erprobt hat, als es kurz vor seiner Annexion auf sie vertraute.

In seinem Verhältnis zu den Sowjetbünden sind für Japan allerdings ein feindliches, als Flugstützpunkt in naher Zeit höchst bedenkliches Wladiwostok, mit russischen U-Booten ausgerüstet, und ein von fremder Kriegsindustrie entwickeltes Nordsachalin auf die Dauer unerträglich. Alle anderen Fragen, auch die der Fischereigründe [Jap. Ver. in Deutschland, Nr. 341, 26. 2. 1934] und Stützpunkte ließen sich schlichten. Der Gedanke einer festländischen Abrundung des großasiatischen Sowjetgebiets in Ostturkestan gegen eine Küstenabrundung des Reiches um die Japan-See liegt für nüchterne, raumweit denkende Staatsmänner vom Range der in Moskau und Tokyo regierenden zu nahe, als daß man ihn in China vollständig aus den Augen lassen sollte. Briten werden in Europas gegenwärtigem Rüstungszustand nicht störend eingreifen, außer durch Erweiterung in Tibet [Revue de Paris; 1. 2. 1934: „Le Tibet et le Dalaï Lama"].

Die höchst problematischen Vorgänge beim Dalai-Lama-Thronwechsel, die erfahrungsmäßig eine mindestens neunmonatige Lähmung des Priesterstaates bedingen, geben ausreichende Möglichkeiten zur Abfindung eines sonst lästigen Aufpeitschers der öffentlichen Meinung der Erde. Europa ist durch den Schatten der Dreier-Konferenz in Rom, den späteren einer Achter-Konferenz und die Gewißheit des Zusammenbruchs aller Abrüstungsvorschläge vor Frankreichs außereuropäischer weltpolitischer Voraussicht und Sturmwarnung genügend beschäftigt, um geschickten Händen ein Bluffspiel mit hohen, zum mindesten raum- und rohstoffreichen Einsätzen zu ermöglichen.

Deshalb nahmen wir eine höchst zeitgemäße Warnung Wallensteins voraus.

Einem wehrgeographischen Überblick — („Die Spannung im Fernen Osten"; Mil. Wochenblatt, 11. 3. 1934, Nr. 34, S. 1111—1116) im wesentlichen zustimmend, aus dem stehengebliebenen „Cianciun" der Skizze 2 auf eine italienische Quelle schließend, glauben wir doch, man sollte sich auf die defensiven Absichten der japanischen Seemacht nicht allzusehr verlassen. Sehr einverstanden sind wir mit der Ansicht, daß Japan besser als der Völkerbund weiß, wie ernsthaft die Russen als Gegner zu nehmen sind. Blücher wie Borodin kennt man als ganze Männer.

Überschauen wir die zweifellos allerwärts um den Pazifik mit großen Mitteln in Gang gebrachten Wehrvorbereitungen, so scheinen uns die Japans auf die kürzeste Frist (1934 bis 1936) berechnet, etwas langfristiger die der Sowjets, am langfristigsten die der Angelsachsen und des durch Mangel an Barmitteln gehemmten China, der durch Mangel an Wehrwillen gehemmten Niederlande. Die Zeit arbeitet also gegen Japan, das freilich — abgesehen von der ausgesetzten, umfassenden, aber auch schwer umfaßten Lage Wladiwostoks — die weitesten Raumpuffer und an seinen Mandatinseln eine vorzügliche Fühlerbasis hat. Die straffere Handhabung des japanischen Rundfunks (19 Sender in Alt-Japan, 1 in Korea, 1 in Kwangtung, 2 in Formosa) behandelt „American Council Inst. of Pac. Relations", Vol. III, 4 vom 24. 2. 1934. Die Mandschurei ist stark rundfunktätig (aktiviert); um den Pazifik herrscht ein stiller, zäher Rundfunkkrieg, und Methoden zur Kontrolle der Massenpsychologie sind auch dort wohlbekannt.

In das Kapitel Massenpsychose scheinen dagegen von chinesischer Seite die Bemerkungen über die „Einwirkung der französisch-russischen Annäherungsübereinkommens auf den Osten" zu fallen, die sich auf Seite 128 von „The People's Tribune", Bd. 6, Nr. 3 vom 1. 2. 1934 finden. Aber immerhin: das stille Zusammenspiel Frankreichs und Japans seit dem Übereinkommen von 1907 hat 27 Jahre lang viele Gegenminen gegen beide abgequetscht; und die französische Abkehr davon wird von China aus als ein Schritt zur Isolierung Japans gewertet. Bis dahin hatten sich Japan und Frankreich, das eine für Korea, Liautung, Mandschurei, Mongolei, Shantung und Fukien, das andre für Indochina, Yünnan, Kwangsi und Kwangtung die Rücken für friedliche Durchdringungen gedeckt [„Temps" 4. 2. 1934. „Relations de bon voisinage au Pacifique"]. Jetzt sieht man von Shanghai aus bereits Japan durch Sowjetunion, USAmerika, Frankreich eingekreist, unter wohlwollendem Patronat des Völkerbundes, der Westnachbarn Rußlands im besonderen, und fühlt nur Unbehagen über Englands noch freie Hände. Aber man droht England mit dem dort besonders schwer empfundenen japanischen Dumping und „dem Auseinanderbrechen des Empire", falls es sich zu einem Waffenbündnis mit Japan entschlösse, da Australien und Kanada sicher mit USAmerika in einem Lager ständen. Damit flüchtet sich der Mann aus Shanghai wieder in eine Traumrache Chinas an Japan. Aber als irdisches Werk-

zeug bleibt ihm der Boykott! [C. F. Remer: A study of Chinese Boycotts. Baltimore; John Hopkins].

In noch viel größerem Stil beschäftigt sich Professor Arnold J. Toynbee im Leitaufsatz der nach New York ausgewanderten „Pacific Affairs" mit der Frage: „The next war — Europe or Asia?" Owen Lattimore mit der Tatsache: „Mongolia enters World Affairs", mit Anklängen an Graf Carl Sforzas Aufsatz in der „Dépêche de Toulouse". Dort war die Mandschurei — (zum Verdruß Japans) — als der Balkan von heute, Wladiwostok als das mögliche Serajewo von morgen bezeichnet und die allgemeine Verachtung des ehemals weltüber so angesehenen Westens und sein Respektverfall seit 1914 schonungslos beleuchtet worden.

Freilich wirft Owen Lattimore dem Grafen Sforza eine zu ozeanische Einstellung vor, die des vom Meere her an den Fernen Osten herankommenden Westeuropäers, der die Wucht seiner Festlandmassen und Kontinentalgrenzen notwendig unterschätze. Hier also stehen sich geopolitische Zeugnisse von Rang gegenüber, im höchsten Grad aufmerksamer Beachtung würdig.

Immerhin scheint uns der auch wehrgeographisch bemerkenswerte Toynbee zu einfach verallgemeinernd die Rolle Roms für USAmerika, Japans für Karthago in einem pazifischen Krieg als Seitenstück zu einem abermaligen punischen an die Wand zu malen. Sicher aber hat er recht, wenn er sagt: „Die Zerstörung Japans würde nicht das Ende der Geschichte, sondern nur der Beginn eines neuen geschichtlichen Kapitels für USAmerika sein", das mit sehr peinlichen Belastungen für Gottes auserwähltes Volk zwischen Atlantik und Pazifik beginnen könnte.

Sicher wird auch dem Unbefangensten aus solcher Lektüre klar, mit welcher frivolen Selbstgerechtigkeit die politische Wissenschaft der Angelsachsen mit der „Zerstörung" großer Kulturvölker wie mit Rechenpfennigen spielt! „Eine der wirksamsten amerikanischen Kriegsmaßregeln gegen Japan würde die Bewaffnung, Schießbedarfausrüstung und Organisation (Autoindustrie!!) der Chinesen und Russen sein, um von Japan die Länder, Städte, Häfen, Eisenbahnen wieder wegzunehmen . . und aus der Verantwortung für beide Reiche würde dann zwangsläufig eine Art römischer Herrschaft für die Amerikaner über beide entstehen." Selbst möchte man das blutige Werk ja, wie 1918, nicht machen, sondern nur ein riesiges Geschäft (Prosperity nannte man es wohl) in Heeresausrüstung und Munitionslieferung dabei herausschlagen.

Man lese nur Seite 12 von Toynbees Aufsatz und wird kaum anderes als das von uns Hervorgehobene herauslesen können. Er ist eine von den vielen Proben, die wir für ein unverantwortliches Spiel mit dem Feuer in der englisch geschriebenen Presse jenseits und diesseits des Atlantik in Massen anführen könnten.

Viel sachlicher ist Owen Lattimore. Er gibt vor allem eine klare Verteilung

der eigentlichen Mongolen mit je 1 Million in äußerer und innerer Mongolei, 2 Millionen in der Chinganprovinz von Manchukuo, und etwa eine im ganzen in Ostturkestan, in der Kokonor-Provinz Tibets, in der Burjätenrepublik der Sowjets und im Innern Rußlands, um Astrachan, an der untern Wolga. Das ist für diese 5 Millionen eine der weitläufigsten und dünnsten Rassenzerstreuungen der Alten Welt. Aber wer dieses Rassengefühl wieder zu wecken, zu ballen und seiner Politik in den weiten Räumen Groß-Asiens vorzuspannen vermag, wird zweifellos einen mächtigen Hebelarm auf einem wichtigen Nebenkriegsschauplatz besitzen.

Wie wir in Nr. 3 der „Geopolitik" 1934 mit einer Skizze aus „Jenseits der Großmächte" belegten, ist die Pufferzone Asiens zur Zeit eines der politisch unruhigsten, am meisten mit Überraschungen geladenen Gebiete der Erde. Das beweisen Vorgänge in der inneren Mongolei, in Ostturkestan, in Tibet, in Kashmir, in Szechuan, in Yünnan, wie die großen Kraftanhäufungen der Sowjets in Fernost und ihre hastigen, kostspieligen Bahnbauten und Befestigungen dort: durchaus begreifliche Vorsichtsmaßregeln.

Japan umarmt mit seiner Ausfuhrexpansion, namentlich auch nach Südamerika, mit der regelmäßigen Menschenausfuhr von etwa 27000 Köpfen jährlich nach Brasilien (Pacific Affairs, J. F. Normano, 1934, S. 42 bis 61), mit dem inneren Abringen zwischen scharf überstrecktem Kapitalismus (ebenda, S. 71, Iwanami Shoten, Tokyo 1932) und einem starken einheimischen Nationalsozialismus zur Zeit mehr, als es auf einmal wird festhalten können.

Eine gewaltige politisch-wissenschaftliche Strömung von China, von den Sowjetbünden und von USAmerika aus arbeitet ihm dabei entgegen. Dabei wird Gefahr, Reibung und Spannung genug offenbar, aber doch im größten Umfang auch eine positiv entspannbare Kraftreserve bereitgestellt, während sich Klein-Europa in unfruchtbarem Ellenbogengedränge verzehrt. Der Gegensatz kann nicht scharf genug herausgestellt werden. Auf diesem, an sich so dankenswerten Ausgleichsfelde hat die Einrichtung von Genf trotz ihrem kostspieligen und vielfältigen Apparat häufig versagt und im ganzen sicher nicht das Erhoffte geleistet. Der letzte Grund dafür dürfte eben doch in ihrer kleinräumigen Verzettelung vor allem im Nahen Osten liegen. Vergleicht man mit dessen unfruchtbarem Menschenverbrauch so schöpferische Leistungen, wie den Aufbau von Manchukuo, die Siedelungsanläufe und Verkehrsdurchgliederung ihres asiatischen Riesengebiets durch die Sowjets, die Energie, mit der Roosevelt die Philippinenfrage mit ihren fast 300000 qkm angeht [Aufgabe der Flottenstützpunkte; Manch. Guard. 3. 3. 1934], die Aufbauleistungen Chinas trotz seiner Innenwirren, so erscheint auch im Frühjahr 1934 das Gesamtbild vom Kraftfeld der indopazifischen Welt ganz anders durchblutet, neuen schöpferischen Lebens voll, seiner selbst bewußt, zukunftssicher bei allem „gefahrvollen Leben", als das atlantische, das seine engeren Hemmungen im gleichen großen Stil überwinden müßte.

KARL HAUSHOFER:

Einem verstummten Fern-Ost-Forscher zum Gedächtnis! Oskar Nachod †

Leichtherzig — unter tönenden Reden, mit freigebigen Händen wird in der Zeit der Bildpresse, des Films und des Rundfunks den Größen des Tags oft eine wahre Lorbeerstreu geschichtet — freilich zuweilen, um schon anderntags für andere umgeschüttet zu werden. Dürftig, karg und spärlich träufeln die Tropfen des Nachruhms für ellenbogenlose Arbeiter in der Stille, auch wenn sie fast unvergängliche Steine zur Erkenntnis, zur Verbindung von Ländern und Völkern aufgeschichtet haben, in denen Ewigkeitswerte stecken.

Das war Oskar Nachods Los! Am 4. März 1858 in Leipzig geboren, errang er erst 1894, nachdem er sich durch zwanzigjähriges Geschäfts- und Reiseleben durchgearbeitet hatte, die stille, von Jugend auf ersehnte, völkerverbindende Gelehrtenarbeit als Lebensinhalt, um von da ab dem gegenseitigen Verstehen des Herzlandes Europas mit dem Vorkämpfer-Reich des Fernen Ostens zu dienen. Aus dieser Leistung schöpfen wir das Recht, in diesen Blättern seiner zu gedenken. Geführt wurde er zu seiner Aufgabe durch die Erforschung der Holländisch-Ostindischen Kompanie und ihrer Beziehungen zum Fernen Osten: der Reiz des Indienfahrers entführte auch ihn danach 1898 bis 1900 zu einer zweijährigen Weltreise; auf ihr begannen die Beziehungen zur wissenschaftlichen Welt Japans, die ihn zum fruchtbarsten Erklärer der japanischen Geschichte in der deutschen Wissenschaft machten: als solcher war er in Paris und London, Amerika und Japan gleich hoch geschätzt. Zwei große Denkmale überragen seine aufbauende kritische und sichtende Arbeit: die drei Bände der Bibliographie und die leider nur zum Torso gediehene Geschichte von Japan, von der aber ein unvergleichlicher Vorläufer in der „Ullstein-Weltgeschichte" besteht: heute noch die beste Zusammenfassung der tiefbewegten japanischen Geschichte auf dem knappsten Raum. Treu umsorgt von seiner Gattin, zuletzt von Sorgen bedrängt und doch die philosophische Klarheit des Forschergemüts aufrechterhaltend bis zum Ende — ging er dahin in vorbildlicher Werktreue. Sie befähigte ihn, für sein Arbeitsfeld in der Bibliographie (K. Hiersemann, Leipzig) ein Werkzeug hinzustellen, ohne das weltüber niemand Japankunde treiben kann; so sorgte er auch für das Fortleben dieses Werks über den Tod hinaus, das nun in treuen Händen bei Dr. Präsent und A. Mainka liegt.

Wer bibliographische Arbeit — auch ersten Ranges — leistet, der weiß, daß er sich damit noch mehr als mit anderer wissenschaftlicher Tätigkeit einer unendlichen Kette einreiht, ähnlich wie der Forstwirt, der sagt: Wir ernten, wo wir nicht gesät haben, und säen, wo wir nicht ernten werden! Das ist das Herbe, aber auch das Große, das Überlebensweite an solchem Tun! Aber Nachods bleibendes Verdienst ist, daß er aus Wencksterns glänzendem Anlauf zur Überschau der Japankunde die Dauerreihe geschmiedet hat, die nun über Präsent und Mainka weiterläuft. Tragisch ist, daß die japanische Geschichte ein Torso blieb, von dem wir nur ein Modell in dem kurzen Abriß haben. Aber das ist vielleicht die notwendige Tragik aller derer, die den Führern, den Schicksalsweisern, die noch kommen mögen, die Wege bauen, auf denen sie weiterschreiten —, treu dem Schillerwort, das nur von einer Befehlsform an Kommende für einen Hingegangenen die ewig stillstehende Form der Vergangenheit annehmen muß: „Der sammelte still und unerschlafft im kleinsten Punkte die höchste Kraft!" —

ERICH MASCHKE:

Preußen und die „polnischen Mutterländer".

Die wissenschaftlich so fruchtbare Methodik der Geopolitik hat, worauf in dieser Zeitschrift bereits hingewiesen wurde[1]), in Polen eine steigende Unruhe geschaffen, die sich freilich nicht so sehr aus der Abneigung gegen die Methoden als gegen ihre Resultate erklärt: denn die Kenntlichmachung politischer Inhalte bestimmter Räume, das Herausarbeiten der Räume in ihrer Eigengesetzlichkeit und im Verhältnis zu Mensch und Geschichte, dieses ganze organische Denken mußte dort nur zu peinlich empfunden werden, wo man für die Zerreißung aller organischen Zusammenhänge durch die östliche Grenzziehung des Versailler Diktates verantwortlich ist. Daher wurde in Polen die Forderung nach einer „polnischen Geopolitik" laut. Ein Echo darauf ist wohl schon die kleine Schrift des Posener Historikers Zygmunt Wojciechowski, „Rozwój terytoryalny Prus w stosunku do ziem macierzystych Polski" (Die territoriale Entwicklung Preußens im Verhältnis zu den Mutterländern Polens, Thorn 1933). Sie ist vom Baltischen Institut in Thorn veröffentlicht worden, das also damit auch auf geopolitische Methoden für seine Propagandazwecke zurückzugreifen sucht.

Wojciechowski geht davon aus, daß Preußen seine Rolle im deutschen Einigungswerk nur auf Grund „der allmählichen Beherrschung von Ländern" habe spielen können, „die man als Mutterländer Polens bezeichnen kann". Der Begriff der Mutterländer Polens wird dann grundsätzlich geklärt. Er ist nicht etwa in einem genetischen Sinne gemeint, dem dann Tochterländer entsprechen würden. Vielmehr zeigt er innerhalb der mehr oder minder nahe verwandten westslawischen Stammeswelt einschließlich der Oderslawen die Entstehung des Staates Boleslaw Chrobrys († 1025), der sich schließlich auf die im engeren Sinne ethnisch-polnischen Länder beschränkt habe. Um zu erkennen, um welche Länder es sich dabei handle, geht Wojciechowski zunächst von sprachlichen Kriterien aus, freilich nur, um sie zu verwerfen: da er die Forschungen von Lorentz denen von polnischen Gelehrten objektiv gegenüberstellt, bezeichnet er die Frage der engeren Zugehörigkeit des Pommerschen zum Polnischen als kontrovers und scheidet sie ganz aus, da man „das Hauptgewicht auf die spätere politische Geschichte dieser Gebiete legen muß. Denn der Begriff des Polentums war vor allem die Folge politischer Verbundenheit und des Zusammenlebens verschiedener lechitischer Stämme" (S. 10). Er führt seine Darstellung dann fort mit der Zugehörigkeit Pommerns zum Reiche Boleslaw Chrobrys, dem Zusammenbruch des Staates durch die heidnische Reaktion und seiner Erneuerung, der Rückerwerbung Schlesiens durch Kasi-

1) X. Jhg. 1933, Heft 10, Oktober, S. 573.

mir I. und Pommerns durch Boleslaw Krzywousty (1102—1138), der die pommersche Frage „definitiv" gelöst habe. „Dergestalt beginnt sich vor unsern Augen nicht nur der Begriff der Mutterländer Polens, sondern auch des piastischen Polens zu klären."

Wojciechowski identifiziert also die polnischen Mutterländer mit dem Polen der Piasten in seiner weitesten Ausdehnung nach Westen zur Zeit Boleslaw Chrobrys und Boleslaw Krzywoustys. Er legt dem von ihm verwandten Begriff weder ein ethnographisches Prinzip, das er ja sogar als zweifelhaft und kontrovers ablehnt, noch ein räumliches Prinzip zugrunde, da ein solches in der Tat nicht einheitlich auf das Werden des ersten polnischen Staates eingewirkt hat — sondern er fundiert den Begriff der „polnischen Mutterländer" rein geschichtlich, entstanden aus einem Ausleseprozeß innerhalb verschiedener und weiterreichender (westslawischer Gesamtstaat!) Möglichkeiten. Er erhebt also einen geschichtlichen Zustand, der selbst bei beträchtlicher Dauer doch seinem Wesen nach einmalig, immer wandelbar ist, zu einem gewissermaßen natürlichen Maßstab, einer gültigen geopolitischen Einheit, nach der er die weitere Entwicklung bemißt. Der Begriff der „Mutterländer" Wojciechowskis wird, ohne jede organische Ableitung aus räumlich-politischen Zusammenhängen, allein aus der Geschichte gewonnen; er ist identisch mit dem polnischen Piastenreich in einem oder einigen bestimmten Zeitabschnitten: denen der größten geographischen Ausdehnung. Die Karte, die diese weitesten Grenzen angibt, wird daher auch den anderen Karten zugrunde gelegt, die die territorialen Veränderungen zeigen; auf ihnen kehrt diese weiteste Grenzlinie regelmäßig zum Vergleich und als eigentlicher Maßstab wieder: die einmalige historische Grenze wird zum Ausgangsort der geographischen Vergleichung.

Der Begriff der Mutterländer wird dann im weiteren Verlauf der Darstellung nur auf den Westen und auf die politische Entwicklung der Oderlinie bezogen. Indem Wojciechowski die historische Einheit der Oderlande innerhalb des polnischen Staates unter den genannten Piasten als gültig voraussetzt, sucht er dann das Ringen zwischen Deutschen und Polen um dieses Gebiet auf einen einheitlichen geopolitischen Nenner zu bringen. Er verbindet den Verlust der Odermündung in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts an deutsche und dänische Herren mit den Ereignissen, die etwa um die Mitte des 14. Jahrhunderts zum Verluste der ganzen Oderlinie führten. Im Anschluß an Dąbrowski[1]) sieht er im Besitz der Odermündung eine Garantie für das Übergewicht Polens im Kampf mit Böhmen um Schlesien. Durch die Übertragung des Landes Lebus und des Warthelandes an die Markgrafen von Brandenburg im 13. und 14. Jahrhundert ging die Zentralstellung Polens an der Oder verloren. Nach diesem schwerwiegenden Ereignis war weder Schlesien, das in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts an Böh-

1) Im Pamiętnik IV Zjaydn historyków polskich I (1925).

men kam, noch Pommerellen, dessen Schicksal andererseits durch die Entstehung des preußischen Ordensstaates (1230) bedingt war, mehr zu halten.

Diese Überlegung enthält eine einzige geopolitisch richtige Beobachtung: die Bedeutung des Warthe-Netze-Landes und des Landes Lebus als Schlüsselstellung zwischen Polen, Brandenburg und Pommern: „Das Land Lebus lag am Zusammenfluß der Flüsse Oder und Warthe und war daher der strategische Schlüssel auf dieser Seite Polens. Wer diesen Schlüssel in der Hand hatte, beeinflußte zugleich die Verhältnisse am übrigen Lauf der Oder Der Besitz des Lebuser Landes wurde einige Jahrhunderte später der Ausgangspunkt für das geeinte Preußen in Richtung auf die Beherrschung Westpommerns und Schlesiens" (S. 20).

Man darf demgegenüber nicht vergessen, daß diese Schlüsselstellung der Neumark ihren geopolitischen Wert nicht nur in den brandenburgisch-polnischen, sondern mehr noch in den polnisch-pommerschen Beziehungen besaß. Die Ausgrabungen Unverzagts bei Zantoch haben uns gezeigt, daß schon in frühgeschichtlicher Zeit die Warthe-Netze-Landschaft der Riegel war, der Pommern vor Polen sicherte oder Polen den Zugang nach Pommern eröffnete. Der Besitz dieser Stellung wirkte sich in der Tat bedeutsam auf den nördlichen und den südlichen Oderabschnitt aus. Der Eigenwert des Wartheabschnittes weist aber gleichzeitig darauf hin, daß man von einer einheitlichen Oderlinie als geopolitischer Realität in diesen Jahrhunderten polnischen Besitzes nicht sprechen kann. Der pommersche Unterlauf und der schlesische Oberlauf der Oder bilden trotz der historischen Zugehörigkeit zum „piastischen Polen" nach Wojciechowski keine organische Einheit. Schlesien steht in engsten Beziehungen zum Sudetenraum; es wechselt seit dem ersten christlichen Fürsten Polens, seit Miseko, mehrfach zwischen polnischer und böhmischer Herrschaft, es ragt am tiefsten von den polnischen „Mutterländern", die diesen Namen im ethnographischen Sinne wirklich verdienen, in den Westen hinein und unterliegt daher, wie Wojciechowski (S. 17) richtig ausspricht, „am schnellsten und stärksten den Zivilisationseinflüssen, die von Westen kommen". Schlesien steht unter dem Einfluß des böhmischen Kraftfeldes und eröffnet sich selbst dann nach dem Karapathenraum, indes Miseko und Boleslaw Chrobry um Pommern kämpfen, Wladyslaw Lokietek den Verlust Ostpommerns leiden muß und Kasimir der Große im Osten neue Aufgaben sucht. Obere Oder und Odermündung sind Endpunkte einer polnischen Politik, die nach Südwesten und Nordwesten greift, in den böhmischen und den Ostseeraum hineinreicht, der es aber niemals gelingt, längs der Oderlinie einen frontal gegen deutsche Gebiete gerichteten, einheitlichen politischen Raum zu gestalten.

Die Bedeutung des Warthelandes beruht für Polen ja gerade darauf, daß sein Besitz die Pression auf Ost- und Westpommern erlaubt, durch die allein Pommern in den polnischen Staatsverband zu zwingen ist. Dieser Druck hat aber seit frühgeschichtlichen Zeiten niemals einen organischen, aus eigenen Lebenszusammen-

hängen sich erhaltenden Raum schaffen können. Sowie der Druck nachließ, ging Pommern seine eigenen Wege; sie führten es immer in den Organismus des Ostseeraumes hinein, in den Polen nur mühsam und mit Gewalt aus seiner binnenländischen Stellung vorstößt. Westpommern wird im Mittelalter Reichslehen, dänisch, brandenburgisch, Ostpommern wird im 12. Jahrhundert selbständig und im Anfang des 14. Jahrhunderts ein Teil des Ordensstaates. Alle diese Zusammenhänge und besonders die Bedeutung der baltischen Ordensländer in der pommerellischen und der Ostseefrage bleiben bei Wojciechowski ganz unverständlich, da er immer nur vom Begriff der einmal historisch fixierten „polnischen Mutterländer" und nie von einem organischen, Geschichte und Landschaft umfassenden Denken ausgeht.

Es ist daher festzuhalten, daß sich der Kampf Polens um die Oderlande in drei geographisch verschiedenen Abschnitten vollzieht, die zwar eng miteinander verbunden sind, aber durch sehr viel umfassendere Zusammenhänge als durch die Oderlinie selbst. Der Nordabschnitt steht unter dem Einfluß der baltischen Kräfte und gehört in die Auseinandersetzungen innerhalb des Ostseeraumes. Die untere Oder im Mittelalter, untere Weichsel und Memel bis zur Neuzeit liegen im Kraftfeld des baltischen Raumes; die Ströme selbst bilden als Ganzes keine organischen politischen Räume. Nur gelegentlich erkennt Wojciechowski diesen Zusammenhang, wenn er dem Zerreißen der Territorialverbindung zwischen Polen und Pommern im Jahre 1312 infolge der Eroberungen Waldemars von Brandenburg im Netzegebiet großes Gewicht beilegt; er sieht, „daß die Tendenzen zur territorialen Vereinigung Brandenburgs und Preußens dann durch die Jahrhunderte hindurch sich in verschiedenen Varianten wiederholen werden" (S. 25). Der organische Ablauf der Geschichte ging eben parallel dem Südufer der Ostsee — diese Kräfte waren stärker und lebendiger als die, welche von Süden nach Norden drängten.

Weshalb Wojciechowski aber den Verlust Schlesiens außer durch das militärische Übergewicht Böhmens auch aus der Paralletität der Ereignisse an den andern Oderabschnitten und der entsprechenden polnischen Gebietsverluste ableitet, sagt er am Schlusse des Abschnittes, der diese Verluste schildert: „Es scheint, daß diese geographischen Bedingungen am ernstesten zu den Möglichkeiten einer späteren Rückkehr Schlesiens zu Polen führten." Wir werden demgegenüber die enge Beziehung des schlesischen zum Sudetenraum festhalten; er hat, wie das Hinübergleiten der schlesischen Fürstentümer zu Böhmen im 14. Jahrhundert bezeugt, ein größeres Gewicht als die rein historisch zu sehende Tatsache, daß die obere Oder ethnisch, die untere zeitweilig machtpolitisch in den polnischen Staat eingegliedert war.

Die Schlüsselstellung des Warthe-Netze-Landes aber hat zunächst ihren Sinn gerade in der Eigenfunktion zwischen Pommern, Brandenburg und Polen. In den ausschließlichen Zusammenhang der Oder als organischer Einheit gehört es

dagegen keineswegs, da schon seine Bedeutung für die Weichsellande um nichts geringer ist. Aber auch hier gilt, daß der Schlüssel und der Raum, den er öffnet, zweierlei sind. Der mittlere Abschnitt der Oder ist von Osten, von Polen her, zwar das Sprungbrett einer mehrfach groß gedachten Politik gewesen; eine Klammer, die organische Verbindungen sowohl in der Richtung der Oderlinie wie in der brandenburgisch-preußischen Ostwestlinie schuf, wurde dieses Gebiet erst von Westen, von Preußen her.

Wojciechowski schildert dann den Untergang des Ordensstaates und den langsamen Umschwung, der zur Abschüttelung der polnischen Oberherrschaft über Preußen, zur Annahme der preußischen Königskrone und der Ausdehnung des brandenburgisch-preußischen Staates führte. Dabei macht er die polnisch-litauische Ostpolitik für die Verluste im Westen verantwortlich. Weiter wird die Erwerbung Pommerns von Schweden, Schlesiens von Österreich dargestellt, aber nur nebenbei wird erwähnt, daß es sich weder hier noch dort um polnischen Besitz handelte. Daß die Lösung des Herzogtums Preußen von fremder Souveränität und die Erwerbung Pommerns in den jahrhundertealten Kampf der skandinavischen und der deutschen Mächte um das Südufer der Ostsee gehören, an dem Polen nur zeitweise beteiligt war, wird ebenso übersehen, wie die Tatsache, daß die Erwerbung Schlesiens nur als Ringen der beiden deutschen Mächte um den schlesisch-böhmischen Raum zu verstehen ist, die zum Kampf um die Suprematie in Deutschland angetreten waren. Weder der eine noch der andere Vorgang wird klar, wenn man nur den Besitz polnischer Länder als Wurzel der preußischen Größe betrachtet, und wenn man sich unter Verzicht auf eine organische Betrachtungsweise politischer Räume darauf beschränkt, „als Hauptleitmotiv der Geschichte Polens: den Verlust der Oderländer" zu bezeichnen (S. 39).

Die preußischen Erwerbungen aus den drei polnischen Teilungen (1772, 1793, 1795) und nach dem Ende des von Napoleon I. geschaffenen Herzogtums Warschau die Festlegung der preußischen Ostgrenze auf dem Wiener Kongreß, die bis zum Jahre 1918 galt, bilden den Abschluß dieser Entwicklung. „Von diesem Gesichtspunkte waren die Entwicklung Preußens an der Wende des 17. und 18. Jahrhunderts und die Teilungen Polens das Ergebnis der Tendenz Preußens zur Beherrschung des Mutterlandes Polens." Preußen habe nach den Teilungen „von den fünf Stammesländern des ältesten Polens" drei, nämlich Pommern, Groß-Polen und Schlesien vollständig, und ein viertes, Masowien, zum größeren Teil besessen, so daß nur Klein-Polen nicht preußisch wurde (S. 40), und nach dem Wiener Kongreß seien immer noch drei von fünf der polnischen Mutterländer in preußischer Hand gewesen (S. 42).

Mit Überraschung sieht man, daß der Begriff der „Mutterländer", der im Anfang der kleinen Schrift wesentlich historisch definiert war, sich gegen Ende derselben plötzlich gewandelt hat. Während dort Pommern eine gewisse

Sonderstellung zugebilligt war, wird es jetzt ganz selbstverständlich unter die „Stammesländer des ältesten Polen" gerechnet, und die „polnischen Mutterländer" werden mit den „ursprünglich ethnisch-polnischen Ländern" gleichgesetzt. Erst jetzt zeigt sich auch, welchen eigentlichen Sinn der Leitbegriff der Schrift hat: er ermöglicht, die weitere geschichtliche Entwicklung, die gar nicht Polen, sondern Schweden und Österreich bei den preußischen Erwerbungen betraf, zu umgehen; er erlaubt, von den ethnographischen Verhältnissen der „ursprünglich polnischen" Gebiete in der Neuzeit zu schweigen[1]) und doch das ethnische Prinzip in dem Anspruch auf die Oderlandschaften Pommern und Schlesien festzuhalten. Wer die Errichtung der preußischen Größe auf der „Beherrschung des Mutterterritoriums Polens" (S. 40) nachweisen möchte, kann es sich freilich nicht leichter machen, als wenn er seine Rechnung auf dem Bestande der fünf sogenannten Stammesländer aufbaut. Dann braucht er kein Wort darüber zu verlieren, wie deutsch Pommern und Schlesien sind, und daß ihre Hauptstädte Stettin und Breslau rein deutsche Städte sind. Dann kann er auf die Tatsache verzichten, daß Polen machtpolitisch und ethnisch seit Kasimir dem Großen erfolgreich über die Ostgrenzen dieser Stammesgebiete tief in den Osten hineingewachsen ist, und Preußen mit den drei von fünf polnischen Mutterländern keineswegs drei Fünftel des polnischen Staats- oder Volksbodens oder der polnischen Bevölkerung erworben hatte, sondern beträchtlich weniger! Doch darauf kommt es hier nicht an: es soll ja allein die Errichtung der preußischen Führung in Deutschland und im deutschen Einigungswerk auf den Trümmern des ursprünglichen Polen, es soll die Verwurzelung der Größe Preußens in dem ihm nicht gebührenden polnischen Mutterboden erwiesen werden, wobei dem polnischen Historiker infolge seiner unglücklichen Fragestellung das Wachsen des preußischen Staates nach Westen, an den Rhein, völlig entgangen ist.

Gegen Ende der Schrift wird neben der Oder auch die Weichsel genannt. „Die Erwerbung des Danziger Pommern schuf die Grundlage für die Expansion nach anderen, an der Weichsel gelegenen polnischen Ländern, ähnlich wie die Beherrschung des Oderlaufes von seinem Anfang bis zur Mündung bequeme Bedingungen für die Expansion Preußens in Richtung des Flußgebietes der Oder schuf" (S. 41). Was diese letzte Frage angeht, so lohnt sich ein Blick auf die Karten, die dem Buche beigegeben sind. Da die Entwicklung Preußens in schwarzen Flächen wiedergegeben ist, ergibt sich überraschend klar, daß von einer wirklichen Einheit des Oderraumes erst seit den Tagen Friedrichs des Großen, seit der Erwerbung Schlesiens durch Preußen gesprochen werden kann: in kräftigem Schwarz ist der Raum beiderseits des ganzen Flußlaufes als organische Einheit markiert (Karte VI) — zum ersten Male in seiner Geschichte!

1) Nur S. 38 f. heißt es, daß Schlesien noch im Anfang des 19. Jahrhunderts 30% polnischer Bevölkerung gezählt habe.

Trotz eines abschließenden Vergleichs der neuen polnischen Westgrenzen mit den einleitend angenommenen historischen Grenzen des „piastischen Polen" (S. 46 f.) tritt das Problem der Oderlinie hinter die kräftigen politischen Akzente auf den letzten Seiten zurück. Hier geht es nicht mehr um die Frage der „preußischen Territorialentwicklung im Zusammenhang mit den polnischen Mutterländern" oder um den Begriff der „Mutterländer" als historische oder geographische Probleme der Wissenschaft. Führend wird dagegen die Frage, die durch die Lage Polens zwischen Mitteleuropa und Rußland gegeben ist, die durch seine Geschichte hindurchzieht und in den politischen Entscheidungen der Gegenwart lebendig ist: ob Polen seine außenpolitische Aktivität nach Osten oder Westen orientieren solle. „Zwei volkliche und staatliche Organismen kämpfen den tragischen Kampf um einen und denselben Lebensraum. Der Erfolg Preußens würde sich mit der vollständigen Liquidation Polens verbinden; denn wie immer die Eroberungen des polnischen Volkes sein würden, die es im Osten erringen könnte, es wäre schwer zu glauben, daß ein Volk sich erhalten könnte, das den überwiegenden Teil seiner Mutterländer aufgäbe" (S. 45).

Es ist die Stimme der nationaldemokratischen Opposition, die hier ertönt. Die Gegnerschaft gegen Deutschland, die sie verkündet, ist ernst und würdig vertreten. Aber sie vereinfacht sich die Geschichte und die Politik zu sehr, um aus dem Entweder-Oder, das sie in beiden aufstellt, noch einen Ausweg zu finden. Es scheint uns kein Zufall, daß es einem der führenden jungen Historiker Polens so wenig gelang, in politischen Räumen zu denken und sich organische Vorstellungen von Geschichte und Landschaft zu verschaffen, obgleich er historische und geographische Momente miteinander zu verweben suchte. Die Stabilierung des Geschichtsbilder auf ethnische Grundlagen, die nie vorhanden waren oder lange verschwunden sind, und die Fixierung historischer Grenzen zum bleibenden, fast „natürlichen" Maßstab zeigen, wie fern diese Konzeptionen dem organischen Denken sind, das uns in Deutschland eine so lebendige Wirklichkeit geworden ist.

OSKAR VON NIEDERMAYER:

Rudolf Zu der Luth, Wehrwissenschaftlicher Atlas[1])

Wie ahnungslos ein Teil unserer studierenden Jugend, und nicht nur sie, in bezug auf die Kenntnis unserer Wehrlage und unseres Wehrraumes ist, davon kann sich jeder überzeugen, der sich mit ihr über die Fragen der Wehrpolitik unterhält. Was der Instinkt anderen Völkern gibt, das muß dem Deutschen anerzogen werden. Die Grundlage dafür ist die Bildung eines nationalen Wehrwillens. Das kann natürlich unmöglich in der Atmosphäre mißverstandenen internationalen Pazifismus, in der Ablehnung jeglicher Beschäftigung mit den Dingen vom Kriege sein. In dieser Beziehung hat die nationale Regierung in Deutschland ihr Volk gründlich aufgerüttelt, und die Anzeichen mehren sich, daß auch unser Brudervolk in Österreich sich dieser Notwendigkeit mehr und mehr bewußt wird. Wir haben jüngst eine ausgezeichnete Skizze eines alten Soldaten (Gallian) über die wehrpolitische Lage Österreichs lesen können, die auch uns Reichsdeutschen zu denken geben sollte, und jetzt erschien in Wien ein „Wehrwissenschaftlicher Atlas" von Generalmajor Rudolf Zu der Luth, dem Vorstandsmitglied der Wiener Geographischen Gesellschaft, einem verdienstvollen Militärschriftsteller.

Aus den Erfahrungen seiner Vortragstätigkeit an der Wiener Universität heraus und dem Bestreben, der studierenden Jugend einen wissenschaftlichen Behelf für ihre Wehrausbildung zu geben, hat der Verfasser sich der nicht leichten Aufgabe unterzogen, unter Anwendung der Methode geopolitischer Karten mit begleitendem knappem, das Wesentliche enthaltendem allgemeinverständlichem Text ein anschauliches Bild aller wehrgeographischen und wehrpolitischen Erscheinungen zu geben, die heute zur Beurteilung der Wehrlage eines Staates herangezogen werden müssen. Ausgehend von den natürlichen und wirtschaftlichen Grundlagen, von der Raumauffassung und Raumverteilung der Vorkriegs- und der Weltkriegszeit kommt der Verfasser zur Darstellung der heutigen Wehrlage der wichtigsten europäischen Staaten, vor allem des ungeheuren Unterschiedes zwischen Rüstung der Sieger und Wehrlosigkeit der unterlegenen Staaten, und zu den Problemen des Zukunftskrieges.

Es ist, wie der Verfasser selbst sagt, eine ausbaufähige Rahmenarbeit, ein Versuch, der den Zweck verfolgt, eine Verbindung zwischen der studierenden Jugend, dem Zivilgelehrten und dem Soldaten herzustellen. Sie ist geeignet, das deutsche Wehrwissen und Wehrgewissen anzuregen und anzustacheln. Wir zweifeln nicht, daß sie dazu beitragen wird, im Reiche wie ganz besonders in Österreich die Überzeugung zu kräftigen, daß die deutsche Wehrhaftmachung und Wehrgeltung nur eine gesamtdeutsche Tat sein kann. Der Atlas soll daher auch unserer studierenden Jugend warm empfohlen sein.

KLAUS MEHNERT:

Eine Sowjet-Geopolitik[2])

Nicht von allzu vielen Büchern über die Sowjetunion läßt sich sagen, daß sie eine Lücke ausfüllen. Bei dem Buch von Niedermayer und Semjonow aber handelt es sich um den dringend notwendigen und groß angelegten Versuch einer geopolitischen Betrachtung der russischen Entwicklung. Spezialliteratur über die einzelnen Fragen ist genügend vorhanden — auf die wertvollen bibliographischen Angaben des Buches sei besonders hingewiesen —, es

---

1) Selbstverlag, Auslieferung durch Kurt Vowinckel Verlag, GmbH., Berlin-Grunewald. Format: 28,5: 31,5 cm, 74 S. Text mit 20 Skizzen. Preis Kart. M. 3.30, Halbleinen M. 3.70.

2) O. v. Niedermayer — J. Semjonow: Die Sowjetunion. Eine geopolitische Problemstellung. Geleitwort von Karl Haushofer. Mit 28 Kartenskizzen. Berlin-Grunewald. Kurt Vowinckel Verlag, G. m. b. H. 1934. 151 S. Kart. M. 4.50, Ln. M. 5.80.

konnte sich also nicht darum handeln, alle Gebiete erschöpfend zu behandeln. Das Buch nennt sich auch bescheiden nur eine „Problemstellung". Dafür stößt es zu neuen Fragen vor, viele Anregung wird von ihm ausgehen und sicher wird man auch auf russischer Seite die Arbeit zu würdigen wissen. Die ausgezeichneten Kartenskizzen fördern die Einführung in die komplizierten Fragen sehr.

Das Ziel ist, auf Grund einer Darstellung der menschlichen und sachlichen Voraussetzungen den großen Zusammenhang der russischen Entwicklung zu suchen. Von der Seite des Menschen her wird das schwierige Problem der Wanderungen von den ersten Jahrhunderten russischer Geschichte bis zur jüngeren bolschewistischen Siedlungstätigkeit verfolgt. Hier sind noch nachzutragen: Die Aktivierung des Umsiedlungskomitees beim Rat der Volkskommissare durch den Erlaß vom 31. 8. 1933 und die wichtigen neuen Steuerprivilegien des Fernöstlichen und des Ostsibirischen Gebiets (Erlasse vom 11. 12. 1933 und 5. 2. 1934), welche der Siedlungstätigkeit einen neuen Anstoß geben sollen. Mit Recht wird die große Frage der Übervölkerung aufgerollt und die nach dem noch vorhandenen Siedlungsraum unter den gegenwärtigen Verkehrsverhältnissen überraschend negativ beantwortet. Eine ausgezeichnete Zusammenfassung findet die Nationalitätenfrage, die gewöhnlich viel zu stark mit den Augen des Westens betrachtet wird und dabei ein sehr kompliziertes und spezifisch russisches Problem darstellt, von dem für die Sowjetunion alles abhängt und dessen bis jetzt noch ungenügende Lösung die große Rolle der ukrainischen Frage im letzten Winter bewiesen hat.

Zu den sachlichen Voraussetzungen gehört vor allem die „Rayonnierung", also die Verteilung der Produktionskräfte und die Überwindung der dem eurasischen Raum eigentümlichen, die Wirtschaft mit gewaltigen Spesen belastenden Zerstreuung seiner Bodenschätze. Worum es sich dabei handelt, wird besonders deutlich bei den Ural-Kusnetzker Kombinat, in dem Kohle und Eisen über 2000 km zueinander gebracht werden müssen, oder bei der Versorgung der getreidebedürftigen Gebiete, für die interessanterweise Stalin in seiner großen Rede vor dem Parteikongreß jetzt die Agrarisierung fordert. Das alles führt notwendig zu einer besonders eingehenden Untersuchung des Verkehrsproblems, das in seiner Gesamtheit und in der inneren Abhängigkeit von Eisenbahnwesen, Fluß- und Kanalsystem usw. behandelt und auch im Lichte militärischer Erwägungen dargestellt wird.

Die beiden Autoren, die Rußland aus langjährigem Aufenthalt genau kennen, haben in ihrem Buch der Geopolitik ein Sechstel der Erde neu erschlossen.

HANS HUMMEL: Büchertafel

Geographie

1. **Freytags Weltatlas.** 142 S., 260 Karten. Freytag u. Berndt, Wien u. Leipzig 1933.

Der Atlas zeichnet sich gegenüber ähnlichen anderer Verlage vor allem durch die starke Rücksicht aus, die man auf Nebenkarten genommen hat. Das Format ist handlich, das Suchen wird durch ein Register von 150 Seiten erleichtert.

2. **F. Klose hrs.:** Statistisch-geographisches Weltlexikon. Lieferung 1. 48 S. Scheur, Bonn 1932. Lieferung je RM. 2.50.

In 40 Lieferungen wird das Lexikon 120 000 Nachweise über Verwaltungsbezirke, Städte, Flüsse, Gebirge usw. bringen. Für größere Stichworte sind Textbeilagen vorgesehen. Das Werk wird eine Lücke ausfüllen, die seit Jahrzehnten nicht mehr neu geschlossen wurde, und wird den Büchereien und großen Firmen ein unerläßliches Handwerkszeug darstellen.

3. **Siegfried Passarge:** Einführung in die Landschaftskunde. 100 S., 31 Abb., 4 Karten. Teubner, Leipzig u. Berlin. Kt. RM. 4.—.

4. **Siegfried Passarge:** Geographische Völkerkunde. Bd. 2: Afrika. 129 S., 14 Karten. Diesterweg, Frankfurt-M. 1933.

Von rein physikalisch-geographischen Erwägungen ausgehend, versucht P., an dem Beispiel eines Teils des Etschtales eine Landschaftskunde zu umreißen. Die bisherige landschaftsbeschreibende Methode der Geographie wird in eine neue Anordnung gebracht, dadurch aber weder dynamischer, noch reizvoller. Im Vorwort zu (3) macht P. sehr bemerkenswerte Äußerungen über seine Methodik, die er aber dann im speziellen Teil leider nicht praktisch durchführt. In seinem Afrika-Buch (4) behandelt P. in zwei langen Abschnitten die Kulturgeographie in einer Art geopolitischer Methode, ohne das Wort aber auch nur einmal zu nennen. Er spricht z. B. von Charakter- und Kulturhöhendruckgefälle, also in Ausdrücken, die er anderwärts der Geopolitik vorwirft.

5. **Handbuch der geographischen Wissenschaft.** Lieferung 37 bis 45. Akademische Verlagsges. Athenaion, Potsdam-Wildpark 1933.

Das großzügig angelegte Werk, von Prof. Dr. Klute herausgegeben und unter Mitarbeit der berufensten Geographen, schreitet immer weiter voran. Zur Besprechung liegen vor: 37. Ein Ausschnitt aus den Kapiteln über Persien und Afghanistan mit guten Karten, bunten und schwarzen Abbildungen, auf die der Verlag dankenswert große Aufmerksamkeit richtet. Ferner 38. bis 42. Bulgarien, Jugoslawien, Albanien und Griechenland aus dem Teilband Südost- und Südeuropa ebenfalls mit gründlichem, lebendig geschriebenem Text und vielen Bildern mit klarer Reproduktion. 43. bis 45. Der Teilband Nordasien, Zentral- und Ostasien wird durch sie eröffnet, bearbeitet von Bouterwek, Anger, Schultz, Wegener und Trautz, berufenen Kennern Asiens. Bouterwek gibt, mit 45. fast abschließend, ein packendes Übersichtsbild des Arbeitsfeldes. Wir wünschen dem Verlag guten Erfolg seiner Arbeit.

6. **Lamperta Martina van den Bergh van Eysinga:** Bijdrage tot de sociaal-geographische Kennis der gemeente Velsen. Diss. Utrecht. 128 S., 16 Abb., 4 Karten. Utrecht 1933.

7. **Hendrik Jakob Keuning:** De Grooninger Veenkolonien. Diss. Utrecht. 367 S., 31 Karten. Paris, Amsterdam 1933.

Die holländische Geographenschule bringt ausgezeichnete Einzelarbeiten über ganz kleine Bezirke der Niederlande hervor, die in Deutschland Nachahmer finden sollten. Sauber und fleißig haben die Doktoranden alles Material zusammengetragen, dessen sie habhaft werden konnten, und haben es geordnet und erklärt.

8. **Martin Voigt:** Kafiristan. 119 S., 59 Abb., 2 Karten. Hirt, Breslau 1933. Geb. RM. 7.50.

Voigt betritt mit seiner Landeskunde völliges Neuland. In der sachlichen Methode der landschaftsbeschreibenden Geographie legt er alles Material nieder, das er auf zweimonatiger Forschungsreise durch diese entlegene Provinz Afghanistans sammeln konnte. Im Hintergrund steht immer das etwas waghalsige Abenteuer seiner Reise, das er zu bescheiden unterdrückt.

9. **Hans-Eberhard Iven:** Das Klima von Kabul. 74 S., 17 Diagr. Hirt, Breslau 1933. Kt. RM. 3.—.

I. hat die jahrelangen Beobachtungen der meteorologischen Station in Kabul ausgewertet und in den Zusammenhang mit den Ergebnissen der Nachbarstationen, besonders der NW-indischen, gestellt.

10. **Jörgen Hansen:** Der Neubau der Heimat- und Erdkunde auf nationaler Grundlage. 80 S. Diesterweg, Frankfurt-M. 1933. Kt. RM. 1.80.

11. **Wilhelm Volz:** Die nationalen Aufgaben der Geographie. In: Mitt. d. Vereins d. Geogr. a. d. Univ. Leipzig, H. 13. 11 S. Leipzig 1934. Br. RM. 1.50.

H.s Vorschläge, mutig vor dem Januar 1933 niedergeschrieben, sind im Laufe des letzten Jahres bereits zum Teil Wirklichkeit geworden. Die Heimatkunde ist in den Vordergrund gerückt worden, also die Erkenntnis der Landschaft aus eigener Anschauung heraus, weiter hat man auch der Geopolitik langsam den Platz eingeräumt, der ihr im neuen Staate gehören muß. V. (11) spricht dann in einem Vortrag deutlich aus, daß die deutschen Geographen zu der Forschung im deutschen Raum zurückkehren müssen, da hier ihre nationalen Aufgaben liegen, er rückt bereits erheblich vom Gedanken unbedingter wissenschaftlicher Objektivität ab und verlangt die Geographie im Dienste des Vaterlandes.

Europa um Deutschland

1. **Johan Huizinga:** Die Mittlerstellung der Niederlande zwischen West- und Mitteleuropa. Grundfr. d. Intern. Pol., H. 5. 21 S. Teubner, Leipzig u. Berlin 1933. Br. RM. 1.—.

H. verfolgt in einem kurzen Vortrag die Mittelstellung der Niederlande im europäischen Raum durch die Jahrhunderte. Sehr frühzeitig nutzten die Niederlande ihre Mittelstellung aus und wurden zu Mittlern in Wirtschaft und Verkehr, oft auch in der Politik. H. unterstreicht natürlich die westeuropäischen Züge Hollands, um dadurch den Beweis des eigenen niederländischen Staatsgedankens zu führen.

2. **Hans Rohde:** Französische „Geschichtsauffassung" und Propaganda in der Abrüstungsfrage. 122 S., 57 Skizzen. Berliner Börsenzeitung, Berlin 1934.

Der bekannte Militärschriftsteller R. faßt in diesem neuen Buch mit leicht lesbarem Stil und vortrefflich unterstützenden Diagrammen alle Lügen der Welt über die deutschen Rüstungen und die deutsche Kriegsschuld zusammen. Mit Zahlen und Karten leugnet er die „friedfertigen" Absichten unseres westlichen Nachbarn.

3. **Hermann Savelkouls:** Das englische Kabinettsystem. 436 S. Beck, München 1934.

S. bringt in einer eingehenden, auf allem zur Verfügung stehenden Material fußenden historischen Studie Licht in das verwickeltste Regierungssystem der Welt. Klar trennt er germanische Führungsprinzipien von dem Beiwerk französischer Gleichmacherei. Englisches Verfassungsrecht in kontinentalem Sinn gibt es überhaupt nicht, da Tradition und ungeschriebenes Gesetz erst das Gefüge des englischen Systems schufen. Das ausführliche Werk ist der wichtigste neuere Beitrag zur englischen Kulturgeschichte und Volkspsychologie.

4. **Emil Wehrle:** Di neuere Wirtschafts- und Sozialpolitik Spaniens bis zum politischen Umschwung. 72 S. Aschendorff, Münster 1932. Kt. RM. 2.50, Ln. RM. 3.25.

W. gibt anfangs eine interessante wirtschaftspsychologische Studie, dann einen Abriß der Wirtschaftsgeographie Spaniens. Seine Hauptabschnitte behandeln den Nacionalismo económico, die protektionistischen Pläne und Gesetze Spaniens, dann ausführlich die Entwicklung von Agrarwesen, Industrie, Arbeiterfrage und Sozialpolitik. Im ganzen ein klares, wichtiges Buch.

5. **Herbert von Beckerath:** Spanien seit der Revolution. Grundfr. d. Intern. Pol., H. 4, 24 S. Teubner, Leipzig und Berlin 1933. Kt. RM. 1.—.

B. gibt in einem Vortrag einen kurzen Geschichtsabriß der spanischen Republik. Noch vor der deutschen nationalen Revolution wurde der Vortrag in der Hochschule für Politik gehalten, so daß er sich auf den Bahnen unserer liberalen Staatsführung von damals bewegt, die sich allein durch das Wörtchen Republik zu solchen Beifallsstürmen hinreißen ließen, daß sie die neue französische Einstellung Spaniens einfach übersahen. Das letzte Jahr hat gezeigt, wie herrlich es in der Republik Spanien aussieht, die alles das wiederholt, was wir Gott sei Dank hinter uns haben.

6. **Maximilian Claar:** Italien. Weltpolitische Bücherei, Bd. 29, 104 S., 13 Karten. Zentralverlag, Berlin 1933. Br. RM. 6.—.

In der üblichen, knappen Form der weltpolitischen Reihe schreibt C. über Italien einen Band den man in der Reihe schon lange vermißte. Er unterscheidet sich nicht wesentlich von den hier schon oft gelobten Geschwistern. Jedoch merkt man dem Autor aus jedem Satz eine gute Kenntnis Italiens an.

7. **Louise Diehl:** Die Frau im faschistischen Italien. 168 S., 50 Abb. Hobbing, Berlin 1933. Ln. RM. 6.—.

Eigentlich ein Bilderbuch, und zwar ein gutes. Selten hat man in Deutschland so gute Aufnahmen modernen italienischen Lebens gesehen, alle Frauentypen und Frauenbeschäftigungen werden durch ein Bild dokumentiert. Über den Text ist nicht viel zu sagen.

8. **Elemer Hantos:** Denkschrift über die Wirtschaftskrise in den Donaustaaten. 26 S. Mitteleuropa-Institut, Wien 1933.

Der gelehrte, verschlagene Politiker und Großgrundbesitzer H., dessen Stellung nie so ganz klar wird, hat auf wenigen Seiten seine Meinung über die Wirtschaftskrise im Südosten gesagt. Wer die Schrift aufmerksam

liest, wird sehr viel über ungarische Politik lernen können.

9. **Statistisches Handbuch** für die Republik Österreich. 235 S. Österr. Staatsdruckerei, Wien 1933. Kt. RM. 5.—.

Wieder kommt das Buch der Zahlen und Prozente, das nüchtern Rechenschaft ablegt über ein Jahr wirtschaftlicher und politischer Entwicklung unseres Bruderlandes. Wie mag das nächste aussehen, das die Tatsachen über das vergangene Jahr wird vorzeigen müssen?

10. **Gothard Tauzher:** Die oberösterreichische Seenlandschaft. Wirtschaftsgeographie, H. 2, 91 S., 6 Karten. Österreich. Wirtschaftsverl., Wien 1933.

Nach kurzem Überblick über die landschaftliche Gestaltung des Beobachtungsgebietes befaßt sich T. mit der Naturausstattung der einzelnen Wirtschaftsbezirke. Genaue Zahlenangaben stützen die Schlußfolgerungen.

11. **Ungarisches Wirtschaftsjahrbuch 1933.** 432 S. Piorkowski, Berlin 1933. Kt. RM. 15.—.

Geheimrat und Minister Gustav Gratz hat dieses Jahrbuch herausgegeben. Von den bekanntesten ungarischen Wirtschaftsautoren sind Aufsätze über die aktuelle Krise, Lage der einzelnen Industrien und die Zukunftsaussichten gesammelt. Da fast alle Autoren höhere Beamte sind, ist das Jahrbuch offiziös, was besonders auf den handelspolitischen Teil angewandt werden kann. Prognosen werden nicht viele gestellt.

12. **Carte de la Macédoine.** 44 S., 1 Karte im Maßstab 1:300 000, 10 kleinere. Sofia 1933.

Das mazedonische wissenschaftliche Institut in Sofia, das diese Karte von D. Iaranoff herausgibt, nennt sie: Mazedonien in seinen geographischen Grenzen und stellt dadurch auch einen politischen Anspruch. Die Karte selbst ist außerordentlich sauber und die erste dieses Maßstabes für den südlichen Balkan.

13. **Erich Maschke:** Polen und die Berufung des Deutschen Ordens nach Preußen. Ostland-Forsch., H. 4, 84 S. Danziger Verlagsgesellschaft, Danzig 1934.

M. gibt eine mit 20 Seiten Anmerkungen belegte geschichtliche Studie über die Entstehung des Ordensstaates, die im Rahmen des wissenschaftlichen Feldzuges des Danziger Ostlandinstitutes gegen polnische Geschichtsklitterer erscheint. Seine Arbeit ist hieb- und stichfest.

14. **Moeller van den Bruck:** Rechenschaft über Rußland. 203 S. Der Nahe Osten, Berlin 1933. Br. RM. 2.—, Ln. RM. 2.70.

Hans Schwarz sammelte in diesem Buch alle Aufsätze Moeller van den Brucks über Rußland, seine Kultur, seine Politik. Die Forderung organischer Ostpolitik berührt sich bei Moeller mit Dostojewski. M. schreibt in seiner temperamentvollen Art kluge Worte über die Fehlleistungen russischer Vorkriegspolitik.

15. **Harald Laeuen:** Östliche Agrarrevolution und Bauernpolitik. 180 S. Korn, Breslau 1934. Kt. RM. 3.—, Ln. RM. 4.—.

L. führt die umwälzenden Ereignisse in der Agrarpolitik Osteuropas einzeln an, um aus ihnen Folgerungen für eine gemeinsame Agrarreform Deutschlands mit seinen östlichen Nachbarn im Sinne des deutschen Nationalsozialismus zu ziehen. Das Buch begibt sich mutig auf den gefährlichsten Boden osteuropäischer Politik.

Deutschtum an der Grenze und im Ausland

1. **Das Buch der deutschen Kolonien.** Hsg. v. A. Mayer. Gr.-8°, 352 S., 172 Abb. Potsdam/Leipzig 1933, Verlag Volk und Heimat. Ln. RM. 4.80.

Ein Sammelwerk aus Darstellung, Bericht und Erzählung, lebendig zusammengestellt, wirkungsvoll, wenn auch teilweise etwas sentimental illustriert. Eine gute, auf Massenwirkung berechnete Verkörperung jener echt deutschen Sehnsucht zur Sonne, zum Abenteuer und zur Pionierleistung, die als Einzelschicksal und zur Erziehung eines jungen Nachwuchses erstrebenswert, als Stoßrichtung unseres Volkes aber geopolitisch falsch ist.

2. **Grenz- und Auslanddeutschtum.** Ein beratendes Bücherverzeichnis. In Verbindung mit ... hsg. vom Institut für Leser- und Schrifttumskunde. 8°, 47 S. Leipzig 1934, Institut f. Leser- und Schrifttumskunde. Br. RM. 0.90.

Diese sachliche Zusammenstellung gibt Gelegenheit, auf die stille, aber wertvolle Forschungs- und Wertungsarbeit hinzuweisen, die vom Institut für Leser- und Schrifttumskunde geleistet wird. An dieser kleinen Schrift zwei Ausstände: die angegebenen Preise stimmen teilweise nicht, und dann: ein Hinweis auf die vornehmlich im Sinne des Grenz- und Auslandsdeutschtums wirkenden Zeitschriften wäre erwünscht.

3. **Hans Steinacher:** Volkstum jenseits der Grenze / Staat und Volk, Staatsbürger und Volksgenosse. 3. Heft der Reihe: Wir in unserer Zeit. 8°, 32 Seiten, 6 Kartenskizzen, 1 graphische Darstellung. Stuttgart 1934. Kart. RM. 0.80.

Das kleine Heft des VdA.-Leiters will natürlich nur ein erster, roher Überblick über das Problem des Deutschtums im Ausland sein: er ist klar und gelungen. Die angefügte

Übersicht über das Schrifttum bedarf einer Durchsicht und Ergänzung bei der zweiten Auflage.

4. **Richard Bahr:** Volk jenseits der Grenzen / Geschichte und Problematik der deutschen Minderheiten. 8°, 462 S. Hamburg 1933, Hanseatische Verlagsanstalt. Kt. RM. 8.—. Ln. RM. 9.50.

Dies letzte Bekenntnisbuch eines begeisterten Streiters für das auslandsdeutsche Volkstum verleugnet seine Herkunft nicht: die vom Journalismus. Nicht im Guten, — wir kennen keine Gesamtdarstellung des Problems von so großem Wurf im Gesamten, solch erlebter und lebendiger Fülle in der Einzeldarstellung. Aber auch nicht im Nachteiligen, — im Mangel an Exaktheit, an Zurückschneiden des Tatsachenbestandes auf die sachlichscharfe Linie. Doch werden diese Ausstellungen verdeckt durch den mitreißenden Schwung des persönlichen Bekenntnisses. Eins allerdings wird der Geopolitiker nicht verschmerzen: daß nirgends eine Karte oder eine Skizze versucht, neben der wortgemäßen auch die räumliche Anschauung zu geben.

5. **Franz Thierfelder:** Die wirtschaftliche Bedeutung des Auslandsdeutschtums. (Wirtschaftlich-soziale Weltfragen, Heft 1.) 8°, 36 S. Stuttgart 1934, F. Enke. Br. RM. 1.20.

Man möchte diesem kleinen Heft eine Massenverbreitung bei unseren Wirtschaftsführern wünschen, wenn sie sich den Kopf über neue Exportmöglichkeiten zerbrechen, und bei unseren Außen- und Kulturpolitikern. In ganz knapper Form werden hier nicht nur einleuchtende Tatsachen gegeben, sondern schon ein Hinweis darauf, welche Möglichkeiten wirtschaftlicher und wirtschaftspolitischer Art mit jener Unzahl von Außenposten gegeben sind, die sich in Gestalt von deutschen Siedlungen draußen befinden, — Außenposten, an deren planmäßige Aktivierung noch nie ernsthaft herangegangen wurde.

6. **Kurt Trampler:** Not und Aufbau der bayerischen Ostmark / Schicksal eines deutschen Grenzlandes. Folio, 104 S. mit 190 Bildern und Kartenskizzen. München 1934, Bayerland-Verlag. Kart. RM. 2.50.

Die wirklich schöne und packende, stark geopolitisch gesehene Monographie eines unserer vernachlässigsten, daher aber auch unberührtesten Grenzgebiete. Und eines unserer gefährdetsten: erst 1918 wurde es im eigentlichen Sinne Grenzgebiet, ist in keiner Weise als solches organisiert und hat doch die Abwehraufgabe an der schmalsten Stelle des deutschen Volksbodens. Nur rund 300 km trennen Franzosen und Tschechen. In diesem großen Rahmen sieht T. das Problem der Bayerischen Ostmark, — des Oberpfälzer-, des Bayerischen- und Böhmer-Waldes mithin. Seine Stärke ist die Unterbauung des Textes mit Karten und Bildern, deren Auswahl vortrefflich ist. Ein Heft, das sich vor allem für geopolitische Schulung eignet.

7. **Fritz Dörrenhaus:** Das deutsche Land an der Etsch / eine geographische Landeskunde. Gr.-8°, 184 S., 32 S. mit 113 Abb., 15 Kartenskizzen. Innsbruck 1933, Verlagsanstalt Tyrolia. Kart. RM. 6.60, Ln. RM. 8.40.

Eine klare, nicht rein wissenschaftliche, aber voll wertvollen Materials steckende Landeskunde, die über das Geographische hinaus ins Soziale und Wirtschaftliche greift. Dank vieler guter Abbildungen und einer lebendigen Darstellung gibt sie auch dem Laien ein Bild des schönen deutschen Landes.

Wir weisen hin auf den beiliegenden Prospekt des Verlages M. Ehlermann über die geopolitischen Geschichtsatlanten unseres Mitarbeiters A. H. Ziegfeld — Kartenwerke, deren Bedeutung gerade für diese Zeit feststeht.

Verantwortlich ist: Professor Dr. K. Haushofer, München O 27, Kolberger Str. 18 / Verlag: Kurt Vowinckel Verlag G. m. b. H., Berlin-Grunewald, Hohenzollerndamm 83 / Druck: Spamer A.-G. in Leipzig
Papier von E. A. Geese, Berlin SW 68 D.-A. IV. Vj. 3800

GUSTAV FOCHLER-HAUKE:
Deutschland und China

Um dem manchmal von Unkundigen geäußerten Vorwurf allzu japanfreundlicher, chinafeindlicher Haltung der „Geopolitik" sachlich zu begegnen, geben wir einer ausgesprochen chinafreundlichen, aus eigener Anschauung Chinas sprechenden Stimme das Wort, ohne uns mit den warmherzigen Hoffnungen des weltkundigen jungen Geographen ganz gleichschalten zu können, was die Leser unserer Berichte verstehen werden.

Einige nützliche Zahlen sind von uns in Klammern eingefügt. Der Herausgeber.

Der chinesische Volksstamm hatte schon im 3. Jahrtausend vor Christi Geburt eine entwickelte Kultur in der Lößlandschaft am Wei ho und am mittleren Hoang ho aufzuweisen. Mit dem Ausbau dieser Kultur und der Herausbildung einer universalen Staatsidee auf der Grundlage eines patriarchalisch-bäuerlichen Familienethos ging eine gewaltige Bevölkerungsvermehrung vor sich. Zugleich damit entstand der Drang, die chinesische Kultur auch den umwohnenden Völkern zu bringen, diese in das eigene Volkstum einzuschmelzen und ihren Lebensraum dem eigenen anzugliedern. Dieser universale, auf religiöser und sittlicher Grundlage aufgebaute Staatsgedanke hatte im Abendlande — wenn auch später und ganz anders geartet — ein gleich großartiges Gegenstück in der universalen Idee des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, das die Völker Europas unter deutscher Führung in einem christlich-abendländischen Kulturkreise vereinigen wollte. Leider gelang es dem führenden deutschen Volke nicht, sich einen Lebensraum zu schaffen, der den zukünftigen Erfordernissen seiner Volkskraft genügt hätte. Dagegen eroberte sich der chinesische Volksstamm einen ungeheuren Raum, der von den Hochländern Zentralasiens und den osttibetischen Gebirgsketten bis zum aufgelösten Ostrand des Kontinentes, von den Wüsten und Steppen der Mongolei bis zum taifundurchwüteten Südchinesischen Meere reicht. Es eroberte sich diesen Raum im großen gesehen friedlich: durch seine höhere Kultur und durch zähen Bauernfleiß, durch Anpassungsfähigkeit und Bedürfnislosigkeit. Wo Kämpfe nötig waren, wurden sie nicht gescheut; wir kennen auch aus den chinesischen Überlieferungen wundervolle Berichte von Treue, Heldenmut und Aufopferung — [*in vielen Eroberungskriegen reinen Stils! D. H.*] —, wenngleich friedliche Ereignisse in den Sagen und geschichtlichen Aufzeichnungen weit überwiegen. Ähnlich wie das deutsche, ist auch das chinesische Volk in seiner Entwicklung durchaus kontinental bestimmt; es hat sich erst spät in Handel und Kolonisation selbsttätig nach Übersee begeben. Aber die hochentwickelte Dschunkenschiffahrt beweist, daß die Chinesen für eine Seeentwicklung Begabung mitbringen; wie ja auch wir Deutschen, von den Zeiten der Hansa bis heute, bewiesen haben, daß wir nicht schlechter als eigentliche Seevölker die Meere befahren.

Wenn auch die Chinesen bis in die jüngste Zeit sich neue Räume erschlossen, so ging doch nach Erfüllung des zentralen Lebensraumes eine Entwicklung vor sich, die erst heute sich in ihren Nachteilen furchtbar zu rächen beginnt. War das chinesische Volk schon immer aus der Stimmung der friedlichen Ackerbestellung heraus dem Kriege abgeneigt gewesen, so wandte es sich, nachdem es alle umwohnenden Stämme und Völker sich durch Macht oder Kultur untertan gemacht hatte, nun ganz dem Ausbau und der Verfeinerung der Kultureinrichtungen und -bedürfnisse zu; das Soldatentum wurde von den alles beherrschenden Gelehrten und Literaten verachtet, Verteidigungskraft und -willen erlahmten; es brachen nomadische Eroberervölker, wie die Mandschus und Mongolen, ein und rissen die politische Herrschaft an sich, wenn sie auch in rassischer Hinsicht und mit ihrer Kultur bald im Chinesentum untergingen. Die eigentliche Gefahr brach auf, als die europäischen Nationen im Fernen Osten mit ihrer Zivilisation und mit der Absicht erschienen, sich auch diesen Teil der Erde zu unterwerfen. Mit dem politischen Ringen begann auch das Ringen der Weltanschauungen und der Wirtschaftsformen; es konnte kein Zweifel darüber herrschen, daß vorläufig der industrialisierte Westen über den Osten siegen würde, dessen Wirtschaft sich auf Kleinbauerntum und Handwerk aufbaut. Die kriegerischen und wirtschaftlichen Verwicklungen der letzten Jahrhunderte und vor allem der letzten Jahrzehnte sollen hier unaufgezählt bleiben.

Japan, das frühzeitig die aus dem Westen drohende Gefahr erkannte, das auf seinem Inselraum und in seiner weniger verschiedenen Volkszusammensetzung ohnehin eine größere Beweglichkeit besaß, hat es verstanden, sich in kurzer Zeit stark in seiner geistigen Haltung und fast völlig in seinen Wirtschaftsformen zu verwestlichen. Seiner feudalen Gesellschaftsordnung nach war es Japan nicht schwer gefallen, den kämpferischen Geist weiter auszubauen und Verteidigungs- und Angriffsmittel dem Westen gleichzustellen. Die ungeheure Bevölkerungsvermehrung, die mit der Industrialisierung Japans zusammenging, und die Rohstoffarmut — sie zwangen Japan zur Ausbreitung im imperialistisch-kriegerischen Sinne. Zu einer Kolonisation blieb wenig Zeit, da die für den japanischen Menschen günstigen mildfeuchten Räume von den europäischen Mächten längst in Besitz genommen worden waren. Die Millionen der Arbeitslosen eignen sich zur Kolonisierung natürlich kaum, da sie es in den in Betracht kommenden Räumen fast durchwegs mit chinesischen Bauernauswanderern zu tun hätten bzw. zu tun haben. Korea, Formosa und einen großen Südseebesitz hat Japan in den letzten Jahrzehnten auf zum Teil recht fragwürdige Weise erworben. Aber dieser Besitz konnte noch nicht das Ersehnte — Eisen, Kohle, Holz und Getreide — liefern. Der Plan, von Tsingtau aus, das uns Deutschen weggenommen worden war, sich in Nordchina festzusetzen, schlug durch Einspruch Amerikas fehl. Unterdessen hatten die Chinesen, die zu Millionen aus der von Wirren gequälten Heimat auswanderten, aus eigener Volkskraft und ohne jede Regierungsunterstützung — nur begünstigt durch die aus imperialistischen

Absichten gebauten Eisenbahnen Rußlands und Japans — die bis in die jüngste Zeit nur dünn besiedelte Mandschurei erschlossen und ihre Steppen in blühende Getreidefluren verwandelt. In den Gruben und Wäldern, in deren Besitz sich Rußland und Japan gebracht hatten, arbeiteten die chinesischen Bergleute und Holzschläger zu Zehntausenden und sammelten Rohstoffe für ihre Ausbeuter, die sie dazu benutzten, um schließlich das Land ganz in ihre Hände zu bringen. Die Entwicklung in Rußland gab Japan in der Mandschurei die alleinige Macht. Als in China gewaltige Fluten das Herz des Landes überschwemmten, Abermillionen obdachlos und ihrer Habe beraubt waren, als Japan Europa und Amerika von inneren Sorgen in Anspruch genommen wußte, da griff es mit harter Hand zu und brachte die Mandschurei und den größten Teil der Inneren Mongolei in seine Macht. Von der Not seines Landes aus gesehen, mag Japan bei seinem Vorgehen eine gewisse Berechtigung haben, aber es ist im Unrecht vom volks- und allgemeinrechtlichen Standpunkte aus. Die Mandschurei ist ethnisch chinesisch, denn es leben dort nur einige Hunderttausend Russen [*170000 ?*] und Japaner [*250000*] — darunter nur 3000 japanische Bauern —, ungefähr je eine Million Koreaner und Mandschus [*nach andern 6 Mill.*] und fast 30 Millionen Chinesen [*i. g. 37 mit Jehol u. Chahar; 1930: 35,4*]. Die Chinesen sind es, die das Land urbar gemacht haben — sie hätten es auch ohne die fremden Bahnbauten, wenn auch langsamer, fertig gebracht —, und sie sind es auch, die in den nächsten Jahrzehnten den riesigen mandschurischen Raum, der hundert Millionen Menschen fassen kann, ganz erfüllen werden. Japaner und Russen kämpfen aus biologischen, klimatischen und aus Gründen der Lebenshaltung einen vergeblichen Kampf gegen den chinesischen Bauern.

Das fähige und tapfere Japan scheint sich dem Gipfel seiner Machtfülle bedrohlich schnell zu nähern, es ist gerüstet und gesonnen, mit jedem Angreifer den Kampf aufzunehmen. Aber es befindet sich in einer ungeheuren Gefahr, denn seine Seele ist verkrampft, von westlichen — vielfach unverarbeiteten — Gedanken vergewaltigt, seine Städte sind zu Millionenklumpen zusammengeballt, die Arbeitslosigkeit ist erschreckend groß, die sozialen Verhältnisse des Arbeiterheeres sind erschütternd traurig, und radikale Elemente treiben zersetzende Wühlarbeit. Wenn nicht alles täuscht, geht Japan einer gefährlichen Zeit entgegen. Das übereifrige Nachahmen des Westens beginnt sich zu rächen, und ein — wenn auch noch hinausgezögerter — Zusammenbruch, der das Kaisertum und die ganze herrschende Schicht mit sich reißen würde, scheint unvermeidlich, wenn nicht Besinnung sich durchsetzt. [*Das eben ist ja der Zweck der japanischen Erneuerungsbewegung. D.H.*] Während wir in Europa, und vor allem in Deutschland, eingesehen haben, daß uns die Überindustrialisierung an den Rand des Abgrunds gebracht hat, sieht Japan mehr als je sein Heil darin, in seinem rohstoffarmen Land eine immer ungeheuerlichere Industrie zu entwickeln, die den Großteil seiner Bevölkerung von der

auswärtigen Rohstoffversorgung und vom Absatz der Fertigwaren abhängig macht, die Menschen immer mehr dem Boden entwurzelt und mit artfremden Einflüssen durchtränkt. [*Das „Heil" nicht, aber die Not! D. H.*]

China, obwohl selbst von sozialen und kulturellen Umwälzungen größten Ausmaßes erfaßt, geht vielleicht schon einer Sammlung entgegen, die auch politische Verluste, vorübergehende Gebietsabtrennungen nicht aufhalten, sondern eher beschleunigen werden. Durch den Druck der Russen und Japaner kamen selbst einige der eigenwilligsten Provinzgeneräle zur Einsicht — [*vgl. aber Fukien! D. H.*] —; es gelang der Nationalregierung in Nanking der Zusammenschluß des größten Teiles des eigentlichen China. [? *D. H.*] Die „kommunistisch" genannten Bewegungen im Süden, die immer wieder von sich reden machen, haben mit Bolschewismus nichts gemein (? *D. H.*], denn ein solcher wäre der [*früheren! D. H.*] geistigen Verfassung des chinesischen Volkes vollkommen fremd. Ein sozialer Neubau wird allerdings unvermeidlich sein, der Grundbesitz wird neu verteilt und seine Bebauung verbessert werden müssen, die Arbeitsbedingungen und -verhältnisse in den Städten werden umzugestalten sein. Man kann begründet hoffen, daß es dem chinesischen Volke gelingt, die noch lebendigen Teile seiner vieltausendjährigen Kultur mit den brauchbaren des Westens zu einer neuen Entwicklungsmöglichkeit zu verschmelzen — es handelt da weit vorsichtiger als Japan —, daß es ihm ferner gelingt, die mehr als 400 Millionen Menschen der chinesischen Kulturgemeinschaft [*Postschätzung: 480*] in der schweren Notzeit des Kampfes gegen äußere und innere Feinde zu einer Nation zusammenzuschmieden. Denn genau so, wie wir Deutschen erst jetzt zu einer einheitlichen Nation zusammenzuwachsen beginnen, gelangt auch der nationaleinheitliche Gedanke erst jetzt in China zum Durchbruch. Es besteht sicherlich eine gewisse Gefahr, daß die von außen eindringenden zerstörenden Kräfte überwiegen und China als Reich und Kulturgemeinschaft zerreißen könnten; aber die Annahme, daß die Kulturkraft Chinas und der gemeinschaftsbildende Sinn seiner Geschichte siegen werden, ist doch ungleich berechtigter. Dafür sprechen auch die heldenhaften Kämpfe chinesischer Soldaten bei Schanghai.

Mag auch China hoffentlich nie einer industriellen Überentwicklung im westlichen und japanischen Sinne entgegengehen, so werden doch in Zukunft Innenkolonisation und Industrialisierung einen großen Aufschwung nehmen. Schon längst hat in dieser Erwartung der Wettkampf der Industriemächte um ein Wirkungsfeld begonnen. Japan steht natürlich auf dem weitaus günstigsten Posten, von Amerika und England gefolgt. Sollten gewisse chinesische Kreise, die zwecks freier Hand im Innern eine Annäherung an Japan suchen, die Oberhand gewinnen, dann würde Japan vorläufig eine auch wirtschaftlich unangreifbare Stellung in China einnehmen — unbeschadet einer späteren Auseinandersetzung zwischen Japan und China um die Mandschurei. Der Einfluß der Russen ist in China schwankend; dagegen entfalten die Vereinigten Staaten dauernd eine erhebliche Kultur- und Wirt-

schaftswerbung, ziehen tausende chinesische Studenten an ihre Hochschulen und scheuen dabei keine Mittel: sie wissen, daß diese Studenten, nach China zurückgekehrt, bald führende Stellen in Politik und Wirtschaft einnehmen werden. Deutschland erfreut sich der besten Beziehungen zu China, nicht nur, weil die Chinesen politisch nichts mehr von uns zu fordern haben, sondern weil in vieler Hinsicht eine geistige Verwandtschaft zwischen den beiden Völkern besteht und ähnliche Schwierigkeiten in der Behauptung gegen eine mißgünstige Umwelt vorhanden sind. Der deutsche Kaufmann hat, nachdem er von den Engländern in und nach dem Kriege aus China gewaltsam vertrieben worden war, heute dort vielfach noch festeren Fuß gefaßt als früher. Nur in der Mandschurei dürften in der Folgezeit die deutschen Kaufleute und Ingenieure, die dort eine führende Stellung einnahmen, von den Japanern verdrängt werden. Chinesische Studenten kommen nach Deutschland, verbleiben auch nach ihrer Rückkehr in die Heimat in Verbindung mit deutschen Freunden und knüpfen dann, je nach ihrer Stellung, wirtschaftliche und kulturliche Verbindungen mit Deutschland an. Deutsche Gelehrte wirken an vielen chinesischen Instituten und Universitäten, und die deutsche Technische Hochschule in Wusung, bei Schanghai, wurde, nachdem sie von den Japanern im Kampfe zerschossen worden war, von den Chinesen wieder aufgebaut. In der Medizin sind die deutschen Wissenschaftler in China in durchaus führender Weise tätig, und ebenso sind die bedeutendsten geologischen und geographischen Lehrstühle von Deutschen besetzt. Im Wasserbau und in Fragen der Flußregulierung stehen Deutsche mit an der Spitze, und die Aufforstungsarbeit — in Verbindung mit der Frage der Hoanghoregulierung eine Lebensfrage für China und eine der größten Aufgaben, die sich menschlicher Tatgeist stecken kann — ist erst kürzlich dem bayerischen Forstmann Dr. G. Fenzel übertragen worden. Viele heutige chinesische Staatsmänner haben in Deutschland studiert, haben Ehrlichkeit, Arbeitskraft und Leistung des Deutschen kennengelernt und holen nun mit Vorliebe deutsche Forscher und Gelehrte ins Land. Deutscher Forschung, Technik und Wirtschaft steht also in China ein großes Feld offen.

An uns ist es, die Möglichkeiten zu erkennen, nicht nur zuzuwarten, bis man uns ruft, sondern die Augen offen zu behalten und uns nicht von anderen Mächten zuvor kommen zu lassen. Die Deutschen, die heute in China arbeiten oder in Zukunft hinausgehen, müssen im vollendeten Sinne des Wortes Pioniere für Deutschland sein. Wir dürfen deshalb nicht nur „Spezialisten", sondern wir müssen Persönlichkeiten hinaussenden, um so mehr, als der Chinese nur die Persönlichkeit achtet und den Nurkönner ablehnt. Wir müssen eine Werbetätigkeit für das Studium in Deutschland entfalten und uns die in Deutschland studierenden Chinesen viel mehr, als es heute geschieht, zu Freunden unseres Wesens und unserer Kultur machen. Wir dürfen diese jungen, durchwegs national eingestellten Studenten nicht verletzen, indem wir schlechte Filme über China zeigen, die von verantwortungs-

losen Geschäftsleuten gedreht wurden, indem wir in Vorträgen und Zeitungen kein Verständnis für den Kampf Chinas aufbringen. Auch wir hatten schwere Kämpfe im Innern durchzumachen — wie sollten dem ungleich größeren China seine sozialen, nationalen und politischen Kämpfe ohne abzulehnende Begleitumstände gelingen oder überhaupt erspart bleiben können? Wir sollten nicht immer von „Banden" sprechen, wenn chinesische Freischärler die Japaner in der chinesisch bewohnten Mandschurei nie ganz zur Ruhe kommen lassen, denn wir betrachten auch unsere Kämpfer von Annaberg als Helden, die sich einsetzten, als der Staat nicht die Macht hatte oder nicht gesonnen war, deutschen Volksboden zu schützen. Gewiß gibt es auch Banditen in der Mandschurei, aber die gehören meist unabhängigen, nichtchinesischen Stämmen an, während die chinesischen Freischärler doch wahrlich bequemer „rauben" könnten, als nun gerade japanische Panzerzüge anzugreifen. Wir haben keine Ursache, uns gegen Japan zu stellen, aber allen Grund, China Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Wir Deutschen sollten in Kultur, Politik und Wirtschaft mit China eine ganz besondere Freundschaft pflegen, um nicht eines der mächtigsten Völker der Zukunft einmal gegen uns oder doch gleichgültig zu uns eingestellt zu sehen.

FRITZ SEIDENZAHL:
Chinas wirtschaftlicher Wiederaufbau
Pläne und Anfänge

Wang Ching-wei, der Ministerpräsident der Nankingregierung, hat Anfang März die Welt mit Erklärungen über den Wiederaufbau der chinesischen Wirtschaft überrascht. Seit bald 100 Jahren (Opiumkrieg 1840 bis 1842) ist das Land der 400 Millionen die große Hoffnung der Bankiers und Exportindustriellen von Europa wie der Vereinigten Staaten. Die Chinesen behaupten gern, daß die Fremden, die Hände voller Geld, vor den Toren des Landes warten, um die „goldenen Gelegenheiten" zu ergattern, und daß es die erste Pflicht der Regierung sei, Barrieren gegen diesen Strom zu errichten. Hinter der Ironie verbirgt sich der dringende Bedarf nach finanzieller Unterstützung durch das Ausland. Auch die Propagandarede des chinesischen Ministerpräsidenten hat keine andere Zwecke. Es wäre immerhin vorstellbar, daß die Zusammenarbeit wirklich in einigen Jahren zustande kommt. Gute Kenner der Verhältnisse behaupten, wenn China zwei oder drei Jahre seine Anleiheverpflichtungen erfülle, würden neue Auslandsanleihen eine einfache Sache sein. Aber die Nichterfüllung der finanziellen Verpflichtungen ist nur eine Folge der verschiedenen politischen Umstände, die den wirtschaftlichen Wiederaufbau Chinas verlangsamen.

Sie verlangsamen ihn, aber sie halten ihn nicht gänzlich auf. In den letzten Jahren ist der wirtschaftliche Apparat Chinas doch weit mehr ausgebaut worden,

als allgemein bekannt ist. Das Erreichte befindet sich indessen in gewaltigem Gegensatz zu dem Gewollten. Von Sun Yat-sen stammt bekanntlich ein 1919 entworfener Aufbauplan. Die Chinesen reklamieren für sich die Idee des Wirtschaftsplanens, die von den Russen aufgegriffen wurde und die heute einen so wichtigen Bestandteil der Wirtschaftspolitik in den meisten großen Staaten ausmacht. Der Plan Sun Yat-sens, der seinerzeit allen größeren Kabinetten zugestellt wurde, ist eher eine Vision als ein realpolitisches Werk. Er glaubte an eine Zusammenarbeit der ganzen modernen Welt mit dem chinesischen Reich. Finanzielle Grundlage sollten internationale Milliardenanleihen sein. Im Geiste sah Sun Yat-sen schon ein fernöstliches Neuyork entstehen. Seine Nachfolger mußten sich mehr und mehr bescheiden. Im Zehnjahresplan, den Sun Yat-sens Sohn, Sun Fo, 1928 als Eisenbahnminister entwarf, waren beispielsweise aus den projektierten 1 000 000 Meilen Landstraßen seines Vaters bereits 500 000 geworden, aber erst der tatsächliche Zuwachs an Landstraßen zeigt das Mißverhältnis zwischen Idee und Wirklichkeit. Der Landstraßenbau Chinas machte seit 1926 Fortschritte wie folgt:

1926	26 111 km	1930	46 666 km
1927	29 170	1931	66 111
1928	30 550	1932	80 899
1929	34 444	1933 (bis März)	81 278

Gerade solch trockenes Ziffernbeispiel wird die beste Vorstellung von den vorläufigen Aufbaukräften geben. Das Ergebnis ist nicht groß, aber es ist ein Fortschritt zu erkennen, der den wirtschaftlichen Wiederaufbau Chinas durchaus zu einer Realität macht und auch den größeren Plänen, die hinter diesen begrenzten Leistungen stehen, eine gewisse Bedeutung verleiht. Je häufiger die chinesischen Staatsmänner im Laufe der letzten Jahre ihre Wirtschaftspläne überprüfen mußten, desto mehr verloren die Idealziffern an Bedeutung, desto schärfer scheint auch die Auswahl der notwendigsten Arbeiten geworden zu sein. Die Arbeit, die geleistet werden sollte, ist allerdings unerschöpflich: Eisenbahnen, Straßenbau, Kanalbau, Flußregulierung, Hafenbau, Aufforstung, Kolonisierung, Bodenreform — alles scheint noch in diesem Lande getan werden zu müssen. Dabei fehlt es noch an der Zusammenfassung der für den Wiederaufbau tätigen Kräfte. Der Dreijahresplan des National Economic Council vom November 1932 beginnt mit der Mahnung: „Es ist wesentlich, daß die Anstrengungen nicht zersplittern, sondern auf einige wenige genau ausgewählte Arbeiten konzentriert werden." Neben den zentralen Plänen bestehen aber noch regionale oder auf wirtschaftliche Teilgebiete beschränkte Pläne, von denen die wichtigsten von einzelnen Ministern der Zentralregierung stammen. Außer den Ministerien haben sich noch verschiedene Ausschüsse und Kammern um die Planung des Wiederaufbaues gekümmert. Inzwischen bereiten die Verhältnisse im Lande den Projektemachern die ärgsten Hindernisse. Es fehlt sowohl die Reichseinheit wie der ausgeglichene Staatshaushalt. Nur einen Bruchteil der chinesischen Provinzen beherrscht die Regierung in Nanking. Im Etat hat sie

1933 die Einnahmen mit 680 Millionen Dollar und die Ausgaben mit 800 Millionen Dollar angegeben. Die Finanzierung des wirtschaftlichen Wiederaufbaues hängt deshalb selbst nach der Ansicht der chinesischen Autoritäten vom Zufall ab. Wenn nach 23 Jahren die Arbeiten am Bau der Canton-Hankau-Bahn wieder aufgenommen wurden, so ist das nur möglich gewesen, weil England einen Teil seiner Boxerentschädigung dafür zur Verfügung stellte.

Von entscheidender Bedeutung für die Beurteilung des großen chinesischen Wirtschaftsraumes sind die Wiederherstellungsarbeiten, die in den letzten Jahren wirklich durchgeführt wurden. Die Wirtschaftssouveränität des Landes ist, seit 1929 die Zollautonomie wiederhergestellt wurde, gewachsen. Auch manche anderen wirtschaftlichen Vorrechte des Auslandes mußten aufgegeben werden. Ein großer Schritt voran ist die Abschaffung des Tael und die Ausgabe eines nationalen Standarddollars seit dem Mai 1933. Damit ist das finanzielle Handwerkszeug geschaffen, um wirtschaftliche Aufgaben zentral durchzuführen.

Seit 1927 ist geleistet worden:

Die Länge der in Betrieb befindlichen Telegraphenlinien ist von 99,79 Mill. km auf 102,59 Mill. km gestiegen, hauptsächlich durch die Legung von Seekabeln. Die Zahl der Radiostationen wurde von 22 auf 96 erhöht. An Luftfahrtlinien sind eingerichtet:

1. Shanghai—Chungking Line...	1652 km	3. Nanking—Lanchow Line	1580 km
2. Shanghai—Peiping Line	1332 „	4. Peiping—Tihwa Line	3780 „

Die Eisenbahnen sind in den früheren Jahren vielfach übel zugerichtet worden, ihre Wiederherstellung wird betrieben. An neuen Bahnstrecken sind gebaut und dem Verkehr übergeben: 346 km. In Bau befinden sich 410 km. (Bei der Hunan-Yunnan-Linie sollen neue 5000 km bereits abgesteckt sein.) Es handelt sich dabei um Nationalbahnen, Provinzbahnen und Privatbahnen. Die beiden wichtigsten Aufgaben sind die Vollendung der Nord-Süd-Bahn und die Weiterführung der Ost-West-Bahn in Richtung Turkestan. Für Flußregulierung wurden seit 1930 rund 25,67 Mill. Dollar ausgegeben, davon von 1930 bis 1932 nach den Überflutungen allein für den Yangtze und den Hwai 17 Mill. Dollar. Außerdem sind in der Schantungprovinz von 1931 bis 1933 rund 8,25 Mill. Dollar für Flußarbeiten verausgabt worden. Der chinesische Dollar kostet 88 Pfennige, aber die Kaufkraft ist weitaus höher.

In dem Maße, in dem China Agrarland ist, hängt sein wirtschaftliches Gedeihen von dem Wohlergehen der Landbevölkerung ab. Das ist natürlich erkannt worden. Die Zentralregierung sieht als eine ihrer Hauptaufgaben die Neuverteilung des Bodens an. Nachgewiesenes Privateigentum soll bis zu 200 mu (1 mu = 6,73 ar, 25,53 ar = 1 pr. Morgen) gestattet werden. Herrenloses Land fällt an die Regierung, die es wieder aufteilt. Maximum pro Kopf 6 mu, Maximum pro Familie 20 mu. Die Organisation des Agrarkredits gehört allerdings ebenso zu einer funktionierenden Landwirtschaft wie ein vollständiges Netz von Überlandstraßen, um die Agrarproduktion abzusetzen. In den drei Provinzen Kiangsu, Chekiang und Kiangsi sind bereits landwirtschaftliche Kreditinstitute errichtet worden; die Zentralregierung beabsichtigt, soweit ihre Macht reicht, auch in anderen Provinzen Agrarbanken zu eröffnen. Die Bildung landwirtschaftlicher Genossenschaften ist gefördert worden. Die Zahl hat sich in sieben Provinzen, die der Zentralregierung

unterstehen oder mit ihr zusammengehen, auf 2742 erhöht, bedenkt man aber, daß die Mitgliederzahl nur 122 842 beträgt, dann erkennt man erst, was noch zu leisten ist. Nach jüngsten Ziffern soll die Zahl der Genossenschaften auf 3000 und die Zahl der Mitglieder auf 1 Million gestiegen sein. Der Höchstbetrag des Agrarkredits soll pro Kopf 30 Dollar, also 25 Mark ausmachen, denen, roh berechnet, ein zehnfacher Kaufwert zugeschrieben wird! Mit solchen Summen muß dieser gewaltige Wirtschaftsraum in der Kleinarbeit rechnen! Und dann handelt es sich noch um Pläne! Erfolgreiche Anstrengungen sind zum Zwecke der Aufforstung gemacht worden. Ziffern liegen über 25 Provinzen vor. Die Zahl der gepflanzten Bäume wird für 1929 mit 5,9 Millionen, 1930 mit 2,5 Millionen und für 1931 mit 45,59 Millionen angegeben.

Die industrielle Entwicklung ist dagegen nur wenig fortgeschritten. Die State Steel Works sind eine Gründung der Zentralregierung zusammen mit einem deutschen Stahlkonzern. Nach langjährigen Verhandlungen sind jetzt von deutscher Seite 100 000 Dollar für Vorstudien zur Erschließung von Kohlenfeldern gegeben worden. Verhandlungen werden über die Gründung einer Staatlichen Schwefelsäurefabrik, offenbar mit dem Ziel der Herstellung von Kunstdünger, geführt. An der Gründung sind die I. G. Farbenindustrie und die British Imperial Chemical Industries beteiligt. Geplant ist außerdem eine Spiritusfabrik und eine Zellstofffabrik, beide ebenfalls als halbstaatliche Unternehmen. In der Hunan-Provinz ist im Herbst 1932 eine Zinkraffinerie eingerichtet worden, die Produktion sollte schon im Juni 1933 begonnen haben. 1931 wurden vier, 1932 wurden zwei Lokomotiven in China gebaut und als Zeichen des industriellen Fortschrittes besonders gewürdigt. Bestehende industrielle Unternehmen (Kohle, Alumium, Wolle, Schiffahrt) sind unter staatliche Kontrolle genommen worden. Auch einige Provinzen, die nicht unter dem Einfluß der Zentralregierung stehen, besonders Kwangtung mit Canton, dürften ihren Teil zum Wiederaufbau beigetragen haben.

Im Verhältnis zu dem, was der chinesische Wirtschaftsraum braucht, ist das Geleistete verschwindend gering. In den fünf Jahren, in denen vielleicht 100 Millionen Dollar zur Verfügung standen, sehen die chinesischen Aufbaupläne Dollarmilliarden vor. 100 Millionen China-Dollar etwa zum Bau von zwei Eisen- und Stahlwerken bedeuten nicht viel; die Vereinigten Stahlwerke in Essen haben vergleichsweise ein — im Verhältnis zum Herstellungswert der Betriebsanlagen niedrig bemessenes — Aktienkapital von 644 Mill. RM.! Das gegenwärtige Tempo der wirtschaftlichen Rekonstruktion ist gewiß langsam, aber es sind einige Arbeiten im Gange, die, wie die Vollendung der Canton-Hankau-Bahn, zu einer Steigerung der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit und damit auch zur Beschleunigung des Wiederaufbaues führen werden. Die finanzielle Beteiligung des Auslandes hängt nicht so sehr von der Herstellung der Reichseinheit als von der Wiederherstellung der „Schuldnermoral" Chinas ab. Sobald aber neue Anleihen gewährt werden sollten,

wird man sich fragen, in welchem Umfang und auf welchen Gebieten die Weltwirtschaft einen Ausbau Chinas verträgt. Die Beteiligung an der Steigerung der Wirtschaftskapazität Chinas kann nicht darin bestehen, daß die europäischen und amerikanischen Industrien etwa während eines halben Jahrhunderts einen aufnahmebereiten Markt für ihr Eisenbahnmaterial, ihre Maschinen und schließlich ihre Patente haben, damit dann China am Weltmarkt als Verkäufer erscheint und zu Preisen liefert, die „dank" des geringen Lebensstandards der chinesischen Bevölkerung noch unter den japanischen Exportpreisen liegen. So einzigartig ist die Position Europas heute nicht mehr, um ohne Beantwortung dieser Frage die Beteiligung am Wiederaufbau Chinas zu beginnen. Es handelt sich natürlich nicht um ein Versagen der Mitarbeit, sondern um die rechtzeitige Regelung einer zukünftigen Arbeitsteilung der Welt. Wobei allerdings zu beachten bleibt, daß auch die chinesischen Regierungspläne nicht auf eine hemmungslose Industrialisierung zielen: ihnen geht es um erhöhte Unabhängigkeit vom Ausland — jener Zug zur Autarkisierung, der in allen Ländern der Welt für die Wirtschaftspolitik bestimmend ist.

Quelle: Chinese Government Economic Planning and Reconstruction since 1927, von Prof. Gideon Chen, College of Public Affairs, Yenching University, herausgegeben vom China Institute of Pacific Relations, Schanghai 1933. — Dieser Schrift sind insbesondere sämtliche Zahlen entnommen, mit Ausnahme der beiden Etatziffern.

COLIN ROSS:
Die Romanze der Hudsonbay

I. Ein deutscher Prinz gründet Großbritanniens größte Handelskompanie

Ich komme von einem Ausflug den Churchill River hinauf zurück, allein die Landschaft ist flußauf, flußab nicht anders als die von der Plattform des Aussichtswagens auf der Fahrt hierher, eine Landschaft von grenzenloser Monotonie und Öde. Schnurgerade wie mit dem Lineal ist der Bahndamm darübergelegt. Buchstäblich „darübergelegt". Man sieht es ihm an, daß er, Waggon um Waggon, mühsam von weit her herangefahren werden mußte, um auf dem weichen, moorigen Tundraboden einen genügend festen Unterbau für die Lagerung der Schwellen und Geleise abzugeben.

Die Erde ist schwarz oder braun, Moor und Torf. Flechte und Moose überziehen sie. Ab und zu dürftiges Gebüsch oder eine lichte Waldung, niedere struppige Fichten, die aneinandergereiht sind wie gerupfte Hühner. Von Zeit zu Zeit unterbricht das stumpfe Graugrün der Tundra ein sattes Blau weiter Wasserflächen, die stellenweise die Farbe dunkel leuchtender Glockenenziane annehmen. Dann ist alles wieder grenzenlose Öde.

Telegraphenstangen laufen neben dem Bahndamm her. Man hat sie nicht senkrecht in die Erde gerammt, wie sonst überall auf der Erde, sondern in Dreifußform, Pfosten schräg gegeneinandergelehnt, damit sie nicht so leicht im moorigen Untergrund einsinken und den Stürmen besser trotzen, die im Winter über die Tundra brausen.

Während ich über die Tundra wandere, muß ich immer wieder an den Mann denken, der diese Öde zuerst durchmaß, zu Fuß und allein. Freilich folgte er nicht der Eisenbahnroute von The Pas nach Churchill, sondern er stieß weiter im Süden auf die Hudsonbay, da, wo die weite Meeresbucht, die selber ist wie ein Meer, tief in den amerikanischen Kontinent hineinstößt und das Dominion of Canada beinahe in zwei Hälften teilt. Aber dafür mußte der Kanadier Radisson von Quebec aus zu Fuß laufen und ein Gebiet durchwandern, das feindliche Indianer durchstreiften. Es war eine Reise ins völlig Unbekannte, in einen grenzenlosen, wilden, fremden Kontinent hinein. Eine Reise, um ein Vielfaches schwieriger und gefahrvoller als die Fahrt des Christoph Columbus.

Im Jahre 1652, als die Franzosen erst etwa ein halbes Jahrhundert in Canada saßen, war der junge Radisson mit seiner Familie an den Sankt Lorenz gekommen. Die Waldläufer hatten damals schon den Weg an die großen Seen entdeckt, allein selbst in ihren Niederlassungen am großen Strom waren die Siedler, die „Habitants", noch von den Irokesen bedroht. Der junge Radisson, er mochte kaum siebzehn Jahre alt sein, ließ sich dadurch nicht abhalten, auf die Jagd zu gehen. Seine Begleiter werden erschlagen und skalpiert, er selbst nach tapferer Gegenwehr gefangen weggeschleppt und schließlich von einem Häuptling adoptiert. Er lebt jahrelang als Indianer unter Indianern, entflieht, wird wieder gefangen, halb zu Tode gemartert, entflieht ein zweites Mal, kehrt an den Sankt Lorenz zurück und beginnt jetzt eine Abenteurer- und Entdeckerlaufbahn von geradezu grandiosen Ausmaßen. Er gelangt bis an den Mississippi und Missouri, sieht als erster Weißer die Grenzenlosigkeit der weiten Ebenen des Westens mit den ungeheuren Büffelherden, die Erhabenheit des Felsengebirges und gelangt auf seiner letzten Reise bis an die Hudsonbay.

Radisson mußte seine Reisen selbst finanzieren. Er tat es durch Pelzhandel und wurde einer der geschicktesten Pelzhändler. Als solcher erkannte er sofort die ungeheure Bedeutung der Hudsonbay. Es muß ein überwältigender Eindruck für ihn gewesen sein, als er vor der blauen Fläche der Bay stand, ihr Salzwasser schmeckte und ihm der letzte Zweifel schwand, daß es sich um die große Meeresbucht handeln müsse, die nach ihrem unglücklichen Entdecker Hudson's Bay hieß. Ein phantastischer Zufall hatte ihn an ein verfallenes Haus geführt, das augenscheinlich von Weißen erbaut und bewohnt worden war. Das konnte nur das Winterquartier sein, das sich Hudson und seine Begleiter errichtet hatten, als sie im Süden der Bucht überwintern mußten.

In begreiflicher Aufregung eilte Radisson an den Sankt Lorenz zurück, erfüllt von der ungeheuren Bedeutung seiner Entdeckung. Die Franzosen saßen als brave Bauern im unteren Canada, allein der Reichtum des Landes beruhte auf seinen Pelzen. Die Schwierigkeit war nur, sie zu bekommen. In monate- und jahrelangen Fahrten mußten die Pelzhändler ins Innere ziehen, und hatten sie eine ausreichende Last erhandelt, so ergab sich jedesmal erst die schwierige und gefahrvolle Aufgabe, sie durch das Gebiet der feindlichen Irokesen hindurchzubringen, die jedem Franzosen auflauerten.

Radisson hatte das ein paarmal gemacht, daher wußte er, wie schwierig es war. Er hatte Glück gehabt und jedesmal seine Pelze glücklich nach Quebec gebracht. Freilich war ihm von den Statthaltern des französischen Königs übel mitgespielt worden, und jedesmal hatten sie ihn um den Hauptteil seiner mühsam errungenen Beute gebracht.

Trotzdem wandte sich der große Entdecker wieder an die französischen Behörden und unterbreitete ihnen seinen Plan, von Frankreich aus mit einem Schiff in die Hudsonbay zu segeln, in das Herz des Pelzlandes hinein, um hier direkt an der Küste ohne Schwierigkeiten und Gefahren die Pelze zu erhandeln, für deren Beschaffung er sonst die lange und gefahrvolle Expedition vom St. Lorenz ins Innere bedurfte.

Es war nicht nur ein gutes Geschäft, es war ein Kontinent, den Radisson zurückbrachte. Er wurde verlacht. Er wandte sich nach Frankreich direkt an den Hof des großen Ludwigs. Das gleiche Resultat. Da hörte ein deutscher Prinz, Ruprecht von der Pfalz, ein Vetter des Königs von England, von dem abenteuerlichen Mann. Er ließ ihn nach London kommen. Die Idee leuchtete ihm ein. Zwei kleine bescheidene Schiffe wurden ausgerüstet, von denen eines die Hudsonbay glücklich erreichte. Ein Winterlager wurde eingerichtet. Mit einem Posten Pelze konnte man zurückkehren. Und als Folge dieser Reise wurde im Jahre 1670 die Hudson's Bay Company gegründet, die zwei Jahrhunderte lang als unumschränkte Herrin mit wahrhaft königlicher Macht den Norden des amerikanischen Kontinentes beherrschte.

II. Ein Kontinent für zwei Elche

Es gibt Namen, die eine seltsame Magie bergen, Namen, in denen aller Glanz und alle Romantik längst vergangener Zeiten noch zu leben scheinen. Ein solcher Name ist die „Hudson's Bay Company". Diese drei Worte erwecken — wenigstens in jedem, der sich nur ein wenig mit der Geschichte des amerikanischen Nordens beschäftigt hat — ein phantastisches Bild von Kühnheit und Abenteuer, ein verwirrendes Kaleidoskop von Mühsal und Gefahr, von unerhörten Dingen und Geschehnissen.

Und das seltsame ist, daß nicht nur der Name Hudson's Bay Company noch lebt, sondern diese selbst. Wie ein lebendes Fossil ragt dieser letzte Überrest der einst so mächtigen und glanzvollen souveränen Handelsgesellschaft in unsere so ganz andere und scheinbar soviel grauere und farblosere Zeit hinüber.

Die „Große Kompanie", wie sie auch heißt, stammt aus der Zeit, als die Weißen gerade entdeckt hatten, daß es außer Europa und dem bißchen Asien und Afrika, das man bisher gekannt, noch eine ganze, große, reiche Welt farbiger Menschen gab, die man nach Belieben ausplündern und versklaven konnte, die zum mindesten gute Objekte für skrupellose Handelsgeschäfte waren. Und mit einer wahrhaft grandiosen Unbekümmertheit gingen die Könige und Herren Europas daran, diese Welt für sich in Besitz zu nehmen, auszubeuten und an Günstlinge zu verschenken.

Den Anfang hatte Spanien und Portugal gemacht, die unmittelbar nach den Entdeckungsfahrten des Bartholomäus Diaz und Christoph Columbus die ganze Erde kurzerhand unter sich teilten. Die andern Mächte standen nicht zurück, sobald sie erst einmal heraus hatten, was es da draußen in der neu entdeckten Welt zu verdienen gab, und sobald sich in dem spanisch-portugiesischen Weltbeherrschungssystem nur irgendeine Lücke zeigte, durch die sie eindringen konnten.

Am rührigsten und unbedenklichsten war England. England war damals nur ein kleines, unbedeutendes Inselreich, selbst Holland war ihm auf dem Weltmeer überlegen. Aber die Briten ersetzten die materielle Überlegenheit und den Vorsprung der andern durch Kühnheit und durch Skrupellosigkeit. Mit wahrhaft königlicher Geste verschenkten Englands Herrscher Inseln, Länder, Kontinente, die ihnen nicht gehörten. Damals wurde die Ostindische Companie gegründet, die Rußland-Companie, die Plymouth- und Massachusetts Bay Company, und jede erhielt ein Gebiet zur Beherrschung und Ausbeutung, das um ein Vielfaches größer war als das ganze Großbritannien.

So war es auch nichts Besonderes noch Außergewöhnliches, daß Karl II. von England seinem lieben Vetter Ruprecht sowie einer Gruppe von Edelleuten, denen er verpflichtet war, die Hudsonbay mit allem, was darum herumlag, schenkte. Im Gegenteil, das war weniger aufregend als die Gründung der Ostindischen Companie. Das war genau dasselbe, als wenn etwa heute der König von Norwegen den Südpol nebst Umgebung an eine Aktiengesellschaft vergäbe, die sich in Oslo zur Ausbeutung des Südpoles gebildet hätte.

Von der Hudsonbay wußte man damals gerade so viel wie heute vom Südpol. Ein kühner Forscher hatte sie entdeckt und war dabei umgekommen. Die Erzählungen der mit Mühe und Not geretteten und zurückgekehrten Besatzung seines Schiffes waren nicht danach angetan, zu weiteren Fahrten in dieses wilde, entlegene Meer zu verlocken, das von Stürmen, Nebel und treibendem Eis ständig bedroht war und an dessen Küste es nichts, aber auch nicht das geringste, zu haben gab. —

Wenn ich daran denke, daß selbst heute, wo wir nicht mehr in schwachen Segelschiffen durch das Treibeis der Hudsonstraße fahren, sondern in starken Dampfern, die canadische Regierung Getreideschiffe in den neuen Hudsonbay-Hafen Churchill nur durch besonders günstige Bedingungen locken kann, indem sie ihnen eine ganze Anzahl neu gegründeter Radiopeilstationen für die Durchfahrt durch die Hudson-

straße gratis zur Verfügung stellt, sowie einen Eisbrecher, der sie kostenlos durch das Eis geleitet, so kann ich verstehen, daß man im siebzehnten Jahrhundert nicht so sehr dahinter her war, ausgerechnet diese wenig einladenden arktischen Gewässer zu durchkreuzen. Und wenn ich auf die grenzenlose Öde rings um die Bucht blicke, so scheint es mir nur begreiflich, wenn Zeitgenossen Karls II. dachten: Na, wenn schon einer den Mut und die Nerven hat, in diese Gegenden zu gehen, so mag er sie behalten.

Und so wird es auch verständlich, wie dieses erstaunliche Dokument zustande kam, das die „Charter der Hudson's Bay Company" heißt und das in dem Verwaltungsgebäude der Gesellschaft in London heute noch sorgfältig aufbewahrt wird. Mit diesem Dokument verschenkt der König von England einen Kontinent, ein Gebiet von der Größe Europas. Auf fünf mächtigen Pergamentblättern wird aufgezählt, was alles für Rechte er der neu gegründeten Gesellschaft überträgt, die einen romantischen Namen erhält: „Companie der Gentlemen-Abenteuerer von England, die in der Hudsonbay Handel treiben."

Diesen Gentlemen-Abenteuerern wurde mittels der königlichen Charter, für sich wie ihre Nachkommen, für immer und ewig das alleinige und ausschließliche Recht zuerteilt, Handel zu treiben in allen Meeren, Meeresstraßen und Meerengen und Buchten, allen Flüssen, Bächen, Seen und Sunden, die sich jenseits der Einfahrt in die Hudsonstraße befinden, auf welchen Breitengrad auch immer, zusammen mit allen Ländereien, Gebieten und Territorien, die an diesen Meeren, Meeresstraßen, Flüssen und Seen liegen mögen.

Die Charter vergab nicht nur das Handelsmonopol in praktisch ganz Nordamerika, mit Ausnahme der eng umgrenzten besiedelten Gebiete am Sankt Lorenz und der atlantischen Küste, sondern sie überließ der Hudson's Bay Company auch die gesamten Land-, Berg- und Fischereirechte in dem ganzen ungeheuren Gebiet, das, nebenbei bemerkt, dem König von England ebensowenig gehörte wie der Südpol heute dem König von Norwegen.

Karl II. konnte also leicht großzügig sein, und es machte ihm augenscheinlich Spaß, es einmal in königlichem Ausmaße zu sein, wo es ihm nichts kostete; denn er übergab seinen lieben „Gentlemen-Abenteuerern" gleichzeitig auch alle souveränen Rechte in dem neuen Lande, Verwaltung und Justiz, Heer und Marine. Sie konnten ihre eigenen Truppen aufstellen und sich eigene Kriegsschiffe halten. Sie konnten Krieg und Frieden erklären und alles Land als das ihre betrachten, das sich nicht bereits tatsächlich im Besitz eines christlichen Fürsten befand.

Wenn man die Charter der Hudsonbay liest, in der der Monarch sich nicht genug tun kann, immer noch weitere Rechte und Vollmachten auf die Gesellschaft zu häufen, so wird man den leisen Verdacht nicht los, daß Karl II. das Ganze für einen Witz hielt, und daß er glaubte, leicht großzügig sein zu können, da es sich um ein Land handelte, in dem sich die Füchse gute Nacht sagen; denn dieser Herr-

scher, der es sonst durchaus verstand, für seinen persönlichen Vorteil zu sorgen und es von seinen Untertanen zu nehmen, wo er nur konnte, ist gegenüber den Gentlemen-Abenteuerern von einer fast rührenden Bescheidenheit. Für den Kontinent, den er herschenkt, verlangt er als Gegenleistung nichts als jährlich zwei Elche und zwei Biber, und auch diese nur für den Fall, daß ein Mitglied der königlichen Familie in das Gebiet der Hudsonbay kommen sollte.

Die Hudson's Bay Company hat alle Rechte, die sie aus der königlichen Charter ableiten konnte, voll in Anspruch genommen, solange es die Verhältnisse nur irgend erlaubten, aber die bescheidene Gegenleistung, die sie sich an die königliche Familie zu zahlen verpflichtete, wurde nie bezahlt.

Erst als vor ein paar Jahren der Prinz von Wales auf einer Fahrt zu seinem Ranch in Alberta durch Winnipeg kam, fiel es der Company ein, daß es Zeit sei, den vereinbarten Preis zu zahlen. Man dachte es sich sehr hübsch, den Prinzen auf dem Bahnhof von Winnipeg mit zwei lebenden Elchen und Bibern zu überraschen. Allein die Begleitung des Prinzen, die von dem Plan erfuhr, wehrte erschrocken ab und meinte, daß präparierte Elchköpfe und Felle den hohen Herrn weit mehr erfreuen würden. Allein auch die Zahlung in dieser Form war dem Prinzen augenscheinlich nicht so erfreulich, wie man hätte erwarten sollen, und so bleibt es wohl das erste- und das letztemal, daß die Hudson's Bay Company ihrer Verpflichtung gegenüber dem königlichen Hause nachkam.

III. „H. B. C." — Die Herren der Seen und Wälder

Vom „Heiligen Römischen Reich" hat man behauptet, daß es weder heilig noch römisch noch ein Reich war. Mit dem gleichen Recht mag man von der „Companie der Gentlemen-Abenteuerer von England, die in der Hudsonbay Handel treiben" sagen, daß ihre Teilhaber weder Gentlemen noch Abenteuerer waren. Jedenfalls stimmt die historische Legende von den glänzenden, in Samt und Seide gekleideten Kavalieren Karls II. von England, die auszogen, das Empire zu gründen und die nordwestliche Durchfahrt zu entdecken, in keiner Weise.

In Samt und Seide macht man keine Entdeckungen, zum mindesten nicht in der eisigen Hudsonbay und der rauhen Wildnis des amerikanischen Nordens, und von all den achtzehn glänzenden Kavalieren, die sich die „Gentlemen Adventurers" nannten, ist kein einziger selber auf Entdeckung ausgezogen, ja, hat auch nur die Gebiete, die ihnen der großzügige Charles II. schenkte, nach ihrer Entdeckung besucht. Und an ein künftiges Empire dachten sie ebensowenig wie an die Nordwestliche Durchfahrt. Die Entdeckung der letzteren stand zwar als Zweck und Ziel der neu gegründeten Hudson's Bay Company in der königlichen Charter, aber es wurde nicht einmal der Schein gewahrt, als ob man sich um diese Durchfahrt bemühte, die für die damalige Zeit ungefähr das war, was für uns der Stratosphärenflug ist oder die Weltraumschiffahrt. Nein, man hatte von Anfang an lediglich im Sinne,

Geschäfte zu machen, von den Eingeborenen möglichst billig Pelze einzuhandeln und sie in London so teuer wie möglich zu verkaufen.

Wenn die Gentlemen-Abenteuerer mit irgend etwas abenteuerten, so höchstens mit ihrem Gelde. Und die Art, in der sie es taten, laßt es einem zweifelhaft erscheinen, ob ihnen auch das zweite Prädikat der „Gentlemen" zukommt. Ein Teil des gezeichneten Aktienkapitals der Hudson's Bay Company wurde nicht voll eingezahlt, und da die Aktionärliste mit Herzögen und Fürsten beginnt und über Ritter und einfache Adlige mit einem Bürgerlichen endet, mit John Portman, Bürger und Goldschmied von London, so kann man wohl mit Recht annehmen, daß dieser „Bürger und Goldschmied" seinen Anteil bestimmt voll einzahlte und daß die hohe Ehre, mit Earls und Lords auf einer Liste zu stehen, ihn noch ein wenig mehr kostete.

Und so abenteuerte der hochfürstliche Teil der Gentlemen-Abenteuerer nicht einmal mit seinem Gelde. Er hatte es auch nicht nötig, da er etwas Besseres in die Gesellschaft einbrachte: seine Beziehungen zum König. Der war gleichfalls einem guten Geschäft nicht abgeneigt, und obwohl in der königlichen Charter nichts davon drin stand, so war es doch selbstverständlich, daß der Monarch ein entsprechendes Aktienpaket und seinen Anteil an der Dividende erhielt. Dafür brauchte sich die Hudson's Bay Company nicht um Schiffe für ihre ersten Handelsfahrten zu sorgen. Diese wurden ihr kostenlos von der britischen Admiralität gestellt.

Die so glanzvolle und ruhmreiche Gründung der Hudson's Bay Company entpuppt sich, näher besehen, als ein typisches Spekulationsgeschäft mit Hilfe einer korrupten Regierung. Es war etwas Ähnliches wie der berüchtigte „Tea pot dome-Skandal" in Amerika, bei dem mit Hilfe eines bestochenen Senators und, wie viele glauben, auch eines bestochenen Präsidenten, reiche Ölfelder, die als Ölreserven der USA.-Marine für den Kriegsfall zurückgestellt waren, einer privaten Gesellschaft zur Ausbeutung überlassen wurden.

Auch die Art und Weise, wie die Gentlemen-Abenteuerer Radisson behandelten, den Entdecker des Landweges zur Hudsonbay, dem allein sie ihre reichen Einkünfte verdankten, war nicht gerade gentlemanlike. Sie setzten ihn, nachdem seine Arbeit getan, auf einen geringen Gehalt und verweigerten ihm jeden Anteil an den Einnahmen. Und das Ende war, daß der Mann, der der eigentliche Gründer der Hudson's Bay Company, ja des britischen Pelzhandels überhaupt ist, sich als alter Mann vergeblich um die Stelle eines Magazinverwalters bei der Großen Kompanie bewarb.

Freilich war Radisson selber bei all seiner unerhörten Energie und Kühnheit charakterlich eine höchst zweifelhafte Erscheinung. Als Franzose wechselt er zu den Engländern hinüber, kehrt in französische Dienste zurück und wechselt dann nochmals auf die englische Seite hinüber. Dauernd verrät er die einen an die andern.

Aber schließlich entsprach das nur dem Zeitgeist. Volk und Nation in unserem

Sinne gab es damals nicht. Man war viel kosmopolitischer als in der heute zu Ende gehenden liberalen Ära des 19. Jahrhunderts. Es war in keiner Weise unehrenhaft, selbst seinen Degen dem zu verkaufen, der einem am besten bezahlte. Es ist nur einem Zufall zuzuschreiben, beziehungsweise der geschäftlichen Kurzsichtigkeit des britischen Hofes, daß der Genuese Columbus die Neue Welt für Spanien entdeckte, statt für Großbritannien. Und was die Korruptheit des Hofes anbetraf, so stand es bei den Stuarts nicht schlimmer als sonst irgendwo in Europa.

Das Erstaunliche ist nur, daß eine Handelsgesellschaft, die aus solchen Verhältnissen und Zeitumständen entsprang, sich im Verlauf ihrer jahrhundertelangen Entwicklung zu einem Muster von Ehrenhaftigkeit und Zuverlässigkeit entwickelte. Von manchen Historikern ist der Dienst an der Company direkt eine Religion genannt worden. Mit Recht, es gehört eine wahrhaft religiöse Hingabe dazu, um im Dienst eines geschäftlichen Unternehmens ein derart entbehrungsreiches Leben auf sich zu nehmen, eine solche Fülle von Mühsal und Gefahr, Strapazen, Hunger und Kälte. Die Angestellten der Company, die Clerks, Faktoren und Trader waren alles andere als glänzend bezahlt, unermeßliche Werte gingen fast unkontrolliert durch ihre Hände, und die Angestelltenschaft der Company wurde eine der integersten, die es je gegeben hat.

Seitdem ich hier an der Hudsonbay bin, komme ich aus dem Staunen und der Verwunderung nicht heraus, daß es Menschen geben konnte, die den Mut fanden, sich an solch unwirtlicher Küste niederzulassen. Ich war in Mexiko und Peru, in den Ländern der spanischen Konquistadoren. Ich bin den Weg nachgezogen, den die amerikanischen Settler durch die Prärie nahmen, die Buren durch das südafrikanische Veldt, ich bin an den öden Küsten Südaustraliens gesessen, an der eine Schiffsladung Auswanderer ausgesetzt wurde, aber ich habe noch kaum irgendwo auf der Welt ein so trostlos ödes und dabei rauhes Land getroffen wie hier an der Hudsonbay.

Dabei ist jetzt Sommer. Jetzt ist die beste Zeit. In Kürze beginnt der Winter, der hier acht Monate dauert, ein Winter voll eisiger Stürme. Und den Winter verbrachten die Angestellten der Hudson's Bay Company in ihren kleinen Forts, in dürftigen Blockhäusern. Dabei gab es fast ständig Krieg, weniger mit den Indianern als mit den Franzosen, die immer wieder die Forts und Posten der Company angriffen.

Mit den Indianern hatte es die Hudson's Bay Company von Anfang an verstanden, sich gut zu stellen und sie richtig zu behandeln. Es ist dies um so erstaunlicher, als die Angelsachsen, im Gegensatz zu den Franzosen, sonst überall in Amerika in ständiger Fehde mit den Rothäuten lagen, die erst mit der fast völligen Ausrottung der letzteren endeten. Nach dem Ende der französischen Herrschaft in Canada, die eine ununterbrochene Drohung für die Hudson's Bay Company war, wurde diese erst wahrhaft zur unumschränkten Herrin in dem ganzen riesigen Gebiete, das

sich von der Hudsonbay bis an den Arktischen Ozean erstreckt. Gouverneur und Comité der Company wurden tatsächlich die „Herren der Seen und Wälder", und jeder einzelne Faktor und Trader auf seinem einsamen Posten wurde es; denn hinter ihm stand die grenzenlose Macht der Company. Es ist der größte Ruhmestitel der Gesellschaft, daß sie diese Macht nie mißbrauchte. Die drei Buchstaben H. B. C., die weißleuchtend auf dem roten Tuch der Companyflagge stehen, wurden zu einem Symbol für Ehrenhaftigkeit und Zuverlässigkeit durch ganz Nordamerika.

„Here Before Christ" — „Hier Vor Christus", das heißt, die Company steht über jeglicher göttlichen und weltlichen Autorität, so wurden die Initialen H. B. C. von böswilligen Kritikern gedeutet. Es ist etwas Wahres daran, für die Angestellten der Company stand sie wirklich an erster Stelle. Es war tatsächlich ein religiöser Dienst der Dienst an der Hudson's Bay Company. Und das gleiche galt für die Indianer, die zu einem großen Teil der Gesellschaft treu blieben, auch als deren Monopol gebrochen und andere Händler ihnen mehr für ihre Pelze boten. Und so hat die historische Legende im Grunde doch recht; denn es war tatsächlich ein Geschlecht von Gentlemen-Abenteuerern, das im Dienste der drei Buchstaben H. B. C. erwuchs.

IV. Das weiße Tischtuch über Fort Prince of Wales

Die Stadt Churchill, oder sagen wir lieber die projektierte Stadt Churchill, ist der erste Vorstoß der Zivilisation in ein Gebiet, das heute noch eines der ödesten, abgeschlossensten und menschenleersten der Erde ist. In jenen Tagen aber, als die Hudson's Bay Company hier ihre erste Niederlassung gründete, war es die weltverlorenste Wildnis, die man sich vorstellen kann. Die wenigen Beamten der Company saßen auf ihren einsamen Posten verlassen und abgeschnitten, nur durch das eine Schiff, das einmal im Jahr in die Hudsonbay einlief, mit der übrigen Welt verbunden. Die Natur, in der sie lebten, war so unerbittlich hart, so menschenfeindlich, daß man hätte glauben sollen, alles, was nur Menschenantlitz trägt, hätte sich hier zu gemeinsamem Lebenskampf zusammenschließen müssen. Jeder, der in der Wildnis gereist, der lange ausschließlich unter Farbigen weilte, weiß, was es heißt, wieder einen Menschen der eigenen Hautfarbe zu treffen. Da macht Rasse und Sprache keinen Unterschied. Weiß ist weiß, und man fühlt sich nah und verbunden, als gehöre man zur gleichen Familie. Allein in Amerika hat es scheinbar dieses Zusammengehörigkeitsgefühl aller Weißen nie gegeben, und nirgends in Amerika wurden so erbitterte Kämpfe zwischen weißen Menschen ausgetragen wie in der winterlichen Wildnis um die Hudsonbay.

Es war ja ganz schön, daß Karl II. von England den „Gentlemen-Abenteuerern" ganz Nordamerika schenkte, soweit es noch nicht besiedelt war und ihnen das ausdrückliche Handelsmonopol verlieh. Aber leider kümmerten sich die Franzosen nicht um die königliche Charter, und die Hudson's Bay Company mußte selber

sehen, wie sie mit den Franzosen und den französischen Canadiern fertig wurden, die ihrerseits glaubten, ein ausschließliches Anrecht auf den gesamten Pelzhandel zu haben.

Diese Kämpfe nahmen ihren ununterbrochenen Fortgang, völlig unabhängig davon, ob die beiden Mutterländer in Europa in Krieg oder Frieden miteinander lebten. Europäische Friedensschlüsse galten für Amerika nicht, ganz abgesehen davon, daß die Hudson's Bay Company ja schließlich ein eigenes Hoheitsgebilde mit voller staatlicher Autorität war.

Diese Kämpfe um die einsamen, weltverlorenen Posten und kleinen Forts, die meist nur zwischen wenigen Weißen ausgetragen wurden, sind mir stets als die seltsamsten und unsinnigsten aller kriegerischen Handlungen erschienen. Sie wurden geführt in einem Gebiete, in dem eigentlich jeder weiße Mann auf den andern angewiesen war, und das überdies so riesig war, daß für beide Teile reichlich Platz und auch reichlich Felle vorhanden gewesen wären.

Aber unentwegt ging der Kampf um die Forts; bald nehmen die Franzosen sie, bald erobern die Engländer sie wieder zurück, mal ist die Company schon fast aus der Hudsonbay verdrängt, das andere Mal hält sie alle diese Posten wieder in Händen.

Der Kampf war von ungewöhnlicher Härte und Grausamkeit. Landungen mußten durch das eiskalte Wasser der Bay gemacht werden. Verwundete erfroren. Der unterlegenen Partei blieb bestenfalls die Flucht in die Wildnis, wo sie ihr Schicksal des elenden Zugrundegehens mit Sicherheit vor Augen hatte.

Unter diesen Umständen ist es nicht verwunderlich, daß die Hudson's-Bay-Company-Leute nicht immer gerade wie die Löwen kämpften. Schließlich waren sie ja nur mäßig bezahlte Angestellte, und für ihre Familien war im Falle ihres Todes nicht oder kaum gesorgt. So spielte das weiße Tischtuch eine große Rolle, das bald der Kommandant, bald ein Untergebener hinter seinem Rücken über die Forts wehen ließ, wenn die Franzosen mit Übermacht anrückten.

Die meisten Forts bestanden ja lediglich aus Blockhäusern und Palisaden, die von den französischen Kriegsschiffen leicht in Brand geschossen werden konnten. Diese leichte Zerstörbarkeit war der Grund, warum die Feste des Prinzen von Wales aus Stein erbaut wurde. Sie sollte die wichtige Einfahrt in den Churchill River decken und die zentrale Fortifikation der Company werden. Fast vierzig Jahre, von 1733 bis 1771, haben die Engländer an ihr gebaut. Sie wurde ein Wunderwerk ihrer Zeit, und vor allem ein Wunderwerk für den einsamen Platz, an dem sie entstand. Von weit her kamen die Indianer, um den Bau zu sehen, und seine mächtigen Wälle mit den gewaltigen, darüber ragenden Kanonen wurden zu einer Legende durch ganz Nordamerika.

Heute noch ist das Fort überraschend eindrucksvoll. Als wir über den Fluß setzen und uns über das völlig deckungslose Vorgelände der Festung nahen, können wir

leicht ermessen, wie schwer, oder vielmehr, wie unmöglich es gewesen sein muß, das Fort zu stürmen. Und es sturmreif zu schießen, war mit den damaligen Mitteln ausgeschlossen. Selbst heute wäre es nicht leicht. Seine Wälle bestehen aus solidem Fels, und solch dickes Mauerwerk besitzt eine erstaunliche Widerstandsfähigkeit, selbst gegen schwere Kaliber. Als wir im Herbst 1915 zur Eroberung Serbiens die Donau forcierten, hat unsere schwere Artillerie — ich glaube, es waren sogar 42 Zentimeter dabei, zum mindesten österreichische Motormörser — die alte Türkenfestung Semendria unter Feuer genommen. Ich habe mir später ihre Steinwälle und Steintürme angesehen. Es war geradezu lachhaft, wie wenig unser Feuer ihnen hatte anhaben können.

Ähnlich fest ist das Fort des Prinzen von Wales gebaut. Seine Wälle stehen heute noch fast unbeschädigt. Obwohl die Franzosen nach der Übergabe des Forts sich noch ein paar Tage lang mühten, es in die Luft zu sprengen, brachten sie nicht einmal das Tor zum völligen Einsturz. Sie vermochten wohl die Brüstung zum Teil zu zerstören, die Wälle selbst aber widerstanden allen Versuchen, sie auch nur zu beschädigen.

Und dieses stärkste Fort, der Stolz der Hudson's Bay Company, die Bewunderung der Indianer, wurde von den Engländern übergeben, ohne einen Schuß abzufeuern, als La Perouse, der berühmte französische Admiral und nachmalige Weltumsegler, mit seiner Flotte vor ihm erschien. Vierzig große Kanonen standen auf den Wällen. Nicht eine wurde abgeschossen, als das französische Landungsdetachement anrückte. Allerdings waren die Franzosen 400 Mann stark, die Besatzung des Forts aber zählte nicht mehr als 39 Köpfe. Sein Kommandant verfügte nicht einmal über einen Mann für jede Kanone. Und so verlor er die Nerven, riß das Tischtuch vom Frühstückstisch und schwenkte es über dem Fort. —

Wir leben im Zeitalter der Maschine, und viele von uns glauben, daß der Mensch der Maschine gegenüber bedeutungslos geworden sei, vor allem im Kriege. Allein es ist immer noch der Mensch, der schließlich und endlich allein zählt. Das Fort Prince of Wales mit seinen 40 Kanonen auf unzerstörbaren Wällen war damals die stärkste Kriegsmaschine, die man sich vorstellen kann. Und trotzdem versagte sie, da der Mensch versagte, der sie bediente.

Das Verwunderliche ist nur, daß der Mann, der die starke Festung so feig übergab, nicht ein x-beliebiger Schwächling war, sondern einer der berühmtesten und kühnsten Entdecker, den die Hudson's Bay Company je besessen. Es war Samuel Hearne. Hearne hatte ganz allein einen Vorstoß in den Nordwesten gemacht. Zweiundeinhalb Jahre war er unterwegs gewesen, hatte Unsägliches durchlitten, war oftmals von Indianern überfallen und beraubt worden. Aber er hatte nicht nachgelassen. Er war weiter und weiter gedrungen, bis über den Polarkreis, bis in das Land der Eskimos, bis an die Küste des Nördlichen Eismeeres.

Samuel Hearne wurde von den Franzosen gefangen fortgeführt, jedoch gegen

Lösegeld freigelassen. Er wurde von der Company sogleich an die Hudsonbay zurückgeschickt und übernahm wieder das Kommando von Fort Churchill. Seine feige Übergabe nahm man ihm nicht übel. Augenscheinlich hatte man in London selber ein schlechtes Gewissen, weil man dem starken Fort eine so ungenügende Besatzung gegeben.

Hearne war weiter Kommandant wie vorher, als sei nichts geschehen; denn die Franzosen waren nach dem vergeblichen Zerstörungsversuch wieder abgezogen. Nur eines hatte sich geändert. Sein alter Freund Matonabbee lebte nicht mehr, als Hearne zurückkam. Matonabbee war ein Chipewyan-Häuptling. Er war in der Nähe von Fort Churchill aufgewachsen in der Bewunderung der Engländer und ihrer wunderbaren, uneinnehmbaren Feste. Er hatte Hearne auf seinen Entdeckungsfahrten begleitet und war sein Führer gewesen. Ohne den Häuptling wäre Hearne nie bis zum Eismeer vorgedrungen.

Als der Indianer die schmähliche Übergabe des Forts durch seine englischen Freunde erlebte, die er für unbesieglich gehalten, ging ihm seine Welt unter. Er tat, was ein Indianer fast nie tut, er brachte sich selber um. Sechs seiner Frauen und vier seiner Kinder verhungerten im folgenden Winter, da niemand mehr da war, der für sie sorgte. Hearne selbst aber lebte noch zehn Jahre und starb nach seiner Pensionierung friedlich auf seinem Ruhesitz in England.

V. Das „Ende der Hudsonbay"

Die Hudsonbay ist keine Bucht, sondern ein Meer. Sie ist die Inlandsee des Nordens. Es dauert Tage, sie im Dampfschiff zu kreuzen. Und so kann auch nicht von ihrem Ende in physischem Sinne die Rede sein, es sei denn, eine künftige Technik, von der wir noch keine Vorstellung haben, vermöchte es, ihre Verbindung mit dem Eismeer zu unterbinden und sie auszutrocknen, wie die Holländer den Zuidersee trocken legten.

Die Konsequenzen einer solchen Austrocknung würden allerdings unvergleichlich weiterreichender sein. Der Landgewinn würde nicht einmal eine solche Rolle spielen wie die Änderung des Klimas. Die Hudsonbay ist der Eiskeller Canadas. Ständig treibt aus dem arktischen Meer Eis hinein, und auf ihr schwimmen Eisfelder, die auch sommers nicht schmelzen. So ist der Effekt eine außerordentliche und weitreichende Abkühlung des umliegenden Landes. Die Hudsonbay in Verbindung mit dem eisigen Labradorstrom sind schuld, daß das östliche und mittlere Canada auf dem gleichen Breitengrad wie Norditalien und Süddeutschland ein sibirisches Klima haben. Gelänge es, den Eiskeller der Hudsonbay in eine sommerliche Heizplatte zu verwandeln, und das würde sie nach ihrer Trockenlegung sein, so würde sich das Klima des nördlichen Amerikas von Grund aus wandeln.

In ferner Zukunft mag das vielleicht geschehen. Aber von solchem Ende der Hudsonbay kann einstweilen noch nicht die Rede sein. Allein wir sind dabei, ein

anderes „Ende" zu erleben, das Ende der „Hudsonbay" als Begriff, als Vorstellung. Die Hudsonbay war bisher für uns Wildnis, Arktis fast, der alleinige Bereich der Company, die nach ihr hieß, ein Land für Trapper, Fallensteller und Pelzhändler. Bis in unsere Tage war die große Company rings um die Bucht Alleinherrscherin, obgleich ihre souveränen Hoheitsrechte bereits in der Mitte des vorigen Jahrhunderts erloschen, beziehungsweise sie gezwungen war, sie für 300 000 Pfund an das Dominium of Canada zu verkaufen. Aber das Leben an der Bay war dadurch kaum verändert. Zwar waren nach Erlöschen des Handelsmonopols andere Pelzhändler an die Bucht vorgedrungen und hatten versucht, die Company bei den Indianern zu überbieten und ihr die Felle abzujagen. Allein die Macht der Gesellschaft und ihr Einfluß bei den Indianern war doch so groß, daß sie zunächst die Herrin an der Bay blieb.

Unverändert lief das Jahr im gleichen Turnus ab wie die Jahrhunderte vorher. Im August kam das Company-Schiff und versah all die Posten und „Forts" mit Vorräten und Handelsgütern. Mit diesen wurden im Herbst die indianischen Jäger nach Bedarf ausgerüstet. Den ganzen Winter über jagten diese, und im Frühling kamen sie mit ihrer Beute zu den Posten zurück.

Dann wurde abgerechnet. Hatte der Jäger einen Überschuß über den gewonnenen Kredit, so wurde er ihm ausgezahlt, andernfalls als neue Schuld vorgetragen.

Man hat viel über den Wucher der Hudson's Bay Company geredet und ihre Ausbeutung der Indianer. Bekannt ist die Anekdote, daß die indianischen Fallensteller für eine Flinte so viele aufeinandergestapelte Biberfelle zu zahlen hatten, wie ihre Länge betrug, und daß die Company deshalb für diesen Handel Gewehre mit extra langen Läufen anfertigen ließ.

Demgegenüber behauptet die Company, daß der Preis für eine Flinte 8 bis 12 Biberpelze betrug, und in jedem Falle verstand sie es, mit den Indianern auszukommen und sie zufrieden zu stellen. Einen absoluten Wert für eine Sache gibt es nicht. Darauf beruht ja gerade das Tauschgeschäft. Der Indianer, der für eine Flinte so viele Biberfelle aufeinander häufte, bis die Mündung erreicht war, glaubte sicher, ein ebenso gutes Geschäft gemacht zu haben wie die Company, die sie auf dem Londoner Markt verkaufte.

Die Hudson's Bay Company war im Grunde eine Pelzhandelsgesellschaft, mochte sie auch das Gewand einer souveränen Macht tragen. Und so war und mußte ihr Bestreben sein, die Zivilisation von ihren Jagdgründen fernzuhalten. Vor dem Siedler flieht das Pelztier. So war die viel angefeindete Politik der Company, Siedlung zu verhindern, von ihrem Standpunkt aus berechtigt.

Die gleichen Gründe bestimmten ihre Eingeborenenpolitik. Ihre Pelzlieferanten waren die Indianer. Ein seßhaft gewordener, ein Ackerbau oder Gewerbe treibender Indianer ist kein Jäger und Fallensteller mehr. Also mußte alles geschehen, ihn in seinem ursprünglichen Zustande zu erhalten. Während man sich sonst überall in

der Welt bemühte, die Eingeborenen zu zivilisieren, ihnen europäische Bedürfnisse beizubringen, um sie zu Abnehmern der europäischen Industrieprodukte zu machen, tat die Company alles, um ihre Tabu-Totem-Welt zu erhalten. Sie hatte ihnen von der europäischen Zivilisation genau soviel gebracht, wie nötig war, um sie zu erfolgreichen Pelztierjägern zu machen und sie in Abhängigkeit zu bringen, so daß sie Pelze liefern mußten, ob sie wollten oder nicht.

Gegen solche Politik läßt sich vom ethischen Standpunkt natürlich viel einwenden. Sicher ist sie nicht ideal. Aber zieht man zum Vergleich das Schicksal heran, das der weiße Mann anderen primitiven Völkern gebracht, so ist das der Indianer im Gebiete der Hudson's Bay Company ein wahrhaft glückliches zu nennen. Die Company ließ dem Indianer seine Freiheit, sie nützte ihn nicht übermäßig aus und sorgte für ihn in Notfällen, ohne ihm das demütigende und jeden Charakter zerstörende Gefühl des Almosenempfanges zu geben. War beispielsweise die Schuld eines Indianers, der ein guter Jäger war, ohne sein Verschulden zu groß geworden, so verringerte sie die Gesellschaft, ohne daß er ihre Absicht merkte, indem sie seine wenigen Pelze entsprechend hoch bewertete.

Aber das gehört heute bereits der Vergangenheit an. Die canadische Regierung hat heute die Indianer in ihre Obhut genommen, gibt ihnen ihr Treaty Money und sorgt für sie. Die Posten der Company rings um die Hudsonbay bestehen noch, und es kommt auch noch alle Jahre ein Schiff, das sie mit Waren versorgt, die gegen Pelze eingehandelt werden. Aber das Schwergewicht der Company hat sich längst nach dem Nordwesten zu verschoben, gegen den Mackenzie und den Yukon.

Auch der Nordwesten hat heute aufgehört, ein ausschließliches Pelzland zu sein. Es wird bald kein hauptsächliches Pelztiergebiet mehr sein. Der Weizenfarmer dringt immer weiter nach Norden vor. Ihm voran zieht der Rancher mit seinen Viehherden. Und beide überflügelnd, fliegt der Miner im Flugzeug nach Norden. Dampfer auf dem Mackenzie River, Postflugzeuge bis an die Arktis, Minen, Versuchsfarmen und Polizeistationen, wo vor wenigen Jahren noch herrenlose Wildnis war. In vollem Marsche ist die Zivilisation gen Norden!

Die große Pelztier-Company selbst hat sich gewandelt. Pelze sind nicht mehr das einzige, nicht einmal mehr das hauptsächliche Geschäft. Sie ist Landagentin und Landspekulantin, sie handelt in Grundstücken, in Fischereirechten und Ölfeldern. Sie hat ein riesiges Warenhaus in Winnipeg und eine Kette von Ladengeschäften über ganz Canada.

Die stärkste Wandlung aber erlebte die Hudsonbay in unseren Tagen durch die Bahnen, die an ihre Ufer vorgetrieben wurden. Diese Bahnen bedeuten wahrhaft das „Ende der Hudsonbay". Auf die gegen James Bay — die Südspitze des Binnenmeeres — vorgetriebene Bahn folgte die ungleich wichtigere von The Pas nach Churchill, die die Weizenprovinzen mit der Hudsonbay verbindet.

Schon spricht man von einer zweiten westlichen Bahnlinie, die Churchill mit dem Athabaskasee verbinden soll. In den Athabaska mündet der Peace River, an dessen Oberlauf eine zweite „Prärie", ein neues Weizenkönigreich im Entstehen begriffen ist. Und längs dieser Westbahn liegen riesige Strecken noch völlig ungenützten, jungfräulichen, kaum erforschten Landes mit unbegrenzten Weideflächen.

Noch ist alles in den Anfängen. Noch ist Churchill das Experiment einer Stadt. Rückschläge sind unausbleiblich, aber noch unausbleiblicher die schließliche Eingliederung der Hudsonbay in die Zivilisation, die es wahrhaft zum Binnenmeer des neuen Nordreiches machen wird, das dort oben im Entstehen begriffen ist, wo einst das ungestörte Königreich des Fallenstellers war.

Das Ende der Hudsonbay ist der Anfang des „nordischen Mittelmeers".

HANS ROEMER:
Der Stand der Philippinenfrage

Die Philippinen gehören seit ihrer Besitzergreifung durch die Vereinigten Staaten zu den stark umstrittenen Fragen der usamerikanischen Außenpolitik. Geräuschvoll wie ihre Inbesitznahme im Spanisch-Amerikanischen Krieg von 1898 ist dreieinhalb Jahrzehnte hindurch die Diskussion über die Zukunft dieser Inselgruppe geführt worden. Dabei hat die amerikanische Öffentlichkeit selbst der Philippinenfrage, verglichen mit dem Europaproblem und der Lateinamerikapolitik, nur geringe Beachtung geschenkt. Sie wird auch gegenwärtig nur von den an ihrer Entwicklung interessierten Wirtschaftskreisen mit Aufmerksamkeit verfolgt.

Die Gründe zur Erwerbung der Philippinen sind heute durch die historische Forschung klar erkannt. Als aktivste Figur tritt der damalige Unterstaatssekretär für die Marine und spätere Präsident Theodore Roosevelt in Erscheinung, der von Anfang an gewillt war, in dem Kampf um die „Befreiung Kubas" gleichzeitig die Philippinen der spanischen Herrschaft zu entreißen. Schon sechs Wochen vor dem Ausbruch des Krieges hatte der Befehlshaber des amerikanischen Pazifikgeschwaders Admiral Dewey, dessen Ernennung mit auf Befürwortung Roosevelts zustande gekommen war, von ihm den Befehl erhalten, die unter seinem Kommando stehenden Streitkräfte in Hongkong fahrbereit zu halten und im Falle der amerikanischen Kriegserklärung an Spanien sofort Offensivmaßnahmen auf den Philippinen zu ergreifen. Mit Hilfe Aguinaldos, eines ausgewiesenen Freiheitskämpfers, der auf dem Kanonenboot „McCullock" von Hongkong nach Cavite geholt wurde und von Dewey Waffen und Munition erhielt, wurde die Hauptinsel Luzon von den spanischen Garnisonen befreit. Als Aguinaldo, der die Freiheitsstunde für die Philippinen gekommen sah, im Juni 1898 eine unabhängige Phi-

lippinenrepublik ausrief, war die Durchführung seines Planes schon zur Utopie geworden. Die Vereinigten Staaten verweigerten ihm die Anerkennung.

Die Ostasienpolitik der europäischen Großmächte, vor allem die Festsetzung um das Gelbe Meer (Kiautschau, Port Arthur, Wei-Hai-Wei) während der Jahre 1897 bis 1898, ließ die Möglichkeit einer Aufteilung Chinas deutlich werden. Das bewog Roosevelt, auf den Philippinen aktiv zu werden. Er hoffte durch die Gewinnung dieser Basis für die amerikanische Flotte, den zukünftigen Knotenpunkt der bedeutendsten Handelsstraßen im Fernen Osten, Einfluß auf die Entwicklung der chinesischen Angelegenheiten zu erhalten, hoffte, den amerikanischen Forderungen nach Integrität Chinas und „Offener Tür" dadurch größeren Nachdruck zu verleihen. Ihr Wert als Defensivposten zum Schutze der amerikanischen Westflanke wurde sehr gering angeschlagen. Fest stand für jeden, der einen Blick auf die Karte warf, daß sie überhaupt nur so lange militärische Bedeutung hatten, als die Verbindungslinie Guam—Hawai gesichert war. Eine betont antijapanische Note hatte ihre Erwerbung nicht, wenn auch die amerikanische Okkupation starkes Mißfallen in Tokio erweckte. Der japanische Expansionsdrang nach dem asiatischen Festlande war damals stärker als der nach dem Pazifik, und die Gegnerschaft zu Rußland verhinderte ernsthaften Widerstand gegen die USA. Erst nach dem Russisch-Japanischen Kriege wurde die Philippinenfrage zu einem stärkeren Reibungsmoment dieser Mächte. Der Zwischenfall mit dem deutschen Geschwader vor Manila im Mai 1898 führte den Amerikanern vor Augen, daß auch Deutschland starkes Interesse an den Philippinen hatte und steigerte die amerikanischen Wünsche nach dem Besitz dieses Archipels. Die Diederich-Dewey-Affäre wurde prestigepolitisch ausgeschlachtet und zum Angelpunkt einer für den Erwerb günstigen Meinungsbildung im amerikanischen Kabinett und in der Öffentlichkeit. Die Monroe-Propaganda und die Kritik der Transkontinentalpolitik ebbten ab. Die Handlungen des Kabinetts leiteten einen jingoistischen Pressefeldzug ein.

Am 2. August 1898 wurde vom amerikanischen Staatssekretär für Auswärtige Angelegenheiten Day ein Kommissar mit der Aufgabe betraut, die finanziellen und industriellen Zustände auf den Philippinen zu untersuchen. Der Bericht fiel zu voller Zufriedenheit aus. Am 13. August, einen Tag nach der Unterzeichnung des Friedensprotokolls, wandte sich der Präsident McKinley noch einmal direkt an Dewey, um genauere Informationen zu erhalten über den Wert und Nutzen (desirability) der Inselgruppe für die Vereinigten Staaten, insbesondere den Charakter ihrer Bevölkerung, Vorkommen von Kohlen und anderen Mineralien, Häfen und ihre Vorteile. Dewey legte diese Depesche im neuen Geiste Washingtons aus. Noch am selben Tage zogen die Amerikaner — ohne Begleitung der Aguinaldoschen Freischaren — in Manila ein. Die folgenden Debatten innerhalb des amerikanischen Kabinetts zeigen, daß auch hier der strategische Blickpunkt vorherrschte und die wirtschaftlichen Aspirationen auf die Philippinen überschattete. Während der

Friedensverhandlungen traten die wirtschaftlichen Forderungen allerdings mehr in den Vordergrund. Die handelspolitische Bedeutung der Philippinen für die Vereinigten Staaten war im Augenblick noch sehr gering. (Gesamtaußenhandel durchschnittlich 23—30 Mill. Dollar jährlich. Export nach Vereinigten Staaten: 6%, Import von Vereinigte Staaten: 4%.) Als Absatzmarkt für Industrieprodukte waren sie fürs erste kaum in Rechnung zu stellen. Die spätere Entwicklung hat die annexionsheischenden Textilfabrikanten und südstaatlichen Baumwollpflanzer jedoch nicht enttäuscht. Wirtschaftliche Anziehungskraft übten die Philippinen damals weit mehr als Rohstoffquelle für Manilahanf, Zucker, Kokosnußöl, Kopra, Tabak und Tabakwaren aus. Hatte man ursprünglich nur die Insel Luzon gefordert, so wurde jetzt die ganze Gruppe beansprucht. McKinley, dessen Stellungnahme zur Erwerbung alle Stufen von der Negation über phraseologische Verbrämungen zum offenen Bekenntnis für die Einverleibung durchgemacht hatte, schrieb jetzt freimütig, daß man alles behalten müsse, was der Krieg eingebracht habe. Um die Frage einer eventuellen Unabhängigkeit staatstheoretisch zu widerlegen, korrigierte Dewey sein ursprüngliches Urteil, das den Filipinos größere Reife für Unabhängigkeit als den Kubanern zugesprochen hatte, dahin, daß keine Insel reif für die Unabhängigkeit sei. McKinley hat die Gründe für die amerikanische Okkupation in seiner Kongreßrede systematisiert: Nationale Ehre, White Man's Burden, wirtschaftlicher Vorteil. Von der Strategie hörte man aus Rücksichtnahme auf die „Große Politik" nichts.

Im Frieden vom 10. Dezember 1898 mußte Spanien auf die Philippinen verzichten. Als Entschädigung erhielt es 20 Mill. Dollar. Die amerikanische Geschichtsschreibung hat oft versucht, auf Grund der finanziellen Transaktionen bei den meisten territorialen Erwerbungen, den amerikanischen Imperialismus als grundsätzlich friedlich dem europäischen gegenüberzustellen. Die Inbesitznahme der Philippinen bildet wohl die deutlichste Widerlegung. Es war eine gewaltsame Eroberung, die die Philippinen in den amerikanischen Besitz brachte. Ursachen und Methoden ihrer Erwerbung unterscheiden sich nicht wesentlich von den imperialistischen Manövern anderer Großmächte. Die nachfolgende Bezahlung bedeutet keinen grundsätzlichen Unterschied. Sie beweist nur die geringe Achtung der Amerikaner für die nationale Ehre des niedergerungenen Feindes. Einer der bekanntesten amerikanischen politischen Schriftsteller, Parker Thomas Moon, hat einmal darüber, mit Sarkasmus über die deutsche Kolonialpolitik, geschrieben: „Trotz Bismarcks Verschlagenheit und des Kaisers Ehrgeiz hat Deutschland in seiner imperialistischen Laufbahn einen so großen, so volkreichen und so wertvollen Anteil im Pazifik nicht erringen können." Ob sich die Kosten des nachfolgenden Kleinkrieges (117 Mill. Dollar) allerdings rentieren würden, war schon für manchen um die Jahrhundertwende eine offene Frage. Gerade die Einbeziehung dieser so entfernt liegenden pazifischen Gebiete in den amerikanischen Macht-

bereich hat die amerikanischen Rüstungsausgaben in einem unnatürlichen Tempo beschleunigt. 1894/97 durchschnittlich, Armee: 206 Mill. Dollar, Marine: 122 Mill. Dollar, 1898/1901 603 Mill. Dollar bzw. 238 Mill. Dollar.

Spanien erhielt durch den Pariser Vertrag die Zusicherung, daß seine Schiffe und Waren für den Zeitraum von zehn Jahren unter den für Amerika geltenden Bedingungen Einlaß auf den Philippinen haben sollten. Schon in dieser Bestimmung leuchtete die amerikanische Absicht einer zukünftigen „Closed Door Policy" durch; sie wurde in den folgenden Jahren durch eine entsprechende Zollpolitik eingeleitet. Nicht nur die fremden Mächte, die in diesem Vorgehen ein Verlassen der sonst überall von den Amerikanern geforderten wirtschaftlichen Gleichbegünstigung sahen, sondern auch die Filipinos selber, haben von Anbeginn gegen eine Kuppelung mit dem amerikanischen Wirtschaftsbereich Protest eingelegt. Sie mußte eine Aufgabe der vorhandenen Absatzmärkte nach sich ziehen und sie auf Gedeih und Verderb in die Hände der Amerikaner überantworten. Mit der These, die Philippinen zum Wohlstand und damit zur politischen Unabhängigkeit zu bringen, haben die Vereinigten Staaten diese Politik sanktioniert. Ein gewagtes Versprechen, wo noch 1909 rund zwei Drittel des philippinischen Haushalts aus den Zolleinnahmen stammten! Auf weite Sicht gesehen war es nicht nur ein verhängnisvoller Schritt für die Philippinen, der hier vollzogen wurde. Auch die inhärenten Gefahren einer solchen Politik für die amerikanische Wirtschaft wurden schon damals vereinzelt erkannt. Durch die Akte vom 8. März 1902 erhielten die philippinischen Landesprodukte 25% Ermäßigung auf den Dingley Tarif. Durch Gesetz vom 5. August 1909 wurde allen philippinischen Landeserzeugnissen (mit Ausnahme von Reis) zollfreie Einfuhr gewährt. Die Einfuhr von Zucker, dessen Produktion auf den Philippinen von 1900 bis 1909 um etwa 200% gestiegen war (1899: 57 447 t, 1908: 151 712 t) und zum Hauptausfuhrprodukt zu werden schien, wurde auf 300 000 t jährlich festgesetzt. Ebenso wurde für Tabak eine Quote eingeführt. Der Zolltarif von 1909 brachte die ersten ernsten Konflikte mit den amerikanischen Wirtschaftsinteressen. Wenn Thomas F. Millard (The Far Eastern Question, S. 457) sich damals bei den Debatten um die Höhe der Zuckerquote lustig machte über die Angst der Farmer und behauptete, daß die Philippinen selbst unter günstigsten Bedingungen in einem Zeitraum von zwanzig Jahren niemals 300 000 Tonnen Zucker produzieren könnten (1908 Einfuhr von Zucker in die V. St. 48 476 t, 1922 Produktion: 362 071 t, Einfuhr in die V. St. 150 478 t), so lag bei der gewagten Prognose dieses japanfeindlichen Publizisten der Hauptton in dem Mißmut, daß amerikanische Wirtschaftskreise zum Hemmschuh für die Ostasienpolitik wurden. Damals wäre es vielleicht noch möglich gewesen, die Belange der amerikanischen Zuckerrübenproduzenten und des die kubanische Rohrzuckerindustrie beherrschenden Wallstreet-Kapitals — bei verhältnismäßig geringer Schädigung der philippinischen Zuckerindustrie, die zum weitaus größten Teil in den

Händen der Eingeborenen liegt — durch ein stärkeres Fernhalten vom amerikanischen Markt zu wahren. Als Wilson im Jahre 1913, wo im philippinischen Export Hanf endgültig als Hauptausfuhrprodukt durch Zucker verdrängt wurde, ohne alle realpolitischen und wirtschaftlichen Meditationen, rein vom Prinzip der „Gleichheit" ausgehend, den unbeschränkten Freihandel proklamierte, war vorauszusehen, daß der Zucker in der Frage der Unabhängigkeit seine Rolle spielen würde.

Aus der Aufgabe der Philippinen in der Außenpolitik der Vereinigten Staaten ergab sich ihre Regierungsform. Da eine enge Einbeziehung vor allem wegen der „dritten Rassenfrage" nicht in Betracht kam, mußte die Zentralregierung in Manila von Washington aus möglichst in der Hand behalten werden. Trotz der ständigen Philippinisierung und Liberalisierung der Lokalverwaltung, die heute vollständig in den Händen der Filipinos liegt, ist ihr Einfluß in der Zentralregierung in Manila doch verhältnismäßig bedeutungslos geblieben. Von 1901 bis 1907 stand dem Generalgouverneur eine aus sieben Amerikanern bestehende „Philippinen-Kommission" als Legislative zur Seite. 1907 wurden den Filipinos drei Plätze in der Kommission eingeräumt und ihr ein gewähltes Unterhaus an die Seite gestellt. Durch Wilson erhielt die als Senat fungierende Philippinen-Kommission eine Majorität Filipinos (1913). Die „bedingte Unabhängigkeit" sollte sehr bald einer „vollen Unabhängigkeit" weichen. Aber Wilson war nicht Amerika. 1914 verweigerte der amerikanische Senat einer dahingehenden Bill seine Anerkennung. Als im Februar 1916 der Senat das sogenannte Clarke-Amendement guthieß, das eine vollständige Unabhängigkeit der Philippinen spätestens nach vier Jahren vorsah, wurde es im amerikanischen Unterhaus niedergestimmt. Wie stark die Opposition des Kongresses gegen die Pläne Wilsons war, zeigt in gleicher Weise die Jones-Akte, die seit August 1916 die Verwaltung der Philippinen regelt. Sie stellte noch einmal fest, daß die Vereinigten Staaten den Philippinen die Unabhängigkeit gewähren würden, sobald eine „stabile Regierung" errichtet werden könne — ein elastischer Ausdruck, der jeder Auslegung Raum gewährte.

Gemäß der Jones-Akte ernennt der Präsident der Vereinigten Staaten den Generalgouverneur, der dem Secretary of War untersteht (!), den Vizegouverneur, den Generalzolleinnehmer und dessen Stellvertreter sowie sämtliche neun Mitglieder der Obersten Gerichtshofes. Die Ernennung des Gouverneurs bedarf der Zustimmung des amerikanischen Senats. Die Gehälter der vier politischen Beamten (18 000, 10 000, 7500 und 6000 Dollar) und der fünf amerikanischen Mitglieder des Supreme Court wurden in der Akte festgelegt. Der Generalgouverneur hat höchste ausübende Gewalt und die Aufsicht und Kontrolle über alle Departements und Bureaus der Regierung. Er ist verantwortlich für die ordnungsgemäße Durchführung der Gesetze. Mit Einwilligung des philippinischen Senats ernennt er die Beamten, die Richter der Courts of First Instance und die Friedensrichter. Der Vizegouverneur ist Vorsteher des Department of Public Instruction, das das Erziehungs- und Gesundheitswesen einschließt. Der Zolleinnehmer prüft, berechnet und regelt alle öffentlichen Ein- und Ausgänge und hat die Pflicht, den zuständigen Stellen Nachricht zukommen zu lassen, wenn Ausgaben seiner Meinung nach irregulär, unnötig, übertrieben oder nicht angemessen sind. Keine Zahlung darf ohne seine Einwilligung geleistet werden und kein Kontrakt, der 3000

Pesos übersteigt, hat Gültigkeit, wenn nicht in einem Begleitbrief bestätigt wird, daß ein dementsprechender Fond besteht. Der Senat, der seit 1916 22 Mitglieder zählt, wird für sechs Jahre gewählt. Zwei, die 9 nichtchristlichen Provinzen vertretenden Senatoren werden ernannt. Das Unterhaus besteht aus 85 Mitgliedern, die für drei Jahre gewählt werden und neun ernannten Vertretern der nichtchristlichen Provinzen. Das Wahlrecht steht allen Männern über 21 Jahre zu, die einen Grundbesitz von mindestens 500 Pesos haben, früher das Wahlrecht besaßen oder Spanisch, Englisch oder eine Eingeborenensprache lesen und schreiben können. Der Prozentsatz der Analphabeten unter den Wählern ($1^1/_2$ Mill.) ist weniger als 10%. Der philippinischen Legislatur ist es untersagt irgendwie die Jones-Akte zu verändern oder zu ergänzen. Sie hat keinen Einfluß auf die philippinisch-amerikanische Zollgesetzgebung.

Das amerikanische Veto gegen die Beschlüsse der philippinischen Legislatur wurde dreifältig: 1. Zollgesetze zwischen den Philippinen und dritten Ländern und Gesetze betreffend Staatsland, Holzwirtschaft, Bergbau und Einwanderung bedürfen der Gegenzeichnung des amerikanischen Präsidenten. 2. Der Generalgouverneur kann Einspruch erheben gegen jeden Gesetzesvorschlag. Wird der Vorschlag dennoch durch eine neue Zweidrittelmehrheit zum Gesetz erhoben, so fällt der amerikanische Präsident die endgültige Entscheidung. Es ist selbstverständlich, daß dieser stets im Sinne seines Gouverneurs handelt. 3. Der amerikanische Kongreß kann jeden Gesetzesakt der philippinischen Kammer für ungültig erklären (bislang nicht vorgekommen). Der amerikanische Supreme Court ist letzte Berufungsinstanz für Entscheidungen philippinischer Gerichtshöfe in Fragen über Objekte im Werte von 25 000 Dollar und mehr.

Kurz vor Beendigung seiner Amtsperiode hat Wilson noch einmal versucht, seine Idee „to safe the world for democracy" auf den Philippinen zur Anwendung zu bringen. In seinen Jahresberichten von 1918—1920 hatte sein Gouverneur Francis B. Harrison immer festgestellt, daß ein „stable government" erreicht sei. Als Wilson in seiner letzten Jahresbotschaft vom 7. Dezember 1920 verkündete, daß es die Pflicht der Vereinigten Staaten sei, das Versprechen einzulösen, stellte sich der Kongreß diesen Forderungen Wilsons gegenüber vollständig taub.

Zu einem wesentlich anderen Ergebnis in der Frage der Unabhängigkeitsgewährung kam die 1921 von Wilsons Nachfolger, dem Republikaner Warren G. Harding, eingesetzte „Wood-Forbes-Kommission". Sie erkannte den Fortschritt im Schul- und Gesundheitswesen, Wege- und Brückenbau und den öffentlichen Finanzen an, sprach sich aber wenig günstig über die wirtschaftliche Lage des Landes aus, trotzdem der Außenhandel in den Jahren 1914/20 durchschnittlich 180 Mill. Dollar betrug (gegenüber 100 Mill. Dollar in den Jahren 1909—1913) und die amerikanischen Investierungen seit 1914 (63 725 000 Dollar) jährlich um 9 Mill. Dollar gestiegen waren. Es sei darauf hingewiesen, wie übertrieben das landläufige Urteil ist, daß die amerikanische Wirtschaft angesichts der von Wilson betriebenen Befreiung kein Interesse an einer philippinischen Investierungspolitik hatte. Man wußte sehr wohl, daß auch ein demokratisches State Department die Eigentums-

rechte der amerikanischen Staatsbürger wahren würde. Besonders scharfe Worte fällte die Kommission gegen die von Wilson und Harrison beschrittenen staatssozialistischen Experimente, die 1914 erfolgte Verstaatlichung der Manila-Railway, die Gründung der Philippinischen Nationalbank (1915), die als Anleihe-Institut wirken sollte, die Errichtung eines National Sugar Board, einer National Coal Company und anderer staatlicher Unternehmungen. Ihr Gesamturteil über die Harrison-Administration war vernichtend. Der liberale Geist mißfiel ihr gründlich. Um die amerikanische Stellung zu festigen, verlangte sie eine größere Machtvollkommenheit des Generalgouverneurs und Kassation aller über die Jones-Akte hinausgehende Gewährung von Rechten an die Filipinos. Mit allem Nachdruck betonte sie, „daß die Vereinigten Staaten ein Unrecht begingen, wenn sie die Oberhoheit aufgäben, ihr Heer und ihre Marine zurückzögen und die Insel irgendeiner mächtigen Nation, die ihren fruchtbaren Boden und die Handelsvorteile begehrte, als Beute überließen".

Die Philippinenpolitik des aus der Geschichte Kubas bekannten Gouverneurs General Leonard Wood muß im Spiegel der großen Ostasienpolitik der Verwaltung Harding und seiner republikanischen Nachfolger gesehen werden. Die Wilsonsche Politik im Fernen Osten hatte mit einer ungeheuren Schwächung der amerikanischen Position geendet. Mit dem Rückzug von der Six Power Loan (1913) hatte sie begonnen. Die Haltung Amerikas zu den 25 japanischen Forderungen gegenüber China vom Mai 1915 und das für jeden national empfindenden Amerikaner unverständliche Lansing-Ishi-Abkommen vom Herbst 1917 waren die weiteren großen Etappen gewesen. Die wirtschaftliche und politische Macht Japans hatte demgegenüber so gefährliche Formen angenommen, daß die Demokraten zu Kriegsende glaubten, den Fernen Osten aufgeben zu müssen. Harding suchte mit aller Gewalt einem weiteren Zurückdrängen des amerikanischen Einflusses im ganzen Fernen Osten wie auf den Philippinen (japanische Einfuhr 1915: 0,7%, 1920: 7%) Einhalt zu gebieten und die Fehler Wilsons zu kompensieren. Auf der Washingtoner Konferenz (1921/22) wurde das Lansing-Ishi-Abkommen außer Kraft gesetzt. Kiautschou wurde an China zurückgegeben und Japan erneut zur Integrität Chinas verpflichtet. Der Viermächtepakt für den Stillen Ozean sah eine Mächtekonferenz im Falle der Veränderung des pazifischen Status quo vor. Dazu kam die Abrüstungskonvention, die eine Schwächung der maritimen Macht Japans bedeutete, aber nur durchgedrückt werden konnte mit der Zusage, daß jede weitere Befestigung der pazifischen Inseln unterbleiben sollte, eine schwerwiegende Einräumung, da die Entfernung Luzons von Formosa nur 300 Seemeilen, die von Guam dagegen rund 2000 Seemeilen beträgt und eine Befestigung der japanischen Mandatsinseln sowieso vertraglich untersagt war.

Getreu seinem Bericht ging Wood an die Arbeit. Der von Harrison aus den Departmentsvorstehern, dem Sprecher des Hauses und dem Präsidenten des Senats gebildete Staatsrat, der unter ihm eine Art Kabinett dargestellt hatte und stets um

Rat gefragt worden war, wurde kaltgestellt. War die Zahl der amerikanischen Beamten auf den Philippinen während der Amtszeit Wilsons von 2148 auf 614 zurückgegangen, so berief Wood zur Aufsicht und Kontrolle der untergeordneten Stellen einen großen Stab von Mitarbeitern, der mit der Begründung, die philippinische Legislatur stelle kein Geld für die Besoldung von Zivilbeamten zur Verfügung, ausschließlich aus Militärs gebildet wurde. Von 1922—1926 wurden von 410 Gesetzesvorschlägen 123 zurückgewiesen. Als Wood sich weigerte, die philippinischen Behörden selbst in den kleinsten Verwaltungsangelegenheiten zu befragen, trat das Kabinett im Juli 1923 zurück. In einer Resolution vom Oktober 1923 bat die Legislatur um Abberufung Woods und ging zur Vorkriegspolitik der Forderung einer sofortigen und absoluten Unabhängigkeit über. Im Januar 1924 trug eine Gesandtschaft Coolidge diesen Gedanken in Washington vor. Coolidge verteidigte seinen Gouverneur und erklärte dem Führer der Delegation, Manuel Roxas, daß eine Unabhängigkeit sowohl aus Gründen der inneren Verhältnisse auf den Philippinen wie der allgemeinen Weltlage eine Unmöglichkeit bedeute. Druck und Gegendruck brachten eine einheitliche Bewegung zustande, die die volle Loslösung von den USA. verlangte. 1925 und 1926 wies Wood Anträge der Legislatur auf eine Volksabstimmung über die Unabhängigkeit des Landes zurück und wurde auch hier von Coolidge sekundiert. 1926 ging die Legislatur so weit, einen „Fond zur Förderung der Unabhängigkeitsbewegung" zu bewilligen, weigerte sich, Gesetze zu behandeln, die vom Gouverneur gewünscht wurden, und versagte die Gelder zur Besoldung der amerikanischen Beamten.

Um den sich immer weiter zuspitzenden Gegensatz zwischen Exekutive und Legislative zu bereinigen, wurde im Frühjahr 1926 Carmi Thompson mit einer neuen Prüfung der Philippinenfrage betraut. Der Thompson-Report, der sich wiederum gegen die Gewährung der Unabhängigkeit aussprach, empfahl drei Hilfsmittel. Er schlug eine Erhöhung der Gehälter der amerikanischen Beamten auf den Philippinen vor, um dadurch den Posten größere Anziehungskraft zu verleihen, die Erweiterung der Macht des Generalzolleinnehmers und die Ernennung eines zweiten Assistenten. Als wichtigsten Schritt empfahl er die Ersetzung der Militärs durch Zivilbeamte. Um diese Zivilbeamten von der philippinischen Legislatur unabhängig zu machen, schlug er ihre Besoldung aus den Steuereinnahmen für philippinische Produkte, die in den Vereinigten Staaten verkauft wurden, vor. Seit 1902 war dieser Fond den Philippinen zurückerstattet worden. In den letzten Jahren hatte er sich auf 600 000 bis 900 000 Dollar jährlich belaufen. Dieser Vorschlag wurde als Kiess-Bill im Repräsentantenhaus eingebracht und von dem Committee on Insular Affairs gutgeheißen. Der Nachfolger Woods († August 1927), Henry F. Stimson, ließ bei seiner Ankunft in Manila verkünden, daß er der Kiess-Bill günstig gegenüberstehe. Auf den Philippinen stieß sie naturgemäß auf ernsten Widerstand. Man erklärte, daß die betreffenden Gelder eine Entschädigung für die

1902 errichteten Vorzugszölle gewesen seien und eine Einziehung des Geldes illegal sei. Dennoch fand man sich bereit, 150 000 Pesos für die neuen Ratgeber zu bewilligen. Stimson erklärte sich zuletzt einverstanden, wenn ein festgesetzter Betrag jährlich gutgeheißen würde. Am 8. August 1928 passierte die sogenannte Belo-Akte die philippinische Legislatur, die 250 000 Pesos jährlich für die zivilen Ratgeber des Gouverneurs bewilligte. Mit der Annahme der Belo-Akte fielen die Anträge im amerikanischen Kongreß.

Wie Wood es wiederholt getan hatte, machte sich Stimson im letzten Jahr der Prosperity noch einmal zum Anwalt einer großzügigen wirtschaftlichen Erschließung. Den Investierungen, die von 1921/28 um jährlich 14 Mill. Dollar gestiegen waren, sollte ein neues Arbeitsfeld erschlossen werden. Den groß angelegten Produktionsplänen von Rohgummi, Kaffee und anderen tropischen Produkten wandte sich als einer der ersten der Gummikönig Harvey Firestone zu. Nach Prüfung der Projekte erklärte er, daß ein Anbau nur unter zwei Bedingungen von ihm in Angriff genommen werden könnte. Eine Änderung der bisherigen philippinischen Landgesetze, die den Landerwerb durch Ausländer auf 2500 Acres beschränkte, sollte garantiert und die Erlaubnis zur Beschäftigung von Kontraktarbeitern erteilt werden. Die Legislatur in Manila wies diese Ansinnen aus wohlverständlichen Gründen zurück. Damit fiel das Interesse Firestones und anderer Unternehmer für Stimsons Wirtschaftsprogramm.

Mit der Depression des Jahres 1929 erhielt die Philippinenfrage eine ernstere Beachtung. Infolge des schlechten Arbeitsmarktes auf den Philippinen und der rosigen Schilderungen der Lage in den Vereinigten Staaten durch die amerikanischen Schiffahrtsgesellschaften (!) war die Filipino-Einwanderung beträchtlich gestiegen und begann den Arbeitsmarkt in den pazifischen Staaten zu beeinträchtigen [1922 betrug die Einwanderung 339 Köpfe, 1929 11 360[1])]. Ihre künftige Zuwanderung war nicht abzusehen, da sie, obwohl keine amerikanischen Staatsbürger, nicht unter den Begriff des „alien" in der amerikanischen Einwanderungsgesetzgebung fallen. Dieselben Elemente, die vor Jahren die Ausschlußbewegung gegen die Chinesen und Japaner eingeleitet hatten, kämpften jetzt gegen die neuen Eindringlinge. In den Jahren 1927—1929 sprach sich die American Federation of Labor verschiedentlich gegen eine weitere Filipino-Einwanderung aus. Im Mai 1929 erhielt eine dementsprechende Resolution in der kalifornischen Staatslegislatur Gesetzeskraft. Im Januar 1930 wurde eine Ausschließungsbill im House of Congress eingebracht. Als sich ihrer Durchbringung Hindernisse entgegenstellten, schlugen sich ihre Befürworter auf die Seite der Unabhängigkeitsverfechter.

Der stärkste Bundesgenosse erstand den Filipinos in den an der Zuckerfrage interessierten Wirtschaftskreisen. Nachdem sie zuerst eine Änderung der Zucker-

1) Gesamtziffer für 1932: 45 000.

quote hatten erreichen wollen, wobei sie behaupteten, daß der philippinische Zucker durch „cheap labor" ihre Existenz bedrohte, eine Quote von 500 000 t jährlich aber im House of Representatives als zu niedrig zurückgewiesen wurde, standen sie Anfang 1929 in der Reihe der Unabhängigkeitsbefürworter. Ihnen schlossen sich verschiedene Farmerorganisationen an, die vergeblich für einen Zoll auf Kopra, Kokosnußöl und Hanf gekämpft hatten. Als der Hawley-Smoot-Tarif durchging, ohne ihre Wünsche zu befriedigen, begannen die Vertreter der Agrarstaaten dementsprechende Resolutionen im Kongreß einzubringen. Den größten Beifall fand von den zahlreichen Bills der Vorschlag der Senatoren Hawes (Michigan) und Cutting (New Mexico) vom 5. März 1930, der die Grundlage für die Philippine Independence Bill vom 21. Januar 1933 darstellt. Das Senate Committee on Insular Affairs sprach sich bereits im Sommer 1930 für die Hawes-Cutting-Bill aus, doch verzögerten andere wichtige Fragen der amerikanischen Politik die weitere Behandlung im Plenum. Mehr um der schönen Geste willen, als um sich tatsächliche Informationen für ein gesundes Urteil zu holen, besuchten im Sommer 1931 eine Reihe amerikanischer Abgeordneter die Philippinen. Im September 1931 folgte ihnen der Secretary of War Hurley, um die militärischen Fragen noch einmal an Ort und Stelle zu prüfen. Eine Erklärung Hoovers vom 27. Oktober 1931 ließ das Ergebnis durchblicken. Die künftige Stabilität der Regierung eines unabhängigen philippinischen Staates könne durch die Maßnahmen des Kongresses nicht garantiert werden. Die vorgeschlagenen wirtschaftlichen Maßnahmen würden die Wirtschaft der Philippinen zugrunde richten und die Frage der Unabhängigkeit immer weiter hinausschieben.

Mit Beginn der Lame-Duck-Session im Dezember 1932 wurde die Philippinenfrage in den Brennpunkt der Debatten gerückt. Von den Gegnern der Bill wurde alles versucht, die Gesetzeswerdung zu verhindern. Am 6. November 1932 hatte sich die philippinische Legislatur gegen sie ausgesprochen. Die amerikanischen Marinekreise kritisierten mit allen zu Gebote stehenden Mitteln den Zustand eines „flag half-way up and half-way down", und auch die Exekutive ließ den Kongreß nicht im unklaren, daß sie der Bill feindlich gegenüberstehe. Der Staatssekretär Hurley ging sogar so weit, dem amerikanischen Kongreß die juristische Befugnis abzusprechen, amerikanisches Staatsgebiet aufzugeben. Jedem genauen Kenner der Entwicklung der amerikanisch-philippinischen Handelsbeziehungen war es nicht zweifelhaft, daß dieses Mal die Frage entschieden würde (Einfuhr von Zucker 1931: 50 Mill. Dollar, 1932: 57,3 Mill. Dollar, vom übrigen Ausland wurden in diesen Jahren an Zucker eingeführt 1931: 62,7 Mill. Dollar, 1932: 39,4 Mill. Dollar).

Nach acht Tagen heftiger Debatte im Senat wurde die Hawes-Cutting-Bill am 22. Dezember 1932 mit geringen Abänderungen angenommen. Ihm folgte das Repräsentantenhaus am 29. Dezember 1932. Über den treibenden Grund für die Annahme herrschten keine Widersprüche. Senator Copeland (New York) erklärte im

Lauf der Debatten, „the workmanship of the bill is selfish and sordid", Senator Pittman (Nevada) stellte fest, „that the whole debate has degenerated into a basically selfish discussion" und Hawes selber fühlte sich gemüßigt, den „disgraceful saccharine flavour" festzunageln. Wenn sich eine Zahl von Senatoren und Commoners fand, die für diese Bill, „that unsavory pie in which every sugary and oily finger in the Senate has been thrust (N. Y. Herald vom 13. 12. 32)", als Ganzes stimmten, so sehr ihnen die Beweggründe und die daraus entstehenden wirtschaftlichen und vor allem außenpolitischen Folgen mißfielen, so spielte bei ihnen vor allem die Angst mit, daß der nächste Kongreß noch weitergehende Entschlüsse fassen könnte.

Die Bill bestimmt, daß innerhalb von zwei Jahren ein Nationalkonvent der Philippinen eine Verfassung ausarbeiten soll, die dem Volk der Inseln zur Annahme unterbreitet wird. Die Annahme dieser Verfassung soll die Zustimmung zur Unabhängigkeit bedeuten. Nach diesem ersten Akt soll eine zehnjährige Übergangsperiode beginnen, während welcher die Militärbesetzung der Inseln fortbesteht und ein Oberster Kommissar in Manila noch eine Reihe von Befugnissen ausübt. Die Einwanderung aus den Philippinen nach den Vereinigten Staaten soll auf 50 Personen im Jahr, die zollfreie Einfuhr von raffiniertem Zucker aus den Philippinen auf 50 000 t, von Rohzucker auf 800 000 t, von Palmöl auf 200 000 t, von Hanf auf 3 Mill. lbs. im Jahr beschränkt werden. Während der zweiten Hälfte der Übergangsperiode soll die philippinische Regierung berechtigt sein, auf die nach den Vereinigten Staaten gerichtete Ausfuhr eine Exportabgabe in Höhe von 5—25% der amerikanischen Zolltarifsätze zu erheben. Nach Ablauf der Übergangsperiode wird die Inselgruppe formell völlig unabhängig. Die Vereinigten Staaten behalten jedoch das Recht, Flottenstationen auf den Inseln zu unterhalten. Der Freihandel zwischen den Vereinigten Staaten und den Philippinen hört auf. Die Vereinigten Staaten werden sich dafür einsetzen, daß die Inseln durch einen internationalen Vertrag neutralisiert werden.

Wie erwartet, legte Hoover sein Veto gegen dieses Gesetz ein und ließ zur Bekräftigung seines Standpunktes die Gutachten der Staatssekretäre für Auswärtiges, Krieg, Handel und Landwirtschaft veröffentlichen. Ohne Beschönigung hielt er dem Lobby und ihren parlamentarischen Zugpferden die materiellen Motive vor Augen. Die Unabhängigkeit dürfe nicht gegeben werden, wenn sie, wie die Bill es tue, das Land in wirtschaftliches und soziales Chaos führe, das das geordnete Regiment auf den Philippinen zerstöre und die langwierige Arbeit Amerikas, das Land zur Demokratie zu erziehen, zuschanden mache. Denby, ein Mitglied der 1. Philippinenkommission McKinleys, hat, aller Gefühle von „moral mandate" und „manifest destiny" bar, einmal mit Bezug auf die Frage dieser Inselgruppe gesagt: „Die nüchterne praktische Frage bleibt: Wird der Besitz dieser Inseln uns als Nation einen Nutzen einbringen? Wenn sie es nicht tun, gebt ihnen morgen die Freiheit und laßt ihre Völker, wenn es ihnen Spaß macht, sich gegenseitig die Hälse ab-

schneiden." Die amerikanischen Wirtschaftsinteressen sahen den Nutzen nicht mehr. Hoover ist stets weit davon entfernt gewesen, sich für die Rechte anderer Völker einzusetzen, wenn diese den amerikanischen Interessen zuwiderliefen. Dieser Zug Woodrow Wilsons war ihm fremd. Er war gegen die Gewährung der Unabhängigkeit, weil der Nutzen der Philippinen für die USA. als Gesamtheit seiner Meinung nach noch größer war als der wirtschaftliche Nachteil gewisser amerikanischer Wirtschaftskreise. Den fraglichen militärischen Nutzen für die USA. übersah er nicht. Die Mannschaftsstärke zur Verteidigung der Philippinen wird heute von amerikanischen Marinekreisen auf 250 000 Mann geschätzt, mehr als die Friedensstärke des amerikanischen Heeres (!). Zudem ist man überzeugt, daß im Falle eines japanisch-amerikanischen Krieges die Japaner sofort versuchen werden, die amerikanischen Samoa-Inseln und Guam in ihren Besitz zu bringen und so die Philippinen isolieren, wodurch ihre Verteidigung äußerst fragwürdig wird. Für Hoover spielte neben dem prestigepolitischen Verlust die Möglichkeit einer japanisch-chinesischen Durchdringung dieser Inseln, die eine Einbuße der Machtposition der Vereinigten Staaten im Stillen Ozean bedeutet, eine Rolle. „Das Eindringen der überflüssigen Bevölkerung benachbarter orientalischer Länder gefährdet die künftige Stabilität der Philippinen. Viele dieser Rassen sind in der wirtschaftlichen Tätigkeit aktiver als die Bevölkerung dieser Inseln, und ihr Eindringen wird eine dauernde Unruhe bringen. Auch hat der imperialistische Geist und die Ausbeutung fremder Völker durch andere Rassen noch nicht sein Ende gefunden."

Tatsächlich werden die Gefahren, die durch die japanische wie auch die chinesische Einwanderung auf den Philippinen für das dortige Volkstum entstehen, meistens in zu hellen Farben geschildert.

Die Zahl der Japaner, die sich jeder Vermischung mit den Eingeborenen fernhalten, wird heute auf rund 19 000 angegeben. Sie sind Handwerker, Landarbeiter und Fischer, keine Händler, 12 000 von ihnen leben geschlossen in der Kolonie Davao, in der südöstlichen Ecke Mindanaos. Sie bilden das besondere Augenmerk der japanischen Regierung. Alle Vorzüge moderner Einrichtungen, Krankenhäuser, Schulen usw. finden sich hier. Zwei Dampfschifflinien halten den wöchentlichen Verkehr von Davao nach Japan aufrecht Von geringerer Bedeutung in seinem politischen Aspekt ist der chinesische Einfluß, wenn er auf das soziale und wirtschaftliche Leben zur Zeit auch stärker wirkt als das japanische Element. Die Zahl der Chinesen auf den Philippinen beträgt 125 000, dazu 75 000 Mischlinge. 70 bis 80% des Kleinhandels in den Küstenstädten und ein großer Teil des Handels im Lande ruht in ihren Händen. Die gesamte Reisindustrie, der Automobiltransport, die Sägemühlen und ein großer Teil der Holzindustrie wird von ihnen finanziert. Das chinesische Kapital ist ungefähr einhalbmal so groß wie das amerikanische (100 Mill. Dollar). Seit 1902 gilt das amerikanische Chineseneinwanderungsgesetz auch für die Philippinen. Infolge der schlechten Durchführung kommen jedoch heute noch jährlich große Mengen von Chinesen ins Land. Die Frage, wie Manila sich zu den Chinesen stellt, ist eines der wichtigsten internen Probleme. Wie stark die japanisch-chinesische Gefahr in offiziellen Kreisen in Manila gesehen wird, zeigen Äußerungen des Nachfolgers Stimson, des Generalgouverneurs G. W. Davis. In seiner jährlichen Botschaft an den Kongreß vom Jahre 1930 bezeichnet er Mindanao als Land der unbegrenzten Möglichkeiten, „a treasure-house of national wealth — with the door kept carefully locked". 1931 heißt es: „The promises are slowy being fulfilled, the door unlocked but not by us."

Übertrieben sind alle Pressekommentare, die glauben, aus dem Rückzug des Generalgouverneurs von den Philippinen eine zukünftige bedeutsame Besserung der Beziehungen zwischen Washington und Tokio ablesen zu können. Nicht die Gewährung der Unabhängigkeit ist das letztlich entscheidende Moment für die Annäherung der beiden Staaten, sondern die Aufgabe der amerikanischen Flottenstützpunkte. Diese aber werden selbst im Falle einer Unabhängigkeit des Landes beibehalten. Wer die japanischen Manöver in der Mandschurei und Nordchina ins Auge faßt und daran denkt, daß der Viermächtepakt für den Stillen Ozean im Dezember 1936 abläuft, wird die Worte Hoovers über die wachsenden Gefahren dieses Weltteils für den internationalen Frieden verstehen können. Daß Japan — die Macht, auf die es in erster Linie ankommt — sich einem Neutralitätspakt für die Philippinen entgegenstellen wird, solange die Amerikaner Flottenstützpunkte aufrechterhalten, dürfte keine Verwunderung erregen. Hoover hat mit Recht dem Kongreß die Frage vorgelegt, was denn geschehen solle, wenn eine fremde Macht die Unabhängigkeit der Inseln antaste. Es zeigt, wie stark doch letzten Endes der Kongreß die Vorstellungen Hoovers durchdachte, wenn er an der Frage vorüberging, ob die Vereinigten Staaten Garant der Philippinen seien oder nicht.

Diese Vorstellungen Hoovers waren nicht von Erfolg gekrönt. Seine Botschaft wurde am 13. Januar 1933, zwei Stunden nach dem Eintreffen im Repräsentantenhaus, mit 274 gegen 94 Stimmen zurückgewiesen. Am 17. Januar erklärte sich auch der Senat, nachdem so verschiedene Männer wie Borah, Lafollette und Bingham für die Bill gesprochen hatten, zu seinem ursprünglichen Entschluß. Damit erhielt die Hawes-Cutting-Bill Gesetzeskraft.

Nicht vergessen werden darf, daß durch die Philippine Independence Act ein anderer amerikanischer Wirtschaftszweig geschädigt wird. Im Jahre 1931 wurden 46% des Handels zwischen den Philippinen und Amerika von amerikanischen Dampfschiffahrtslinien getätigt. Daß dieser Einnahmebetrag (annähernd 120 Mill. Dollar) stark sinken wird, steht außer Frage. Die Eigentumsrechte der amerikanischen Bürger und Gesellschaften werden durch das Gesetz nicht beeinträchtigt[1]). Moralisch ist die amerikanische Regierung verpflichtet, für diese Sorge zu tragen. Die Militärausgaben für die Philippinen (1931: 12,6 Mill. Dollar) werden bleiben.

Das Gesetz vom 17. Januar 1933 hat eine Spaltung der philippinischen Unabhängigkeitsbewegung hervorgerufen. Nachdem im August 1933 beide Kammern

1) Die letzte Schätzung der amerikanischen Investierungen auf den Philippinen ist die des Bureau of Insular Affairs vom Januar 1932. Sie gibt an: Bonds 113 985 000 Dollar (zum größten Teil Regierungsanleihen, Aktien der Manila Railroad und Philippine Railway, ungefähr 30 Mill. Dollar in Telephon, Autobus und Radio); Grundbesitz und Weideland: 12 104 000 Dollar (keine Gesellschaft besitzt mehr als 2500 ac.); Ackerbau: 10 616 000 Dollar; Bergbau: 2 609 000 Dollar; Wald- und Holzwirtschaft: 6 500 000; Industrie: 35 474 000 Dollar (28 Mill. Dollar in der Zucker-, 8 Mill. Dollar in der Kokusnußindustrie); Handel: 30 487 000 Dollar, Bank: 837 000 Dollar (1931 nur eine einzige amerikanische Bank vorhanden). Sonstige Investierungen: 45 179 000 Dollar. Zusammen 257 751 000 Dollar.

sich noch für eine sofortige Trennung aussprachen und die wirtschaftlichen Gefahren mit rosigem Optimismus betrachteten, hat in den darauffolgenden Monaten unter der Führung von Manuel Quezon ein behutsamer Kurs die Oberhand gewonnen. Die Legislatur sprach sich Anfang Oktober entgegen den ursprünglichen Erwartungen gegen die Akte in ihrer bestehenden Form aus und beauftragte eine neue Mission nach Washington. Roosevelt, auf den man in Manila die größten Hoffnungen setzt, ist ihrem Wunsch willfahren und hat in einer Sonderbotschaft vom 2. März 1934 den Kongreß ersucht, die Frist für die Annahme der Akte durch die philippinischen Kammern um ein weiteres Jahr zu verlängern. Was dieses bringen wird, ist schwer zu sagen. Am wenigsten wahrscheinlich ist — was die Filipinos erhoffen —, daß der Kongreß die Fragen in ihrem gesamten Umfang erneut aufrollen wird.

Ball, Eleanor: Independence for the Philippines. The Reference Shelf Vol. 5, No. 3. Reprints of Selected Articles, Briefs, Bibliographies, Debates. 129 S. New York 1927.

Barrows, David P.: History of the Philippines. Rev. Ed. 406 S. New York 1925.

Buell, Raymond L.: Philippine Independence. Foreign Policy Association Information Service. 40 S. April 1930.

Forbes, W. Cameron: The Philippine Islands. 2 Bde. New York 1928.

Johnston, J. E.: Independence for the Philippines. New York 1924.

Fernandez, Leandro H.: The Philippine Republic. Columbia Studies in History, Economics and Public Law. Vol. 122. 202 S. New York 1926.

Hart, Robert W.: The Philippines Today. 192 S. New York 1928.

Hawes, Harry B.: Philippine Uncertainty. An American Problem. XVII, 360 S. New York, London 1932.

—, Independence for the Philippines. University of North Carolina Extension Bulletin. Vol. X, No. 5. Jan. 1931. 94 S. Chapel Hill, N. C. 1931.

Lasker, Bruno: Filipino Immigration to Continental U. S. and to Hawai. XXII, 445 S. Chicago 1931.

Laurel, José P.: Local Government the Philippine Islands. Manila 1926.

Laubach, Frank C.: The People of the Philippines. 515 S. New York 1925.

Lenk, Siegfried: Die Bevölkerung der Philippinen. Eine anthropogeographische Untersuchung. Leipzig 1932.

Mayo, Katherine: The Isles of Fear. The Truth about the Philippines. XII, 372 S. London 1925.

Reyes, José S.: Legislative History of America's Economic Policy toward the Philippines. New York 1923.

Roosevelt, Nicholas: The Philippines. A Treasure and a Problem. 315 S. New York 1927.

Roosevelt, N. and Roxas, M.: The Philippines. Foreign Policy Association Pamphlet No. 64. 1930.

Roxas, M.: Independence for the Philippine Islands. Hearings before the Committee on Territories and Insular Affairs. U. S. Senate 71. Cong. 2. Sess. 32 S. Washington 1930.

Storey, Moorfield and Lichauco, Marcial P.: The Conquest of the Philippines by the U. S. 1898—1925. 274 S. London 1926.

Tuckermann, Walter: Die Philippinen. Ein kulturgeographischer Rück- und Ausblick. 120 S. Leipzig 1926.

Williams, D. R.: The U. S. and the Philippines. 335 S. Garden City. New York 1926.

Worcester, Dean C.: The Philippine Past and Present. New Edition in one volume by Ralston Hayden. 839 S. New York 1924.

MARC. R. BREYNE:

Das Eingeborenenproblem in Südafrika

Einiges über die Ursachen und die Lösung durch die Segregation [1])

Das Problem des schwarzen Mannes in Südafrika ist zweifellos die schwierigste der vielen heiklen Aufgaben, deren Lösung sich die Regierung am Kap gestellt hat. Die Wurzeln dieses Problems verzweigen sich tief in die Lebens- und Interessensphäre des südafrikanischen Volkes mit ihren drei Hauptgebieten: Politik, Soziale Bedingungen und Wirtschaft. Eine Lösung auf den beiden letzten Gebieten würde ohne weiteres die Lösung auch in der Politik bringen.

Wird sich mit der Zeit ein Ausgleich zwischen Weiß und Schwarz finden lassen? Wer mit südafrikanischen Verhältnissen weniger vertraut ist, wird sich schwer den Unterschied zwischen den Begriffen „Eingeborener" und „Farbiger" vorstellen können. Für viele mögen sie dasselbe bedeuten; und doch sind sie scharf voneinander zu trennen, denn sie spielen in ihrer besonderen Bedeutung innerhalb der südafrikanischen Gesetzgebung eine wesentliche Rolle. In den Gesetzentwürfen, die der Premierminister General Hertzog 1926 eingebracht hat, werden diese Begriffe folgendermaßen umschrieben:

Farbiger (kleurling, coloured) ist den Gesetzen nach jemand, der in der Union wohnt, weder Weißer noch Eingeborener und auch nicht Asiat ist. Mitglied dieser Menschenrasse ist z. B. der „Slamaier", ein Mischlingstyp, den man am Kap trifft und der meistens von malaiischen Sklaven abstammt. Das Wort Slamaier bringt in seiner Zusammensetzung von Islam und Malaie dies deutlich zum Ausdruck.

Eingeborener (naturel, native) ist jedes Mitglied eines Eingeborenenstammes oder einer Eingeborenenrasse Afrikas, sowie auch jeder, dessen Vater oder Mutter noch Mitglied eines solchen Stammes war oder ist.

Wie notwendig diese deutliche Trennung in Südafrika ist, geht daraus hervor, daß die Farbigen, die in der Kapprovinz bereits in den meisten Berufen als Anwärter tätig sind, ja sogar politische Rechte besitzen, in Transvaal und im Freistaat den Gesetzen nach einfach als Eingeborene (natives) behandelt und somit auf Grund der Farbengrenze (colour Bar) in den Handwerkerstellen nicht geduldet werden. In den jetzt vorliegenden Gesetzentwürfen zur Lösung des Eingeborenenproblems wird der Farbige dem Europäer gleichgestellt und somit auch außerhalb der Kapprovinz Rechte erhalten, die er bis jetzt nicht besaß. Für den Eingeborenen soll das Prinzip der Segregation, d. h. der Trennung und Getrenntheltung von Weiß und Schwarz angewandt werden. Der Neger wird dadurch im Kapland Rechte einbüßen, z. B. das Wahlrecht, die er dort infolge der englischen Eingeborenenpolitik bereits seit 1872 besitzt.

1) Die Ausführungen dieses Aufsatzes beruhen meistens auf den Ergebnissen des Berichtes der Native Economic Commission von 1932.

Die verschiedenen Rassen verhalten sich in Südafrika zahlenmäßig wie folgt:

Jahr	Gesamtbevölkerung	Europäer	Eingeborene	Asiaten	Mischlinge usw.
1911	5973294	1276242	4019006	152203	525943
1921	6928580	1519488	4697813	165731	545548
1931	8132600	1829300	5519500	191400	592400
1933[1])	8369200	1889500	5681100	196400	602200

Während die europäische Bevölkerung in der Union ziemlich gleichmäßig über das ganze Gebiet verteilt ist und sich vorwiegend in den Städten anhäuft, lebt die Hauptmasse der Eingeborenen im östlichen Küsten- und Binnenland (östliche Kapprovinz und Natal). Einen Überblick über die zahlenmäßige Entwicklung sowie über die örtliche Verbreitung der Eingeborenen gibt uns folgende Tabelle[2]):

Provinzen	1904		1911		1921		1931 (schätzungsweise)	
	Eingeborenenzahl	Prozentsatz d. ges. Bevölkerung	Eingeborenenzahl	Prozentsatz d. ges. Bevölkerung	Eingeborenenzahl	Prozentsatz d. ges. Bevölkerung	Eingeborenenzahl	Prozentsatz d. ges. Bevölkerung
Kapland	1424787	59,12	1519939	59,26	1640162	58,94	1841700	—
Natal	904041	81,54	953398	79,85	1139804	79,74	1343300	—
Transvaal	937127	73,79	1219845	72,34	1495869	71,65	1806100	—
Or. Freistaat	225101	58,12	325824	61,69	421978	67,11	528400	—
Union	3491056	67,45	4019006	67,28	4697813	67,80	5519500	67,87

Die Hauptwohngebiete der Negerbevölkerung sind: im Kapland die sog. Native Territories (Transkei, Glen Grey, Herschel) sowie eine Anzahl östlicher Distrikte um King Williamstown herum. Die letztgenannten Gebiete weisen die dichteste Bevölkerung auf.

Eingeborenen-Bevölkerung pro Quadratmeile

	1911	1921
Im Kapland	5,49	5,92
Distrikte um King Williamstown	71,77	70,01
In Natal	27,02	32,30
In Zululand	20,62	24,06
Übrige Teile	29,71	35,76
Transvaal	11,04	13,54
Witwatersrand	155,50	169,20
Oranje-Freistaat	6,47	8,37
Union	8,50	9,93

Wie aus der obigen Tabelle ersichtlich, sind in Natal ungefähr ein Viertel der Negerbevölkerung im Zululand ansässig, obwohl die Bevölkerungsdichte im Zululand nicht so groß wie in den übrigen Teilen dieser Provinz ist. In den übrigen Teilen sind die Neger fast gleichmäßig über die verschiedenen Distrikte verbreitet.

1) Schätzungsweise. 2) Aus dem Official Yearbook of the Union of South Africa 1931/32, Nr. 14.

In Transvaal wohnen die meisten Eingeborenen in den Stadtgebieten des Witwaterrandes. Sie weist die größte Bevölkerungsdichte des gesamten Uniongebietes auf. Außer am Witwaterrand sind die Eingeborenen hauptsächlich in den nördlichen Teilen Transvaals, im sog. „Bosveld" ansässig.

Im Oranje-Freistaat wohnen die Eingeborenen in der Mehrzahl in den zentralen und östlichen Distrikten (Ficksburg, Thaba 'Nchu, Ladybrand), hauptsächlich an der Grenze des Basutolandes.

Rechnet man zu der Gesamtzahl der Eingeborenen der Union auch noch die Neger der Basuto- und Swasilandprotektorate sowie des Betschuanalandes, die der britischen Regierung unmittelbar unterstellt sind, hinzu, so steigt ihre Zahl innerhalb Südafrikas auf über 70% der Gesamtbevölkerung.

Da die geschichtliche Entwicklung in den einzelnen Teilen der Union verschieden war, besitzt der Neger keine einheitlichen Rechte in Südafrika. Dieser örtlichen Verschiedenheit des Eingeborenenproblems — eine naturgemäße Folge der inneren Struktur des Landes — muß Rechnung getragen werden. Bei der Betrachtung der Negerfrage in Südafrika gehen wir von der Annahme aus, daß der Weiße eine Berechtigung hat, diesen Lebensraum in Anspruch zu nehmen; er kann in Ausschöpfung dieses Lebensraumes nicht auf diese Berechtigung zugunsten der Farbigen verzichten. Andererseits stehen wir auf dem Standpunkt — der auch von der gegenwärtigen Regierung in Südafrika anerkannt wird —, daß die farbigen Volksteile durch Erziehung in das Verständnis der heute einmal gegebenen Voraussetzungen hineinwachsen und ihnen die Rechte, die man ihnen auf die Dauer nicht vorenthalten kann, entsprechend der steigenden Einsicht gewährt werden müssen.

Zum richtigen Verständnis des Eingeborenenproblems ist eine genaue Kenntnis des Stammeslebens sowie der tief eingewurzelten Sitten und Gebräuche der Bantu unbedingt erforderlich.

Bei jedem primitiven Volke ist die Gefahr, die am stärksten sein Leben bedroht, stets die Hungersnot. Erfahrungen und Überlieferungen haben innerhalb des Stammes zu Gebräuchen und Handlungen geführt, die ihrem Glauben nach die größte Gewähr bieten, die Stammesmitglieder vor dem Hungertod zu bewahren. So wird zu von den Stammesältesten bestimmten Jahreszeiten zuerst das Feld des Häuptlings bearbeitet. Dies gilt als Zeichen für die anderen, mit der Landarbeit gleichfalls zu beginnen. Um nunmehr eine gute Ernte zu sichern, wird der Zauberer oder der „Dolosgooier" zu Hilfe gerufen, der unter Gebets- und Zauberformeln irgend etwas auf dem Acker anzündet. Hiermit ist alles getan, was menschlich möglich ist, um eine gute Ernte zu gewährleisten. Der an die Stammestradition gebundene Neger ist konservativ und gegen jegliche Neuerung eingestellt. So werden Verbesserungen landwirtschaftlicher Methoden nur selten eingeführt,

weil sie möglicherweise eine Mißernte nach sich zögen und außerdem gegen die Überlieferungen und Gebräuche der Vorfahren verstoßen würden.

Im Stammesleben des Negers bestehen keine Standesunterschiede außer denen zwischen dem Häuptling, seinen Angehörigen, den Ratsmännern und dem Rest des Volkes. Es wäre also ungebührlich, z. B. mehr Besitz als sein Vorgesetzter zu erwerben. In solchem Fall wurde der Betreffende in früherer Zeit „ausgeräuchert", d. h. durch den Zauberer angedeutet, und meistens mit dem Tode bestraft: damit der Geist der Tüchtigkeit, der ihm innewohnt, gleichmäßig dem ganzen Volke zugute komme. Unter den Eingeborenen bildet die Geisterverehrung, hauptsächlich die der Ahnen, auch heute noch die Grundlage ihrer Religion. Geister können gut- oder bösartig sein, deswegen muß alles getan werden, um sie zu versöhnen, denn sie haben die Macht, die Gemeinschaft mit allerlei Plagen heimzusuchen. Methoden und Gebräuche, die von denen der Ahnen abweichen, sind vom Bösen, sie bedeuten Zauberei mit Hilfe böser Geister, wogegen eingeschritten werden muß.

Der Geisterverehrung nahe verwandt ist beim Neger der Begriff seines Viehs. Der ökonomische Begriff des Europäers im Sinne von Milch-, Zug- und Schlachtvieh ist dem Eingeborenen völlig fremd. Tiere werden außer bei rituellen Gelegenheiten niemals zu Nahrungszwecken geschlachtet. Vieh ist ein Unterpfand früherer Generationen und somit geheiligter Besitz. Kein sonstiges Besitztum kann dem Vieh gleichgestellt werden. Viehbesitz, d. h. die Zahl, nicht der Wert, bestimmt die wirtschaftliche Lage der Familie. Zuwachs an Tieren erhöht auch die Zahl der Frauen und bedeutet somit einen größeren Hausstand, der abermals der Gemeinschaft Ansehen und Kraft verleiht.

Lobolo ist der Brautschatz, der dem Vater der Braut vom Bräutigam bezahlt wird. Es ist in einem gewissen Sinne eine Entschädigung für den Verlust eines Mitgliedes, das den Stand und den Wert der Familie zu erhöhen vermag. Aus diesem Grund ist Geld kein eigentliches Lobolo. Nur Vieh, das sich vermehren kann, darf für eine Frau, die ebenfalls die Familie zu vermehren vermag, bezahlt werden. Im Lobolo liegt jedoch noch eine tiefere Bedeutung als nur die der bloßen Entschädigung verborgen. Rituell betrachtet ist es die formelle Bekräftigung der Heirat. Lobolo bestimmt die Gültigkeit der Heirat und folglich die Gültigkeit der Nachkommen. Die Auslieferung der Tiere genügt nicht. Einzelne davon müssen rituell geschlachtet werden, um auf diese Weise die Geister der Ahnen mit der Vermischung des Viehbestandes zweier einander fremder Familien zu versöhnen. Vom Gebrüll oder Gestöhn des geschlachteten Tieres wird die Zustimmung der Geister hergeleitet.

Die soziale Organisation der Eingeborenen innerhalb der Stammesverwandtschaft kennt eine endgültige Einteilung der Arbeit. Die Verpflichtungen des Mannes sind: Verteidigung, Jagd, Hüttenbau und Viehpflege; die der Frau: Haushaltung, Kinderpflege und Ackerbau. Individueller Grundbesitz ist dem Ein-

geborenen fremd. Der Stamm lebt im Kommunismus; der Boden wird zur Nutzung vom Häuptling angewiesen. Werden die Erzeugungsmöglichkeiten des Bodens geringer, so wird um Zuteilung von weiterem Land ersucht. Obwohl man im allgemeinen nicht sagen kann, daß der Häuptling ein Autokrat ist, besitzt er doch zweifellos sehr großen Einfluß auf seine Gefolgschaft — eine Tatsache, die als wertvoller Anknüpfungspunkt zur weiteren Erziehung des Negers in Südafrika dienen könnte.

Außer der Autorität des Häuptlings ist die väterliche Macht ein einflußreicher Faktor im Familienleben des Eingeborenen. So lange der Vater lebt, bleiben seine Kinder und Kindeskinder seiner Rechtsprechung unterstellt. Seine Kinder, abermals Familienväter, üben wiederum dieselben Rechte über ihre eigene Nachkommenschaft aus.

Das so organisierte Stammesleben der Bantu war in der Lage, in allen Vorkommnissen Vorsorge zu treffen. Es gab ein Mittel gegen jedes Übel, feste Gebräuche und Richtlinien waren für jedes gemeinschaftliche Problem vorgeschrieben. Die Funktion eines jeden Mitgliedes war festgesetzt; für jedes sowohl natürliche als übernatürliche Ereignis konnte eine Erklärung gegeben werden. Dieses System hemmt natürlich jede Entwicklung zu europäischen Zivilisationsformen. Hierin liegt eigentlich der Schwerpunkt des Problems von Schwarz und Weiß in Südafrika. Der europäische Einfluß vermochte die soziale Ordnung der Bantu im Laufe der Zeit nur in bestimmtem Maße zu erschüttern und umzuändern[1]).

Wo die Stammesordnung für alle Ereignisse Lösungen wußte, hat der Weiße Verwirrung gebracht. Die Europäer haben das Land, zu dem die Eingeborenen in Zeiten der Dürre mit ihrem Vieh hinzogen, in Besitz genommen. Zugleich ist Friede ins Land gekommen, und die besseren Verkehrsmittel haben der Gefahr einer Hungersnot Einhalt geboten. Dieses hat nun wieder ein Anwachsen der Eingeborenenbevölkerung zur Folge gehabt. In demselben Sinn wirkte die ärztliche Hilfe, die den Eingeborenen in heimgesuchten Gebieten zuteil wurde. Vieharznei und Bekämpfung der Viehkrankheiten haben die Sterbeziffern sehr herabgemindert; die Quarantäne der verseuchten Gegenden hat die Märkte begrenzt und dem Eingeborenen reichlich Gelegenheit geboten, seinen Viehbestand schrankenlos zu erweitern. Unter normalen Umständen hätte das die Ernährungsmöglichkeiten des Volkes verbessern müssen. Tatsächlich zeigte sich jedoch das entgegengesetzte Ergebnis: Die Reservate und Eingeborenengebiete sind heutzutage überstockt, wertvolle Grasarten kommen selten zur Reife, und die kahl gefressenen Felder sowie die Fußwege von Mensch und Tier fördern nur die Erosion.

---

1) *Vgl. hierzu den Aufsatz von Colin Ross: Eroberung der Arktis? in Heft 4 dieses Jahrgangs, Seite 240 ff. Er berichtet von der Einsicht der kanadischen Regierung: daß die Lebensweise der Eskimo der Landschaft angepaßt und daher der der Europäer überlegen ist.*
Die Schriftleitung.

Der Viehbesitz der Eingeborenenbevölkerung Südafrikas betrug 1930:

Rinder	5 401 559	Ziegen	4 303 589
Pferde	417 682	Schweine	446 114
Schafe	5 207 881		

Bereits früher hat man Neger für die Industrieunternehmungen und Minen geworben; der Drang nach Geld hat seitdem große Scharen von ihnen in die Städte und in die europäischen Ansiedlungen gelockt. In dem Maße, wie die obenerwähnten Zustände in den Reservaten sich änderten, in dem Maße, wie die Entwurzelung fortschritt, sind stets größere Mengen in die Städte gewandert; die europäischen Wohngebiete haben allmählich begonnen, einen Teil der schwarzen Bevölkerung zu ernähren.

Zu Anfang eignete sich der Neger nur für die gröbste Handarbeit, die in den Minen reichlich vorhanden war. Der notwendige Bedarf an billigen Arbeitskräften konnte restlos befriedigt werden. Dies war für beide Rassen von Vorteil. Für die Weißen, indem sie billige Arbeitskräfte erhielten, und für die Schwarzen, indem sie Arbeit fanden, sich eine Existenz sicherten und mit den Methoden der Europäer vertraut wurden.

Die große Einwanderung in die Städte hat jedoch ein neues Problem heraufbeschworen. In erster Linie mußten die Eingeborenen Unterkunft finden; damit wurde die Gefahr der unhygienischen Wohnviertel (Slums) akut. Das Lokationssystem wurde daraufhin gesetzlich eingeführt; mittels Paßvorschriften versuchte man die Zahl der zuwandernden Eingeborenen einzuschränken. Die Folgen waren befriedigend; aber schließlich ist das Problem der Negerwohnviertel zwar wichtig, aber doch nur sekundärer Natur. Anfangs erfolgte die Arbeit der Neger nur unter Aufsicht geschulter und halb geschulter Europäer. Das war eine natürliche Arbeitseinteilung, denn die Weißen hatten dazu das Kapital sowie auch die Kenntnisse und Methoden geliefert und führten außerdem einen sehr hohen Lebensstandard, der nur durch große Löhne gewahrt werden konnte. Die Schwarzen ihrerseits hatten nur ihre für ungeschulte Arbeit geeignete körperliche Kraft beigesteuert. Ihre Lebenshaltung war sehr niedrig, und ihre geringen Bedürfnisse konnten sie mit ihrem kleineren Lohn reichlich befriedigen. In dem Maße, wie die Bevölkerung wuchs und eine verhältnismäßig kleine Zahl Eingeborener höhere Fähigkeiten erwarb, gab es nicht mehr genug Beschäftigung für geschulte Kräfte der Weißen. Eine bestimmte Zahl Europäer niedriger Intelligenzstufe sank allmählich zu den tieferen Schichten herunter, wo sie nunmehr mit den Eingeborenen in Wettbewerb traten. Diese Klasse Menschen würde in Europa die Tagelöhner und allgemeinen Arbeitermassen stellen. In Südafrika stehen diese Weißen mit ihren höheren Lebensansprüchen und demzufolge notwendigen höheren Löhnen nunmehr im Wettbewerb mit den Schwarzen, die infolge ihrer niedrigen Lebenshaltung fähig sind, dieselbe Arbeit für bedeutend kleinere Löhne zu leisten. Eine natürliche

Arbeitsverteilung zwischen Weiß und Schwarz ist demnach nicht mehr möglich. Auf der anderen Seite ist es zweifellos unerwünscht, das Ideal eines Minimum-Lebensstandards des Weißen zu verneinen.

Wo nun der Lohnunterschied bedeutend ist, die Fähigkeit und Arbeitskraft zwischen Weiß und Schwarz dagegen nicht so groß, ist die natürliche Folge, daß der Arbeitgeber dazu neigt, mehr und mehr Eingeborene in seinen Dienst einzustellen. Dies trägt dazu bei, die Klasse der sogenannten „Armen Blanken", der arbeitslosen Weißen, zu vergrößern. Die Berührung mit den Europäern hat nach und nach die Lebenshaltung der ständig in den Städten wohnenden Eingeborenen erhöht. Eine größere Verschiebung ist in seiner Ernährung bereits eingetreten; die Raumbeschränktheit in den Städten und Lokationen hat zu Erholungs- und Entspannungsbedürfnissen geführt. Nicht zuletzt sei noch auf das verständliche Streben des Negers nach den höheren Löhnen des Europäers hingewiesen.

Eine andere Erscheinung, nämlich die stets zunehmende Zahl Eingeborener, die periodenweise aus den Reservaten in die Städte zur Arbeit kommen, ist nicht ohne Bedeutung. Das überstarke Angebot auf dem Arbeitsmarkt wirkt natürlich herabdrückend auf die Löhne der Neger, die in den Städten ansässig sind. Ob diese Zuwanderer nun Arbeit finden oder nicht, ist für sie von geringer Bedeutung; denn infolge der kommunistischen Lebensanschauung im Stammesleben müssen sie stets durch Stammes- und Rassengenossen ernährt und untergebracht werden. Das Überangebot übt nicht nur einen verhängnisvollen Einfluß auf die Höhe der Löhne aus, sondern hindert auch den Eingeborenen, sich bestimmte Fachkenntnisse anzueignen.

Die periodische Zuwanderung in die Städte zu beschränken oder zu verbieten, wäre unpraktisch und würde nur Verwicklungen und Unzufriedenheit nach sich ziehen. Eine Lösung dieses Problems muß jedoch gefunden werden. Folgende Vorschläge sind dazu bereits an die Hand gegeben worden:

a) Repression, d. h. die Eingeborenen künstlich niederzuhalten. Diese Lösung kommt für Südafrika nicht in Frage.

b) Assimilation, d. h. völlige Verschmelzung beider Rassen sowie völlige politische und soziale Gleichstellung. Dieser Schritt entspricht nicht den Idealen beider Rassen.

c) Anpassung, d. h. Vertrautmachen der Eingeborenen mit den veränderten Umständen, Entwicklung seiner ökonomischen Anschauungen und Befreiung von seinem primitiven Aberglauben und seinen Tabus. Dies müßte jedoch, ohne unnötigerweise an seinen Sitten und Gebräuchen zu rütteln, vor sich gehen. Gerade letzteres würde ihm sonst ein Minderwertigkeitsgefühl einimpfen, während sehr viel Wertvolles, das in seinen Gewohnheiten und Gebräuchen verborgen liegt, beibehalten werden soll und kann. Der Neger soll einen rechtmäßigen Stolz auf diese Dinge behalten und seine eigene Kultur neben der der Weißen entwickeln. Diese Lösung

scheint die einzig vernünftige und natürliche zu sein[1]). Die allgemein anerkannten Methoden, wodurch das erreicht werden kann, sind die der bereits obenerwähnten Segregation.

Das Wort Segregation kann auf vielerlei Art gedeutet werden.

1. Völlige territoriale und wirtschaftliche Segregation: Darunter ist zu verstehen, daß Weiß und Schwarz in getrennten Gebieten wohnen und die eine Rasse für die andere keine Arbeit leisten soll. Segregation in diesem Sinne ist jedoch unhaltbar. In Südafrika gibt es zu ihrer Anwendung keine Anhänger. Eine bestimmte Form der territorialen Segregation wird allerdings bereits in der Union angewandt. Das Eingeborenen-Landgesetz (Gesetz Nr. 27 von 1913) verkündet das Prinzip, daß Europäer und Eingeborene Farmen als Grundeigentum besitzen dürfen, jedoch jede Rasse in besonderen Gebieten. Es wird als unerwünscht betrachtet, daß Weiß und Schwarz durcheinander wohnen.

In den Städten sieht das Eingeborenen-Stadtgebiet-Gesetz (Gesetz Nr. 21 von 1923; Nr. 672 von 1924 und Nr. 25 von 1930), außer in ganz besonderen Fällen, eine Trennung des Zusammenwohnens von Weiß und Schwarz vor. Dies erleichtert einerseits die Verwaltung und gibt weiter die Möglichkeit, geeignete Maßnahmen für die unhygienischen Negerwohnviertel zu treffen. Außerdem kann dadurch bei dem Neger, der außerhalb seiner Stammverwandtschaft lebt, der Stolz auf seinen eigenen Wohnkreis geweckt und sein soziales Leben erleichtert und verbessert werden.

2. Soziale Segregation: Das Immoralitätsgesetz von 1927 bestimmt, daß Ehen zwischen Weißen und Schwarzen verboten und geschlechtliche Beziehungen als kriminelle Straftaten betrachtet werden. Als Strafe kommt Gefängnis bis zu fünf Jahren in Betracht. Im täglichen Leben wird die soziale Segregation jedoch in einem viel weiteren Sinne angewandt. Es besteht faktisch kein sozialer Umgang zwischen beiden Rassen. Dieser natürliche Unterschied, der in Südafrika gemacht wird, kann im gewissen Sinne mit den sozialen Klassenunterschieden Europas verglichen werden, mit der Bemerkung jedoch, daß er am Kap auf einer wesentlichen Inferiorität der einen Rasse gegenüber der anderen beruht. Diese soziale Segregation wird gewünscht und stimmt mit den Idealen beider Rassen überein.

3. Es besteht eine Art partielle ökonomische Segregation, die als Grundlage und Ausgangspunkt jeglichen Planes oder Verfahrens zur Lösung der Negerfrage ins Auge gefaßt werden muß. Das liegt in der Entwicklung der Eingeborenengebiete selbst. Es würde ein ernster Fehler sein, zur Verwirklichung der territorialen Segregation oder zur Schaffung einer Existenzquelle dem Eingeborenen mehr Boden zu überlassen. Einmal ist der Bodenwert in Südafrika bereits sehr

1) *Man muß sich natürlich klar darüber sein, daß auch dies nur eine Übergangslösung für einige Generationen sein kann. Tatsächlich bedeutet sie eine Stärkung des Eingeborenen: es werden ihm die Waffen der Zivilisation in die Hand gegeben; durch die damit verbundene Entwurzelung werden Energien ausgelöst, über deren Richtung man sich keiner Täuschung hingeben sollte.* *Die Schriftleitung.*

hoch; außerdem vermag der Neger infolge seiner unwirtschaftlichen und primitiven Methoden aus dem Boden nicht den größtmöglichen Ertrag zu erzielen. Der gemeinsame Grundbesitz, der seinen Stammesbräuchen entspricht, soll nicht ausgebreitet, sondern der Eingeborene muß ermutigt werden, mehr persönlichen Grundbesitz zu schaffen. Dies wird dann zur Erzielung besserer Ergebnisse wiederum ein Ansporn sein.

Obwohl die Neger nur etwa 12% des Landes besitzen (von den den Weißen verbleibenden 88% ist die Hälfte allerdings unbewohnbar), muß darauf hingewiesen werden, daß die Negerreservate und Eingeborenengebiete zu den fruchtbarsten Teilen Südafrikas gehören. Diese Gebiete sind entwicklungsfähig; ihre Möglichkeiten müssen bis zum Äußersten ausgenutzt werden. Es kann jedoch nur geschehen, wenn man den Eingeborenen bessere landwirtschaftliche Methoden beibringt. Ihre Bräuche und Überlieferungen bieten dazu vielerlei Anknüpfungspunkte, wie z. B. das obenerwähnte Gesetz, daß kein Mitglied mit der Bearbeitung seines Ackers beginnen darf, bevor nicht der „Häuptling" das Zeichen dazu gegeben hat. Landwirtschaftliche Sachverständige könnten auf dem Acker des Häuptlings die elementarsten Grundsätze der Landwirtschaft vorführen; das Volk würde daraus die Lehre ziehen, daß die besseren Ergebnisse nicht durch übernatürliche Mächte oder Einwirkung von Geistern, sondern durch die Anwendung leicht erklärlicher wissenschaftlicher Grundsätze erzielt werden. Deswegen gilt es, den Neger vor allem dazu anzuhalten, Tragfähigkeit und Ertrag seiner Ländereien zu steigern und seinen Viehbestand statt als religiösen und unökonomischen Faktor als ökonomisch wertvollen Besitz zu betrachten und zu verbessern.

Eine erste Pflicht des Staates ist es, für einen stabilen Arbeitsmarkt Sorge zu tragen, durch welchen jedes Gemeinschaftsmitglied die Möglichkeit findet, seine Existenz zu sichern. Die Entwicklung der Eingeborenengebiete wird die Möglichkeit, dies zu verwirklichen, näherbringen, weiter den periodischen Zustrom in die Städte herabmindern und dazu noch eine Entlastung des Arbeitsmarktes zur Folge haben. Der Neger in der Stadt wird sich höhere Fähigkeiten aneignen und dadurch wieder bessere Löhne erzielen. Die schwarzen Arbeiter werden sich mit der Zeit aus der Masse ihrer Rassengenossen mehr und mehr herauskristallisieren und die ungelernten Neger der Reservate können dann auf den Farmen die Arbeiten verrichten, mit denen sie vertraut sind. Die Entwicklung der Reservate wird weiter zu größerem Wohlstand führen und ihrerseits die Arbeiter aufnehmen, die zeitweise den Arbeitsmarkt in den Städten überfüllen. Der Eingeborene lebt heute noch in einer Welt von Gegensätzen. Die Zeit ist zweifellos eine Übergangsperiode. Sein Lebenssystem, das reaktionär, konservativ und gegen jeden Fortschritt gerichtet ist, muß der höheren Kultur angepaßt werden[1]).

1) *Wir fürchten, daß die Entwicklung ganz andere Bahnen einschlagen wird, als sie von den Befürwortern der Segregation angenommen werden.* *Die Schriftleitung.*

Zweifellos ist diese Entwicklung der Eingeborenengebiete Südafrikas notwendig. Ebenso notwendig jedoch ist auch die Erziehung des Negers selbst. Eine weitere Erziehung der Schwarzen würde für den Weißen keinen Verlust an Arbeitsmöglichkeiten bedeuten, im Gegenteil, die ersteren unentwickelt und arm zu lassen, kann der Union wirtschaftlich nichts nutzen. Eine Aufbesserung ihrer Stellung sowohl als Konsumenten wie als Produzenten wird den Weißen nur zugute kommen. Die beiden Haupterzeugnisse der Eingeborenengebiete sind Mais und Kaffernkorn. Jedoch muß jährlich noch eine beträchtliche Menge dieser Nahrungsmittel eingeführt werden. In Natal und Zululand bepflanzen die Eingeborenen bereits eine Fläche von rund 7000 acres mit Zuckerrohr. Als Wollproduzenten lieferten die Eingeborenen, die auf den Farmen der Europäer ansässig sind, 1930 1 493 265 Pfund Wolle, die Eingeborenen der Reservate und Lokationen 16 781 965 Pfund Wolle.

Was nun die Kultur des Negers anbelangt, so gibt es darin viel Gutes und Schönes, das nicht vernichtet werden darf. Die moralischen wie auch die Lebensanschauungen des Negers unterscheiden sich natürlich in vieler Hinsicht völlig von den unsrigen. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß es Jahrhunderte, ja Jahrtausende gedauert hat, bevor unsere Kultur ihre heutige Form erreichte. Im Hinblick darauf, daß die primitive Lebensweise des Negers der des weißen Mannes um Jahrhunderte nachsteht, kann eine Schulerziehung, die für die westliche Zivilisation bestimmt und geeignet ist, den Eingeborenen nicht oder nur wenig von Nutzen sein.

Es ist weiter nur allzu wahr, daß primitive Rassen viel schneller die schlechten als die guten Eigenschaften des Europäers annehmen. Eine europäische Erziehung zu der primitiven Lebensanschauung des Negers — das kann nur dazu führen, aus dem Eingeborenen ein unausgeglichenes Geschöpf zu machen. Aber nicht nur soziale Erziehung, sondern auch Facherziehung ist für den Neger eine grundsätzliche Forderung. Soziale Erziehung ohne Berufserziehung bietet keine oder nur wenig Entwicklungsmöglichkeiten. Das beste, was der Europäer für den Eingeborenen tun kann, ist: ihm die Entwicklungsmöglichkeiten jener Fähigkeiten zu bieten, die seinen Lebensstandard verbessern und zu gleicher Zeit die wirtschaftliche Ausnutzung seiner Gebiete steigern. Aus eigener Anstrengung kann der Neger sich dann allmählich zu höherem Unterricht und zu weiterer Entwicklung emporarbeiten; die nunmehr technisch und wissenschaftlich entwickelten Eingeborenen werden dann auch unter ihren eigenen Rassengenossen ein besseres und größeres Arbeitsfeld finden. Der Weg Südafrikas geht über eine lange Erziehung zu einem Verstehen der Eigenart des anderen.

Wird Südafrika ein Land des weißen Mannes bleiben? Das ist die brennende Frage, die letzten Endes als eine drohende Gewitterwolke am sonnigen Himmel dieses Landes aufsteigt. Nicht weniger als die Zukunft der weißen Rasse und mit ihr der europäischen Kultur in der südlichen Hälfte des schwarzen Erdteils ist damit aufs allerengste verknüpft.

Kurze Bibliographie

der wichtigsten, in den letzten 5 Jahren erschienenen Literatur über Südafrika.

„Nederland-Zuid-Afrika, Gedenkboek 1881—1931", Amsterdam 1931. — *Beukes, W. T. H.*, „Der Häuptling in der Gesellschaft der Süd-, Ost- und Zentralbantuvölker", Diss. phil., Hamburg 1931. — *Brookes, E. H.*, „Native Education in South Africa", Pretoria 1930. — *Soga, J. H.*, „The South-Eastern Bantu", Johannesburg 1930. — *Kirk, J.*, „The Economic Aspect of Native Segregation in South Africa", Kapstadt 1930. — *Lebzelter, V.*, „Rassen und Kulturen in Südafrika", I u. II, Leipzig 1930—1934. — *Seekirchner, A.*, „Die geographischen und geopolitischen Grundlagen der südafrikanischen Ruinenkultur", Diss. phil., München 1933. — *Cohn, E.*, „Die südafrikanische Union, ihre Verfassung und Stellung im Rahmen des britischen Reiches", Berlin 1933. — *Hanisch, H.*, „Südafrika im britischen Weltreich", in Zeitschr. für Geopolitik 1932, Heft 9. — *Louw, E. H.*, „The Economic and Political Problems of the Union of S.A.", in Great Britain and the Dominions, Chicago 1928. — Coming of Age. Studies in S.A. Citizenship and Politics. Herausg. v. *E. H. Brookes*, Capetown 1930. — *Hattersley, A. F.*, „South Africa, 1652—1933", London 1933. — *Narath, R.*, „Die Union von Südafrika und ihre Bevölkerung", Leipzig 1930. — *Krüger, H. K. E.*, „Bevölkerungs- und Rassenprobleme in Südafrika", in Jahrb. f. nat. Ökonomie u. Statistik, Bd. 129, Jena 1928. — *Smuts, J. C.*, „Africa and some Worldproblems", London 1931. — *Hofmeyr, J. H.*, „Suid-Afrika", London 1932. — *Nienaber, G. S.*, „Die Afrikaanse Beweging" I, Pretoria 1931. — *Gey van Pittius, E. F. W.*, „Nationality within the British Commonwealth of Nation", London 1930. — *Jordaan, M.*, „Die Schafzucht in der südafrikanischen Union", Diss. phil., Leipzig 1932. — *Rosenzweig, A.*, „Die Arbeiterbeschaffung für die Goldminen des Witwaterrandes in S.A.", Diss. phil., Berlin 1933. — *Dawson, E. S.*, „Farm management in S.A.", Johannesburg 1932. — *Sutherland, A. C.*, „The Goldressorts of the World", Pretoria 1931. — *Whitfield, G. N. B.*, „South African Native Law", Kapstadt 1932. — *Arndt, E. H. D.*, „Banking and Currency Development in S.A.", Capetown 1928. — *Westermann, D.*, „The African to-day", London 1934. — *Breyne, M. R.*, „Deutschlands Anteil an der Besiedlung S.A.s", I u. II, in Zeitschr. für Geopolitik 1930, Heft 7 u. 8. — Derselbe, „Das neue Südafrika, Volk, Land und Literatur", in Österr. Monatshefte, 5. Jahrg., Juli/August 1929. — *Serton, P.*, „Zuid-Afrika, een econom.-geograf. Studie", in Tijdschr. voor Econom. Geogr., 24. Jahrg., I u. II, 1933, — *Lomberg, C.*, „Südafrika und seine Landwirtschaft", Berlin 1932. — *Coetzee, J. A.*, „Nasie-Wording in S.A.", Potchefstroom 1931. — *Martens, O.*, und *O. Karstedt*, „Afrikanisches Handbuch für Wirtschaft und Reise", Berlin 1930.

ALBRECHT HAUSHOFER:
Erdumspannender Bericht

Eine größere Auslandsreise des indopazifischen Berichterstatters führt dazu, daß der Berichterstatter des atlantischen Bereichs ausnahmsweise die Pflicht hat, nicht nur für die Ordnung seines eigenen Weltbildes, sondern auch für den laufenden Bericht in den indopazifischen Raum hinüberzugreifen. Dabei aber möge ihm gestattet sein, anzuknüpfen an eine Bemerkung des letzten indopazifischen Berichtes: jene, wo die Großräumigkeit und Großstiligkeit der pazifischen Lebensvorgänge hervorgehoben wurde gegenüber der kleinräumigen Enge dessen, was sich im europäischen Ausgangsgebiet der atlantischen Dynamik abspielt.

Wir werden in diesem Bericht einiges an großräumigen Verkehrsvorgängen friedlicher und weniger friedlicher Art zu melden haben: amerikanische Flottenbewegungen vom Stillen zum Atlantischen Ozean; japanische Flottenbesuchsreisen nach dem vorderen Orient und dem Mittelmeer; australische Ministerfahrten die ostasiatische Küste aufwärts; englische Prinzenreisen von Südafrika nach Neuseeland und anderes mehr. Das alles sind Fahrten, die lange Frist benötigen. Auch unter Benutzung schnellster Verkehrsmittel ist der Stille Ozean noch ein weites Gewässer. Wie anders in Europa!

Der Berichterstatter hatte vor einigen Tagen den Genuß, in $4^3/_4$ Stunden reiner Flugzeit von Rom nach Berlin zu fliegen; und solcher Langstreckenflug gibt Anlaß zu manchem Überlegen. Aufstieg in Rom durch eine Nebeldecke, die gerade den Raum verhüllt, aus dem die latinische Bauernschaft gewachsen ist. Nach fünf Minuten Sonne. Freier Blick. Unter einem und vor einem ein Raum, der einmal das Gebiet von etwa sechs verschiedenen Völkerschaften war; zu einer späteren Zeit Kampfgebiet einer vielleicht noch größeren Zahl von Städten und Adelsherrschaften; noch später Königreich Neapel, Kirchenstaat und Großherzogtum Toscana... Assisi, Perugia, Trasimenischer See. Eine Viertelstunde später ahnt man von der Höhe des Appenin im Westen das Tyrrhenische Meer, im Osten die Adria. Bergfestungen liegen unter einem, ihrer Wehr entkleidet. Urbino, das Herrschaftsgebiet der Montefeltro; die kleine Bauernrepublik San Marino. Wer soll aus der Luft ihren Umfang und ihre Grenzen erkennen. Drei Minuten und man ist über sie hinweg. Fern im Südosten, hingelagert zwischen die schimmernden sibyllinischen Berge und das Meer die Hafensichel von Ancona. Irgendwo, unscheinbar in der Tiefe, der Metaurus, an dem mit Hasdrubals Tod der zweite Punische Krieg entschieden war; im Vorblick jener andere Fluß, den Cäsar überschritt, als er die Würfel warf. Zehn Minuten — alles vorüber. Der alte versandete Hafen von Ariminum (Rimini), das Kampfgebiet päpstlicher, französischer und venezianischer Truppen zu Zeiten des Borgia und des Rovere; der Badestrand von Riccione jüngeren Angedenkens; Ravenna, die wasserumgürtete, heute in jedem Sinn verlandete letzte Hauptstadt des

Römischen Reiches, Zufluchtsort römischer Kaiser, Mittelpunkt frühvergangener germanischer Herrschaft im Südland... Eine Viertelstunde! Dann fliegt man über das amphibische Mündungsgebiet des Po, im Vorblick erscheint schimmernd der Alpenbogen, im Rückblick ahnt man südostwärts die adriatische Gegenküste — und schon leuchtet aus der Tiefe der glänzende Aufriß von Venedig. Neunzig Minuten — das war die Mitte, das Rückgrat von Italien. Nach kurzem Rasten ein steiles Klettern in die Höhe. Rückwärts verschwindet Venedig, von dem Geschichte sagt, daß es unangreifbar war im Schutz seiner Lagunen. Ein schmaler Gürtel bis zum Alpenrand. In der Tiefe das weite verwilderte Bett des Piave, wirksamer Schutz noch gegen die große Offensive des Jahres 1917; in einer am Gebirgsrand aufsteigenden Wolkenwand verschwinden jene steilen Kalkköpfe, an denen sich das Vorwärtsdrängen tapferer Gebirgstruppen festbiß und brach. Ein paar Minuten weiter — das Becken von Belluno. Der Höhenzeiger steigt. Tief unten windet sich die Straße, die einstmals in wochenlanger Mühe den Wagenverkehr von Venedig nach Oberdeutschland trug. Das Flugzeug kümmert sich nicht um Täler, Pässe und Gipfel. Ein leichtes Schwanken, unmittelbar unter einem steigt der mächtige Klotz des Monte Pelmo empor, lohnendes Ziel für den erprobten Alpinisten. Die Falzarego-Straße; in der Tiefe Cortina. Dann das Kampfgebiet der Tofana. In wenigen Augenblicken flitzt man über die so hart umkämpften Gipfel. Stille ladinische Täler, die Sprachgrenze; links die glänzende Mamolata. Dann in der Tiefe das Pustertal. Noch einmal steigt das Flugzeug. Es kümmert sich nicht um den Brenner, nicht um die Gletscher der Zentralalpen, nicht um die Landesgrenze; über den Schwarzenstein hinweg gewinnt es die obersten Bögen des Zillertales; fünf Minuten weiter: Innsbruck zur Linken, Kufstein zur Rechten, der Achensee —; vierzehn Minuten: das war Tirol, der Rest, der bei Österreich verblieben ist. Ein langsames Gleiten nach abwärts: bayrisches Bauernland mit schimmernden Seen. Ein leichtes Aufsetzen: München-Oberwiesenfeld. Neunzig Minuten: das waren die Alpen an ihrer breitesten Stelle. Kurze Mittagsrast im Münchner Flughafen, dann geht es wieder aufwärts. Leichte Wolken, Wärme und Motorengeräusch vermindern die Aufmerksamkeit. Man vergißt auf die Uhr zu sehen. Die Donau hatte man noch erkannt... Nach einer scheinbar kurzen Spanne Zeit wird es wieder klarer, man sieht hinab und versucht sich zurechtzufinden. Im Rückblick, schon ziemlich weit eine Großstadt; voraus das Band eines Stromes, in den ein kleinerer Fluß mündet, Nadelwälder in der Tiefe. Das Zeitgefühl sucht nach einem Anhalt: Nürnberg—Fürth? Der Main? Eine Täuschung. Hinter uns liegt schon Leipzig, vor uns die Elbe. Wittenberg, Jüterbog, Luckenwalde — das große Häusermeer von Berlin. Einhundertfünf Minuten für Deutschland — gewiß nicht in seiner ganzen Ausdehnung, aber doch in einem großen Teil davon zwischen München und Berlin. Man steigt aus und fährt nach Hause; und irgendwo fragt man sich: warum eigentlich nicht zum Abendessen in Stockholm?

Vielleicht muß der Berichterstatter seine Leser um Verzeihung bitten, daß er seinen Bericht, aus dem sie mit Recht Tatsachen, allgemeingültige Tatsachen zu erfahren wünschen, mit den Impressionen eines Fluges beginnt, der nach neueren Begriffen der Flugtechnik nicht einmal ein Fernstreckenflug ist; eine Linie, die mit festem Fahrplan regelmäßig beflogen wird... Nicht ganz fünf Stunden, bei gutem Wetter, sechs oder sieben bei schlechtem. Aber welcher Wechsel von Landschaft und Menschen drängt sich in diese Stunden zusammen. Latium, Toscana, die Apenninen; die Romagna und Emilia, Venetien und die Alpen; Oberdeutschland, Mitteldeutschland, Brandenburg. Dutzende von historischen Einheiten, Stämme, Völker, Staaten; Zugstraßen von Handel und Verkehr, lebende und gestorbene Häfen, lebende und gestorbene Mittelpunkte der Wirtschaft, Kampfstätten von Dutzenden von Kriegen; Schlachtfelder Hannibals und Gustav Adolfs, und alles dessen, was zwischen ihnen liegt. Eine ungeheure Fülle toten und lebendigen Lebens für den, der zu sehen weiß, der seine Sprache auch im surrenden Rhythmus des Motors noch hört. Eng zusammengedrängt, klein geworden, unendlich gefährdet... Eine schwere Verantwortung für alle die, denen es obliegt, über das künftige Schicksal dieses klein gewordenen Erdteils zu entscheiden, dessen Vielfalt einmalig ist gegenüber den großen Weiten etwa der amerikanischen oder asiatischen Kontinentalgebiete, sogar noch gegenüber dem, was Japan heute als Zone der Sicherung um seinen gleichfalls kleinräumigen und vielgestaltigen Reichskörper zu legen bemüht ist.

Damit aber müssen wir von den Inpressionen eines Fluges zu den Tatsachen eilen und versuchen, zunächst aus den großräumigen Gebieten um den Stillen Ozean an neuen Tatsachen zu melden, was zu melden ist. Es ist nicht allzuviel und birgt für den eigentlichen pazifischen Kampfbereich nur Bestätigungen dessen, was in früheren indopazifischen Berichten gesagt ist. Daß Japan bestrebt ist, abwechselnd durch Freundlichkeit und Drohung, den Ring möglicher Gegner zu sprengen, ist unseren Lesern bekannt. Der ernsthafte Wille zur Gegnerschaft gegen Japan ist freilich auf allen Seiten eine anzweifelbare Größe. Vor allem auf angelsächsischer Seite — wo die Kampfmaßnahmen (Singapore, amerikanischer Flottenbau) auf lange Sicht, und zwar ausschließlich defensiv, betrieben werden — ist es durchaus nicht bloßer Cant, wenn immer wieder von der Erhaltung des Friedens gesprochen wird. Die Rückverlegung der nordamerikanischen Flotte aus dem Stillen Ozean in den Atlantischen ist keineswegs bloß angekündigt worden; sie wird auch durchgeführt. Seit Mitte April befinden sich die pazifischen Einheiten der amerikanischen Flotte auf dem Weg zum Panamakanal oder bereits im Karibischen Meer. Eine Demonstration, wenn man in friedlichen Zeiten lebt; mehr als eine Demonstration, wenn man nicht so ganz an friedliche Zeiten glaubt. Zumal dann, wenn zu gleicher Zeit bekannt wird, daß der Präsident der Vereinigten Staaten bereit ist, eine für die Philippinen sehr viel günstigere Unabhängigkeitsbill vorzulegen, als die letzte, von den Philip-

pinen abgelehnte, war; wenn zugleich in Japan Erklärungen abgegeben werden, die früher oder später zu einer ausgeprägten ostasiatischen Monroe-Doktrin führen werden, und zunächst das Ziel haben, westlichen Mächten klarzumachen, daß bei aller Wertschätzung für die kulturfördernde Wirksamkeit fremder Missionare, Schulen und Kredite in China die gleiche Wertschätzung auf die Lieferung von Waffen und Flugzeugen nicht ohne weiteres ausgedehnt werden könne. In der Sprache dessen, der nicht auszusprechen pflegt, was er wirklich will, zugleich eine Frage an die Mächte, wann eigentlich die Anerkennung von Mandschukuo erfolgen werde, ohne die eine gesamtpazifische Übereinkunft mit Japan nicht zu haben sein wird. Für die Völkerbundmächte des Lytton-Berichts keine ganz leichte Sache!

Die schärfsten japanischen Äußerungen zur nicht vorhandenen Unabhängigkeit von China sind freilich rasch dementiert worden. Aber was besagen Dementis? Sie zeigen zunächst fast immer, daß etwas Reizvolles vorgegangen ist: ob sie nun den angeblich geplanten Besuch des jungen Kaisers von Mandschukuo bei den Gräbern seiner Ahnen (bei Peking) betreffen oder den angeblichen Ankauf der Insel Timor durch England, oder die angeblichen Durchstichpläne des Isthmus von Krah... Dergleichen hat immer seine Hintergründe.

Anderes wird deutlicher sichtbar: die Ausdehnung des Eurasia-Flugdienstes von der Grenze der Mongolei quer durch China bis nach Kanton gehört ebenso zu den japanfremden Vorgängen im Fernen Osten wie die Konzentration der russischen Luftflotte im Baikal- und Amurgebiet. Sie sind vielleicht die reizvollsten Ereignisse im Bereich des Flugwesens, in dem es sowieso fast immer etwas Neues gibt, und meistens etwas, das geopolitische Bedeutung hat. Wir nennen hier die neue Beschleunigung der englischen Luftdienste nach Afrika und Asien; aber auch im Heimatland die Neueinrichtung eines Flugdienstes London—Belfast, der im Hinblick auf die Schwierigkeiten mit De Valera nicht ohne symbolische Bedeutung ist. Ausgeprägte Schwierigkeiten mit seinem Flugwesen hat dagegen der amerikanische Präsident, der bei dem an sich begreiflichen Versuch, den amerikanischen Verkehrsflug aus den Händen zahlreicher Privatgesellschaften in staatliche Regie (durch Militärflieger) zu übernehmen, einigermaßen vom Pech verfolgt worden ist. Es gab zahlreiche Unfälle, die öffentliche Meinung erhob Sturm, und der Präsident erlitt eine fühlbare Schlappe, die zusammen mit seiner Niederlage in der Lorenzstromfrage und seinem Zurückweichen in der wirtschaftspolitischen Gesetzgebung seine Stellung gegenüber dem wiederwahlbedürftigen Parlament nicht gerade stärkt. Darüber helfen auch freundliche Gesten nach außen, wie in der Philippinenfrage, wie mit dem Flottenrückzug, nicht hinweg.

Freundliche Gesten, und manchmal mehr als das, sind auch die Besuchsreisen, deren Meister die Angehörigen des englischen Königshauses sind. Der gleiche Prinz, der in Südafrika die Aufgabe hatte, Negerhäuptlinge zu besuchen, wird sich weiter

nach Australien und Neuseeland einschiffen und nebenbei auch die Fidjiinseln mit seinem Besuch beehren. Eine Reise für „Empire good will" ebenso wie die Vortragsreisen des ehemaligen australischen Ministerpräsidenten und jetzigen Vertreters in London, Bruce, der zunächst in seiner Heimat, dann aber im weiteren Bereich des Empire für eine gemeinsame Wirtschaftsplanung des gesamten Reichskörpers wirbt, die weit über das in Ottawa Erreichte, ja sogar Angestrebte hinausgehen soll. Welche Spannungen er dabei schon im eigenen Heimatland zu überwinden haben mag, dafür ist eine andere Reise bezeichnend: die einer australischen Mission, welche mit dem Außenminister an der Spitze die benachbarten pazifischen Länder, Niederländisch-Indien, Malaya, China und Japan, besucht, um die vorhandenen Wirtschaftsbande zu festigen und freundlich zu unterbauen. Nicht ganz zur Freude von Lancastershire. Aber was kann man dagegen machen, wenn heute ein volles Drittel des australischen Außenhandels bei günstiger Handelsbilanz nach den genannten vier Ländern geht — gegenüber einem Fünfzehntel oder Zwanzigstel in der Vorkriegszeit. Gewiß liegen Dauerspannungen sehr tiefliegender Art zwischen dem menschenarmen Australien und den überfüllten ostasiatischen Räumen; aber warum sollte man nicht für die Gegenwart versuchen, zu freundlichen Abkommen zu gelangen? So ist diese australische Reise nach Japan eine reine Friedensmission ohne aufregende Hintergründe. Ob man — angesichts der japanischen Konzessionen in Abessinien — das gleiche von der japanischen Flottenreise wird sagen können, die unter auffälliger Vermeidung britischer Häfen den vorderen Orient und das Mittelmeer bereisen soll, ist eine andere Frage. Die freundlicheren Töne, die im Verkehr der alten afrikanischen Kolonialmächte rund um Abessinien untereinander erschallen, lassen den Schluß zu, daß man die Gefahr des Nichtalleingelassenwerdens wittert und sich dagegen zur Wehr setzt. England hat in aller Stille am Ausgang des Roten Meeres einen beträchtlichen Erfolg erzielt: der lange Streit mit dem Imam Yahia von Yemen um das Vorland von Aden und die Grenze gegen Hadramaut ist geschlichtet. Der Text des Vertrages wird noch geheimgehalten; doch scheint ein dauerhafter Frieden erreicht zu sein. Unklar ist, was an der Nordwestgrenze von Yemen vorgeht. Hier scheint der Emir von Asir zu versuchen, sich dem Geschlucktwerden, sei es durch das Wahabitenreich Ibn Sauds, sei es durch Yemen, dadurch zu entziehen, daß er die beiden immer in Krieg gegeneinander zu verwickeln strebt. Geopolitisch gesehen, ist ein Nebeneinander der beiden Araberreiche auch auf lange Sicht durchaus möglich. Die seßhafte Berglandbevölkerung von Yemen ist etwas anderes als das arabische Steppenvolk des Wahabitenreichs; entscheidend ist vor allem der Gesichtspunkt, daß mit einiger Sicherheit — ähnlich wie in dem Konflikt zwischen Bolivien und Paraguay — gesagt werden kann, daß weder die Kräfte Yemens ausreichen, um das Wahabitenreich zu unterwerfen, noch die Kräfte Ibn Sauds, um das dichtbevölkerte Bergland von Yemen zu erobern. Ein Ausgleich, an dem zum mindesten die eng-

lische Politik interessiert ist, ist daher früher oder später wahrscheinlich, ob man sich längere bewaffnete Kämpfe leisten wird oder nicht.

Der Verkehr durch das Rote Meer und den Suezkanal im Jahre 1933 zeigt ebenso wie der durch den Panamakanal eine leichte Zunahme. Aus der Suezkanalstatistik für 1933 ist der leichte Rückgang der japanischen Flagge bemerkenswert. Aller Wahrscheinlichkeit nach eine Folge der hohen Kanalgebühren.

Im östlichen Mittelmeergebiet sind einige Vorgänge im Dodekanes bemerkenswert. Die seinerzeit im Krieg gegen die Türkei von Italien besetzten Inseln der Rhodosgruppe sind nun einmal von Griechen und nicht von Italienern bewohnt. Eine lebhafte gesamtgriechische Propaganda — fußend auf einem sehr klaren Grund, dem Volksbewußtsein jenseits der Staatsgrenze, — hat auch Rhodos ergriffen und zu blutigen Unruhen geführt. Diese wurden natürlich niedergeschlagen; der Versuch, sie zu verheimlichen, ist nicht ganz gelungen. Es muß auffallen, daß diese Vorgänge im Ägäischen Meer von der englischen Presse mit einiger Breite behandelt werden; es ist gar nicht so lange her, da spielten ganz ähnliche Vorgänge sich auf Zypern ab. Auch Zypern hat bekanntlich griechische Bevölkerung; nur steht es unter englischer Herrschaft, nicht unter italienischer, und ist der beherrschende englische Flottenstützpunkt im östlichen Mittelmeer, heute schon wichtiger und bedeutsamer als Malta. Daß den Italienern auf Malta — freilich unter den urbaneren Formen, mit denen England solche Dinge zu behandeln pflegt — etwas durchaus Ähnliches geschieht, wie den Griechen auf Rhodos durch Italien, ist eine reizvolle Tatsache — ebenso reizvoll wie die andere, daß gelegentlich der Maltaunruhen gerade die englische Presse mehrmals das italienische Verfahren in Südtirol zum Vergleich herangezogen hat.

In Italien hat eine große Volksabstimmung Mussolinis Herrschaft bestätigt. Daran war niemals ein Zweifel, daß es so kommen würde. Über die Art, wie solches Ergebnis zustande kommt, aber mag man nachdenken, wenn man die Ziffern aus den Gebieten liest, in denen die von Italien unterdrückten deutschen und slawischen Volksgruppen sitzen: Südtirol und Istrien. Die Nein-Stimmen gegen die faschistische Liste betrugen in Südtirol 516 und in Istrien nicht mehr und nicht weniger als 9. Es wäre reizvoll, zu wissen, wie man im Palazzo Venezia über den inneren Wert solcher Ziffern denkt.

Ein merkwürdiger Vorgang aus der Schweiz soll nicht vergessen werden. An der Spitze der Genfer Regierung steht Herr Nicole, ein Marxist ziemlich scharfer Tonart — der Urheber jener Straßenunruhen, welche im vorigen Jahr das friedliche Staatsbürgerbewußtsein der Schweiz erschreckten. Herr Nicole ist nunmehr das Haupt des Genfer Kantons und wollte einen Vortrag in dem benachbarten Wallis halten. Das Wallis ist katholisch-konservatives Bauernland sowohl in seinem französischen wie in seinem deutschen Teil und betrachtet den Chef der Genfer Regierung als unwillkommenen Gast. Und so geschieht es, daß ein Schweizer Kanton dem Re-

gierungshaupt eines anderen Kantons die Einreise verweigert; gewiß ein Vorgang, der in einem seltsamen Verhältnis zu der so laut betonten Schweizer Freiheit und Freizügigkeit steht. Ein Krisenzeichen und nicht das erste (wobei wir volles Verständnis für die abwehrende Haltung der Walliser Bauernschaft haben!).

Starkes Vordrängen kirchlich-konservativer Kräfte zeigt die Entwicklung Spaniens, freilich auch — durch Pariser Parallelvorgänge gestützt — einen immer wieder aufflackernden und keineswegs mit Legalitätsbedenken gehemmten Widerstand der Linken. In Frankreich treten dabei rigionalistische Gesichtspunkte zum mindesten nicht in den Vordergrund; in Spanien ist jede grundsätzliche Entscheidung mit regionalen Schwierigkeiten verknüpft, sei es, daß Katalonien, sei es, daß die baskischen Provinzen grollen und drohen.

Die französische Außenpolitik ist unter Ausnutzung der ostasiatischen Spannungen zu neuer europäischer Aktivität übergegangen. Ein starres Nein in der Abrüstungsfrage wird verbunden mit der Neufestigung alter Bündnisse. Die Reisen Barthous nach Warschau und Prag sprechen eine deutliche Sprache; wenn eine Völkerbundsreform kommt, so wird Polen seinen Großmachtanspruch nicht nur stellen, sondern anerkannt finden. Daß die französische Außenpolitik bestrebt ist, unter Ausnutzung der deutsch-italienischen Meinungsverschiedenheiten über Wien jegliches Zusammenspiel Deutschlands und Italiens auch im weiteren Donauraum zu stören, ist fast zu bekannt, als daß wir darüber sprechen müßten. Sorge bereitet ebenso der Pariser Politik wie dem tschechischen Außenminister die unsichere Lage Rumäniens, wo ein eben verhinderter Gewaltstreich unbehagliche Gedanken darüber weckt, was hätte geschehen können, wenn ...

Aus der Sowjetunion kommen nach wie vor Meldungen von Nahrungsmittelnot und wirtschaftlichen Schwierigkeiten, die ebenso wie frühere gleicher Art in ihrer politischen Auswirkung nicht überschätzt werden dürfen, so grauenvoll die sich darin bergende Not für die davon betroffenen Menschen, Hunderttausende und Millionen, auch sein mag.

Ein seltsames Widerspiel zu diesen russischen Meldungen geben andere, die aus Brasilien kommen. Zur Freude der dortigen Kaffeepflanzer soll es gelungen sein, aus Kaffeebohnen einen nützlichen und wirksamen Dünger zu bereiten. Wenn es richtig ist, dann eröffnet sich für den brasilianischen Kaffeeüberschuß eine Verwendung, die immer noch besser ist als die bisherige: als Feuerungsmaterial für Lokomotiven und Gratisfutter für die Haifische des Atlantischen Ozeans. Ein kleiner Beitrag zum Thema Weltwirtschaft; keineswegs neu, aber auch keineswegs veraltet. — An sonstigen Meldungen aus Südamerika verzeichnen wir erfolgreiche brasilianisch-französische Wirtschaftsverhandlungen; einen beiderseits befriedigenden Handelsvertrag zwischen Peru und Chile; den projektierten Bau einer Straße von Iquique nach Oruro, welche der bolivianischen Bergbauprovinz einen unmittelbaren Zugang zum Stillen Ozean vermitteln soll; schließlich den Abschluß der

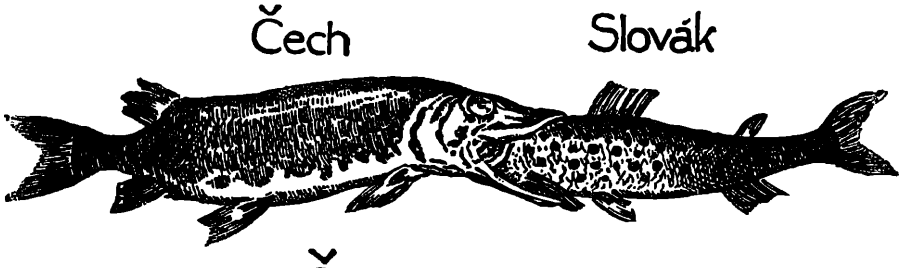
latein-amerikanischen Handelskonferenz in Valparaiso, die eine Fülle kleiner Erleichterungen im südamerikanischen Binnenverkehr gebracht hat und für die Zukunft die Einführung einer Südamerikaklausel bei allen von südamerikanischen Staaten abzuschließenden Handelsverträgen empfiehlt. Ein Wunschbild, bei dem angelsächsische Wirtschaftsinteressen wohl einiges mitreden werden. Roosevelt hat vom Kongreß zwar nicht die ganze Freiheit für Tarifverhandlungen erlangen können, die er haben wollte, aber doch einen erheblichen Teil davon. So ist von Amerika eine aktivere Handelspolitik und zugleich eine beweglichere zu erwarten.

Auch die britische Wirtschaftspolitik ist nicht müßig; ob es sich nun um die Förderung der Bruce-Empire-Pläne handelt oder um Verhandlungen mit den nordwesteuropäischen Staaten oder um die Verteidigung der Baumwollinteressen von Lancastershire. Die innere Wirtschaftslage zeigt in England einen deutlichen Aufstieg (ein Budget wie das eben von Chamberlain vorgelegte spricht eine deutliche Sprache). Aber gerade in der beginnenden Besserung zeigt sich eben, daß gewisse Grundindustrien des alten englischen Bestandes nur zum Teil wieder belebt werden können: dazu gehört ein guter Teil der Textilwirtschaft; vor allem aber beträchtliche Teile des Bergbaues, in erster Linie des Kohlenbergbaus von Wales und Nordostengland (Durham). Hier handelt es sich um Gebiete, denen nur durch Umsiedlung zu helfen ist. Eine Erkenntnis, die in jedem Fall bitter ist und immer das Wissen um unaufhaltsamen Niedergang zum mindesten eines Teilgebietes einschließt. Darum wehrt man sich auch so lange gegen die Erkenntnis, bis auch die mögliche Hilfe für die betroffenen Menschen zu spät kommt. Ein anderes notleidendes Gebiet der englischen Wirtschaft schöpft freilich neue Hoffnungen aus der Tatsache, daß der im Höhepunkt der Krise eingestellte Bau des riesigen Cunard-Dampfers in Clydeside wieder aufgenommen worden ist. Gegenüber dem leichten Aufstieg der Wirtschaft und einer gewissen innerpolitischen Beunruhigung, die nicht geleugnet, aber auch nicht überschätzt werden sollte, melden sich um so dringender in London die großen Reichssorgen; deren wichtigste heißt Indien.

Es ist nicht so sehr die Gefahr, daß über der Frage der indischen Verfassung die innere Einheit der jetzigen Regierung verlorengehen könnte, als die seit bald einem halben Menschenalter offen gelassene Frage nach dem, was nun in Indien werden soll, was gerade die Weitestblickenden beschäftigt. Man kann nicht ewig mit Ordonnanzen regieren. Nun prüft eine neue, aus den besten Köpfen des Reiches zusammengesetzte Kommission den White-Paper-Entwurf der indischen Verfassung. Zugleich aber geht die indische Kongreßpartei aus der starren (und bisher erfolglosen) wieder zur beweglichen Opposition über. Gandhi hat auf den Rest passiven Widerstandes verzichtet, der noch geblieben war; eine Neuformung der Swaraj-Partei ist in Vorbereitung, und die englische Regierung mußte wohl oder übel eine gewisse Bewegungsfreiheit gestatten, sobald man die neue Opposition mit Loyalitätserklärungen begann. Hier öffnet sich das Tor zu einem neuen Gefecht auf neu-

altem Boden. Daß der angloindischen Reichszentrale auch kleinere Sorgen nicht fehlen, dafür sorgt das Verhalten der zollautonomen Fürstenstaaten an der Westküste, die mit der Methode billiger Hafengebühr und ausgedehnter Schmuggeltoleranz den Großhäfen Bombay und Karachi eine ebenso unvorhergesehene wie unangenehme Konkurrenz machen. Auch hier ein Problem für kommende indische Verfassungsentwürfe!

Ein aufschlußreiches „Staatswappen"



„Čechoslovák."

Wer schon einmal einen Brief nach der Tschecho-Slovakei geschickt und das Bestimmungsland „Tschecho-Slovakei" geschrieben hat, wird bemerkt haben, daß solche Briefe meist nicht befördert werden. Denn der Bindestrich beleidigt das Auge der tschechischen Behörden, die mit allen Mitteln bestrebt sind, die Fiktion aufrechtzuerhalten, daß es ein einheitliches tschecho-slovakisches Staatsvolk gäbe. Beliebter ist der Bindestrich in der Slovakei. Denn dort ist man gerade entgegengesetzter Ansicht und stellt bei jeder Gelegenheit fest, daß die Slovaken zwar Staatsbürger des beiden slavischen Völkern gemeinsamen Staates seien, keinesfalls aber Tschechen. Man meldet sogar, wie das peinliche Mißgeschick, das erst kürzlich den slovakischen Autonomisten Hlinka statt des vorgesehenen Ministers auf die Tribüne einer Staatsfeier führte, deutlich beweist, äußerst nachdrücklich die Forderung auf eine weitreichende Autonomie innerhalb des tschecho-slovakischen Staates an. Diesem Geist ist auch eine der schlagkräftigsten politischen Karikaturen entsprungen, die uns dieser Tage aus der Slovakei zuging. Der Hecht „Cech" macht den lebhaften Versuch, die Forelle „Slovak" überzuschlucken. Da sie aber fast so groß ist wie er selbst, kann er sie nicht verdauen. Sie bleibt ihm fest im Halse stecken, und dieses Gebilde ist dann der „Cecho-Slovak". Eine böse Karikatur, die mehr sagt, als viele Leitartikel es könnten; eine Karikatur, die in der „auflüpfischen" Slovakei bald bekannter sein wird als das offizielle Staatswappen. Der Bindestrich lebt eben immer noch.

HEINZ KONRAD HAUSHOFER:

Das Problem des sozialen Raumes

„Wenn wir, Menschen der abendländischen Geschichtssphäre, vom Raume reden, so denken wir sicherlich in annähernd demselben Stil, so wie wir uns derselben Sprache und Wortzeichen bedienen, mag es sich um den Raum der Mathematik, Physik, Malerei oder der „Wirklichkeit" handeln, obgleich alles Philosophieren, das an Stelle dieser Verwandtschaft eine Identität des Empfindens statuieren will (und muß), etwas höchst fragwürdiges bleibt." (Spengler, Untergang des Abendlandes, I, S. 251.)

Obgleich Pintschovius sich gegen die Beugung unter das „perspektivische Sehen" verwahrt, wie er es bei Spengler findet, kamen wir nicht aus dem Banne des obenstehenden Zitates, als wir es unter den österlich kahlen Obstbäumen des Bodensees versuchten, dem Buch von Pintschovius gerecht zu werden[1]). Denn ohne Zweifel ist die Leistung von Pintschovius ein Stück jenes Philosophierens, das an der Herstellung eines identischen Empfindens beim Klang des Wortes „Raum" arbeitet. Wenn sich auch jedes Ergebnis dieser Denkarbeit zuerst gegen die oben ausgesprochene Fragwürdigkeit zu wehren haben wird, so ist doch andererseits ihre Notwendigkeit („die Identität muß statuiert werden!") unbestritten.

Will man diese „Fragwürdigkeit" näher bezeichnen, so ist sie — ganz unwissenschaftlich gesprochen — zum großen Teil durch die merkwürdige Irrealität der sozialwissenschaftlichen Theorie überhaupt ausgedrückt. Wir haben die Obstbäume des Bodensees, als sinnlichen Ausdruck des Gegensatzes zu dieser Irrealität, nicht zufällig genannt. Der Gegensatz zwischen der Forderung nach „Sinnlichkeit" in der Sozialwissenschaft und der tatsächlichen gläsernen Durchsichtigkeit ihrer Gedankengebäude ist auch Pintschovius wohl bekannt. Dieser lähmende Gegensatz (und manche andere Einwände gegen die heutige Möglichkeit der Sozialwissenschaft im bisherigen Sinne) führt sich bei Pintschovius gewissermaßen unterirdisch auf eine letzte Ursache, um nicht zu sagen auf einen Grundfehler zurück, den er Seite 34 ausspricht: „... daß die ganze Sozialwissenschaft zu früh ins Leben getreten ist". Wer sich dieser Wissenschaft als einer ausgesprochen „späten" bewußt ist; und wer es dazu für möglich hält, daß die Grundlagen auf denen sich das Gebäude einer wirklichen Sozialwissenschaft nach Pintschovius tatsächlich erheben könnte, vielleicht niemals mehr vorhanden sein werden, wird hier nachdenklich. Denn hier offenbaren sich die Achsen des Koordinatensystems, in welchem der geistesgeschichtliche Standort des Buches von Pintschovius eingetragen werden könnte! Er stellt fest: „Die Naturforscher, die den Angriff auf das Geheimnis einleiteten, haben immer ihre vollwertige Rechtfertigung aus dem Objekt gehabt, die Sozialforscher nicht." Dies ist sein „zu früh". Und die Geschichte des letzten Jahres ist — vielleicht — ein „zu spät". Dies ist uns kaum irgendwo deutlicher geworden als am Beispiel der Agrarpolitik. Zu den Aussagen: „Der Agrarpolitik bleibt eigentlich gar kein Spezifikum", und: „Es fehlt der Agrarpolitik jener systemhafte Schluß mit Strukturbildungsfolgen" hat die Geschichte des letzten Jahres einen Kommentar geschrieben, das auch vom strengsten wissenschaftlichen Standpunkt aus nicht ohne Folgen für den eigentlichen Text bleiben kann!

Wir haben das Recht, infolgedessen die Arbeit von Pintschovius als einen gewissen Scheitelpunkt zu betrachten. Die Vorstellung „sozialer Raum" ist nunmehr tatsächlich mit einem Gitter erfüllt. Das „bunte, demonstrativen Zwecken dienende Material", das man bisher in den Begriff eingebracht hatte, erhielt seinen geometrischen Ort. Die einzelnen Gedankenpfeiler der Sozialwissenschaft, die innerhalb dieses „Raumes" standen, sind durch Pintschovius tatsächlich zu einem Gewölbe verbunden. Es ist unmöglich, aus diesem einzelnen Steine zum Zwecke einer Besprechung herauszubrechen und mundgerecht zu machen. Tatsächlich

1) Karl Pintschovius, Das Problem des sozialen Raumes, Beiheft 12 der Zeitschrift für Geopolitik. Berlin 1934.

erfüllt das Buch den Zweck eines Katechismus sozialwissenschaftlichen Denkens, um den Leser auf jeder Seite an die Grenze heranzubringen, an welcher die Entscheidungen in seiner Wissenschaft fallen. (Es muß dabei offengelassen werden, ob diese Entscheidungen sich nicht gegen seinen eigenen Stil des Denkens richten werden). Zur Technik des Verarbeitens: Der Wert des Buches wird nur gesteigert dadurch, daß es den Leser zu einer auch für die sozialwissenschaftliche Literatur nicht gewöhnlichen geistigen Mitarbeit zwingt!

Aber es ist wohl nicht nur die geistige Bequemlichkeit gegenüber dem Vorschieben der Erkenntnisgrenzen, die uns daran zweifeln läßt, ob über Pintschovius hinaus (dessen Name in diesem Fall auch für mehrere andere aus seiner Wissenschaft stehen mag) ein Weg weiterführt. Es darf niemand erspart werden, sich während des Verarbeitens des „Problems des sozialen Raumes" beständig und ohne sie aus dem Auge zu verlieren, irgendeine beliebige Realität im Blickwinkel zu erhalten, und seien es nur die angeführten Obstbäume am Bodensee. Und er wird merken, wie weit er das Gewölbe spannen muß. Aber das spricht Pintschovius in dem inhaltschweren Schlußkapitel selbst aus, wenn er sagt: „Auch der Mann der Wissenschaft ist ein Soldat, wenn er sein Amt spürt. Und sein Schlachtfeld heißt heute: sozialer Raum." Hier wird der Begriff auf einmal ins Unendliche ausgeweitet; denn an Stelle des sozialen Raumes ließe sich ohne weiteres sagen: das Leben!

Man kann Pintschovius infolgedessen darin widersprechen, daß es sich bei dem Problem des „sozialen Raumes" um eine einmalige Schicksalsfrage von weltgeschichtlichen Ausmaßen handle, und daß der (wann?) entwickelte Sozialzusammenhang, eben der „soziale Raum" etwas grundsätzlich Neues darstelle (Seite 198 bis 199). Eine derartig grundsätzliche Änderung mag für die Möglichkeit und Art wissenschaftlicher Anschauung beim heutigen Stand der Sozialwissenschaft gelten. Gegen die Anwendung auf die Wirklichkeit des sich verändernden, lebendigen Sozialzusammenhanges selbst spricht etwas, was man vielleicht als das Lebensprinzip der „Front der Geopolitik" bezeichnen könnte: Der Glaube an die Gea! Nicht als ob wir die „Echtheit" des sozialen Raumes damit überhaupt in Frage stellen wollten. Aber wir glauben damit zur Fruchtbarmachung der großen Leistung von Pintschovius einen Ansatzpunkt für eine Polarität bewahrt zu haben, die (auch nach ihm selbst) nicht zerschlagen werden darf. Erst dann erschließt uns Pintschovius den sozialen Raum, als „über alle Möglichkeiten begrifflicher Erklärung hinausgehend, als schöpferische Deutung des Tiefenerlebnisses durch uns" (Spengler, a. a. O., Seite 253). Man darf sich diesem Buche gegenüber nicht Pintschovius' eigene Formulierung der Hypothese: „So hat man einmal mit gewissem Erfolg darüber gedacht", zu eigen machen. Dazu verpflichtet seine Verantwortlichkeit des Denkens zu sehr.

JURI SEMJONOW:
Der „Große sowjetische Weltatlas"

Der Beschluß der Sowjetregierung, einen „sowjetischen" Weltatlas zu schaffen, stellt ein großes und in vielen Hinsichten sehr interessantes Unternehmen dar. Einerseits wird dadurch ein großer Schritt zur Erkenntnis der Sowjetunion selbst getan, andererseits liegt hier der erste groß angelegte Versuch vor, ein systematisches Politik- und Wirtschaftsbild der Welt in folgerichtiger marxistischer Beleuchtung zu geben. Da der Marxismus dem ganzen sozialen und politischen Geschehen wirtschaftliche Faktoren zugrunde legt, die direkt die innere gesellschaftliche Struktur und indirekt die ganze Dynamik des Staatsraumes und des Volkskörpers bestimmen, so muß mit diesem geographischen Atlas ein ganz eigenartiges geoso ziologisches Werk von rein materialistischer Auffassung entstehen. Es wird nicht bloß ein „ökonomischer Atlas" sein, denn nicht nur die wirtschaftsgeographischen Gegebenheiten sollen sich darin widerspiegeln, sondern auch die inneren Triebkräfte der geoökonomischen Vorgänge, wieweit sie in der wirtschaftlichen Ordnung der Völker und Staaten zum Ausdruck kommen. Wenn auch bei der nichtmarxistischen Auffassung der gesellschaftlichen Vorgänge diese Darstellung als einseitig empfunden werden kann, so steht ihr geopolitischer Wert den-

noch außer Zweifel: wir wissen ja, daß der schwache Punkt der meisten geopolitischen Betrachtungen in der ungenügenden Berücksichtigung der sozialen und wirtschaftlichen Struktur der Länder und Völker liegt.

Bemerkenswerterweise stammt der Gedanke eines „sowjetischen" Atlas von keinem anderen als von Lenin selbst, der auch das Programm dazu, das heute zur Ausführung gelangen soll, bereits im Jahre 1921 entworfen hat. Ein im Jahre 1926 unternommener Versuch, den Atlas zusammenzustellen, scheiterte an der unglücklichen Wahl der Mitarbeiter und der schlechten Organisation. Anfang 1934 wurde beim Zentralexekutivkomitee der Union ein spezielles „Wissenschaftliches Institut des großen Weltatlas" geschaffen, das die namhaftesten Vertreer der Wissenschaft zur Mitarbeit heranzog. Zum Präsidenten des Instituts wurde Prof. W. Motyljow ernannt, Vizepräsident ist der durch seine Polarforschungen und insbesondere durch die letzte Tscheljuskin-Fahrt bekannte Prof. O. Schmidt; dem Präsidium gehören ferner an: Prof. Ssamoilowitsch, Prof. Wolff, Prof. Wawiloff, Mitglied der Leningrader Akademie, u. a.m. Grundsätzliches über den Arbeitsplan des Atlas wurde auf der Konferenz mitgeteilt, die Ende März in Moskau einberufen worden war und an der sich etwa 600 Vertreter interessierter Behörden, Institute und persönlich eingeladener Wissenschaftler beteiligten. Der Atlas soll das übliche geophysikalische und geographische Material aus allen Ländern der Welt enthalten. Die dazu gehörigen allgemeinen Übersichtskarten und speziellen Karten sollen ungefähr die Hälfte des Atlas bilden. Alles übrige soll der Grundtendenz dienen, nämlich der Gegenüberstellung der beiden Systeme, des kapitalistischen und des sowjetischen, in ihrer geschichtlichen Entwicklung. Lenins Idee, eine rückschauende Darstellung des kapitalistischen Systems zu geben, soll in einer Reihe von speziellen Karten veranschaulicht werden, in denen die Entwicklung der wirtschaftlichen und politischen Systeme, die Evolution der Agrarverhältnisse, die Blütezeit des Kapitalismus, das System der imperialistischen Expansion und der kolonialen Herrschaft und die Krise des Kapitalismus dargestellt werden sollen. Diese Entwicklungstendenzen werden hauptsächlich auf den Grundkarten, welche die heutige Lage der Länder charakterisieren, durch besondere Zeichen, Farben und dergleichen ihren Ausdruck finden. Spezielle und detaillierte Angaben, die in näheren Beziehungen zur Konjunkturlage stehen, werden in einer besonderen Beilage angeführt werden, die den veränderten Verhältnissen entsprechend jeweils neu herausgegeben werden können. Die Hälfte aller Karten ungefähr wird der Darstellung Rußlands und der Sowjetunion gewidmet sein, unter Beibehaltung derselben historischen Methode bei Darstellung der Etappen des sozialistischen Aufbaus in der UdSSR.

Der neue Atlas wird 150 zweiseitige Karten in der Größe 43 zu 53 cm (ohne Rand) und 150 einseitige in der Größe 43 zu 23 cm enthalten. Er wird also seinem Umfang und der Kartengröße nach alle bisher bekannten Atlanten übertreffen.

Zum Schluß möchten wir nur wünschen, daß die technische Ausführung der Größe des Planes entsprechen möge. Die russische Kartographie stand vor dem Kriege in ihren höchsten Leistungen der europäischen nicht nach; in den letzten Jahren aber war das Niveau der Ausführung merklich gesunken. Auch inhaltlich standen die Karten nicht auf der Höhe — so spiegelten sich die bedeutenden Leistungen der Sowjetforscher auf geographischem Gebiet auf den neuen Karten kaum wider, da sie stets nach den alten Klischees abgedruckt wurden, obwohl unsere Vorstellung von verschiedenen Teilen Rußlands, insbesondere des asiatischen, durch Hunderte von geographischen Expeditionen grundlegend verändert worden war. Wenn der neue Atlas auch nur in dem Teil „UdSSR." den neuen Forschungsergebnissen in technisch einwandfreier Form gerecht wird, so wird die auf seine Herausgabe aufgewandte Mühe vollauf gerechtfertigt sein.

HANS HUMMEL: Büchertafel

Allgemeines

1. **Johann Thies:** Die Staaten als völkische Lebensräume. 84 S., 17 Abb. Huhle, Dresden 1933. Kt. 2,10 RM.

Langjährige Unterrichtserfahrung gibt Th. das Recht, ein Geopolitikbändchen für den Unterricht zusammenzustellen. Schade, daß bei dem sonst reichhaltigen und viele Anregungen gebenden Heft die Volkskunde, ein wesentlicher Teil des Bereiches der Geopolitik, zu kurz kommt. Die Skizzen sind einfach und darum treffender als manche komplizierten in anderen geopolitischen Lehrbüchern.

2. **Wilhelm Glungler:** Die Erfüllung des Staatsgedankens. 43 S. Voglrieder, München und Leipzig 1933. Kt. 2,70 RM.

Es ist wohl das erstemal, daß ein deutscher Rechtswissenschaftler so deutlich abrückt von der überkommenen Lehre vom Staat, der nur durch das Recht gestaltet wird und somit keine objektiv faßbaren Wesenszüge trägt. G. nennt Blut und Boden, Recht und Schicksal (d. h. Geschichte!) die Wesensgrundzüge des Staates und nähert sich somit unserer Auffassung, ohne daß er etwa Kjellén zitiert, dessen Staatslehre mit G. in vielem übereinklingt.

3. **Alfred Zimmern:** Internationale Politik als Wissenschaft. Grundfr. d. internat. Politik, H. 6. 15 S. Teubner, Leipzig und Berlin 1933. Kt. 1,— RM.

Z. irrt, wenn er nicht glaubt, daß es eine englische, eine französische, eine deutsche Wahrheit gibt, die jeweils wirklich wahr ist, aber doch verschieden und oft entgegengesetzt. Wer mehr als sein Heimatland kennt, sollte das wissen. Z. darf es aber nicht wissen, wenn er immer noch an eine internationale Ordnung der Welt glaubt.

4. **Christian Eckert:** Alter und neuer Imperialismus. Kieler Vorträge, H. 39. 46 S. Fischer, Jena 1932. Br. 1,50 RM.

E. gibt in kurzen Zügen eine Entwicklungsgeschichte des Imperialismus, der schnell seine Farbe und seine Technik wechseln kann. Am interessantesten sind E.s Erklärungen des Nachkriegsimperialismus neuer Prägung in Rußland, Italien und Japan.

5. **Herbert Kraus:** Die Krise des zwischenstaatlichen Denkens. 64 S. Vandenhoek & Rupprecht, Göttingen 1933. Kt. 2,80 RM.

Daß wir seit Versailles in einer Krisenzeit der zwischenstaatlichen Beziehungen aller Art leben, liegt klar zutage. Mit Recht führt K. als einen Hauptgrund der Krise an, daß die Technik der internationalen Beziehungen — nun einmal in einer komplizierten Maschinerie eingelaufen — sich in keiner Weise dem angleicht, dem sie sich dem Kausalzusammenhange nach anzupassen hätte: der sich ändernden Lehre vom Staat. Im Anhang einige wichtige Dokumente über die Änderung der zwischenstaatlichen Beziehungen: Hitler, Macdonald, Mussolini, Roosevelt.

6. **Karl Braunias:** Nationalgedanke und Staatsgestaltung. 48 S. Mohr, Tübingen 1934. Br. 1,50 RM.

B. verfolgt den Gedanken von Staat und Nationalstaat durch die Epochen der Romantik, des Liberalismus, der „sozialen Demokratie", wagt sich aber noch nicht an eine Formulierung der Begriffe für die neuen Staatsgebilde der Welt, obgleich er erkennt, ohne anzuerkennen, daß der Begriff der Gleichheit und Freiheit des Individuums zugunsten einer größeren Volksstaatsidee verschwindet. Mit Recht weist B. darauf hin, daß der Staatsgedanke sich wieder der Romantik zu nähern beginnt, nur eine „Spirale" höher im staatsanschaulichen Denken.

7. **Otto Hoetzsch:** Die weltpolitische Kräfteverteilung. 48 S. 6. Aufl. Teubner, Leipzig und Berlin 1933. Kt. 4,— RM.

Der erfahrene Politiker und Gelehrte gibt erneut fortgeführt seinen schon kurz nach dem Kriege erschienenen Überblick über die reale Weltpolitik heraus, in dem alle schwebenden oder gerade gelösten Fragen der außenpolitischen Beziehungen der Staaten und Völker knapp dargestellt werden.

Abrüstung und Wehrwissenschaft

1. **Karl Schilling:** Der Versailler Vertrag und die Abrüstung. Völkerrechtsfragen, H. 38. 94 S. Dümmler, Berlin u. Bonn 1933. Br. 4 RM.

Zur rechten Zeit ein klarer Kommentar der Abrüstungsparagraphen des Versailler Diktats und des Abrüstungsversprechens der Alliierten ohne die verwirrenden Verhandlungen der letzten 10 Jahre. Jetzt, wo man zum Ausgangspunkt zurückzukehren gezwungen ist, ist es gut, den Ausgangspunkt wenigstens zu kennen und rechtlich auslegen zu können.

2. **J. P. Steffes:** Die Abrüstung. Schriften z. dt. Politik, II, H. 28. 161 S. Gildeverlag, Köln 1932. Kt. 3,75 RM.

Das Buch stellt die erste große ethische Begründung des Abrüstungsgedankens von katholischer Seite her dar. Die angeschnittenen Fragen sind vielleicht etwas heikel, aber St. umschifft die Klippen mit Virtuosität, da er grundsätzlich die Religion zu einer Hauptfrage des sozialen Lebens erhebt und also den

nach seiner Meinung höchstens gleichbedeutenden Glauben an Volk und Staat außer acht lassen kann. Das wichtigste an dem Buch ist eine ausgezeichnete Bibliographie.

3. **Hans Weberstedt** hrs.: Deutschland fordert Gleichberechtigung. 93 S. Armanenverlag, Leipzig 1933.

W. hat eine Reihe von Vorträgen und Aufsätzen bekannter Abrüstungsfachleute zusammengestellt, aus denen die von Metzsch, Rheinbaben, Leers, Gadow und Müller-Brandenburg besonders hervorzuheben sind.

4. **K. L. von Oertzen:** Deutschland ohne Sicherheit. „Das Neue Reich." 47 S. Callwey, München 1933. Kt. 0,90 RM.

Einer der bekanntesten Abrüstungspolitiker bringt in einem kleinen Heft das notwendigste Tatsachenmaterial der Abrüstungs- und Wehrfragen, so viel, wie unbedingt jeder Deutsche wissen muß, um immer den Gedanken an die deutsche Wehrlosigkeit gegenwärtig zu haben.

5. **Otto Hoetzsch** u. **W. Bertram** hrs.: Abrüstung und Sicherheit. Dokum. z. Weltpol. d. Nachkriegszeit, H. 2. 142 S. Teubner, Leipzig u. Berlin 1933. Kt. 2,80 RM.

H. gibt eine sehr verdienstvolle Dokumentenreihe heraus, die das Nachsuchen wesentlich erleichtert. In dem vorliegenden Band sind eine ganze Reihe höchst interessanter und viel zuwenig bekannter Dokumente zur Abrüstung veröffentlicht, z. B. die deutschen Stellungnahmen zu den Verhandlungen des Sicherheitskomitees, das Memorandum der polnischen Regierung 1931 usw.

6. **Werner Gramsch:** Deutschlands Verträge gegen den Krieg. 162 S. Stilke, Berlin 1932. Br. 3 RM.

Ein rein völkerrechtliches Kommentarwerk zu den wesentlichen Vertragsbestimmungen über Kriegsverhütung, die Deutschland auferlegt sind.

7. **Botho Elster:** Die Polizeifrage auf der Genfer Abrüstungskonferenz. 48 S. 29 Abb. Zentralverlag, Berlin 1933.

Der Abrüstungsfachmann der deutschen Polizei nimmt in einer Propagandaschrift das Wort zu dem Vorwurf des militärischen Charakters der deutschen Polizei. Eingehend vergleicht E. die deutsche Polizei und ihre innenpolitische, soziale Bedeutung mit dem andersartigen, fast militärischen Charakter der Polizeitruppen Frankreichs, Polens und der Tschecho-Slowakei.

8. **Günter Nickolaus:** Die Milizfrage in Deutschland von 1848 bis 1933. Kriegsgesch. Abt. im Histor. Sem. d. Univ. Berlin, H. 3. 196 S. Junker & Dünnhaupt, Berlin 1933. Br. 8,50 RM.

Die Milizfrage war in Deutschland eigentlich keine Frage, denn sie beschäftigte nur einige wenige Herren der Heeresleitung, die Zeit hatten, sich mit der Frage ob — oder abzugeben. N. hat völlig recht und müßte diesen Gedanken an den Anfang seines umfangreichen, zu umfangreichen Werkes setzen, daß nämlich das Wehrsystem erheblich von der wehrgeographischen Lage eines Staates abhängt, also im ungünstigen Falle eine Miliz kaum als ausreichend gelten kann. Mit der neutralen Schweiz, die obendrein noch inselgleich in den Bergen liegt, und der Insel England ist es eben etwas anderes als mit dem allseitig offenen deutschen Reichskörper.

9. **Otto Völcker:** Die Wehrausbildung der französischen Jugend. 87 S. Hist.-polit. Verlag Hofstetter, Leipzig 1933.

Eine ausgezeichnete, bitter nötige Schrift, die sich nüchtern mit den Bestimmungen Frankreichs und den staatlichen Anforderungen an seine Jugend befaßt. Das Land der Abrüstung bietet uns das schönste Beispiel einer systematischen Erziehung der Jugend zum Waffendienst für den Staat.

Bevölkerungslehre und Siedlung

1. **Die Eugenik im Dienste der Volkswohlfahrt.** 112 S. Schoetz, Berlin 1932. Br. 4,50 RM.

Bericht über die Verhandlungen im Preuß. Landesgesundheitsrat am 2. 7. 32. Bekannte Bevölkerungswissenschaftler äußerten sich auf der Tagung zu den wichtigsten Fragen der Eugenik. Namen wie Fischer, Muckermann, Seeberg, Freifrau v. Watter, Burgdörfer, Conti, Harmsen und Frhr. v. Verschuer bedeuten ein Programm, das jetzt langsam der harmonischen Verwirklichung näherkommt. Heiße Herzen und klare Augen gehören zur Vollendung einer der schwierigsten, aber der dankbarsten Aufgabe im Dienste am Volk.

2. **Friedrich Burgdörfer:** Sterben die weißen Völker? „Das Neue Reich." 90 S., 9 Abb. Callwey, München 1934. Kt. 1,60 RM.

Statistik kann man sinnvoll nur so betreiben, wie es unser alter Mitarbeiter B. tut, sie nur auszuwerten nach Gesichtspunkten, die einmal wirklich reale Schlüsse zulassen, zum anderen zukunftweisend, warnend, hemmend, fördernd, jedenfalls richtunggebend wirken. Nach dem „Volk ohne Jugend" jetzt der Überblick über die Entwicklung der Bevölkerung der ganzen Welt, der farbigen Rassen, über die Bedeutung der Rassen- und Bevölkerungspolitik der Mächte der Erde, auch derer, deren Sterne noch unter dem Horizont stehen, die über den Horizont gekommen, vielleicht alles andere verblassen lassen und eine Umwertung aller Werte hervorrufen. Ein Buch, richtig gelesen, nur für starke Menschen, denen auch

die Solidarität der weißen Rasse noch etwas bedeutet.

3. **Gotthardt Arndt:** Grundsätze der Siedlungspolitik und Siedlungsmethode Friedrichs des Großen. Schriften z. Förd. d. inn. Kolonis., H. 52. 74 S. Deutsche Landbuchhandlung, Berlin 1934. Br. 2 RM.

Trotz oder wegen der geschichtlichen Präzision der Darstellung eine Programmschrift, denn Friedrich des Großen Siedlungstätigkeit und -erfolg ist das einzige Beispiel, das unseren modernen Siedlungspolitikern zur praktischen Auswertung zur Verfügung steht. Alle Probleme moderner Ostsiedlung — Wirtschaftlichkeit, Erneuerung des Bauerntums, Bevölkerungspolitik und Eugenik — sind schon von Friedrich durchdacht worden.

4. **Carl Hartwich:** Rittergut oder Bauerndorf? 70 S. Hartung, Hamburg 1933.

Mit Recht wendet sich H. in scharfen Worten gegen die Umschuldungsverfahren der Osthilfe, soweit es sich um Latifundien handelt, die mit geringen Mehrkosten besiedlungsfähig sind. Nur eine völlige Umschichtung der ostdeutschen Landwirtschaft in den durch den Boden abgesteckten Grenzen des Möglichen wird den gewünschten Erfolg der Erneuerung deutschen Bauerntums und der Erhaltung des deutschen Ostens für das Reich haben.

5. **Erich Müller-Bödner:** Fragen und Aufgaben der Auslandssiedlung. 46 S. Das Reich, Berlin 1933.

M.-B. hat zwei Rundfunkvorträge zu einem Büchlein zusammengefaßt, das kurz die brennenden Fragen der Auslandssiedlung, der Auswanderung bespricht, ohne die Kolonialfrage zu berühren. M.-B. ist Fachmann genug, um die Gefahren gerade für den Deutschen zu sehen.

Amerika

1. **Friedrich W. von Prittwitz und Gaffron:** Deutschland und die Vereinigten Staaten seit dem Weltkrieg. Grundfr. d. internat. Pol., H. 7, 34 S. Teubner, Leipzig und Berlin 1934. Kt. 1,— RM.

Sicher ist der ehemalige deutsche Botschafter in Washington am ehesten dazu berufen, die Tatsachen des deutsch-vereinsstaatlichen Verhältnisses nach dem Kriege zu einer zusammenfassenden Darstellung zu gestalten, die trotz ihrer Knappheit wesentliche Züge nicht außer acht läßt. Wo jedoch der Autor grundsätzliche Fragen deutscher Außenpolitik erörtert, schaut die Dogma-Ideologie des Auswärtigen Amtes hervor, die jede Wendigkeit verhindert.

2. **E. B.:** NRA. Unpolitische Beobachtungen. 71 S. Oprecht & Helbling, Zürich 1934. Kt. 1,60 RM.

E. B. verfügt zweifellos über bessere Informationen aus dem USA-Regierungslager als die anderen. Aber er wertet seine Erfahrungen und Kenntnisse aus den ersten Monaten des NRA-Feldzuges nur sehr äußerlich aus. Interessant ist das Buch auf alle Fälle.

3. **Wolfram Dietrich:** Simon Bolivar und die lateinamerikanischen Unabhängigkeitskriege. 280 S., 8 Abb., 2 Karten. Hartung, Hamburg 1934. Geb. 6,— RM.

D. schrieb die erste große deutsche Biographie des Libertador, ausführlich und mit großer Sorgfalt auch in den Einzelheiten. Leider verblaßt das Bild des großen politischen Doktrinärs etwas vor den packenden Tatsachen des glücklichen und tragischen Geschicks eines Kämpfers, den wir erst nach hundert Jahren zu verstehen beginnen.

4. **Franz Kühn:** Grundriß der Kulturgeographie von Argentinien. 240 S., 38 Abb., 25 Karten. Friedrichsen, de Gruyter & Co., Hamburg 1933. Geh. 16,— RM., geb. 17,50 RM.

Einer der besten deutschen Kenner Argentiniens gibt mit diesem Werk eine grundlegende Monographie der Geopolitik dieses Landes. Geschichte, Entstehung der Bevölkerung, ihre natürlichen Grundlagen, Einwanderung, Siedlungsgeographie, die Gestaltung des Staates und das Verkehrswesen werden in einzelnen Abschnitten sauber und auf besten Quellen sowie eigener Anschauung fußend behandelt. Am meisten dürften die Abschnitte über das in Argentinien schwerwiegende Stadt-Land-Problem und über das Verkehrswesen von allgemeiner Wichtigkeit sein. Instruktive Karten und Abbildungen erhöhen den Wert des Werkes.

Europa um Deutschland

1. **Balder Olden:** Paradiese des Teufels. Das Leben Sir Roger Casements. 224 S. Universitas, Berlin 1933.

In mitreißender Form eine Biographie Sir Rogers, eines Weltweisen und Abenteurers, eines liebenden und harten Kämpfers, der um der Gerechtigkeit willen ein düsteres Leben bis zu seinem tragischen Tode führte. Nicht daß er den Belgierkönig durch die Aufdeckung der Kongogreuel zur Einrichtung einer menschenwürdigen Verwaltung zwang, nicht daß er nach abenteuerlicher Fahrt die unerhörten Greuel am Putumayo ans Licht der Öffentlichkeit brachte, machte Casement uns zum Helden, sondern daß er, der Ulsterman, während des Krieges, nur um der gerechten Sache zu dienen, die Fahne des gequälten Irland ergriff und mit deutscher Hilfe zum Siege zu führen versuchte.

2. **Ernst Blau:** Portugals gegenwärtige Wirtschaftsbeziehungen zu Deutschland. 117 S. Diss. Leipzig. Selbstverlag, Nemsdorf b. Querfurt 1933.

Ein sehr fleißiges Quellenstadium und gutes Informationsmaterial sind die Grundlagen dieser Dissertation, die sich dadurch von anderen wirtschaftsgeographischen und handelspolitischen unterscheidet, daß es um ein Land geht, von dem man gemeinhin nicht viel weiß.

3. **Ernst Wilhelm Eschmann:** Der faschistische Staat in Italien. 144 S., 16 Abb. 2. Aufl. Hirt, Breslau 1933. Geb. 2,85 RM.

Die zweite Auflegung beweist die Wichtigkeit des schnell unterrichtenden Bandes aus „Jedermanns Bücherei". Einleitend gibt E. ein Bild der ideologischen Voraussetzungen und Grundlagen des Faschismus, dann folgt Verfassung, Verwaltung, Wirtschaft und korporativer Aufbau. Zum Schluß die Kulturpolitik, auf die seit Beginn des Regimes der Faschismus einen für südliche Länder bisher ungekannten Wert legt, der eigentliche Faktor, daß Italien in dem Konzert der Mächte eine steigende Rolle spielt.

4. **Otto Hoetzsch** u. **W. Bertram** hrs.: Südosteuropa und Naher Orient. Dokum. z. Weltpolitik d. Nachkriegszeit, H. 7, 204 S. Teubner, Leipzig u. Berlin 1933. Kt. 4,— RM.

Einen breiten Raum nehmen die vielfältigen Verträge der Türkei ein, deren Abdruck sich immer lohnt. Weiter wichtig: das Netz der Freundschaftsverträge zwischen den Balkanstaaten untereinander und mit Frankreich und Italien. Aber was soll das Protokoll der deutsch-österreichischen Zollunion und das Genfer und Lausanner Protokoll in diesem Bande?

5. **Istvan Debre:** Trianon-Ungarn. 159 S., 50 Abb., 1 Karte. Hobbing, Berlin 1933.

Glänzend an dem Buch die Bilder und die Gesamtausstattung. Die Bilder vermitteln ungeheuer einprägsam ungarisches Land und ungarische Menschen. Der Text des Bildwerkes ist zum Teil sehr gut (vor allem die Schilderung des Alföld), zum Teil etwas dürftig. Warum dieser Schluß?

6. **Otto Hoetzsch** u. **W. Bertram** hrs.: Der europäische Osten. Dokum. z. Weltpolitik d. Nachkriegszeit, H. 6, 135 S. Teubner, Leipzig u. Berlin 1933. Kt. 2,80 RM.

In der Auswahl ähnlich wie (4). Die wesentlichen Vertragsbestimmungen im System der osteuropäischen Staaten und wichtige Dokumente sind gesammelt. Eine Übersicht über das Gesamtsystem Osteuropas steht im Anhang.

7. **Heinrich Barten:** Die Siedlungen in Südwestposen. Veröff. d. schles. Ges. f. Erdk., H. 18, 98 S., 3 Karten. Marcus, Breslau 1933. Br. 6,— RM.

B. handelt in der verdienstvollen Reihe sehr gründlich und mit Schlaglichtern auf das ganze deutsche Ostproblem über einen kleinen Ausschnitt der historischen Geographie der Ostmark, den südwestlichen Teil der ehemaligen Provinz Posen. Waldverbreitung, ländliche Siedlungen, Grenzen des Beobachtungsgebietes, die alten Handelswege, die Städte werden untersucht. Für die volksdeutsche Arbeit von Wichtigkeit der letzte Abschnitt über den Anteil des Deutschtums an der Kulturlandschaft, der produktivste Teil der guten Arbeit.

Verantwortlich ist: Professor Dr. K. Haushofer, München O 27, Kolberger Str. 18 / Verlag: Kurt Vowinckel Verlag G. m. b. H., Berlin-Grunewald, Hohenzollerndamm 83 / Druck: Spamer A.-G. in Leipzig
Papier von E. A. Geese, Berlin SW 68 D.-A. I. Vj. 3800

HERMANN DIEHL:

Der Westmarkgedanke

Eine Gestaltung der Saarfrage im weitesten Betrachtungskreis

Die jüngste Franzosenzeit an Mosel und Rhein, die Abschnürung der mittleren Saar vom Mutterland und die kräftig erregte Erinnerung an die seit Jahrhunderten andauernde Bedrohung durch die gepanzerte Faust Frankreichs haben in der Südwestecke unseres Reiches, von der Eifel bis zum Schwarzwald, von der Saar bis zum Neckar und unteren Main, das politische Bewußtsein des Grenzvolkes erweckt. Man fühlt das gemeinsame Los als Sondergeschick in dem umfassenderen Schicksal unseres Volkes; man spürt, daß man der ewig von Westen her drohenden Gefahr künftig einheitlich und geschlossen und mit dem Einsatz aller Kräfte wird begegnen müssen. So wurde der Westmarkgedanke geboren.

Sicherlich ist die Saarabstimmung 1935 die nächstliegende Aufgabe unserer Westgrenzpolitik. Niemand kann ihre vordringliche Wichtigkeit leugnen; denn 800 000 Deutsche urdeutschen Bluts und deutscher Seele sollen in das Mutterland rückgegliedert werden.

Niemals wird das deutsche Volk für seinen Reichsverband auf dieses Blut von seinem Blut verzichten können.

Und wer in Deutschland sollte überhaupt das Recht besitzen, über das angeborene, unveräußerliche Recht eines jeden Menschen, also auch der Saarländer, auch der ungeborenen, über dies Recht an und auf das Vater- und Mutterland hinwegzuschreiten durch die staatsnotarielle Unterfertigung einer Abtretungsurkunde? Der Verzicht einer deutschen Regierung wäre vor dem göttlichen Recht und dem Forum der Geschichte ungültig.

Das ist der erste der beiden fundamentalen Grundsätze, von denen her die deutsche Behandlung der Saarfrage zu erfolgen hat; kein Haus, kein Strauch darf verlorengehen. Für künftig aber wird die Abstimmung zum Eckstein werden, an dem jeder Versuch, westliches Begehren mit juristischen Argumenten vor der Weltmeinung zu propagieren, von vornherein zerschellen muß.

So ist die Abstimmung zwar eine politische Angelegenheit ersten Ranges, die taktisch allem gegenwärtigen deutschen Handeln um die Saarfrage Ziel und Wege weist. Damit ist jedoch nicht bewiesen, daß die politisch-wissenschaftliche Betrachtung der Saarfrage mit der Abstimmung als ihrem Gegenstand sich zu begnügen hätte. Politische Denkfehler entstehen leicht dadurch, daß die Betrachtungskreise von vornherein zu enge gewählt werden. Es ist Tatsache, daß bereits früher die Saarfrage bestand, latent oder offen wirksam. Es ist Tatsache, daß die genaue Kenntnis der Dynamik des historischen Geschehens um unsere Westgrenze eine auffällige Periodizität

schauen läßt, deren Gesetzmäßigkeit nur aus den Funktionen des Bodenreliefs erklärt werden kann. Daraus ist zu folgern, daß auch nach 1935 die Saarfrage in irgendeiner Form bestehen wird und daß man das augenblickliche Spiel um das Saargebiet nur als ein Glied in einer ewigen Kette anzusehen hat. Darum muß man die heutige Form der Saarfrage auch über die Gegenwart hinaus in die Zukunft hinein untersuchen, nicht zuletzt, um Rückschlüsse auf die Notwendigkeiten des Reichsneubaues vorzubereiten.

Aber auch räumlich ist eine Ausdehnung der Betrachtung unbedingt geboten. Ein Teil der bereits umfangreichen Saarliteratur leidet darunter, daß die als Betrachtungshorizont erwählte künstliche Saargebietsgrenze den Blick in größere Räume hindert und damit den Gewinn weiter reichender Erkenntnisse erschwert. Als äußerer Gesichtskreis jeder Betrachtung der Grenzprobleme um die Saarfrage ist das Dreieck der deutsch-französischen Frage zu setzen Berlin—Wien—Paris; einige wenige Betrachtungslinien werden sogar darüber hinauszuführen sein; während der engere Rahmen von der geopolitischen Landschaft des pfälzisch-lothringischen Tores (vom Hunsrück bis zu den Vogesen, von der Maas bis zum Neckar und unteren Main) und der Moselpforte gespannt wird. Pfälzisch-lothringisches Tor (soweit es noch zu Deutschland gehört) und Moselpforte aber sind die Bodenräume, die zu umklammern und einheitlich abwehrkräftig zu organisieren die Westmarkidee berufen ist.

Was im Kirchturmshorizont so schwerfällt, ist in diesen weitgespannten Betrachtungskreisen viel leichter zu erreichen — alle jene Eigenschaften, welche die Güte des Ausbaus einer Idee ausmachen: Einfachheit und Großzügigkeit der Gedankengänge, Eindringlichkeit ihrer Sprache und bildhaften Darstellung, Fortschreiten zur Formelbildung für den Gebrauch im politischen Alltag; ohne daß dabei das geistigbewegte Leben, das vollständige Erfassen des gesamten Stoffes und der Einzelgedanken gefährdet wird.

Nichts bezeichnet den Verfall unseres Reiches mehr als die folgende kurze Gegenüberstellung: daß die Lande um den Pfälzer Rhein heute sich als Grenzmark fühlen, während sie einst im Salier- und Staufer-reich die Kernlandschaft bildeten. Rund um den nördlichen Teil der oberrheinischen Tiefebene lag damals der Brennpunkt deutschen staatlichen Geschehens in den Zeiten gesundesten Lebens und größter Machtenfaltung, die unser Volk je gesehen hat. In dem Königsdom zu Speyer und seiner Führergruft versuchte der gewaltige Salier Konrad II., ein Sohn der Westmark, einen der bedeutendsten politischen Gedanken zu verkörpern, der vom Raume her gedacht ist: seinem Volke ein zentrales Heiligtum, einen sammelnden Mittelpunkt zu schaffen. In Mainz saß der erste deutsche Kirchenfürst jener Zeiten, dessen Sprengel in

breitem Ausholen die Weite des deutschen Volksbodens von der Nordsee bis hin zum Kamm der Zentralalpen umspannte. In der Ebene zwischen Mainz und Frankfurt häufen sich die Stätten deutscher Königswahl. Der Trifels im waldgrünen Wasgau am Rande der Ebene hütete des Reiches Krone, geschirmt von dem zweifachen, dreifachen Burgenkranz, mit dem die Staufer den Kern ihrer Macht zu sichern suchten.

Wie war es möglich, daß ein so starker Reichskern, ein von der Natur ähnlich dem Pariser, dem Wiener Becken, der Berliner Ebene schier zum Herrschen vorausbestimmter Raum, der von den wichtigen Verkehrsadern unseres Volksbodens die meisten verknotet, der darum am ehesten als der Zentralraum deutscher Erde anzusprechen ist, so in seinen Wirkungen gefesselt werden konnte, daß er heute zur Grenzmark herabgesunken ist?

Diese Frage stellen, heißt die überragende, unverrückbare Bedeutung des Pfälzer Rheines[1]) auch in unserem heutigen Reichswesen bereits erahnen. Allerdings, aus dem, was heute ist, aus dem trümmerhaften Überrest des früheren Reichswestens, läßt sich diese Bedeutung nicht erfassen. Die Geschichte muß deshalb die Antwort geben. Sie zeigt, was früher war und wie es sein könnte. Sie setzt Ziele. Sie offenbart die tiefe Wechselwirkung, die zwischen dem langsamen Erfaßtwerden des Pfälzer Rheines vom wachsenden französischen Herrschbereich und der Tragödie unserer Reichsgründungen, eines fast tausendjährigen Zurückebbens nach Osten, besteht.

Für unsere Betrachtung genügt es, wenn man die Ursachen dieses Verfalls bis zur „Passivität" der Grenzführung und Grenzgestaltung zurückverfolgt. Äußerlich gesehen, zeigt sich diese Passivität in dem langsamen Abwandern oder dem Verlagern unseres Grenzberings von Westen nach Osten. Anders als das andere europäische Kontinentalvolk, die Russen, die machtvoll nach dem Ozean hindrängen, bewegte sich das Deutsche Reich von dem Weltmeer hinweg. Es verließ seine ursprüngliche Achse, den Rhein, und seinen ersten Organisationskern, den Pfälzer Rhein. Durch diese Bewegung wurden wohl das Wiener Becken und die Berliner Ebene gewonnen; als Preis dafür mußten jedoch Rheinmündung und Rhonedelta, die Ausfallpforten nach dem Atlantik und dem Mittelmeer, hingegeben werden. Weil uns die natürlichen Ausgangsräume fehlten, ist uns seither jeder Versuch zu einer Weltpolitik mißglückt. So stark ist der Verfall des Westens, daß dieser Pfälzer Rhein gerade noch eben in unserer Hoheitsgrenze gehalten werden konnte. Dagegen liegt er seit 1648, mit Ausnahme der Zeit von 1870 bis 1918, in der militärischen Reichweite des Pariser Beckens und ist mit seinem Positionswert öfters von der französischen Politik gegen die deutsche Europamitte ausgenutzt worden. Wie sehr dieses Zurückbleiben des Pfälzer Rheines hinter unserem östlich ab-

1) Unter Pfälzer Rhein ist hier und im folgenden das Stromstück von der Lauter- bis zur Nahemündung und sein Landschaftsrund zu verstehen.

wandernden Machtbereich mit dem Niedergang unserer europäischen Geltung ursächlich zusammenhängt, das zeigen mit aller wünschenswerten Klarheit die drei Etappen des Verfalls unserer Westgrenze.

*

Von der Ansicht ausgehend, daß eine Grenze nur dann dauerhaft grünt und elastisch abwehrt, wenn sie von einem kräftigen Verkehrsstrom ihrer Linie entlang durchblutet wird, sind drei Grundformen der Westgrenze zu unterscheiden:

1. die „große Westgrenze", durchpulst von dem Verkehrsstrom Marseille—Rhone—Sâone—Maas—Scheldemündung (Karte 1, Wegelinie 1);
2. die „mittlere Westgrenze", getragen von der Südost-Nordwest-Diagonale des Grenzvierecks durch die Straßen Genua—Gr. St. Bernhard—Besançon—Maas—Scheldemündung (K. 1, Wegelinie 2 a) oder Mailand—St. Gotthardt—Straßburg—Saarbrücken—Maas—Scheldemündung (K. 1, Wegelinie 2 b);
3. die „kleine Westgrenze", längs der Rheinstraße (K. 1, Wegelinie 3).

Das alte Deutsche Reich, von 925 bis 1250, mit dem Pfälzer Rhein als Organisationsmittelpunkt, besaß in der „großen Westgrenze" einen derart starken Rückhalt, daß seine bekannten, weitgespannten Unternehmungen in den Osten, Südosten und Süden hinein dadurch erst ermöglicht wurden, daß sogar zeitweise ein fühlbarer Druck auf Paris und London ausgeübt werden konnte. Der Zusammenbruch des alten Reiches äußerte sich im Abwandern des Schwergewichtes vom Pfälzer Rhein. Dieser Kräfteverfall ließ das damals entscheidend wichtige Rhonetal in den Machtbereich Frankreichs entgleiten. Französischer Einfluß begann daraufhin stärker und stärker nach dem Osten vorzusickern. Die Rheinfront geriet ins Wanken. Es bildete sich ein französisch geführter Ring um Mitteleuropa, ähnlich wie heute, in dem bereits ein deutschfeindlicher „Großer Korridor", Vorläufer der Kleinen Entente plus Polen, nicht fehlte. Kurz: der Machtverfall des Pfälzer Rheines zog ein katastrophales Zurückweichen an allen Reichsgrenzen nach sich.

Erst spät gelangte das mittlere Deutsche Reich der Habsburger, 1273 bis 1806, zu einem Neubau der Westgrenze, der nach dem mittleren Typ erfolgte. Unsere Betrachtung hat sich, leider in unzureichender Kürze, wieder auf die Rolle zu beschränken, die dem Pfälzer Rhein in diesem habsburgischen Grenzgebäude zufiel. Heidelberg war im ausgehenden Mittelalter die Hauptstadt des Pfälzer Rheins. Dort sammelten sich nach 1500 die Fäden eines großen politischen Spieles. Weil der neue Grenzbau unter einer gefährlich schwachen Mitte im pfälzisch-lothringischen Tor litt, mußte die habsburgische Erwerbspolitik vor allem auf Kurpfalz gerichtet sein, um „das Loch" zu schließen. Das aber forderte den französischen Angriff auf und durch die Torlandschaft heraus und sammelte am Heidelberger Hof antihabsburgische Kraftlinien wie in einem Brennpunkte. Daran haben sich die böhmischen Händel zum 30jährigen Krieg entzündet, der damit endete, daß Frankreich den habsburgischen Grenzbau in breiter Front durchbrach und den

Oberrhein von Basel bis an die Kanonen von Mainz in die Gewalt zwang. Seither sind Pfälzer Rhein und mittlere Saar Grenzmark. Seither verbluten die besten Kräfte unseres Volkes an dieser offenen Wunde unserer Westgrenze. Deutlich aber sei es ausgesprochen, daß das Geschick des mittleren Reiches daran sich wandte und erfüllte, daß die Habsburger den Pfälzer Rhein nicht in ihr System zu zwingen vermochten, sondern ihn in die militärische Gewalt Frankreichs verloren geben mußten.

Die heutige Westgrenze, die kleine Grenzform, ist eine Trümmergrenze. Nach dem Weltkrieg wiederholte sich das Spiel von 1648. Die deutsche Verfügungsgewalt über den Pfälzer Rhein wurde durch die entmilitarisierte rechte Rheinzone, das Befestigungsverbot, die Motorisierung und technische Überlegenheit des französischen Heeres erneut stark eingeschränkt. Der heutige Grenzverkehrsstrom ist ein Herzstrom, eine Verkehrsachse unseres Reichskörpers. Diese Grenze kann also ihre Hauptaufgabe, lebenswichtige Organe des Reiches dem Zugriff des Gegners schützend zu entziehen, nicht erfüllen. Ja, der heutige Zustand ist weit schlimmer als nach 1648, weil Süddeutschland, das für die Grenzabwehr im pfälzisch-lothringischen Tor als Widerlager und Kraftreserve eine Rolle spielt, mit dem entscheidungsstarken Wiener Becken zur Zeit völlig lahmgelegt ist. Danach ist auch für die heutige preußische Westgrenze jene auffällige Parallelität festzustellen: daß ein besonders niedriger Stand unserer europäischen Machtgeltung gleichzeitig in Erscheinung tritt mit dem erneuten starken Zurückweichen der deutschen Machtsphäre am Pfälzer Rhein.

Durch die so aufgezeigte, seit langem andauernde Parallelität wird unwiderleglich die Bedeutung des Pfälzer Rheines auch für das heutige deutsche Reichsgebilde nachgewiesen, wenn auch dessen Schwerpunkt weitweg der Westgrenze im Nordosten liegt. Nicht jedoch kann daraus auf die letzten Ursachen des Reichsverfalls oder die primären Vorbedingungen eines erneuten Aufstiegs geschlossen werden. Diese können nur im Menschen liegen. Der Raum an sich besitzt keine geschichtszeugenden Kräfte.

Seltsamerweise vollzog sich jenes östliche Abwandern unseres Reiches, trotzdem unser Volksboden im Westen seinen Besitzstand zur Hauptsache bewahren konnte. Es wäre darum ein unwürdiges Ausweichen, ein feiges Entschuldigen, wollte man jenen Verfall aus inneren Streitigkeiten oder außenpolitischen Einwirkungen erklären. Jedes europäische Volk hat dergleichen durchzumachen gehabt. Nein, dies allein sind die Ursachen: mangelndes oder ungenügendes, vor allem engräumliches politisches Denken — das deutsche Volk hat seinen Boden nicht verstanden; und unzureichendes politisches Wollen, das nicht aufs Ganze gerichtet war. Man kann es nicht eindringlich genug sagen, daß unsere Westgrenze seit anderthalbtausend Jahren passiv ist. Seit vierzig Geschlechtern zehren wir von dem Gewinn unserer Vorväter in der Urzeit, einer Zeit höchster Aktivität der Westgrenze. Denn

irgendwann während der großen germanischen Wanderung (die viele Jahrhunderte vor Beginn unserer Zeitrechnung aufbrach und erst 500 n. Chr. verebbte), wir wissen den Zeitpunkt nicht, wurde unser linksrheinischer Volksboden eingedeutscht. Das ist bis heute das wahrhaft grundlegende, entscheidende Ereignis in der Geschichte unserer Westgrenze geblieben. Denn wirksamer als alle entgegengesetzten Waffenentscheidungen erwies sich diese Landnahme deutscher Bauern; wirksamer der deutsche Pflug, der die ersiedelte Erde auffurchte; wirksamer die im Zeugungsinstinkt ungebrochene Volkskraft, die einen Grenzwall der Leiber, des Blutes und der Herzen schuf. Und so gewaltig war jene Aktivität, daß die in Waffen überlegenen römischen Legionen die vorwärtsstürmenden landhungrigen Germanen wohl für Jahrhunderte hinter den Limes zurückwerfen, nicht jedoch ihnen die Aktivität vernichten konnten. So gewaltig wünschen wir uns auch heute die Westgrenze: lebendig in ihrem Volkstum; grünend; kraftgeschwellt; drängend; bereit, in den vielen unterirdischen Kanälen die Grenzlinie zu unterwuchern. In diesem Sinne umschließt der Westmarkgedanke den Willen zur aktiven Westgrenze.

Aus eigener Kraft vermag die Westmark diese reichswichtige Aufgabe nicht zu bewältigen. Es gilt, die Kräfte Innerdeutschlands zu gewinnen und sie planmäßig zur Hilfe heranzuführen. In Innerdeutschland weiß man aber heute zu wenig von den Fragen der Westgrenze. Wohl liegt der ererbte Satz immer noch auf der Zunge, daß der Rhein Deutschlands Schicksalsstrom sei; aber die dazugehörige Erkenntnis ist nicht mehr lebendig genug. Selbst bei der heutigen Hochflut an Saaraufklärung wird man immer wieder davon überrascht, wie wenig selbst wissenschaftlich Gebildete die Westfragen in ihrer Tiefe zu erschauen vermögen. Aber hat nicht selbst uns Westmärkern, die es am ehesten angeht, erst die jetzige Notzeit die Augen öffnen müssen? Aufklärung und Schulung ist darum not. Die Fragen der Westmark gehören, wie heute die Saarfrage, in das Bewußtsein eines jeden Deutschen. Zurück zum Rhein! Es gilt gleichsam, das Gesicht unseres Volkes wieder dem Westen zuzuwenden.

Das Verkoppeltsein des Westmarkschicksals mit dem künftigen Schicksal unseres Reiches erschließt sich dem Verständnis erst völlig aus der Erkenntnis der sechs Funktionen des Pfälzer Rheins; Funktionen in dem Sinne innewohnender, bestimmender Fähigkeiten des Bodenreliefs, die erst in Erscheinung treten, wenn menschliche Kräfte, beim Pfälzer Rhein die Kräfte der französischen Politik, darauf wirksam werden.

1. Über der Linie Paris—Prag gabeln sich die europäischen Westoststraßen in den eurasischen Osten und Südosten hinein. Rückwärts gesehen, sammeln sich darüber die Verkehrszuflüsse Innerasiens und des Orients. Nun zielt jede Raumpolitik auf Beherrschung des Verkehrs in seinen entscheidenden Linien und Punkten. Die Linie Paris—Prag ist darum als eine der stärksten europäischen Herrschlinien zu

werten. Am Pfälzer Rhein und in seinem westlichen Vorfeld aber läßt sich allein verhindern, daß diese Herrschlinie von der französischen Politik zum Schaden unseres Reiches ausgenutzt wird (K. 3).

2. Der Pfälzer Rhein ist der Brückenkopf der Mainlinie. Von Osten stößt hier das Slawentum des böhmischen Keils tiefspaltend in das Deutschtum vor, im Westen drängt das französische Sprachgebiet am weitesten östlich heran. Von Saarbrücken bis Eger verläuft die schmalste Stelle des deutschen Volksbodens, seine Hüfte, die Naht Deutschlands. Feldzüge aus dem Westlande wurden darum mit Vorliebe auf den Pfälzer Rhein angesetzt, um über die Mainlinie hinweg Deutschland in Nord und Süd aufzuspalten. Hieraus erwächst politisch die oft geübte Freundschaft des Westvolkes mit Prag (K. 4).

3. Im Maingebiet, der östlichen Fortsetzung des pfälzisch-lothringischen Tores, fehlen südnördliche Flußlinien. Dadurch wird eine nachhaltige Verteidigung gegen einen westlichen Angreifer überaus erschwert. Sobald ein westliches Heer den Pfälzer Rhein überwunden hat, bedroht es Süddeutschland bis zur Donau und Mittel- und Norddeutschland bis zur Saale—Elbe infolge der flankierenden Wirkung des Maintales (K. 5). (*Vgl. R. Recouly, Plan Foch! Der Herausgeber.*)

4. Von der Main- und Neckarmündung aus sind weite Gebiete Süddeutschlands mit wirtschaftlichen Mitteln zu untertäniger Rücksichtnahme zu nötigen. Der Pfälzer Rhein ist die große Verkehrsdrehscheibe in einem Kranz reicher Wirtschaftsgebiete. Frankreich am Pfälzer Rhein hat die Faust an den großen Eisenbahnlinien und dem Fluß-Kanal-Netz West- und Süddeutschlands, ist der Herr des großen Rheinelektrizitätsstranges, künftig auch der westdeutschen Ferngasleitung, und der Industriezentren der Saar und des Rhein-Main-Neckar-Gebietes.

5. Der Deutsche Reichsverband ist gefährdet, sobald Frankreich den Pfälzer Rhein in den vollen Besitz gewinnt. Nach der historischen Erfahrung ist dann zu befürchten, daß französische Versuche, im Raum zwischen Rhein, Donau und Elbe zu Rheinbundgründungen zu schreiten, kaum vereitelt werden können.

6. Dem heutigen französischen Europareich, das um die Donaustraße als politischer Achse errichtet ist, wohnt die Tendenz inne, die noch fehlenden Gebiete, vor allem Österreich und Süddeutschland, in irgendeiner Form einzugliedern. In diesem Reichsgebiet ist, von Frankreich aus gesehen, der Pfälzer Rhein die strategische Hauptstellung, über die viele Linien der Pariser Politik laufen, Kraftlinien, Zwangslinien, die das Pariser Reichsgebilde zusammenbinden und ein deutsches Mitteleuropa ausschalten.

Was diese funktionellen Wirkungen des Pfälzer Rheines auch für den Neubau unseres Reiches bedeuten, verdient noch einmal in aller Kürze umrissen zu werden. Vom Westen aus gesehen, ist der Pfälzer Rhein eine ungemein kräftige Herrschstellung. Von hier aus beherrscht Frankreich Mitteleuropa. Das ist nur gegen Deutschland und seine Lebensnotwendigkeiten möglich. Von Osten gesehen, deckt

dagegen der Pfälzer Rhein eine tödliche Stelle unseres Reichskörpers; er ist wie das Lindenblatt am Siegfriedskörper. Darum schließt der Westmarkgedanke mit Recht den Anspruch in sich, daß der Grenzraum als des Reiches Schild so gestählt und gestützt werden möge, daß alle feindlichen Stöße aus dem Westen von ihm abgleiten müssen.

Wie hängt nun die Saarfrage mit dem Westmarkgedanken zusammen?

Vom Pfälzer Rhein her und aus dem Gedankengut des Westmarkgedankens erhält die deutsche Saarabwehr ihr zweites Hauptargument.

Das pfälzisch-lothringische Tor verfügt in seinen südnördlichen Flußlinien über mehrere brauchbare Verteidigungsstellungen. Die heutige Grenzziehung, die Saar-Pfalz-Linie, die von westlich Trier her die mittlere Saar heraufkommt und über Zweibrücken, Pirmasens, Landau im Zuge südpfälzischer, Verkehr leitender Bachtäler den Rhein erreicht, ist die innerste, die letzte dieser Verteidigungslinien. Alle anderen sind in Händen der Franzosen (K. 6).

Nun besitzt die Torlandschaft, die von den gut wegsamen pfälzischen Gebirgen wie von einem Zaun durchzogen wird, zwei Hauptöffnungen, eine nördliche, eigentlich eine Gruppe von Wegetälern um die Kaiserslauterner Senke, und eine südliche über die Zaberner Steige. Saarbrücken ist es, das alle Verkehrslinien der nördlichen Öffnungsgruppe sammelt und so den Westverkehr des Pfälzer Rheines kontrolliert. Die Saar-Pfalz-Linie umschließt also die gesamte nördliche Verkehrsgruppe als eine Wegeeinheit. Das Saargebiet aber, das nicht sinnlos aus der Torlandschaft herausgeschnitten ist, wie es dem nur wirtschaftlich Unterrichteten vorkommen mag, löst alle Zugänge, die von der Saar her zu der nördlichen Durchgangsgruppe führen, aus der Saar-Pfalz-Linie heraus und ist also nach strategischen Gesichtspunkten, entsprechend den Absichten des Westlandes, abgegrenzt worden (K. 7). Der Verlust des Saargebietes an Frankreich würde darum aus der engen, nicht sonderlich starken letzten Verteidigungsstellung des Pfälzer Rheins ein wichtiges Stück herausbrechen und eine deutsche Abwehr links des Rheines ziemlich illusorisch machen.

Die Saarländer verteidigen darum in ihrer Abstimmung nicht nur das eigene Geschick. Sie stehen für das ganze deutsche Volk. Sie verteidigen die Selbstbestimmung und die Sicherheit des Reiches. Niemals wird dieses Reich um seiner „Sicherheit" willen auf das Saargebiet oder sonst ein Stück der Saar-Pfalz-Linie verzichten können.

Den beiden Hauptöffnungen der Torlandschaft entsprechend, gliedern sich die Ostwestwege in einen nördlichen und einen südlichen Straßenzug, die bis Paris unabhängig nebeneinander her laufen. Mit diesen zwei Straßenzügen sind die politischen Kraftlinien der Torlandschaft gezeichnet: eine nördliche Mannheim (Mainz) —Saarbrücken—Metz und eine südliche Tull—Nanzig—Straßburg. Derselben Quelle

entspringend und demselben Ziele zueilend, sind sie zu konkurrierenden Linien vorbestimmt und dienen widerstreitenden Kräften: die nördliche deutscher Abwehr und die südliche französischem Vormarsch (K. 8).

In dem Dreieck Mainz (Mannheim)—Karlsruhe—Saarbrücken spiegelt sich die geopolitische Struktur des deutschen Teiles der Torlandschaft. Mainz—Mannheim (und Karlsruhe) halten die Basis, Saarbrücken aber härtet die Spitze des Abwehrkeiles, dem der Schutz des Pfälzer Rheines und der mittleren Saar zukommt. Leider vermag ein westlicher Angriff aus dem Elsaß auf Landau diesen Keil zu flankieren und die Saarspitze im Rücken zu fassen (K. 8).

*

Aus diesen Betrachtungen erwachsen Einzelforderungen des Westmarkgedankens, die in engster Verbindung mit der Saarfrage stehen. Es sind nur wenige.

Ohne weiteres ist verständlich, daß eine Aktivierung der Grenze die einheitliche Führung und Organisation des Grenzgebietes voraussetzt. Es ist dies notwendig zu sagen, weil die Zeit nach 1870 den unseligen deutschen Partikularismus, sein Gegeneinanderregieren und seine Interessentenpolitik selbst im bedrohten Grenzland nicht hat überwinden können und damit der Grenzgestaltung viel geschadet hat.

Hauptaufgabe der Grenzführung ist die Aktivierung des Grenzvolkes und seines Volkstums. Der preußische Staat hat im Saargebiet seit langem in rühmlicher Weise vorgearbeitet. Wohl kein Bergbaugebiet hat soviel seßhafte Kumpels mit Haus und Land und kleiner Ackerwirtschaft wie der preußische Teil des Saarreviers. Wie schwer diese Leistung wiegt, kann man nur an dem bunten Völkergemisch im anstoßenden lothringischen Grubenrevier ermessen: mehr als 20 Nationen, darunter die Ausländer zahlenmäßig über die Hälfte, bilden dort die Bevölkerung. Die Saarabstimmung wäre verloren, wenn es im Saargebiet so aussehen würde.

Im nationalsozialistischen Staat ist wohl kein Zweifel mehr möglich, daß die Gruben nach der Rückgliederung in Staatsbesitz zurückkehren werden, um mit dem so tauglichen Instrument die alte preußische Bevölkerungspolitik in größerem Maßstabe fortzusetzen. Überhaupt muß die gesamte Saarwirtschaft künftig bewußt in den Dienst der Grenzpolitik gestellt werden. Es ist von den reichswichtigen Aufgaben der Grenzaktivierung her zu fordern, daß der Saar ihre natürlichen Absatzgebiete in Süddeutschland, die ihr zum Teil durch die Abschnürung verlorengingen, erneut gesichert werden. Ihre Verkehrsverbindungen nach dem Pfälzer Rhein sind so zu gestalten, daß auch ein Wechsel der Anschauungen, etwa zurück zu passiven Grenzauffassungen, sie nicht stören und zurückwerfen kann. Zwar liegen Saargebiet und große Teile der Westmark in der Feuerzone der neuen französischen Grenzwerke. Es würde jedoch nur der seit 1500 Jahren an der Westgrenze üblichen passiven Grenzhaltung entsprechen, wenn man nach der Abstimmung ein Abwandern staatswichtiger Industrien ins „Weit-vom-Schuß-Sein" des Landesinnern veranlassen und für den Grenzverkehr nur solche Arten und Formen

billigen wollte, die einer feindlichen Invasion nicht zum Vorteil gereichen. Dieser passive Grenzgeist hat uns bis heute den Verfall der Westgrenze beschert; von ihm ist die Wende nicht zu erhoffen. Im Sinne des Westmarkgedankens liegt dagegen die Erinnerung, daß es heute gilt, von der Grenzdefensive zur Grenzoffensive überzugehen. Dabei ist unvermeidlich, daß auch etwas gewagt wird.

Jedoch nicht wagen, ohne erst zu wägen. Die wissenschaftliche Erschließung der Westgrenzfragen hat seit dem Weltkriege ansehnliche Fortschritte gemacht. Es wäre passive Grenzgestaltung, wenn die Saarabstimmung diesen erfolgreichen Bemühungen ein Ende bereiten würde. Der Westmarkgedanke dagegen verlangt, daß sie dann erst recht in verstärktem Maße, mit größeren Betrachtungskreisen und in bewußt politischer Haltung einheitlich weitergeführt werden. Das Programm dieser Grenzwissenschaft aber heißt: Studium der Grenzerscheinungen, dauerndes Beobachten ihrer Dynamik und als Krönung die Systembildung, anschaulich und eindringlich, die dem politischen Handeln zu festgegründetem, sicherem Abspringen verhelfen soll.

Um jedoch einen erneuten deutschen Partikularismus, in unserem Fall einen Partikularismus der Westgrenze, von vornherein nicht aufkommen zu lassen, ist es nötig, die heute in unseren Schulen übliche Geschichtsauffassung, die wohl mehr oder weniger einseitig vom Osten unseres Vaterlandes aus gesehen ist, durch eine Schau von Westen her zu ergänzen und dadurch zu einer gesamtdeutschen Geschichtsauffassung auswägend beizutragen, um den Fragen der Westgrenze im deutschen politischen Arbeitskreis die Rolle zu sichern, die ihnen, vom Ganzen her beurteilt, zukommt.

HANS F. ZECK:

Die Saar in der deutsch-französischen Auseinandersetzung

I.

Als die Germanen über das sterbende Römerreich hinwegfluteten, wurden in tollem Wirbel Völker, Sprachen und Kulturen durcheinandergeschüttelt. Zwar entstanden recht schnell wieder staatliche Gebilde, aber der Untergrund war zu unruhig, um ihnen Dauerhaftigkeit zu verleihen. Erst nach Jahrhunderten hatte sich der lebendige Untergrund so weit geklärt, daß dauerhafte staatliche Gebilde wachsen konnten. Sie konnten aber nur dort wachsen, wo wirklich klarer, in sich selbst ruhender völkischer Untergrund vorhanden war, denn Staaten sind ja nichts anderes, als eine Art Gerüst und ein Schutzpanzer, den das lebendige Volk aus sich heraus entwickelt, damit sein empfindliches Eigenleben geschützt sei und sein vielfältigst gegliedertes Wesen zur Entfaltung gebracht werden könne.

Dem fortschreitenden Klärungsprozeß Europas fiel auch das fränkische Mischreich Karls des Großen zum Opfer. Es ist nun aber nicht so, daß etwa bewußt ge-

wordene Scheidung die karolingischen Teilungen veranlaßt hätte. Die Teilungen sind der Niederschlag familiärer Zwistigkeiten unter den Enkeln Karls des Großen. Aber es ist doch so, daß erst durch die in der karolingischen Zeit erreichte Klärung diese familiären Teilungen ihre welthistorische Bedeutung erhalten haben, denn in der späteren Karolingerzeit treten als geschlossene Sprach- und Kulturgebiete mit scharf und klar ausgeprägter germanischer und romanischer Eigenart auf: Aquitanien (aber auch Neustrien) im Westen und Bayern im Osten des gewaltigen fränkischen Reiches. Es ist kein Zufall, daß die Rebellen gegen die Reichseinheit ihren Rückhalt in diesen Gebieten fanden, die zuerst den Klärungsprozeß beendet hatten: Karl in Aquitanien, Ludwig in Bayern. Diesen Gebieten „mußte daher die Führung zufallen bei dem entscheidenden Angriff auf die Einheit des Reiches. An diesem Punkte zeigt sich, daß die Entwicklung zur Eigenstaatlichkeit im Westen wie im Osten mit der Erneuerung romanischen und germanischen Volkstums, mit der Auflehnung gegen die fränkische Mischkultur in ursächlichem Zusammenhange steht" (Fr. Steinbach).

Die wiedererstandene völkische Eigenart — oder umgekehrt: die Schwäche des Reichsgedankens — in den beiden Gegenpolen wurde das tragende Element in der Auflösung des Frankenreiches. Die beiden gegnerischen Zentren der Reichseinheit waren aber zugleich unter sich sprachlich, völkisch, kulturell verschieden und gaben deshalb den Untergrund zu zwei nicht bloß politisch selbständigen, sondern gegensätzlichen Staatsgründungen ab. Was zwischen ihnen lag, wurde zum Streitobjekt und zum Kampffeld beider Polaritäten.

Das also ist unsere Erkenntnis: Vor der Völkerwanderung hatte die Geschichte des deutschen und des französischen Raumes keinen inneren zwingenden Zusammenhang. Auf dem Mischmasch der Völkerwanderungszeit konnte das kleine fränkische Gaukönigtum, das Childerich I. und sein Sohn Chlodwig bei Tournay besaßen, zu einem Reich ausgeweitet werden, das eine unnatürliche Verbindung zweier Räume und ihrer Menschen bedeutete. Das Eigenleben drängte aber wieder durch, als eine gewisse Klärung eingetreten war. Historischer Ausdruck wurde die Teilung des Jahres 843, die Geburtsstunde des späteren deutschen und des französischen Reiches.

II.

Das Ostreich trat mit einer Vielfalt völkischer Splitter in die Geschichte ein. Eine verwirrende Vielfalt räumlicher Gliederung mit einer Vielheit isolierender Kammern schuf die Voraussetzung für die Erhaltung der vielen Volkssplitter. Solche Vielfalt konnte nur durch zwei Möglichkeiten überwunden und zur großen, allumfassenden Einheit geführt werden: von innen her durch die einigende Kraft einer gewaltigen, gemeinsamen Kulturidee oder von außen her durch die alle andern überragende Macht einer Volksgruppe. Es ist kein Zufall, sondern nüchterne Erkenntnis der realen Voraussetzungen und darum staatsmännisch gewesen,

daß das erste Reich der Deutschen auf dem Untergrunde einer religiösen Kulturidee in die Geschichte eingetreten ist.

Alles echte Leben bewegt sich in ewigem Rhythmus. Auch die Kraft der religiösen Kulturidee verblaßte. Schon die Gotik zeigt das Heraufsteigen neuer, individualisierender Kräfte an. Seit dem Untergange der Staufer läßt die Kraft schneller und immer schneller nach. Die ordnende Kraft von innen heraus ließ mehr und mehr nach, aber kein Volkssplitter hatte die überragende Kraft, den anderen seinen ausschließlichen Willen aufzuzwingen und die politische Kraft des Reiches zu retten. So wurde dies glanzvolle Reich schließlich ein Schemen seiner selbst.

Auch das Westreich löste sich in seine Splitter auf. Einer der kleinsten war die Herrschaft über fünf Dörfer in der Gegend um Paris, die ums Jahr 800 der Sachse Witichin angetreten hatte. Sein Ururenkel Hugo — nach der Kapuze, die er als Laienabt trug, auch Hugo Capet genannt — wurde zum Stammvater aller französischen Könige. Diese kleine Herrschaft lag geographisch ungemein günstig. Durch dreifachen Gebirgswall gesichert, wuchs sie fest zusammen. Mit solch gesammelter Kraft griff sie in den Nachbarraum, riß ihn an sich, verschmolz ihn mit dem Stammgebiet und stieß abermals ein Stück weiter. Dieses Kraftsammeln, Hinübergreifen, Kraftsammeln und wieder Hinübergreifen füllt die Zeit bis etwa 1300 aus.

Die Gunst geographischer Lage machte die Landschaft um Paris zum natürlichen Zentrum eines werdenden Reiches. Gewiß folgten die Nachbarräume nicht gutwillig; sie mußten mit Gewalt gezwungen werden. Aber gerade deshalb blieb der kompromißlose Wille des Herrschers im natürlichen Mittelpunkte erhalten. Dieser ausschließliche Wille zwang Volkssplitter verschiedenster Blutmischung, verschiedenster Räume, verschiedenster Religionen zur Einheit des französischen Staates zusammen. Dieser Wille war und blieb ausschließlich politisch bestimmt und setzte zur Verwirklichung alle aus den verschiedensten Quellen stammenden Kräfte ein.

In solcher Verschiedenartigkeit der politischen Willensbildung liegt die ganze Tragik der deutsch-französischen Geschichte umschlossen. Zielklarer, kompromißloser, politischer Wille steht gegen immer weniger bindende geistige Kraft und behält gegen eine verwirrende Vielheit politischer Willen eigensüchtiger Dynasten stets die Oberhand. Um 1650 bis 1700 liegt der Tiefpunkt der deutschen Kulturkraft und damit zugleich der Höhepunkt der politischen Entfaltung Frankreichs. Unter Ludwig XIV. durfte sich der politische Wille ganz unverhüllt hervorwagen. Diese Brutalität nach außen (Länderraub) wie nach innen (Religionswirren und Auswanderung von 1/4 Million Hugenotten) bringt zugleich den Umschwung in der Dynamik der deutsch-französischen Geschichte.

Eingeleitet und getragen wird dieser Umschwung nicht von den Fürsten, die sich in der Nachäffung des „Sonnenkönigs" überbieten, sondern vom Volke, dem von da ab Frankreich als „Erbfeind" erscheint. Aus dieser zunächst nur negativen Ab-

wehrstellung wächst bis zu J. G. Herder (also zwischen 1750—1800) die erste geopolitische Erkenntnis vom Wesen des deutschen Staates und des deutschen Volkstums. Auf Herder fußt die Romantik als erstes bewußtes Erleben des Deutschtums. Wie ein Rauhreif legt sich der Liberalismus auf die junge Pflanze und droht alles in seichtem Weltbürgertum und vermassender Demokratisierung zu vernichten. Wir Lebenden sind die Zeugen eines Umbruchs von historischer Bedeutung, die in ihrer Größe auch jene hoffentlich zu Bejahern der Gegenwart und Zukunft machen wird, die noch am Alltag und seinen Kleinlichkeiten hängen.

III.

Als die Brüder 843 zu Verdun das fränkische Reich teilten, ging es nicht um gerechtes Auswägen der Güter und Einkünfte, sondern um vorteilhafteste Abrundung eigner Teilreiche. Das Interesse an guter Angriffs- und Verteidigungsmöglichkeit bestimmte die Grenzziehung, und das Recht zu bestimmen lag bei dem, der die Macht dazu hatte. Das waren Karl und Ludwig, die kurz zuvor (841 bei Fontanetum) Lothar besiegt und sich zu Straßburg jene feierlichen Eide — zum ersten Male in deutsch und französisch — geschworen hatten, gegen den Bruder zusammenzustehen. Entsprechend der Machtverteilung fiel die Grenzziehung aus. Ludwig, dessen Stützpunkte Regensburg und Frankfurt waren, bedang sich gegenüber dem geopolitisch so bedeutungsvollen Mainz einen Brückenkopf aus. Die Grenze des Westreiches folgte der natürlichen Scheidelinie Cevennen—Côte d'Ore-Plateau von Langres—Argonnen—Ardennen—Scheldemündung. An zwei bedeutungsvollen Stellen greift sie darüber hinaus: nördlich Lyon, wo sie als vorgeschobener Brückenkopf den Weg zur Burgunderpforte und damit ins obere Rheintal und gleichzeitig den Weg zum Mittelmeer beherrscht. Das Westreich beherrscht die Rhein-Rhonefurche und damit die bedeutendste Verbindung vom Mittelmeer zum Atlantik. Bei Mezières greift die Grenze bis zur Maas vor und sichert in weitem Bogen die Zugänge ins Oisetal und damit zum Pariser Becken; aber zugleich die Stoßmöglichkeit maasabwärts in die Wallonie. Schon um 1300 steht diese so sehr unter französischem Druck, daß der Bischof von Lüttich dem französischen König Schutz gegen seinen eignen Landesherrn, den deutschen König, zusagen muß.

Als das Ostreich Lotharingien erwarb, erwarb es zugleich dessen ungünstige Grenzen gegen das Westreich. Daß die Folgen lange nicht zu spüren waren, hängt mit der innern Schwäche des Westreiches zusammen. Als dort aber das Einigungswerk in großen Zügen vollendet war, setzte sofort ein starker Grenzdruck ein. Der meteorhaft schnelle Aufstieg Burgunds mit Front gegen Frankreich und gegen Deutschland bannte noch einmal die Gefahr. 1477 fiel mit Karls des Kühnen Tode aber alles zusammen. Maximilian erheiratete die burgundische Erbschaft zum größten Ärger Ludwigs X., der versuchte, mit Waffengewalt Burgund für die französische Krone zu retten.

Ob Hausmachtinteressen, ob egoistische Heiratspolitik ist gleich. Maximilian hat dem Rheine sein natürliches Glacis gerettet und dem Deutschen Reiche eine Landreserve gegen Frankreich verschafft, von der wir Jahrhunderte zehren konnten, als völkisches Denken und völkische Politik uns Deutschen fremde Begriffe waren.

IV.

1506 erbte Karl V. von seinem Vater Kastilien und die neu entdeckten Länder in Übersee; 1516 von seinem Großvater Ferdinand Aragonien, Neapel und Sizilien; 1519 von seinem Großvater Maximilian die habsburgischen Lande im Deutschen Reich. Damit war Frankreich zum ersten und einzigen Male in eine geopolitisch gefährliche Zwangslage geraten: es war auf beiden Seiten von der Habsburgermacht eingezwängt, und diese Macht verfügte über alle Hilfsquellen der Welt. Eine gleich günstige Position hat Deutschland nie wieder erreicht. Wie sehr Frankreich diese Zangenstellung fürchtet, offenbart deutlich die Vorgeschichte des Krieges 1870/71.

Franz I. von Frankreich (1515—1547) sucht verzweifelt in vier Kriegen diese Umklammerung zu sprengen. Er unterliegt zwar, nimmt aber nach dem Gesetz der Nachbarfeindschaft durch die von ihm eingeleitete Bündnispolitik mit den Türken seinerseits die Habsburger in die Zange. Die verhängnisvollen Auswirkungen sollten sich erst viel später zeigen. Zunächst jedenfalls ist Frankreich in die Defensive gedrängt, ohne daß darum sein Besitzstand irgendwie angetastet worden wäre. Die Habsburger schließen die deutsche Westfront fest zusammen. Die Niederlande im Norden und Burgund im Süden sind ihr eigner Besitz. Dort können sie frei verfügen. Die Lücke sucht der Kaiser abzudämmen durch den Vertrag von 1542, den er zu Nürnberg mit dem Herzog von Lothringen schließt und der Lothringen zum „freien, nicht einverleibbaren Herzogtum" erklärt. Mit Verträgen mußte sich der Kaiser zu helfen suchen, weil die Reichsgewalt nicht ausreichte, seinem Willen Ausdruck zu verleihen, und jede Grenzzelle selber die Last des Grenzkampfes zu tragen hatte. Aber schon zehn Jahre später war die deutsche Abwehrfront zerschlagen und Frankreich der Weg aus der Zange in deutsches Land gewiesen. Rebellierende Reichsfürsten unter Führung Moritz von Sachsen, lieferten den Franzosen Metz, Toul und Verdun aus. Hundert Jahre später hatte Frankreich die Lücke fest in der Hand.

Zwar kehrte das Lothringer Herrscherhaus in sein Land zurück; aber unter welchen Bedingungen. Turgot, damals Intendant in Metz und oberster Verwaltungsbeamter im Grenzgebiet, schildert sie in seiner handschriftlichen Instruktion an den Prinzen-Thronfolger:

Wir haben das unbegrenzte Durchmarschrecht ... das ausdrückliche Recht auf Erhalt aller Lebensmittel ... Darüber hinaus steht uns sogar die Hilfe der Bevölkerung vollkommen zur Verfügung, seien es Menschen oder Fuhrwerke ... Deshalb wird bei drohender Kriegsgefahr dem Herzog nicht erlaubt sein dürfen, auch nur einen Augenblick zu schwanken, auf unsere

Seite zu treten ... Die geringste selbständige Regung oder Verzögerung könnte uns durch die Folgen nachteilig werden ... Die Neutralitätserklärung, die er im Auge hat, ist für uns von allem das Schlimmste. (Turgot, „Memoire du Departement des Trois Evêchéz" vom 30. 7. 1699, Bd. II, 126; ungedruckte Quelle im Städtischen Archiv zu Saarlouis).

Trotz alledem traute Frankreich dem Herzog nicht, dessen Gebiet vor allem im Norden in breiter Front an das Deutsche Reich grenzte. Frankreich schloß die Lücke und sicherte sich, indem es einfach mitten im deutschen Lande die Sperr- und zugleich Ausfallsfeste Saarlouis erbaute.

Louvois, der Kriegsminister Ludwigs XIV., teilte dem Festungsbaumeister Vauban folgenden Entschluß mit:

Seine Majestät würde es für ratsam halten, Saarbrücken oder Wallerfangen oder einen Platz zwischen beiden zu befestigen, um das ganze Gebiet durch eine gewaltige Anlage zu beherrschen; die Garnisonen, die in den Städten an der Saar Winterquartiere bezögen, zu sichern, und Homburg einen Rückhalt zu geben. Mit Hilfe dieser und aller Streitkräfte an der Saar würden wir verhindern, daß irgendein Feind sich diesseits des Rheines festsetze und würden von dort mehr als 300 000 Taler Kriegsentschädigung jährlich herausholen können ... Wir könnten versichert sein, daß mittels dieser und der Anlagen bei Freiburg und Hüningen niemals Deutsche diesseits des Rheines von uns erblickt würden (abgedruckt in vollem Umfange bei Gaston Zeller, „L'origine de Sarrelouis", Nancy 1923, S. 21).

Vauban trat seine Inspektionsreise an und faßt das Ergebnis seiner Untersuchungen an Ort und Stelle im „Projet instructif de la Fortification de Sarrelouis" (datiert: Wallerfangen, 8. Februar 1680) so zusammen:

Diese Festung wird günstiger als alle andern des Königreichs gelegen sein; sichert sie uns doch 20 Meilen Landes und gibt uns noch 20 andere Meilen dazu. Erstens: im Blick auf Lothringen und das Metzer Land ... Zweitens: hinsichtlich des vorwärts gelegenen Landes kann von hier aus der Krieg an den Rhein, von Koblenz bis Straßburg, getragen werden und die Durchführung größerer Unternehmungen vorbereitet werden (Zeller, a. a. O., S. 46).

Saarlouis soll also der Sicherung Lothringens und zugleich als Festungsplatz zur Vorbereitung „größter Unternehmungen", nämlich der Vortragung des Krieges „an den Rhein, von Koblenz bis Straßburg", dienen.

V.

Saarlouis, dieses Ausfalltor gegen Deutschland, ist nicht einmal auf französischem Boden, sondern auf staatsrechtlich deutschem Gebiet erbaut worden! Schon 1662 forderte Ludwig XIV. den Grafen Gustav Adolf von Saarbrücken vor das Metzer Gericht, damit er den König von Frankreich als Lehnsherrn anerkenne. Der Graf weigerte sich und mußte darob landflüchtig werden. Er trat in kaiserliche Dienste und fiel 1677 unweit Straßburg nach siegreichem Gefecht gegen die Franzosen. Zweiundeinhalb Jahre nach seinem Tode befahl Ludwig XIV. den Bau von Saarlouis.

Wie genau die Franzosen, selbst die „Juristen" der Metzer Reunionkammer wußten, daß der Bau auf fremdem Boden stand und wie wenig sie das störte, geht aus der Korrespondenz des Metzer Parlamentsadvokaten Du Clos mit seinem Auftraggeber, dem Grafen Friedrich Ludwig von Nassau-Saarbrücken, hervor.

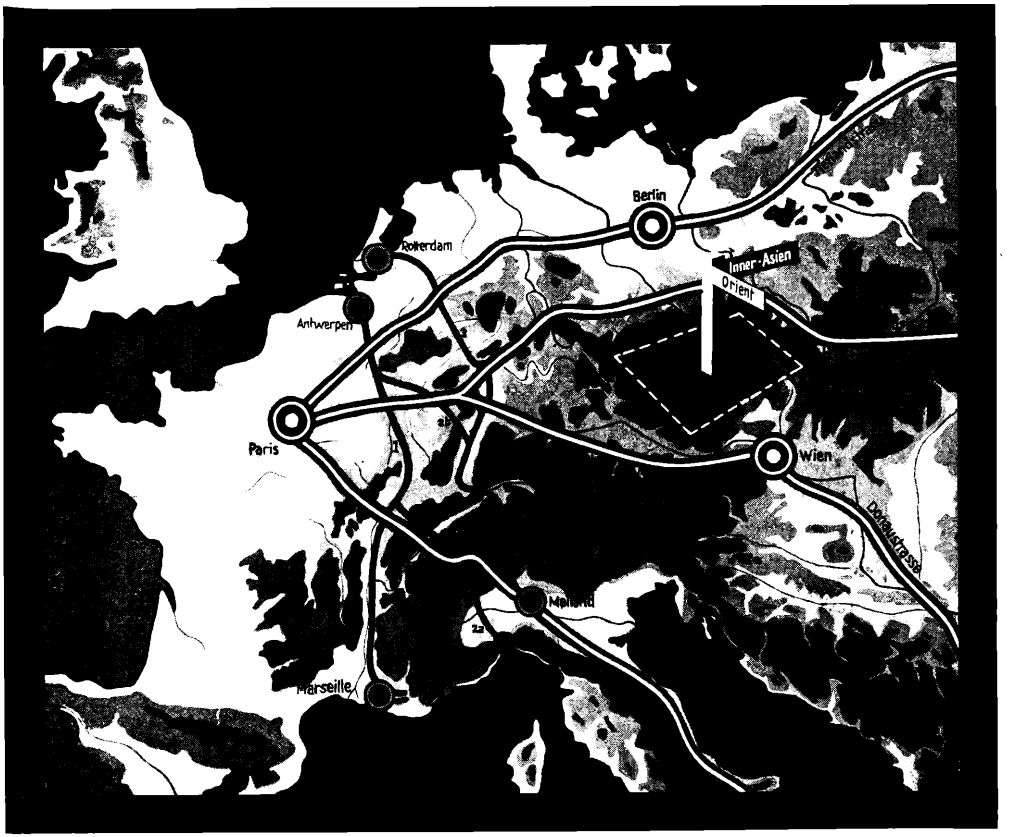
Du Clos teilt mit, er habe erfahren, daß der Graf die Oberhoheit über den Boden von Saarlouis besitze und daß nach Mitteilung von Raveaux (dem Obermacher der Reunionen) der französische König den Platz in das Lehnsverzeichnis des Grafen aufnehmen wolle. Raveaux müsse die Befehle des Königs ausführen. Darum riet Du Clos dem Grafen, „diese Mitteilung nicht außer acht zu lassen" und meinte weiter, „das kann nur geschehen, indem dem König die Rechte abgetreten werden, die Sie auf das Gelände haben, auf dem die Stadt Saarlouis erbaut worden ist" (abgedruckt bei Fr. Köllner, „Geschichte des vormals Nassau-Saarbrückenschen Landes und seiner Regenten", Saarbrücken 1841). Also erst vier Jahre nach Baubeginn verhandelt Frankreich mit dem deutschen Grundherrn, um sich einen Rechtstitel zu verschaffen. Aber der Graf lehnt ab und erst der Frieden von Rijswijk, 1697 bringt eine Lösung; aber eine Gewaltlösung. Im Artikel 32 dieses Friedensschlusses heißt es:

Die Festung Saarlouis mit einer halben Meile im Umkreis, wie durch die königlichen und lothringischen Bevollmächtigten bestimmt werden soll, bedingt sich seine Allerchristlichste Majestät aus, um dieselbe mit allen oberherrschaftlichen Rechten ewig zu besitzen.

Vom Grafen von Saarbrücken redet keiner mehr!

Vielleicht noch ärger ist die Geschichte von Mont-Royal bei Traben-Trarbach an der Mosel. Weit, weit vorgeschoben ins deutsche Land lag dieser Ort. Hier baute sich Frankreich ein „Opus ingens" (ungeheures Werk), imstande, „Kurtrier, Kurköln, Kurmainz, die Pfalz, das Land von Lüttich und Limburg, Jülich und Kleve bis Nymegen in Schach zu halten und mit Kontributionen zu belegen". Diese Festung, mit Kasematten für 30000 Mann, war ein „ausgezeichneter und gesicherter Speicher für Heeresbedarf"; es war die stärkste Festung, die Vauban erbaut hat. Stieß Frankreich vom Mont-Royal vor, war die Rheinlinie von Basel bis Holland nicht mehr zu halten. Weil dieser Platz so wertvoll erschien, nahmen ihn die Franzosen einfach weg. Im sogenannten Stillstand von Regensburg (15. August 1684) hatten die Franzosen sich vertraglich verpflichtet, alle seit dem 1. August 1681 geraubten Gebiete, dazu Straßburg, Kehl und Luxemburg unverzüglich herauszugeben und zwanzig Jahre lang keinerlei Annexionen mehr vorzunehmen. Auch Traben hätten sie herausgeben müssen, denn erst am 23. Juni 1683 war das Lehnverzeichnis der Landesherrin bei der Metzer Reunionkammer eingereicht worden. Als 1687 die Deutschen Erfüllung ihres Rechtsanspruches forderten, gab Louvois Befehl, ein Urteil der Kammer mit Datum zwischen 1. Mai und 10. Juli 1681 anzufertigen (vgl. hierzu Herold, Niessen, Steinbach, „Geschichte der französischen Saarpolitik", Bonn 1934, S. 47).

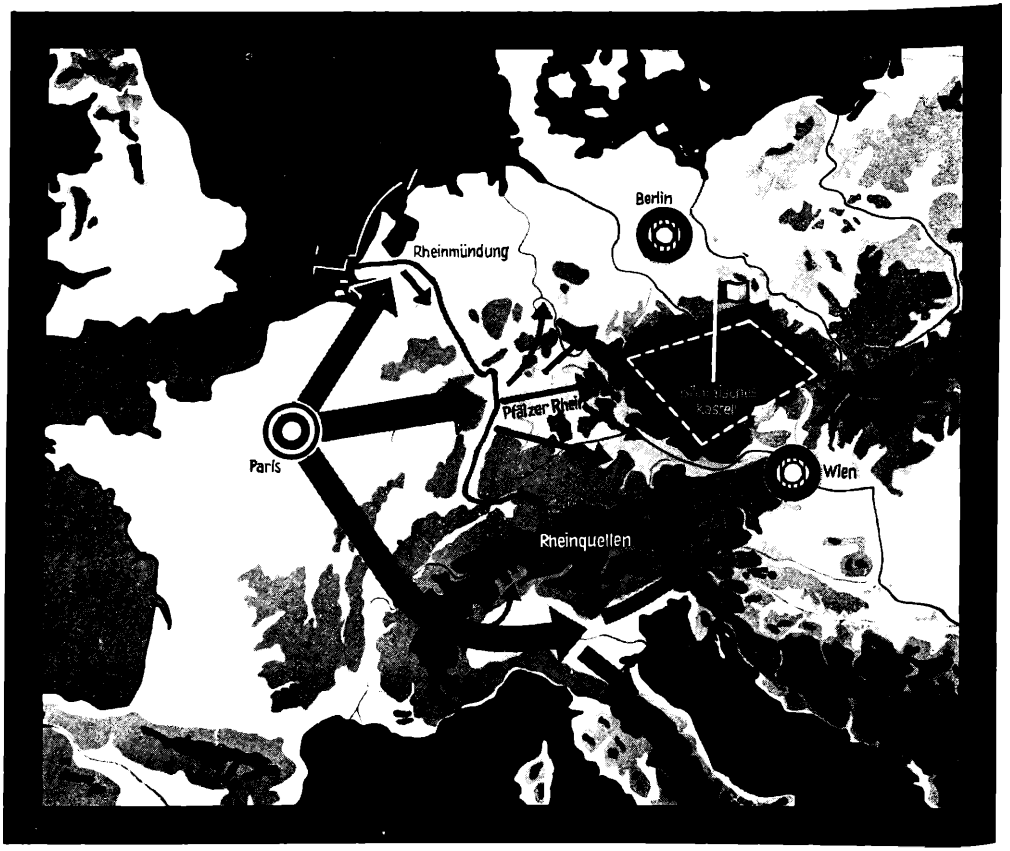
1697, im gleichen Jahre als Mont-Royal geschleift wurde, mußten die Franzosen auch die Saarprovinz herausgeben, in der alle Erwerbungen zwischen Mosel und Rhein verwaltungstechnisch zusammengefaßt waren. Nach siebzehnjähriger Fremdherrschaft war die Saar wieder deutsch geworden . . . bis auf Saarlouis, das sie in Rijswijk mit Erfolg verteidigt hatten.



Die Darstellungsweise dieser geopolitischen Reliefkarten ist urheberrechtlich geschützt. — (Nachdruck verboten)

1.

Grundlinien des Verkehrs auf dem europäischen Kontinent, von Paris aus gesehen, und Hauptverkehrslinien des deutsch-französischen Grenzvierecks. Böhmen, von seinen Randgebirgen geschützt, liegt wie ein Verkehrsturm zwischen den Straßen nach Osten



2.

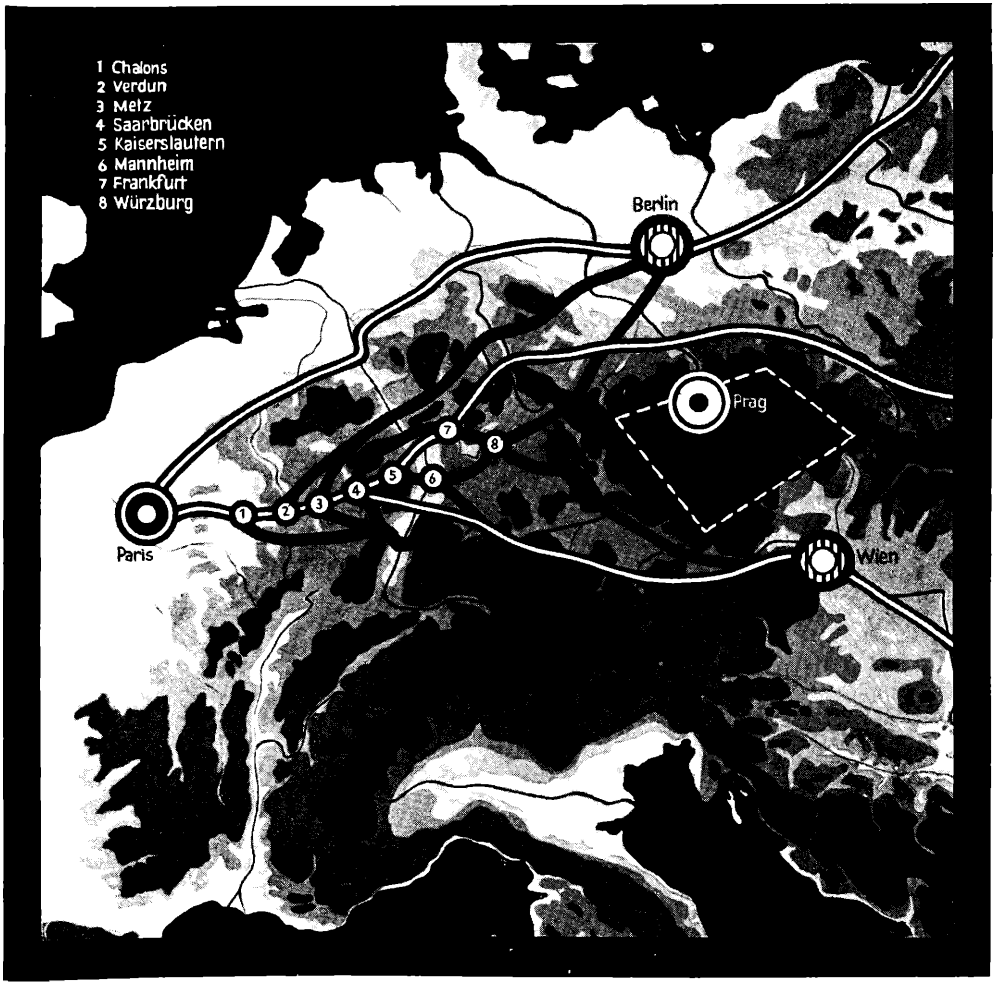
Grundzüge der französischen Angriffe gegen die Rheinfront.

Frankreich greift an:

a) Die Rheinmündung;
3 Funktionen: „Pistole auf die Brust Englands" (Napoleon),
Kontrolle des Atlantikverkehrs des Rheingebiets,
Bedrohung der Weser- und Elbemündung;

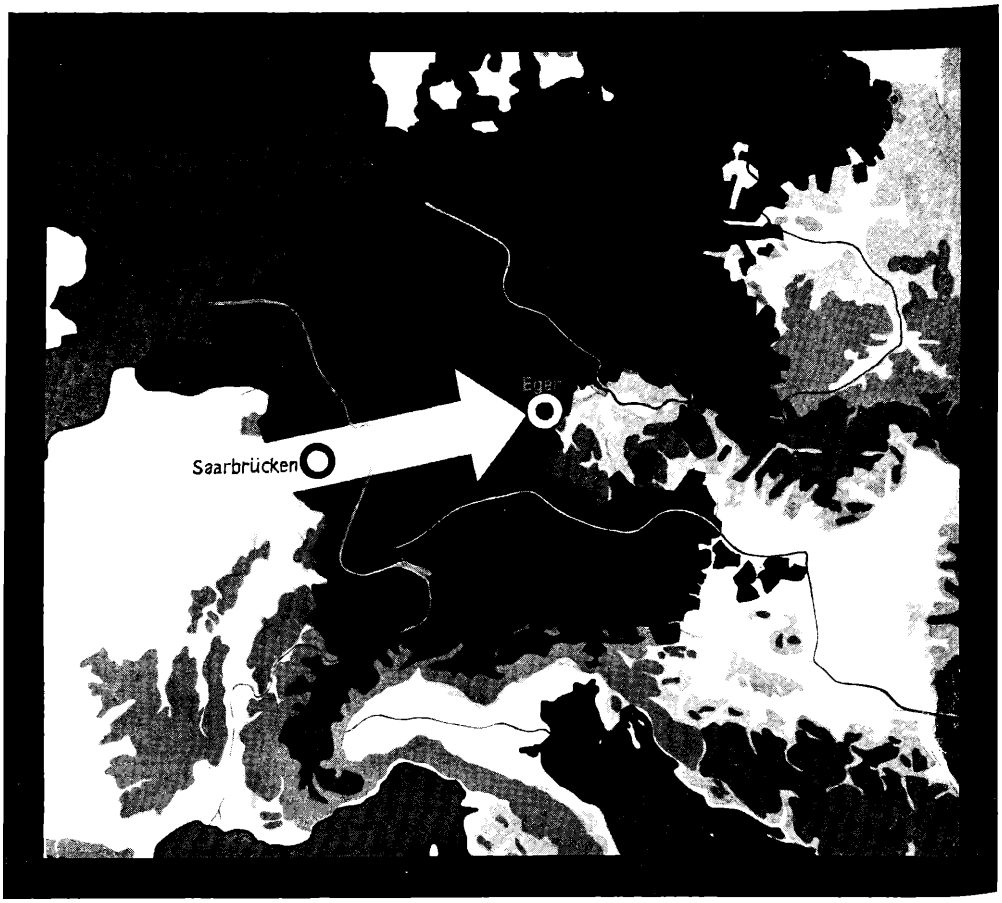
b) den Pfälzer Rhein;
6 Funktionen — siehe Aufsatz!

c) die Po-Ebene südlich der Rheinquellen;
3 Funktionen: Kontrolle des Mittelmeerverkehrs des Rheingebietes,
Flankierung Wiens und Kontrolle seines Adriaverkehrs,
Bedrohung der Apenninenhalbinsel, der Brücke nach dem Orient



3.

Paris—Prag: Scheidelinie des europäischen Ost-Westverkehrs. Eine „Herrsch"-linie; auf ihr erfolgten die gefährlichsten Angriffe von Westen her. (Vgl. Abb. 4)

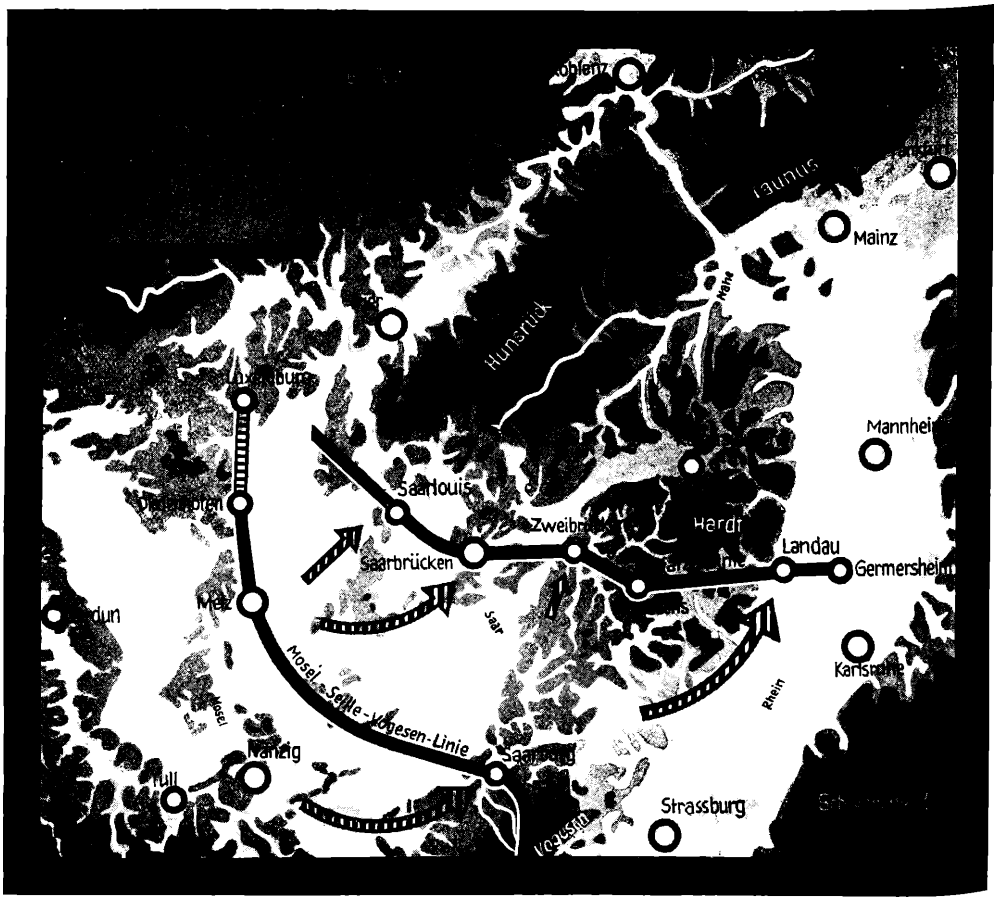


4.

Saarbrücken—Eger, die Hüfte des deutschen Volksbodens und seine schwächste Stelle; daher erfolgen auf ihr hauptsächlich die militärischen und politischen Vorstöße Frankreichs gegen das deutsche Mitteleuropa

5.

Militärische Reichweite des Pfälzer Rheines unter der Herrschaft eines überlegenen französischen Heeres. Die weißgestrichelte Linie zeigt, daß diese militärische Reichweite bestätigt wird durch die politische Reichweite: das Erzbistum Mainz erfüllte zur Zeit seiner größten Ausdehnung etwa denselben Raum

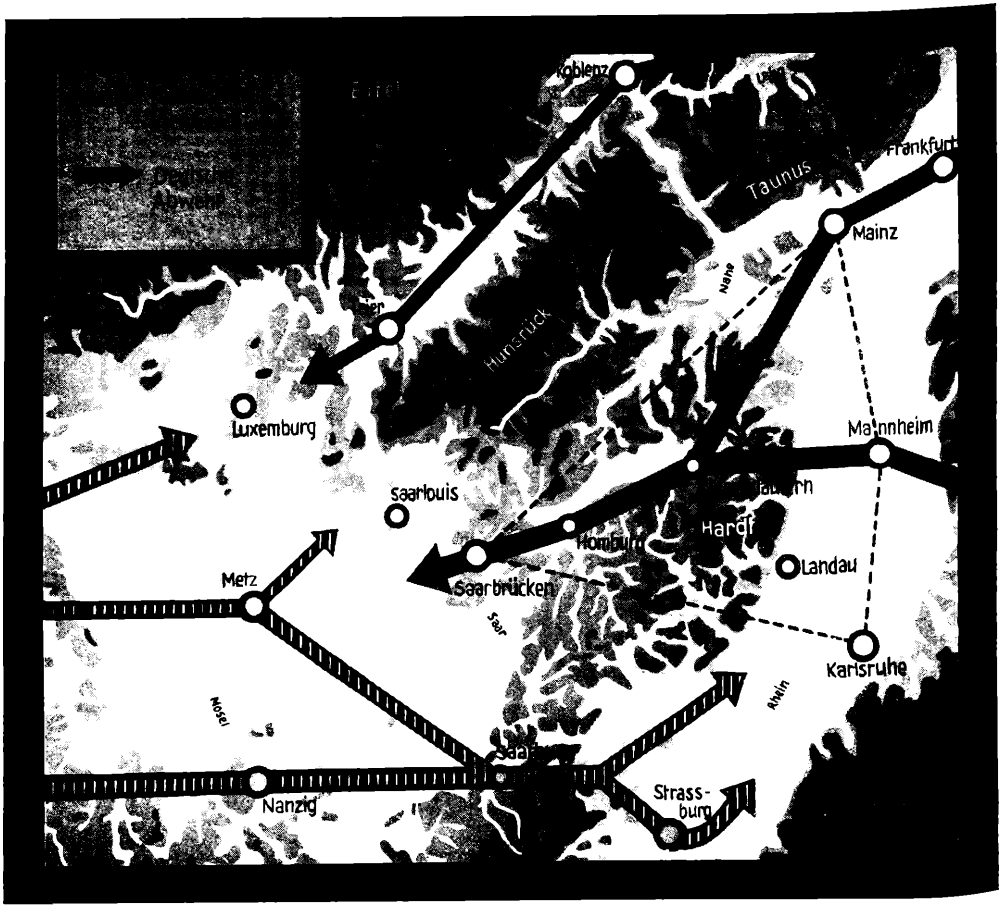


6.

Deutsche Grenzstellungen im pfälzisch-lothringischen Tor. Landau im französischen Besitz läßt die Saar-Pfalzlinie zusammenbrechen und liefert das linke Rheinufer bis zum Hunsrück an Frankreich aus

7.

Das Saargebiet umfaßt die westlichen Zugänge zu den Pfälzer Wegetälern; Saarbrücken kontrolliert den Westverkehr des Pfälzer Rheines



8.

Kraftlinien des deutsch-französischen Gegensatzes im pfälzisch-lothringischen Tor

VI.

Bis zu den Befreiungskriegen, also rund 135 Jahre, war Saarlouis mit seiner unmittelbaren Umgebung französisch. Darum glauben die Franzosen, einen historischen Anspruch zu haben. Ist Saarlouis wirklich eine französische Stadt; sind ihre Bewohner wirklich Franzosen?

Die Oberschicht der Gründungszeit war es ohne Zweifel. Als aber 1697 Saarlouis sein Hinterland und damit seine wirtschaftliche Basis verlor, wanderte diese Oberschicht ab, unter deren Einfluß sich im Laufe der Zeit möglicherweise eine Stadt mit französischer Fassade oder mit Zweisprachigkeit hätte entwickeln können. Die zurückgebliebene Mittel- und Unterschicht waren deutsch und sind deutsch geblieben. Hier ein paar Belege dazu:

1685 verordnet Ludwig XIV. Französisch als alleinige Amtssprache;

1748 wiederholt Stanislaus Leszcinski dieselbe Verordnung und droht harte Strafen an. Beide Verordnungen blieben relativ unbeachtet, weil das Volk einfach kein Französisch verstand.

1789 fordert die Bürgerschaft amtliche Anerkennung des Deutschen. Dem Antrag wurde stattgegeben. „Alle Verordnungen der Nationalversammlung sollen ins Deutsche übersetzt werden", teilt der Abgeordnete des Saarlouiser Bezirks mit. In der Tat werden 1791 600 Exemplare der neuen Verfassung in deutscher und 190 in französischer Sprache zur Verteilung an die weltlichen und geistlichen Beamten sowie die Offiziere der Nationalgarde nach Saarlouis geschickt. Um diese Zeit war Deutsch also immer noch die Sprache des Volkes.

1794 eröffnet die „im Namen der unveräußerlichen Menschenrechte" errichtete Regierung zu Paris einen Vernichtungsfeldzug gegen alles Deutsche. „Bürger! Die Sprache eines freien Volkes muß ein und dieselbe sein für alle!" Im Geiste dieser Parole bereist der „Volksbeauftragte" Mallarmé als Werber des Französischen die deutschen Gebiete und verkündet in seinem Bericht vom 16. Mai, daß in sechs Monaten die plumpe deutsche Mundart, eine Sprache der Sklaven, verschwunden sei. Am 20. Juli wurde ein rücksichtsloses Verbot der deutschen Sprache erlassen, nachdem schon am 27. Januar befohlen worden war, innerhalb von zehn Tagen überall französische Volksschulen zu errichten. Am Widerstande der von der katholischen Geistlichkeit geführten Bevölkerung scheiterten diese Verordnungen. Deutsch mußte als „moyen auxiliaire" zugelassen werden. Um den Französisierungsbestrebungen Vorschub zu leisten, wurde gar Kolonisation oder Umsiedlung vorgeschlagen. Aber Franzosen ließen sich nicht ins Land holen, und von der Deportation heißt es, „statt sich ins Französische verpflanzen zu lassen, flüchten sich die Bauern in deutsche Länder" (vgl. hierzu die Arbeiten von StR. Dr. Knox, Saarlouis, in der demnächst erscheinenden Schrift „Saarlouis und Frankreich").

1803 unter dem Konsulat wurde so etwas wie Zweisprachigkeit zugelassen. Man hatte offenbar erkannt, daß das deutsche Volkstum nicht auszurotten war. Aber noch

1807 konnte in seinem Verwaltungsbericht der Maire Souty schreiben „... es wäre zu wünschen, daß die französische Sprache auch in der Christenlehre angewandt würde..." und hinzufügen „le gouvernement l'éxige" (die Behörde wünscht es so). Aber alles half nicht, und als dann

1815 die Saarlouiser aus dem französischen Staatsverbande entlassen wurden, berichtete der Unterpräfekt in Diedenhofen an den Präfekten in Metz

„... es ist mir peinlich sagen zu müssen, daß die Bewohner zum Übergang unter die fremde (die preußische) Regierung geneigt zu sein scheinen..." (Bericht vom 23. Januar 1816.)

Seit es überhaupt ein Ostreich (Deutschland) und ein Westreich (Frankreich) gibt; seit dem Jahre 843, also seit rund 1100 Jahren, ist das Saargebiet nur 21 Jahre

französisch gewesen (1680—1697 und 1801—1805) und selbst in dieser kurzen Spanne nur mit Gewalt. 1100 Jahre deutsch — 21 Jahre französisch auf solch dürftiger Unterlage läßt sich kein Anspruch auf Land und Leute herleiten. Selbst Saarlouis und seine Umgebung, das 135 Jahre unter Fremdherrschaft gestanden hat, hat allen Bedrängungsversuchen zum Trotz mit erbittertem Eifer und größtem Erfolg sein deutsches Volkstum bewahrt. Wo die Dinge so eindeutig liegen, kann von Teilen keine Rede sein.

Die da heute von Teilen reden, denken an die Kohle des Warndt und die Höhe im Südwesten von Saarlouis. In dieser Höhe konzentriert sich die wehrgeographische Bedeutung des ganzen Saargebietes. Wenn darum vom „Kompromiß" und von „kleinen Grenzregulierungen" geredet wird, so ist das undiskutabel. An der Saar ist nichts zu teilen. Die Saar war stets deutsch und sie will heute zum Reiche zurück. Geschichte und klarer Wille des Volkes lassen kein Deuteln zu.

ELISABETH SCHMIDT:

Die Sonderart der saarländischen Kulturlandschaft

Unter den deutschen Industrielandschaften nimmt die des Saargebiets eine Sonderstellung ein, die in folgendem kurz geschildert werden soll. Dabei kann nicht ausgegangen werden von dem willkürlichen Gebilde des Versailler Diktats, sondern nur von dem ganzen südwestdeutschen Raum, der in enger wirtschaftlicher und kultureller Beziehung zu dem Industriegebiet an der Saar steht. Dieser Raum erstreckt sich über die heutige Grenze hinaus und umfaßt Teile der Westpfalz, Hessens, Badens und der Rheinprovinz.

Um das Wesen der heutigen Kulturlandschaft des Saargebietes ursächlich zu begreifen, müssen wir die Wandlungen verfolgen, die sich mit dem Aufschwung von Bergbau und Industrie im vorigen Jahrhundert hier vollzogen haben. Zu Beginn des Jahrhunderts war das Saargebiet im wesentlichen Agrarland. Das drückt sich deutlich aus in der Bevölkerungsstatistik. Die Landschaften mit den besten Böden, der Bliesgau, die Muschelkalkplatte links der Saar, das Köllertal, waren die am dichtesten besiedelten Gebiete. Dünn besiedelt waren dagegen die Waldgegenden des mittleren Saargebietes, die heute den am dichtesten bevölkerten Kernraum des Landes bilden. Hier betrug die Bevölkerungsdichte im Jahre 1820 33 bis 39 E/qkm gegen 55 auf der Muschelkalkplatte links der Saar und über 70 im Bliesgau. Von diesen Verhältnissen wich nur ab das mittlere Saartal, wo eine Bevölkerungsdichte von 210 E auf den qkm unter Ausschluß, 249 unter Einbeziehung von Saarbrücken schon im Jahre 1820 erreicht war. Es vereinigte sich hier Fruchtbarkeit des Bodens mit günstiger Verkehrslage, die Saarbrücken zu einem bedeutenden Handelsplatz machten.

Das Saargebiet war ums Jahr 1820 mit einer Bevölkerung von 123000 E (innerhalb der heutigen Grenzen) an den Grenzen seiner landwirtschaftlichen Tragfähigkeit angelangt. Es war, wie die Westpfalz, Auswanderungsgebiet. Die Auswanderung ging in der Hauptsache nach Amerika und hat bis über die Jahrhundertmitte angedauert. Einzelne Landschaften, vor allem das Saartal um Saarbrücken, waren bereits landwirtschaftliche Zuschußgebiete. Der Besitz war damals schon im wesentlichen Mittel- und Kleinbesitz, maßgebend für die Besitzverteilung waren die Bestimmungen des Code Napoleon, die Erbteilung vorschrieben. Die dadurch bedingte Zersplitterung des Besitzes brachte schon zu Beginn des Jahrhunderts die Notwendigkeit des Nebenerwerbs mit sich, der zum Teil im Fuhrgeschäft, in anderen Gegenden, vor allem in der Westpfalz, in der Weberei bestand, die sich bis gegen Ende des Jahrhunderts erhalten hat.

Die landwirtschaftliche Tragfähigkeit des Saargebiets hat Carl Schnur auf 120000 bis 140000 E innerhalb der heutigen Grenzen berechnet[1]). Schon im Jahre 1843 aber betrug die Bevölkerung über 170000. Diese relative Übervölkerung hatte zur Folge, daß die entstehende Großindustrie ihren Arbeiterbedarf im wesentlichen am Standort und in seiner Umgebung decken konnte. Die Bevölkerung des Saargebiets wuchs zwar von 1843 bis 1910 fast auf das Vierfache (von 176000 auf 652000 innerhalb der heutigen Grenzen), aber die Einwanderung kam aus den Nachbargebieten. Das zeigt sich heute noch deutlich darin, daß die früher bestehenden Verschiedenheiten in Mundart und Volkscharakter erhalten geblieben sind. Noch heute spricht man im südöstlichen Teil des Saargebietes rhein-, im nordwestlichen moselfränkisch, noch heute ist der Bewohner des Südostens ein Pfälzer, der des Nordwestens ein Moselfranke.

Mit der Entwicklung der Industrie, die seit den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, seit dem Bau von Eisenbahnen, ihren großen Aufschwung nahm, vollzog sich eine völlige Umkehr in der Bevölkerungsverteilung. Schon 1871 stand das Waldland, auf dessen produktiven Karbonschichten sich Bergbau und Industrie entwickelt hatten, mit einer Bevölkerungsdichte von 331 E auf den qkm nur mehr hinter dem Saartal zurück, während die vorwiegend landwirtschaftlichen Gebiete nur Dichten von 75 bis 150 E auf den qkm aufwiesen.

Eine solche Verlagerung des Bevölkerungsschwergewichtes ist eine ständige Folge der Industrialisierung. Im Saargebiet aber setzt eine Sonderentwicklung ein. Man suchte die durch die Industrie bewirkte Anhäufung der Bevölkerung nicht zu fördern, sondern hintanzuhalten, und man suchte gleichzeitig die Arbeiterbevölkerung fest in der Verbindung mit dem Boden zu erhalten. Dieses Ziel, das vor allem von der staatlichen Bergwerksverwaltung angestrebt wurde, war nur zu erreichen durch großzügigen Ausbau des Verkehrsnetzes, der auch Arbeitern aus weiter entfernten Gebieten die tägliche Rückkehr

1) Carl Schnur: Die Entwicklung der Kulturlandschaft im Saargebiet.

nach Hause ermöglichte. Eine weitere Voraussetzung war die Erleichterung des Hauserwerbs durch billige Baudarlehen, die von der Grubenverwaltung gewährt wurden. Wie weit das Vorgehen der Grubenverwaltung Erfolg gehabt hat, zeigt die Tatsache, daß im Jahre 1910 38,2% der Belegschaft der Saargruben Haus- oder Grundbesitz, meist beides zusammen besaßen. Diese Ziffer erscheint noch günstiger, wenn man bedenkt, daß unter der Belegschaft sich ein beträchtlicher Teil junger Leute befindet, die im Elternhaus leben; von den verheirateten Bergarbeitern waren etwa 60% Hausbesitzer. Dem Bestreben der Bergwerksverwaltung entgegen kam der Wunsch vieler Arbeiter, die aus kleinbäuerlichen Verhältnissen stammten und eigenen Grundbesitz hatten, diesen zu behalten und den Heimatort nicht zu verlassen.

Die Folgen dieses Vorgehens der Bergwerksverwaltung, dem sich die größeren Industriewerke durchaus anschlossen, sind nun sehr weittragend.

Eine solche Verwurzelung der Arbeiterschaft mit dem Boden ist nur möglich, wenn sie über eine weite Fläche verteilt bleibt. So war die Belegschaft der Saargruben im Jahre 1925 in 760 Orten ansässig, von denen 396 außerhalb der Grenzen des heutigen Saargebietes (371 im Reich, 25 in Lothringen) liegen. Bei dieser Dezentralisierung ist die ursprüngliche Landschaft im Saargebiet weit weniger verändert worden als in anderen Industriegegenden. Wohl reiht sich in den Tälern des eigentlichen Industriegebietes eine Ortschaft an die andere, wohl haben Schachtanlagen und Schlackenhalden stellenweise das Landschaftsbild verändert, aber mitten im Zentrum des Bergbaus und der Schwerindustrie sind die meilenweiten, wundervollen Wälder erhalten geblieben, große Industrieorte sind ganz in sie hineingebettet, und auch von den Mittelpunkten aus sind sie leicht zu erreichen. Nirgends ist der Zusammenhang zwischen Mensch und Landschaft völlig zerrissen. Nur an wenigen Stellen sind abschreckend häßliche Fabrikstädte entstanden, in Völklingen, in Neunkirchen. Die Ackerbaulandschaften des Saargebietes und der Westpfalz haben ihren Landschaftscharakter so gut wie vollständig gewahrt, wie stark auch die Industrie das Leben der Bevölkerung beeinflußt. Die Besitzzersplitterung ist weitergegangen; von 56937 in der Landwirtschaft leitend tätigen Personen waren im Jahre 1927 nur 7361 hauptberuflich tätig. Neben dem alten Typ des westpfälzischen Bauernhauses steht jetzt vielfach das Haus des „Bergmannsbauern", wie jenes ein Einfirstbau, aber mit geringerem Raum für Scheuer und Stallung. Davon abgesehen sind im Landschaftsbild kaum Änderungen bemerkbar, nichts deutet darauf hin, daß die Bevölkerung einen großen Teil ihres Unterhaltes nicht mehr in der Landwirtschaft, sondern in Bergbau und Schwerindustrie findet.

Auch in anderer Beziehung unterscheidet sich das Saargebiet sehr vorteilhaft von anderen Industrielandschaften. An Stelle eines wurzellosen Großstadtproletariats haben wir hier eine durchaus seßhafte, im Lande verwurzelte Arbeiterbevölkerung mit ausgesprochenem Berufsstolz. Eine solche Arbeiterschaft mußte nach der ge-

waltsamen Abtrennung des Saargebiets Lockungen und Druck von französischer Seite einen viel stärkeren Widerstand entgegensetzen als ein Großstadtproletariat ohne Bindung an den Boden und unter Umständen sogar von fremder Nationalität. Dazu hat die Dezentralisierung der Arbeiterschaft das eigentliche Industriegebiet mit den angrenzenden Landschaften der Pfalz und der Rheinprovinz aufs engste verbunden. Der ständige Arbeiterverkehr über die künstliche Grenze macht ihre ganze Sinnlosigkeit offenkundig.

Die Verhältnisse im Saargebiet zeigen deutlich, daß die schlimmsten Folgen der Industrialisierung, vollständige Loslösung einer Bevölkerung vom Boden und Schaffung eines landfremden Großstadtproletariats, zu vermeiden sind. Voraussetzung dazu ist Planung auf weite Sicht, Verzicht auf alle nur wirtschaftlichen Rücksichten, Berücksichtigung volkspolitischer Notwendigkeiten. Notwendig ist solche Planung vor allem in bedrohten Grenzlandschaften; am besten dazu befähigt ist der Staat, der diese Aufgabe im Saargebiet auch als erster in Angriff genommen hat. Unter der französischen Bergwerksverwaltung ist manche Änderung zum Schlechten eingetreten; die Verstädterung hat zugenommen, Haus- und Landbesitz der Arbeiterschaft gehen zurück. Sollen die günstigen Verhältnisse erhalten bleiben, die das Saargebiet trotzdem heute noch von anderen Industriegebieten unterscheiden, so ist eine baldige Rückführung sämtlicher Saargruben in den Besitz des deutschen Staates eine unabweisbare Notwendigkeit.

WOLFGANG STUBENRAUCH:

Grundfragen der landwirtschaftlichen Rayonierung in der Sowjetunion

Die Bevölkerungsvermehrung hat in Rußland im Verlaufe der vergangenen 80 bis 100 Jahre zu einer starken Differenzierung der Landschaft geführt. Gleichzeitig mußte das Eindringen der Geldwirtschaft eine mehr spezialisierte Ausnutzung der besonderen wirtschaftlichen Möglichkeiten einer jeden Landschaft im Gesamtverbande des Reiches befördern. Hatte bis dahin jedes Gebiet mehr oder minder selbständig und in sich geschlossen gelebt, so wurden von nun an die Wechselbeziehungen und der Austausch von Arbeitskräften und Lebensmitteln immer ausgeprägter. Im 19. Jahrhundert beginnt sich im Waldgebiet des Nordens auf dem Grunde des besonderen Überschusses an Arbeitskraft dieser Landschaft eine Industrie zu entwickeln, die in der Versorgung mit Getreide in zunehmende Abhängigkeit von den Steppengebieten des Südostens gerät. In der weiten von der Natur vorgeschriebenen Zoneneinteilung machen sich in immer stärkerem Maße Unterschiede von Kulturlandschaften geltend. Es setzen sich gegeneinander ab nicht nur Wald- und Steppengebiete, man unterscheidet nun Industrie-, Landwirtschafts- und Waldwirtschaftsrayons, man gliedert nach landwirtschaftlichen Über-

schuß- und Bedarfsgebieten, nach Landschaften mit dichterer Bevölkerung, die über ein höheres Maß an landwirtschaftlicher Technik verfügt, und nach Kolonisationsländern. Durch eine Vermehrung und Auslese von Kulturpflanzen tritt die Bedeutung der natürlichen Vegetationsgebiete zurück hinter derjenigen von Landbauzonen.

Diese Differenzierung und Spezialisierung der russischen Landschaft, die bis zum Weltkrieg in hohem Grade ein Ergebnis freier Arbeitsteilung bei einer freien Marktwirtschaft gewesen ist, wurde nach der Revolution von den Bolschewiki planmäßig in Angriff genommen. Freilich konnten die Staatlichen Planwirtschaftskommissionen auf umfangreichen Vorarbeiten zaristischer Regierungen und Gelehrter aufbauen, aber der Wille zur Schaffung „teleologischer Wirtschaftsrayons", die gleichzeitig die alten historisch-politisch und fiskalisch-militärisch begründeten Gouvernements ablösen und eine nach ökonomischen Gesichtspunkten erhöhte Ordnung in die bis dahin mehr zufällige Wirtschaftsgliederung Rußlands bringen sollen, ist in dieser Prägung grundsätzlich neu (1).

Zu Beginn des Fünfjahrplans wurde die Sowjetunion in eine Reihe von Wirtschaftsrayons aufgeteilt, deren jeder durch eine bestimmte „Dominante" — wie man es heute gerne nennt — gekennzeichnet ist, deren jeder nun aber auch eine bestimmte Aufgabe erhält, die oft genug kaum auf bereits vorhandenen Grundlagen aufzubauen ist, sondern nur verständlich wird aus rein politischen, staatlichen und militärischen Erwägungen heraus (2). Auf diese Weise werden neue Landschaften geschaffen, deren Möglichkeiten früher kaum geahnt werden konnten.

Stalin hat auf dem 16. Kongreß der KP. die genaue wissenschaftliche Durcharbeitung des Standortproblems nicht nur für die Industrie, sondern auch für die Landwirtschaft nachdrücklichst gefordert. Dies ist die Voraussetzung für die landwirtschaftliche Rayonierung. Ihre eigentliche Aufgabe besteht in der rationellen Intensivierung der Landwirtschaft der Sowjetunion.

Die Notwendigkeit zur Intensivierung ergibt sich ganz einfach aus der Tatsache, daß die Bevölkerung Rußlands jährlich um etwa 3 Millionen Menschen zunimmt, ohne daß die Anbaufläche auch nur annähernd in dem entsprechenden Tempo erweitert werden könnte.

„Kampf um die Qualität", „Hebung der Ernteerträge" sind die unentwegt wiederkehrenden Schlagworte. 1933 sollten 8 dz vom ha Getreide geerntet werden; 8 dz Baumwolle vom ha; 2,4 dz Leinfaser pro ha, das bedeutet 20% mehr als im vergangenen Jahr; 5,5 dz Sonnenblumensamen, d. i. 25% Steigerung; 100 dz Zuckerrüben pro ha, d. i. ein Anwachsen um 32% (3). Nach dem Bericht von Meshlank ist bei Getreide der Wert der Produktion 1933 auch tatsächlich um 28,5% gegenüber dem Vorjahr gestiegen, bei Weizen sogar um 36,3%, während die Erweiterung der Saatfläche für Getreide nur 1,3% betrug. Ganz allgemein waren die Ernteerträge im Jahre 1933 recht günstig; sie überstiegen in vielen

Rayons die gestellten Anforderungen wesentlich. Dies ermutigte die Sowjetregierung, für das Jahr 1934 — das zweite Jahr des zweiten Fünfjahrplans — die Ansprüche noch weiter zu erhöhen. Die Regierung hat eine Stabilisierung der Anbauflächen der technischen Kulturen (z. T. auch im Interesse der Industrie) und der Hackfrüchte beschlossen; vor allem ist in dieser Beziehung die Zunahme des Mais- und Sonnenblumenareals zu bemerken. Außerdem wurde das Landwirtschaftskommissariat angewiesen, „die Fruchtwechselwirtschaft als eine der besten Methoden zur Erhöhung des Ernteertrages in allen Sowchosen und Kolchosen einzuführen" (4). „Chemie auf die Felder" ist ein anderes oft gehörtes Schlagwort. Ausnutzung des tierischen Dunges wird gefordert. Dazu kommen Einführung der kaufmännischen Buchführung, Anlage eines Sortensamenfonds als wichtige Grundlagen für eine Intensivierung.

Der eigentliche Hebel für die Neugestaltung der russischen Landwirtschaft besteht aber nach Auffassung der Bolschewiki in einer forcierten Maschinisierung, Mechanisierung und Industrialisierung der Landwirtschaft. Grundsätzlich hatten sie hierdurch die Hauptvoraussetzung für die gesamte Planarbeit auf dem Lande schaffen wollen. Die Maschine konnte das rationelle Moment überhaupt erst in die russische Landwirtschaft hineintragen. Wieweit die durch Maschinisierung geförderte Mechanisierung in einem agrarübervölkerten Lande wie Rußland einen Sinn haben kann, muß außerordentlich zweifelhaft erscheinen. Im Zusammenhang mit dem Getreidebau in den trockenen Ostgebieten des europäischen Teils der Sowjetunion, in Kasakstan und in Westsibirien, wird hierüber noch einiges zu sagen sein; dort könnten klimatische Verhältnisse bis zu einem gewissen Grade eine Mechanisierung der Landarbeit rechtfertigen.

Praktisch ist durch die Maschinisierung der Landwirtschaft bisher kaum eine Hebung der Gesamternteerträge erzielt worden. Einige gewichtige Gründe hindern einstweilen den erhofften raschen technischen Fortschritt. Einmal ist dies die vorläufige technische Unfähigkeit und Ungeschultheit der russischen Bauernschaft. Ein zweiter Grund liegt aber an sich außerhalb der Maschinisierungsmöglichkeiten in dem radikalen Niedergang der russischen Viehzucht, der immerhin gleichzeitig und parallel mit der Maschinisierung auftritt. Es hat sich als ein entscheidender Irrtum der bolschewistischen Wirtschaftsführung erwiesen, daß sie die Bedeutung der Maschine für die Intensivierung überschätzt hat. Ohne eine Vermehrung des Viehbestandes ist eine wirklich durchgreifende Intensivierung der Landwirtschaft trotz aller Maschinen eine Unmöglichkeit. Im übrigen ist die Gesamtzahl der PS, d. h. der Zugkräfte einschließlich des gesamten Traktorenbestandes trotz der außerordentlichen Anstrengungen gerade auf diesem Gebiete heute geringer als vor dem Kriege. Bis 1937 soll der Umfang der Viehwirtschaft verdoppelt werden.

Den zweiten Hebel zur fortschreitenden Rationalisierung der Landarbeit bedeutete die Kollektivierung, die 1932 durchschnittlich 60 bis 70% aller Bauernwirt-

schaften Rußlands erfaßt hatte und die 1937 nach Ablauf des zweiten Fünfjahrplans abgeschlossen sein soll. Ähnlich wie die Maschinisierung war auch die Kollektivierung zunächst nur in den Getreidegebieten des Ostens geplant; dort ist sie denn auch in kürzester Zeit bis zu 90% erreicht worden. Auf größere Schwierigkeiten stieß sie im Westen und Nordwesten des europäischen Rußlands. Hierbei treten landschaftliche Gegensätze auf, die sich schon bei allen früheren russischen Agrarreformen und -revolutionen bemerkbar gemacht haben und die teilweise durch klimatische Bedingungen, durch solche der Waldbedeckung oder der Bodengüte, andernteils aber durch den Unterschied zwischen älteren Kulturländern und Kolonisationsgebieten erklärt werden mögen.

Auf jeden Fall steht der Großbetrieb in der Form der Kolchose, Sowchose und Maschinentraktorenstationen im heutigen Rußland durchaus im Vordergrunde des Interesses (5). Zweifellos hat dieser seit 1927 erfolgte Ausbau des vergesellschafteten Sektors der Landwirtschaft die Aussichten der planmäßigen Vorausbestimmung und planmäßigen Leitung der landwirtschaftlichen Produktion gesteigert. Außerdem sind durch die Zusammenfassung des Landes in größeren Wirtschaftseinheiten die unermeßlichen Gefahren einer allzuweit getriebenen Zersplitterung des Grund und Bodens wesentlich zurückgedämmt worden (6). Allerdings müssen die Vorteile der Kollektivierung im Sinne der rationellen Intensivierung weitgehend verlorengehen, wenn die Besetzung der Betriebe mit Maschinen nicht in dem gleichen Tempo erfolgen kann wie die Entwicklung der Zusammenlegung; und das ist einstweilen keineswegs der Fall. Von den Verlusten, die durch Ausschaltung der Arbeitsfreudigkeit des einzelnen Eigentümers entstehen, soll hier noch gar nicht einmal die Rede sein (7).

In diesem Zusammenhange muß auf die Marktfrage, überhaupt auf die große Bedeutung der gesamten inneren Kommunikation für die landwirtschaftliche Rayonierung hingewiesen werden. In einem Interview hat Stalin am 4. Januar 1934 den Warenaustausch zwischen Stadt und Land und den Aufbau des Transportwesens als die wichtigsten Aufgaben für die Zukunft bezeichnet. Von der Preisgestaltung und von den Gegenwerten, die die sich entwickelnde Industrie dem Lande liefern kann, hängt in hohem Maße die Ausdehnung der landwirtschaftlichen Produktion ab. Während der Kriegs- und Revolutionsjahre war eine erhebliche Verringerung besonders marktgängiger Produkte wie Baumwolle, Tabak, Weizen, Gerste usw. zu verzeichnen. Hirse und Buchweizen, aus etwas anderen Gründen auch die Sonnenblume, erweiterten dagegen ihren Anteil an der Anbaufläche der einzelnen Betriebe. Nach dem Bürgerkrieg hat dann der Anteil des Weizens, der Gerste usw. wieder zugenommen (8). Die Ablieferung, die seit dem Winter 1932/33 rayonweise in der Form einer Naturalertragssteuer pro angebauten ha (9) oder für Milch pro Kuh und Jahr festgelegt worden ist, bleibt aber weiter in genauester Abhängigkeit von dem Wert und dem Umfang der Gebrauchsartikel, die

die Industrie mit der Landwirtschaft austauschen kann. Die ungeheure Schwierigkeit liegt in dieser Hinsicht darin, daß die Bolschewiki versuchen, eine Industrie ohne ausländische Hilfsmittel aufzubauen. Das zusätzliche Geld, das ein derartiger Aufbau jedenfalls kostet, muß also bei dem Mangel anderer Quellen in einem zu 80% agrarischen Lande aus den Adern der Bauernwirtschaft gesogen werden — einer Bauernschaft, die ohnedies schon seit Jahrzehnten vom Kapital zehrt, soweit sie überhaupt ein solches besessen hat. Daß bei dieser Sachlage von einer kurzfristigen Rentabilität nicht mehr die Rede sein kann, ist ohne weiteres verständlich. Alle Rentabilitätsberechnungen, auf die letzten Endes doch nicht verzichtet wird, werden auch durch die besonderen Verkehrsverhältnisse in dem weiten russischen Raum unglaublich erschwert.

Bei der geforderten Arbeitsteilung und Spezialisierung einzelner Rayons auf bestimmte Kulturen ist eine der am häufigsten gestellten Fragen: Monokulturen? Ja oder nein?

Für Weizen und Zuckerrüben mögen die hiermit zusammenhängenden Probleme etwas ausführlicher erörtert werden. Beide Pflanzen werden in weiterem Umfange als andere in Großbetrieben kultiviert, sie sind besonders marktgängig, und die Tendenz, mit ihnen durch rücksichtslose Ausnutzung immer wieder desselben Bodens rasch Geld oder Überschüsse anderer Art herauszuschlagen, ist sehr stark und auf längere Sicht gefährlich.

Bei Sommerweizen, denn um ihn handelt es sich hauptsächlich in den Trockengebieten, befördern die klimatischen Besonderheiten der für ihn geeigneten Rayons eine Monokultur. Die Trockenheit, die kurze Vegetationsdauer sowie die hohe Kontinentalität im Temperaturgang lassen zwar einen sehr eiweißhaltigen (20% und mehr) Weizen zur Entwicklung kommen, erschweren aber in Kasakstan, im Rayon U.-Wolga und in den übrigen Steppengebieten außerordentlich die Einführung eines Fruchtwechselsystems mit Hackfrüchten und Futterpflanzen. Der Saisoncharakter, der mehr oder minder für die ganze russische Landwirtschaft kennzeichnend ist, ist hier besonders scharf ausgeprägt und setzt allen Intensivierungsversuchen eine entschiedene Grenze entgegen.

Die Aufgaben, die den genannten Wirtschaftsrayons gestellt sind, sind von zweierlei Art. Einmal sollen sie die großen Getreidelieferanten der Sowjetunion sein, hierzu wurden die riesigen Getreidefarmen von z. T. über 200 000 ha Umfang eingerichtet; zum andern aber sind sie als Kolonisationsgebiete für den hohen Bevölkerungsüberschuß vorgesehen. Der SW-Sibkrais und Nordkasakstan sollen in absehbarer Zeit das gesamte Defizit an Weizen im Bedarfsgebiet des europäischen Uniongebietes decken. Hierdurch wird das Getreide der extensiven Zone der Ukraine, des Nordkaukasus und des Rayons U-Wolga frei für den Export und „gibt die Möglichkeit, einen entschiedenen Kurs auf die Intensivierung und Industriali-

sierung der Waldsteppe der Ukraine, des Zentr. Schwarzerde-Gebietes und des rechtsufrigen Teils des Wolgagebietes zu nehmen" — wie es im ersten Fünfjahrplan hieß. In gewissem Gegensatz zu diesen Aufgaben der Getreiderayons steht der Plan, dort zu kolonisieren. In diesem Fall tritt viel schärfer das Problem in Erscheinung, wie man den großen Gefahren der Kontinentalität des Klimas und besonders der regelmäßig wiederkehrenden Dürregefahr begegnen soll. Eine menschenarme Großwirtschaft, die nur mit Saisonarbeitern und stark mechanisiert arbeitet, braucht ein Risiko bei einseitigem Getreidebau nicht annähernd in dem Grade zu fürchten, wie ein Betrieb mit höherem Menschenbesatz; jedenfalls muß der letztere auf eine Kultivierung von mannigfaltigen Pflanzen sehr viel stärkeren Wert legen. Für beide Betriebe besteht aber heute, da eine extensive Bewirtschaftung des Landes wie noch vor etwa 40—50 Jahren wegen der starken Bevölkerungsvermehrung im ganzen Lande nicht mehr durchführbar ist, die Notwendigkeit zur Einführung einer irgendwie gearteten Fruchtfolge; da man sich eine 7—8jährige Brache nicht mehr leisten kann, zwingen hierzu allein Verunkrautung und Anhäufung von Schädlingen.

An dieser Stelle wäre über die Problematik der Maschinisierung noch einiges zu sagen. Zweifellos ist die Beschleunigung der Saat und der Ernte durch Maschinen in dem trockenen und heißen Klima der Getreiderayons von ganz besonderem Nutzen. Die Bolschewiken finden gerade hier ein hervorragend geeignetes Feld der Tätigkeit für ihre technische Begeisterung. Sie übersehen dabei aber vielleicht allzusehr die beschränkten Möglichkeiten — selbst der Maschine — gegenüber Klima, Boden und anderen nicht zu 100% errechenbaren Eigenschaften landwirtschaftlicher Arbeit. Die Maschine, d. h. zum Beispiel der moderne Tiefpflug, findet gerade am Rande der Trockengebiete der Sowjetunion die Grenzen seiner Zweckmäßigkeit. Es zeigt sich auch, wie wenig die Maschine allein für die Intensivierung der Landwirtschaft leisten kann (10).

Die Intensität der Landwirtschaft wächst in Rußland von Ost nach West gleichsinnig mit der Zunahme der Niederschläge, mit der abnehmenden Kontinentalität der Temperaturen und parallel mit dem Wachsen der Bevölkerung; vor der Revolution war das Anwachsen der Bodenpreise für diese Situation ein besonders charakteristischer Ausdruck (11).

In den wirtschaftsintensivsten Rayons der nördlichen Mittelukraine zwischen Kiew und Charkow ist das Hauptanbaugebiet der Zuckerrübe gelegen. 1933 sollten insgesamt 1 200 000 ha mit Zuckerrüben in der Sowjetunion angelegt werden; hiervon sollten 855 000 ha allein auf die Ukraine entfallen. Wegen der Kriegsgefahr an der polnisch-rumänischen Grenze suchte man aber in letzter Zeit andere Gebiete für die Zuckerrübe zu erschließen: den Mittleren Don, Sibirien und auch Kirgisien, wo in dem Baumwollgebiet für sieben neue Fabriken sehr zuckerreiche Rüben mit künstlicher Bewässerung gebaut werden (12). Hat die Union einen

Durchschnittsrübenertrag von 100 dz/ha (1931 waren es allerdings 160 dz/ha), so werden hier zirka 300 dz/ha geerntet. Man hat gerade hier außerdem recht interessante Versuche zur Gewinnung einer erhöhten Polarisation unternommen. Die Notwendigkeit hierzu ergibt sich ohne weiteres aus der besonders ungünstigen Verkehrslage der kirgisischen Rübengebiete, bei der auf jeden Fall eine Senkung der Transportkosten angestrebt werden muß. Durch eine Erhöhung des Zuckergehalts kann bei knapper Bewässerung gegen Ende der Vegetationszeit ein niedrigerer Hektarertrag an Rüben weitgehend ausgeglichen werden.

Ähnlich wie beim Weizenbau hat sich auch beim Zuckerrübenbau die Gefahr einer Anhäufung von Schädlingen bei allzulanger Monokultur deutlich bemerkbar gemacht. Nach dem Bericht von Schiller (13) ist 1932 die Ausdehnung der Anbaufläche für Zuckerrüben illusorisch geworden durch das massenweise Auftreten des Rübenzünslers, der ähnlich wie die berühmten Nematoden der Magdeburger Börde eine „Rübenmüdigkeit" bewirkte. Um diesen Schäden und auch der zunehmenden Verunkrautung besser begegnen zu können, soll in Zukunft der Anteil, den der Rübenbau in den einzelnen Wirtschaften einnimmt, wesentlich eingeschränkt werden. Auch hier wird eine verlängerte Fruchtwechselperiode empfohlen.

*

Allenthalben scheint man in der Sowjetunion die Gefahren einer übertriebenen Spezialisierung erkannt zu haben, und man ist gewillt, durch Kooperierung und Kombinierung, d. h. durch horizontale und vertikale Zusammenarbeit von verschiedenen Gebieten und von Unternehmungen, die durch den Produktionsprozeß aufeinander angewiesen sind, diese Schäden auszuschalten. Reine Monokulturen dürften künftig keine allzuhohe Rolle mehr spielen. Wie in den großen Rayons, so ist es in jedem einzelnen landwirtschaftlichen Betriebe: eine Kultur soll führen, andere Produktionszweige müssen aber zur Ergänzung, zur rentableren Gestaltung der Hauptkultur und für den Bedarf der ansässigen Bevölkerung angebaut werden.

Heute wird allzuweit getriebene Spezialisierung schon einfach durch die großen Verkehrsschwierigkeiten und durch die außerordentlich mangelhafte geld- und marktmäßige innere Verbundenheit der Union in sich verhindert. Nach den Versuchen, die man in den letzten Jahren in Richtung auf eine Spezialisierung unternommen hatte, ist bemerkenswerterweise einer der Hauptpunkte des zweiten Fünfjahrplans in der Landwirtschaft die Schaffung von Getreiderayons in den Bedarfsgebieten des Nordens (14). Hierzu bietet sich bei geeigneter Düngung durchaus die Möglichkeit. Bisher hatte man aber derartige Maßnahmen wegen der Unrentabilität des Anbaus von Brotgetreide in diesen Gegenden unterlassen; die Steppe hatte das Gebiet mit Getreide überschüttet; Weide, Flachs, Wald waren „rentabler" gewesen.

In ähnlicher Weise wird unter den heutigen Verhältnissen die Arbeitsteilung zwischen Industrie und Landwirtschaft, d. h. die allzu einseitige Einrichtung

„reiner" Industrie- oder Agrarrayons eingeschränkt. Die Industrie liefert nicht genügend Gebrauchsartikel. Daraufhin stellt das Land seine Lieferungen ein. Die Industrie ging im Jahre 1932 sehr stark dazu über, sich eigene Ökonomien anzulegen (zunächst Gemüsebau und etwa Kaninchenzucht oder Milchwirtschaften wegen der hohen Ernährungsschwierigkeiten in den Städten), wie umgekehrt auf dem Lande eine Hausindustrie und Heimgewerbe wieder in einigem Umfange entsteht. Diese wieder zunehmende Selbstversorgung ist eine außergewöhnlich wichtige Erscheinung. Eines der Hauptziele Lenins und der Bolschewiken ist immer die Beseitigung des Unterschiedes zwischen Stadt und Land gewesen. Der Weg, an den man dachte, war der einer zunehmenden Industrialisierung des Landes, einer Industrialisierung, die eine vorausberechnende Planwirtschaft erst recht ermöglichen sollte. Mit der fortschreitenden Elektrifizierung sollten Industrie und Landwirtschaft nach dem Ausdruck von Krschyschanowski „unter ein energetisches Dach" gebracht werden. Nun scheint es, als sei diese Entwicklung in der Sowjetunion einstweilen unterbrochen. Es ist zuviel, nun wieder von der Herausbildung neuer „autarker" Zellen sprechen zu wollen. Zweifellos ist aber zur Zeit eine starke Tendenz zu einer mehr in sich geschlossenen auskömmlichen Wirtschaft einzelner Gebiete zu beobachten, einer Tendenz, die auch in der beabsichtigten Verkleinerung landwirtschaftlicher Riesenbetriebe in gewisser Weise zum Ausdruck kommt. Für die Zeitspanne von 1934—1937 wurden auf dem XVII. Parteikongreß die Maximalgrößen erneut festgesetzt.

Sowohl in den „Thesen", die Wolotow und Kuibyschew Ende 1933 zum Vortrag brachten, als auch in den Richtlinien, die auf den Tagungen des ZIK. und der KP. (26. 1. bis 10. 2. 1934) erörtert wurden, und die im übrigen für die Rayonierungspolitik nicht besonders viel Neues brachten, war die Forderung der Intensivierung der Landwirtschaft, die in einem gewissen Gegensatz zu deren Rationalisierung steht, am bemerkenswertesten. Allerdings darf nicht übersehen werden, daß auch gerade auf dem letzten Kongreß wieder die Steigerung der landwirtschaftlichen Produktion auf der Grundlage einer vollständigen Beendigung der Kollektivierung und der Durchführung der technischen Rekonstruktion der Landwirtschaft gefordert wurde.

Anmerkungen: 1. J. Semjonow, Die Revolution und die inneren Grenzen Rußlands. In: Zeitschr. f. Geopolitik IV, 11, eBrlin 1927. — 2. Die Sowjetunion. Eine geopolit. Problemstellung von O. v. Niedermayer und J. Semjonow. Berlin 1934. — 3. W. Molotow, Bericht über Landwirtschaft und über Hebung der Ernteerträge. In: Prawda Nr. 12 (3538) 12. 1. 1933. — 4. Verordnung des SOWNARKOM. und des ZK. WKP(b). über Maßnahmen zur Erhöhung der Ernteerträge. In: Iswestija No. 271 (4841) 30. 9. 1932. — 5. O. Schiller, Die Krise der sozialist. Landwirtschaft. Berlin 1933. — 6. W. Stubenrauch, Zur russischen Agrarfrage. In: Der Nahe Osten VI, 2, Berlin 1933. — 7. O. Anhagen, Die Ergebnisse des ersten Fünfjahrplans: III. Auf dem Gebiete der Landwirtschaft. In: Osteuropa, Februar 1934. — 8. A. W. Tschajanow, Die Landwirtschaft des Sowjetbundes; ihre geographische, wirtschaftliche und soziale Bedeutung. Berlin 1926. — 9. Verordnung des SOWNARKOM. und des

ZK. WKP(b). über die Ablieferungsverpflichtung von Getreide für Kolchose und Individualwirtschaften. In: Iswestija No. 20 (4951) 20. 1. 1933. — 10. Brutzkus, Poletika, Ugrimow, Die Getreidewirtschaft in den Trockengebieten Rußlands. Stand und Aussichten. Ber. ü. Landw. N. F. 67. Sonderheft. Berlin 1932; hierin besonders wertvoll der Beitrag von Ugrimow. — 11. G. Studensky, Die Grundideen und Methoden der Landwirtschaftlichen Geographie. In: Weltwirtsch. Archiv XXV, 1927, I. — 12. E. Troje, Einige Eindrücke aus der russ. Zuckerindustrie. In: D. deutsche Zuckerind., Bd. 58, Nr. 13 und 15. Berlin 1933. — 13. O. Schiller, Die landwirtschaftl. Probleme der Sowjetunion. In: Ber. ü. Landw. N. F. XVI, 3, Berlin 1932. — 14. W. Kuibyschew, Bericht über den zweiten Fünfjahrplan. Moskau 1932.

(Abgeschlossen Anfang April 1934.)

J. E. PRYDE-HUGHES:
Das Vertragswerk von Ottawa

Mit besonderer Freude bringen wir diesen Beitrag eines führenden englischen Wirtschaftskenners. Es ist eine dem heutigen Deutschland fremde Wirtschaftsauffassung, die aus ihm spricht. Aber sie gibt ein Bild, wie die Welt und ihre Probleme, wie insbesondere die Empire-Frage von London aus gesehen werden. Die reichhaltigen und wenig bekannten Zahlenangaben werden vielen Lesern willkommen sein. — Die Übersetzung danken wir unserem Freunde Alfred Wollschläger. *Die Schriftleitung.*

Die Betonung des Nationalsozialismus und der mit ihm Hand in Hand gehenden Wirtschaftsbestrebungen in der Nachkriegszeit war der Hauptanlaß zur Einberufung der Konferenz von Ottawa im Jahre 1932, auf der sich alle Mitgliedstaaten des britischen Weltreichs auf eine Politik der Begünstigung der gegenseitigen Handelsbeziehungen einigten.

Staaten, die in dem freihändlerischen Großbritannien ein günstiges Absatzgebiet für ihre Erzeugnisse gefunden hatten, haben trotzdem gegen die Einfuhr britischer Waren Zollschranken in solcher Höhe errichtet, daß Schutzmaßnahmen unumgänglich notwendig geworden waren. Der Übergang von der Politik der Freihäfen zu Schutzzöllen ging trotz der ausgesprochenen Neigung der britischen Völker zum Freihandel verhältnismäßig leicht vor sich, weil es zu offenkundig geworden war, daß Großbritannien nur durch Gegenmaßnahmen irgendeine Form der Wechselseitigkeit der Handelserleichterungen erreichen konnte. So war England, obwohl es in Handelsfragen international eingestellt ist, gezwungen, sich, wie das andere Länder bereits getan hatten, auf sich selbst zu besinnen und national zu denken. Aber die bloße Tatsache des Vorhandenseins des britischen Staatenbundes, der Kolonien usw. mit einer Gesamtbevölkerung von 450 000 000 Menschen gewährt einen solchen Vorteil vor anderen Völkern, daß es möglich war, Abkommen zu treffen, die die Industrie der einzelnen Partner des Empire gegen die die Gegenseitigkeit ablehnende übrige Welt schützten und dabei doch einem verhältnismäßig freien Handel genügend weiten Spielraum ließen.

Als das Abkommen 1932 abgeschlossen wurde und die neue Politik, die einen vollständigen Wandel der bis dahin gültigen Handelsansichten bedeutete, in Kraft

trat, kamen Länder, die bisher die Wichtigkeit der Verständigung und Gegenseitigkeit verkannt hatten, zu der Erkenntnis, daß ihrem Export das einzige Dumping-Gebiet verschlossen war, und versuchten nun schleunigst zu verhandeln. Ihr übertriebener Nationalismus hatte sie zu weit geführt, und die Demonstration des britischen Nationalismus innerhalb des Empire war ein wirksamer Gegenzug.

In Ottawa stellte das britische Reich eine Formel auf, die in Kürze besagt, daß Schutzzölle oder eine andere Form de Unterrstützung durch die Regierung von jedem Land nur den Industrien gewährt werden könne, die günstige wirtschaftliche Aussichten haben. Wenn dieser Maßstab an die Eigenindustrien der Dominions angelegt wird, so wäre das die entschiedenste Abwendung von dem unterschiedslosen Hochschutzzollsystem, das seit dem Kriege die Welt beherrscht.

Die Beschlüsse der Konferenz seien in Folgendem kurz zusammengefaßt:

Im Hinblick auf den Abschluß gewisser Verträge zur Ausdehnung des Handels untereinander durch gegenseitige Zollvorzugsbehandlung kam die Konferenz zu folgenden Beschlüssen:

> Die Konferenz nimmt Kenntnis davon, daß die Staaten des Britischen Reiches gewisse Vereinbarungen zur Ausdehnung des Handels untereinander auf der Grundlage gegenseitiger Zollvorzugsbehandlung abgeschlossen haben, und gibt der Überzeugung Ausdruck,
>
> daß durch die Senkung oder Entfernung der Zollschranken auf Grund dieser Abmachungen der Handelsverkehr zwischen den einzelnen Staaten des Empire erleichtert und durch das daraus folgende Ansteigen der Kaufkraft der Bevölkerung auch der Welthandel angekurbelt und gesteigert wird.
>
> Ferner betrachtet die Konferenz den Abschluß dieser Verträge als einen Schritt vorwärts, der in Zukunft zu weiteren Fortschritten in der gleichen Richtung führen wird, und der die Anwendung von Schutzzöllen dazu benutzen soll, Rohstofferzeugung und verarbeitende Industrien des Empire nach gesunden wirtschaftlichen Richtlinien zu entwickeln.

In den Beschlüssen, die sich auf die Handelsverbindungen mit fremden Ländern beziehen, behandelte die Konferenz zwei große Fragenkomplexe, die die Handelsverbindungen der einzelnen Gliedstaaten des britischen Staatenbundes mit fremden Ländern betreffen.

In erster Linie behandelte die Konferenz die allgemeine Frage des Verhältnisses der Vorzugszölle innerhalb des Empire zu den Meistbegünstigungsklauseln der Handelsverträge mit fremden Mächten.

In zweiter Linie wurden die neuen Bestrebungen in fremden Ländern aufmerksam verfolgt, Länderabkommen zum Zwecke der gegenseitigen Vorzugsbehandlung in Zollfragen abzuschließen, die die Tendenz zur Exklusivität haben, und auf Länder, die nicht Vertragspartner sind, nicht ausgedehnt werden sollen. Zu diesem

Punkt wurde allgemein beschlossen, daß fremden Staaten, die in Kraft befindliche Handelsverträge mit Meistbegünstigungsklausel zu einzelnen Mitgliedstaaten des britischen Staatenbundes unterhalten, nicht gestattet werden kann, ihre Verpflichtungen durch Länderabkommen der erwähnten Art umzustoßen.

Die Konferenz stellte fest, daß die einem fremden Land durch Meistbegünstigung eingeräumten Rechte es nicht davon entbinden, um die Zustimmung der einzelnen Regierungen des britischen Staatenbundes zu einem Verzicht auf ihre Rechte in besonderen Fällen nachzusuchen.

Die Konferenz stellte fest, daß der letzte Zweck der Finanzpolitik die Wiederherstellung eines zufriedenstellenden internationalen Geldstandards sein müsse, der nicht nur ein festes Verhältnis zwischen den Währungen aller Länder schafft, sondern auch ein reibungsloses Arbeiten der internationalen Handels- und Finanzmaschinerie gewährleistet.

Hierzu sind internationale Abmachungen zwischen den großen Handelsstaaten der Welt notwendig.

Augenblicklich besteht in allen Ländern der Welt die Tendenz zu starrem Nationalismus. Ihre Verwirklichung würde sich auf das englische Mutterland verhängnisvoller auswirken als auf die Dominions. Sie würde wahrscheinlich für Großbritannien einen niedrigeren Lebensstandard bedeuten und die Aufgabe, eine Bevölkerung von 46 000 000 Menschen zu ernähren, außerordentlich schwierig gestalten.

Es gab auf der Weltwirtschaftskonferenz keinen gottgesandten Redner, der dargelegt hätte, in welchem Maße der Weltfreihandel eine Hebung des Lebensstandards bei allen Völkern bedeuten würde, und hätte es einen gegeben, so wäre er verlacht worden. Die Franzosen hätten gesagt, dies würde für Frankreich bedeuten, keinen Weizen mehr anzubauen, die Australier, daß Australien keine Fabriken haben würde. Und da alle Länder an ihren nationalistischen Idealen interessierter sind, als an so irdischen Fragen wie dem Lebensstandard, muß der Weltfreihandel im Augenblick als undurchführbar betrachtet werden. Der einzig gangbare Weg scheint daher der wirtschaftliche Zusammenschluß von Staatengruppen zu sein. Großbritannien wäre, da das Empire bereits eine derartige Staatengruppe darstellt, in der Lage, aus solch einer wirtschaftlichen Gruppierung Nutzen zu ziehen, wenn zu dieser eine Wirtschaftseinheit bildenden Gruppe noch jene Länder hinzukämen, die für ihre Ausfuhr hauptsächlich auf den Markt Großbritanniens angewiesen sind, wie Argentinien und Dänemark einerseits und Ägypten und der Irak andererseits, so würde diese zusammengeschlossene Einheit mit einer Gesamtbevölkerung von 540 000 000 Menschen 26% der Erdbevölkerung ausmachen.

Die Konferenz von Ottawa war der erste Schritt in dieser Richtung. Aber man hatte nicht vorhergesehen, daß Großbritannien sich ernsthaft um die Gesundung

seiner eigenen Landwirtschaft bemühen würde. Die Folge davon ist, daß die Dominions durch die Aussicht etwas beunruhigt sind, daß ihr Anteil am britischen Markt durch die Festsetzung von Quoten zugunsten des englischen Bauern beschränkt werden soll.

Daß der englische Bauer das gleiche Recht hat, gegen die Konkurrenz der Dominions geschützt zu werden, wie die Fabrikanten in den Dominions gegen die englische Konkurrenz, unterliegt keinem Zweifel, denn eine landwirtschaftliche Bevölkerung, der es gut geht, ist für Großbritannien mindestens ebenso notwendig wie eine gutgehende Textil-, Eisen- oder Stahlindustrie für Kanada oder Australien. Aber bei den Bestrebungen, die Landwirtschaft wieder zu beleben, müssen die von den Hauptindustrieländern des Festlandes angewandten, übertriebenen und unterschiedslosen Schutzmaßnahmen vermieden werden. Es muß festgestellt werden, welche Nahrungsmittel und welche Mengen von ihnen ohne zu große wirtschaftliche Opfer im Lande produziert werden können, und welcher Anteil zur Deckung durch die Dominions und fremde Länder offen bleiben soll, teils zur Bezahlung von Anleihen und Amortisation von Investierungen, teils als Gegenwert für britische Waren, britischen Schiffsraum und andere Leistungen. Es müssen nicht nur die Bedürfnisse des britischen Ausfuhrhandels in Betracht gezogen werden, sondern auch die Tatsache, daß eine gesunde Entwicklung des Überseereiches in vieler Hinsicht von unmittelbarer Wichtigkeit ist.

In der Zeitspanne, die der Krise unmittelbar voranging, war es in Genf und London üblich, Zölle von 15—25% des Wertes als angemessen anzusehen. Sätze von 30—40% näherten sich, fand man, bereits einer unerwünschten Höhe, während Zölle über 45% als rücksichtslos hoher Schutzzoll angesehen wurden. Industriestaaten haben jedoch die Erfahrung gemacht, daß direkte Einfuhrkontrolle zum Schutze der heimischen Landwirtschaft wesentlich wirksamer ist als Zölle. Im allgemeinen haben hohe Schutzzölle eher auf Nahrungsmittel als auf landwirtschaftliche Rohstoffe Anwendung gefunden. Immerhin gibt es Beispiele für außerordentlich hohe Schutzzölle für industrielle Rohstoffe. Die Vereinigten Staaten haben Rohwolle mit Zöllen von 100—150% des Wertes belegt, und 1932 sank der Wollimport um 17% gegen den Jahresdurchschnitt von 1923—1927. Die vereinte Wirkung von 150—300prozentigen Zöllen auf Weizen, Einfuhrkontingenten und Ausmahlungsbestimmungen auf die Weizenmärkte der Welt war sehr groß. Die Großhandelspreise für Weizen im Dezember 1933 entsprachen in Deutschland und Italien der dreifachen, in Frankreich der dreieinhalbfachen Weltparität.

Schärfste Maßnahmen zum Schutze der Landwirtschaft auf dem europäischen Festland haben den britischen Märkten einen immer größeren Anteil an dem Nahrungsmittelexport zugeführt. Im Jahre 1928 nahm Großbritannien etwa 60% des Weltbutterexports auf. Die deutschen Beschränkungen haben diesen Anteil auf über 80% erhöht. Obgleich Großbritannien der Hauptmarkt für Rindfleisch war,

führte das Festland etwa 6 000 000 Zentner ein. Diese Zahl wurde um etwa 4 000 000 Zentner verringert, und ehe die Quotenbestimmung von Ottawa in Kraft trat, übte das Überangebot eine verhängnisvolle Wirkung auf den Preis des einheimischen Rindfleisches aus. Die Veröffentlichungen des Handelsministeriums vom März 1934 zeigen, daß der Import von Rindfleisch aller Art im Februar auf 963 000 Zentner anstieg, denen 921 000 Zentner im Jahre 1932 und 841 000 Zentner im Jahre 1933 gegenüberstehen.

Wenige Staatsmänner in den Dominions scheinen es sich klargemacht zu haben, daß zumindest für die nächsten Jahre nicht erwartet werden kann, daß die Märkte des Empire die Industrie Großbritanniens für ihren Ausfall an ausländischem Absatz entschädigen können. Die von Großbritannien in den letzten Handelsverträgen gestellten Bedingungen haben zugleich mit der in britischen Landwirtschaftskreisen offen zum Ausdruck gebrachten Forderung, Quotenfestsetzung für aus den Dominions stammendes Fleisch und Molkereiprodukte zu schaffen, zu schweren Mißdeutungen Anlaß gegeben. Wie alle jungen Länder, sind die Dominions ängstlich darauf bedacht, ihre natürlichen Hilfsmittel zu entwickeln; in manchen Fällen scheint tatsächlich ihre nationale Sicherheit von einer größeren Ausnützung unbebauten Landes abzuhängen.

Andererseits ist es für die Bevölkerung Großbritanniens unzweifelhaft eine Notwendigkeit, ihre Landwirtschaft auf eine gesündere Grundlage umzustellen. Der englische und schottische Bauer sah sich nach vielen Jahren des Tiefstandes — entsprechend den meisten anderen Bevölkerungsklassen — den Wirkungen des katastrophalen Fallens der Weltpreise für landwirtschaftliche Erzeugnisse ausgesetzt. Er sah, wie ein immer größer werdender Anteil am Weltexport nach Großbritannien geleitet wurde. Die Lage wurde unerträglich, und die Regierung war sich klar darüber, daß mäßige Zollsätze von etwa 10—30% als Gegenmittel völlig unwirksam bleiben würden. 1932 war jedenfalls die Einführung von Zöllen in genügender Höhe Gegenstand ernsthaftester politischer Erwägungen. Von nun ab wurde die entgegengesetzte Politik eingeschlagen, dem Bauern durch die Einführung von Quoten einträgliche Preise zu sichern. Wenn Preise für viele Waren künstlich auf einem zu hohen Niveau gehalten werden, wäre ein großes Ansteigen der Produktion zu Preisen, die die Konkurrenzfähigkeit der britischen Industrie beeinträchtigen würden, die unausbleibliche Folge. Dieses Ansteigen der Produktion würde bedeuten, daß die Dominions wenig Aussicht hätten, ihren Handel im Mutterland auszudehnen, und daß die ausländischen Lieferanten gezwungen wären, ihre ganze Wirtschaftspolitik umzustellen, um das Produktionsniveau zu senken.

Es ist noch nicht an der Zeit, die Auswirkungen des Vertrages von Ottawa zahlenmäßig zu erfassen; die seither vergangene Zeit ist noch zu kurz, als daß er sich schon voll hätte auswirken können, und außerdem gibt es in der gegenwärtigen

Weltwirtschaftssituation zu viele störende Faktoren, die nicht wirksam analysiert werden können. Doch soll versucht werden, durch einige Zahlen etwas von den Tendenzen aufzuzeigen.

Ein Charakteristikum des Berichtes des Handelsministeriums vom Februar 1934 war der ständige Anstieg der Einfuhr von Rohstoffen, der im wesentlichen auf die vermehrte Einfuhr roher Baumwolle und Wolle zurückzuführen ist, die, mit Februar 1933 verglichen, um 1 123 000 £ resp. 2 436 000 £ stieg.

Trotz einer ungünstigen Handelsbilanz war der Umsatz nicht schlecht:

	Febr. 1933 £	Jan. 1934 £	Febr. 1934 £
Einfuhr	2 389 700	2 395 300	2 044 900
Ausfuhr . .	1 252 500	1 170 700	1 163 700
Wiederausfuhr	208 700	150 800	186 800

Verglichen mit Februar 1933, stieg die Einfuhr um 8 279 000 £ oder 16,8%, wovon 5 022 000 £ auf Rohstoffe entfallen. Fertigwaren stiegen um 2 630 000 £. Die britische Ausfuhr stieg um 2 133 000 £ oder 7,6%, wovon 631 000 £ auf Rohstoffe (was hauptsächlich auf vermehrte Kohlenverschiffungen zurückgeht) und 1 186 000 £ auf Fertigwaren entfallen.

Die offenkundig schlechte Handelsbilanz betrug, von den Wertschwankungen für gemünztes und ungemünztes Metall abgesehen, 22 084 000 £ im Februar 1934 gegen 16 664 000 £ im Februar 1933 und 28 989 000 £ im Januar 1934. Für die beiden Monate Januar und Februar 1934 sind es 51 007 000 £, verglichen mit 37 116 000 £ im Jahre 1933 und 60 496 000 £ im Jahre 1932.

In den folgenden Tabellen werden Vergleiche angestellt:

Febr. 1934 verglichen mit Febr. 1933	£	£	%
Einfuhr	57 353 979	— 8 279 320	— 16,8
Ausfuhr . .	30 060 451	— 2 132 764	— 7,6
Wiederausfuhr	5 209 570	— 726 861	— 16,2

Die beiden Monate, die Februar 1934 zu Ende gingen, verglichen mit dem entsprechenden Zeitraum 1933:

	£	£	%
Einfuhr	121 959 782	— 19 073 890	— 18,5
Ausfuhr . .	61 669 834	— 4 539 410	— 7,9
Wiederausfuhr	9 282 577	— 643 076	— 7,4
Gesamtausfuhr	70 952 411	— 5 182 486	— 7,8

Im folgenden werden die Zahlen der Einfuhr nach Neuseeland aus Großbritannien und der Ausfuhr von Neuseeland nach Großbritannien für die zwölf Monate, die dem Inkrafttreten des Vertrags von Ottawa unmittelbar vorausgingen, und für die zwölf Monate, die ihm folgten, gegeben. Die Ausfuhrzahlen enthalten nicht die Wiederausfuhr, und die Einfuhrzahlen beziehen sich auf das Ursprungs- und nicht auf das Verschiffungsland. Wären die Zahlen des Verschiffungslandes angegeben, so würden sich die Werte etwas erhöhen:

Zeitraum	Ausfuhr von Neuseeland nach Großbritannien £	Einfuhr nach Neuseeland aus Großbritannien £
12 Monate, die 30. Sept. 1932 zu Ende gingen	30 996 969	11 225 319
12 Monate, die 30. Sept. 1933 zu Ende gingen	33 943 076	10 925 790

Es muß darauf hingewiesen werden, daß die Ausfuhrzahlen in der Währung von Neuseeland angegeben sind, und daß der Wechselkurs zwischen Neuseeland und Großbritannien sich im Januar 1933 geändert hat. Bis zu diesem Zeitpunkt entsprachen 110 neuseeländische £ 100 £ Sterling. Seit Januar 1933 bis heute ist der Kurs 125 neuseeländische £ = 100 £ Sterling. Der Anstieg der Ausfuhrzahlen ist daher nur scheinbar. Wenn die Zahlen auf Sterlingbasis umgerechnet werden, wäre ein leichtes Absinken der Ausfuhrwerte festzustellen. Es ist außerordentlich schwierig, aus diesen Zahlen irgendwelche Schlüsse zu ziehen, denn, abgesehen von der Kursschwankung, sanken auch die Preise wichtiger Waren, die aus Neuseeland ausgeführt werden, sehr beträchtlich, während, wie bereits gesagt wurde, tatsächlich der Sterlingwert der Ausfuhr nicht stieg, stieg die Menge der ausgeführten Waren beträchtlich. Die Einfuhrzahlen werden von dem Kurs nicht berührt, da sie in den neuseeländischen Veröffentlichungen in Sterling angegeben werden, mit Ausnahme der Einfuhr aus Australien, die in australischer Währung angegeben ist. Der Sterlingwert der Einfuhr ist daher kaum kleiner als in den oben angegebenen Werten, die den offiziellen Veröffentlichungen entnommen sind. Aber auch hier erschwert die Tatsache der Preissenkung jeden Vergleich.

Die folgende Aufstellung zeigt den Anteil der Einfuhr Australiens aus Großbritannien an der australischen Gesamteinfuhr.

	Werte in britischer Währung		Anteil der Einfuhr aus Großbritannien zur Gesamteinfuhr
	Gesamteinfuhr £	Einfuhr aus Großbritannien £	%
1930/31	59 164 668	23 291 013	39,37
1931/32	43 499 307	17 409 556	40,02
1932/33	57 825 138	23 881 782	41,30

Der Prozentsatz der Einfuhr aus Großbritannien zur Gesamteinfuhr ist günstiger als in den oben gegebenen Zahlen. In der ersten Hälfte 1932/33, ehe die Abmachungen von Ottawa sich in größtem Maße auswirken konnten, fiel der britische Anteil auf 38,67%, stieg aber in der zweiten Hälfte des Jahres (Januar—Juni 1933) auf 44,33%.

Für den Export Australiens nach Großbritannien ergeben sich folgende Zahlen:

Ausfuhr aus Australien nach Großbritannien
(ohne Berücksichtigung von Gold, Silber und Bronze).

	Australische £
1930/31	39 317 759
1931/32	47 361 368
1932/33	44 750 475

Ein Bericht des Statistischen Amts gibt folgende Analyse der Handelszahlen für Kanada im Januar 1934:

Die Ausfuhr nach Großbritannien wird auf 17 500 000 $ geschätzt, was, mit 12 500 000 $ im Januar 1933 verglichen, eine Steigerung um 39,7% bedeutet; für das ganze Empire handelt es sich um 21 755 000 $, was, mit 15 250 000 $ verglichen, einen Gewinn von 42,3% bedeutet. Die Einfuhr aus Großbritannien belief sich auf 7 500 000 $ was, verglichen mit 5 250 000 $ eine Steigerung um 36,6% und entsprechend für die Einfuhr aus dem Empire 9 500 000 $ was, verglichen mit 7 000 000 $, eine Steigerung von 30% bedeutet.

Am erstaunlichsten war die Entwicklung des Handels mit Indien, wobei die Ausfuhr auf mehr als das 4fache und die Einfuhr um 84,4% stieg.

Als vor zwei Jahren das Gesetz über Einfuhrzölle (Import Duties Act) in Kraft trat, erfolgten zahlreiche Verhandlungen, da die Länder, die bis dahin den offenen Markt Großbritanniens als ihr gutes Recht betrachtet hatten, sich darüber klar wurden, daß sie, um sich wenigstens einen Teil ihrer Handelsmöglichkeiten zu erhalten, zu einer Verständigung kommen mußten. Es wurden Verträge mit Deutschland, Dänemark, Argentinien, Norwegen, Schweden, Finnland und Island abgeschlossen. Über weitere Handelsvereinbarungen wird mit Lettland, Estland, Polen usw. verhandelt. Soweit es Großbritannien betrifft, scheint die Einführung von Zöllen als Gegenmaßnahme zweckmäßig zu sein.

Nehmen wir Kohle als Beispiel, so sehen wir, daß der Prozentsatz der Kohle, die aus Großbritannien bezogen wird, gegenwärtig wesentlich höher ist als 1931 vor Ottawa:

Prozentsatz der Kohleneinfuhr aus Großbritannien zur gesamten Kohleneinfuhr nach

	Vor Ottawa	Nach Ottawa
Dänemark	43,5	80
Island .	55,3	77
Norwegen	38,7	70
Schweden	23,6	47
Finnland.	29,4	75

Außerdem hat Argentinien sich einverstanden erklärt, über 90% seines Kohlenbedarfs aus Großbritannien zu beziehen, und es wird erwartet, daß nach der Revision der deutschen Quote die britische Einfuhr in dieses Land um fast 1 Million im Jahr steigen wird.

Die Produktion britischer Automobile erreichte im Jahr 1933 den Einzelverkaufswert von 47 886 840 £. Diese Zahl bedeutet einen Rekord in der Geschichte der Autoindustrie. Der Grund hierfür ist der gesteigerte Bedarf an Privatwagen, während die Produktion von Gebrauchswagen kaum größer als 1933 und wesentlich geringer als 1930 war.

Kleine Wagen von 10 PS. und darunter waren an der Gesamtproduktion des Jahres mit 60% beteiligt; ihr Wert betrug mehr als 20 000 000 £. Ihr Prozentsatz im vergangenen Jahr war 48,2.

Im ganzen wurden 216 149 Privatautos und 64 377 Lastwagen und andere

Handelsfahrzeuge hergestellt. Diese Zahlen ergeben, daß im ganzen 280 526 Automobile hergestellt wurden, denen 236 884 in dem bisherigen besten Jahr, 1928, gegenüberstehen.

Der Import spanischer Orangen nach Großbritannien ist im Sinken begriffen. Im Januar 1934 kamen nur 802 504 Zentner Orangen aus Spanien, verglichen mit 1 222 967 Zentner im gleichen Monat 1933. Im selben Monat verkauften britische Staaten 9577 Zentner ans Mutterland, verglichen mit 5842 Zentner im Jahr vorher.

Südafrika vermehrt ständig seinen Zitronenanbau und die damit in Zusammenhang stehenden Industrien, und spanische Exporteure sehen in der steigenden Einfuhr aller Arten südafrikanischer Früchte die Ursache für den Rückgang ihres Handels.

Die Jaffa-Orange bedeutet, weil sie größer und süßer ist als die spanische Frucht, eine ernsthafte Konkurrenz, und in den letzten Jahren sind brasilianische Orangen immer beliebter geworden. Im letzten Jahr wurden in Großbritannien 2 220 000 Zentner Orangen aller Art mehr verbraucht als im Jahre 1932.

Ein schlagender Beweis für den Wiederaufstieg im Jahre 1933 ist die Tatsache, daß der Gesamtrückgang der Arbeitslosenzahl innerhalb des Empire sich 1 Million nähert; in England allein waren Ende Februar 1934 625 000 Menschen mehr beschäftigt als im Februar 1933.

Die letzten Berichte aus anderen Teilen des britischen Staatenbundes ergeben für Februar 1934:

Neuseeland: Arbeitslosenzahl auf 40 110 gesunken, verglichen mit 54 105 im Jahre 1933. Merklicher Aufstieg der Hauptindustrien.

Kanada: Beschäftigungs-Indexzahl 90,4, verglichen mit 78,5 im Jahre 1933.

Australien: Prozentsatz der Arbeitslosigkeit von 28,1 im Jahre 1933 auf 21 gesunken.

Das Bedürfnis, die Produktionsmittel des Empire zu überwachen und die Produktion gleichzuschalten, wird immer dringender, und eine folgerichtige Politik wirtschaftlichen Wiederaufbaus ist notwendig. Diese Politik muß die Pläne für die innere Entwicklung, die Abmachungen mit den Kolonien und Vereinbarungen zur Schaffung von Absatzgebieten im Ausland umfassen. Vollkommenheit ist unerreichbar, aber Gegenseitigkeit in der Praxis muß möglich sein, wenn sie ernstlich erstrebt und durchdacht wird.

ALBRECHT HAUSHOFER:
Berichterstattung aus der atlantischen Welt

Wer über das politische Spiel der großen Mächte zu berichten hat, muß gewohnt sein, auch seltsame Dinge ernstzunehmen. Manchmal aber wird es ihm schwer gemacht; und unsere Leser werden unsere Gefühle teilen, wenn sie die süßen Friedensschalmeien vernehmen, welche aus dem geduldigen Papier der Moskauer „Prawda" dem Völkerbund aufklingen. Da heißt es, der Austritt von Japan und Deutschland habe es dem Völkerbund möglich gemacht zu einem Sammelpunkt für alle wirklich friedenswilligen Kräfte zu werden... So sei der alte Völkerbund, der gedacht war als Instrument zur imperialistischen Versklavung kleiner und abhängiger Staaten sowie farbiger Länder, gedacht als Instrument für die Vorbereitung des Weltkampfes gegen die Sowjetunion, zu einer Stätte möglichen Friedens geworden... Welch plötzlicher Wechsel der Melodie! Vielleicht ist es unpassend gegenüber solchen Psalmen der Versöhnung, wenn wir einen toten Franzosen zu Wort kommen lassen; und nicht den geringsten. Marschall Foch hat im Jahre 1924 einige böse Dinge über den Völkerbund gesagt, die im „Mémorial de Foch" von Raymond Recouly, Paris 1929, veröffentlicht sind. Wir setzen einen Absatz im Originaltext hierher. Da steht auf Seite 289 geschrieben: „Et que dire du jour où vous aurez introduit la Russie des Soviets? Voilà un gouvernement qui — il ne perd pas une occasion de le proclamer — n'a aucune espèce de rapport avec aucun des gouvernements existants en Europe, et dans le monde. Il n'y a rien de commun entre les principes auxquels vous êtes attachés, qui servent de fondement à vos Etats, et les principes dont il se réclame. Vous voulez que, lui aussi, adhère loyalement à l'esprit, au programme de la Société des Nations! Allons! Allons! trêve de plaisanteries!" Wir haben den Äußerungen des alten Marschalls nicht viel hinzuzufügen — auch wenn wir uns nicht verhehlen wollen, daß eine „trêve de plaisanteries" zwischen Moskau und Paris sehr wohl eine Minderung der plaisanteries für andere Staaten bedeuten kann. Die Genfer Rede von Barthou ist ein Beweis dafür...

Der Redewechsel von Simon und Barthou klingt seltsam gerade in diesen Tagen, wo sich zum erstenmal die große Friedensrede vom 17. Mai 1933 jährt. Damals verzog sich grollendes und dunkles Gewölk am außenpolitischen Himmel Europas. Auch heute ist der Himmel nicht wolkenlos, und die Behandlung drängender Fragen des europäischen Friedens durch die Machtträger des Versailler Systems ist durchaus geeignet, jeden Schleier von „plaisanteries" zu durchreißen, der von freundlichen und geschäftigen Menschen über Europa gesponnen werden könnte. Die Behandlung der Saarfrage in Genf, das unerbittliche Nein des französischen Außenministers in der Abrüstungsfrage, die Welle wirtschaftlichen Druckes, die sich gegen Deutschland ergießt — das alles sind Spannungszeichen von Bedeutung. Und welche Unrast liegt

über der gesamten europäischen Mitte! Die Ernte eines Monats: Staatsstreich in Bulgarien, Staatsstreich in Lettland, drohender Staatsstreich in Rumänien, drastische Sicherheitsgesetze in mehreren anderen Staaten. Aufrollung der Meerengenfrage durch die Türkei; Aufrüstungswelle bei fast allen Großmächten — das alles gleichzeitig mit einer aufs höchste gespannten ostasiatischen Lage, die so gewitterschwer ist wie die europäische zwischen 1908 und 1914.

Die freundliche Frage der Türken an die vier beteiligten Großmächte (England, Frankreich, Italien und Japan), wie man über die Beseitigung der Sonderbestimmungen für Bosporus und Dardanellen denke, kommt nicht überraschend. Wir haben in einem früheren Bericht darauf hingewiesen, daß die ganze Balkanpaktpolitik der Türkei, das Eingreifen der Türkei auch in osteuropäische Paktverhandlungen als Vorbereitung für einen Meerengenschritt gewertet werden müsse. Den Zeitpunkt hat man in Angora geschickt gewählt. Diese Rundfrage im selben Zeitpunkt, wo der russische Verbündete sich zum Eintreten in den Völkerbund anschickt und in der Lage sein wird, Bedingungen zu stellen, ist ein Meisterstück abwartender Revisionsdiplomatie. Man braucht nur den väterlich-mahnenden Kommentar der „Times" zu diesem türkischen Schritt zu lesen, um zu wissen, in welch schwierige Lage die Westmächte durch den türkischen Schritt versetzt worden sind. Wir können uns nicht versagen, einiges davon zu übersetzen: „Der Grund für die Absicht der Türkei, die Frage der internationalisierten Meerengen anzuschneiden, ist nicht genau bekannt, es sei denn, daß Ghazi Mustapha Kemal die Empfindung habe, daß Konstantinopel ‚has attractions of scenery and association', die Angora niemals besitzen kann, so daß K. noch immer die erfreulichste Hauptstadt für die Türkei wäre — wenn es nicht in einer entmilitarisierten Zone an internationalisierten Gewässern läge (hübsch gesagt! D. B.). Denn es ist schwer zu sehen, welche Vorteile die türkische Republik gewinnen würde außer jenem, daß sie in der Lage wäre, ein Monopol über einen der berühmtesten Wasserwege der Welt zu errichten (die armen Mittelmeerreisenden, die womöglich zu Ostern nicht mehr durch die Dardanellen fahren könnten, und dort photographieren... D. B.). Andererseits wären die Vorteile, die ein Wechsel vom internationalen zum türkischen Regime für Sowjetrußland bringen würde, im Kriegsfalle unbezweifelbar. Die enge Freundschaft, die zwischen den beiden Ländern jetzt besteht, ‚would make Russia feel far better able to do as she pleased elsewhere' mit einem treuen wachthaltenden Freund im Süden." Dieser Satz enthält viel für den, der zwischen zwei Zeilen jeweils ein halbes Dutzend ungeschriebene zu lesen versteht! In folgendem wird auseinandergesetzt, wie die Rechtslage ist. Die Meerengenkommission wird gepriesen, und es wird festgestellt, „daß kein Zweifel möglich ist an der Weisheit der nach dem Krieg errichteten Ordnung und an den Vorteilen, die sie dem internationalen Handel und der Schiffahrt gewährt haben". Dann wird das Interesse Bulgariens und Rumäniens an freier Durchfahrt gebührend hervorgehoben. Dann aber kommt das Beste. „Aber aus

ganz allgemeinen Gründen würde es noch tiefer zu beklagen sein, wenn irgend etwas geschähe, ganz besonders im gegenwärtigen Augenblick, um etwas zu militarisieren, was entmilitarisiert worden ist, und Befestigungen zu errichten, die unvermeidlich zu rivalisierender Wiederbewaffnung führen müssen. Bulgarien kann nicht mit Gleichmut zusehen, wenn die türkische Hälfte der entmilitarisierten Zone von Thrazien der Wiederbefestigung zugänglich gemacht wird, während die bulgarische Hälfte unbefestigt bleibt. Würde Bulgarien in die Aufrüstung hineingereizt, so würden zweifellos Komplikationen mit Bulgariens westlichen und südwestlichen Nachbarn entstehen; und gerade Länder, die schon verarmt sind, sollten Rüstungsausgaben als gegenwärtig völlig unnütz betrachten." Also sprachen die „Times". Ob die Vertreter von Vickers und Schneider-Creuzot der gleichen Meinung sind?

Die Frage hat genug ernsthafte Hintergründe, um gestellt zu werden... Macht man sich klar, daß seit mehr als zwei Jahren ein Krieg um den Chaco geführt wird, den alle Interventionen des Völkerbundes, der angelsächsischen Großmächte und der lateinamerikanischen Nachbarn nicht schlichten können — trotzdem weder Bolivien noch Paraguay eine Waffenfabrik besitzen? Wäre es nicht ein Leichtes für die am Frieden so sehr interessierten Staaten, durch ein wirksames Verbot der Waffenausfuhr den Chaco-Krieg zu ersticken, oder zum mindesten die Beteiligten zu zwingen, von der Kanone zum Buschmesser zurückzukehren? In Genf wird bewegliche Klage darüber geführt, daß nichts geschehen sei. England hat sich auf den Völkerbund verlassen, der Völkerbund auf Amerika, Amerika wieder auf England. Zwei Jahre lang. Jetzt endlich sagt man sich gegenseitig in höflichen Noten, daß man bereit sei, die Waffenausfuhr nach Südamerika zu sperren. Mit jener Selbstverständlichkeit, die gleichberechtigten Mitgliedern des Völkerbundes ziemt, hat man die Hoffnung, einen solchen Beschluß gegenüber den Kleinstaaten Paraguay und Bolivien auch durchsetzen zu können. „Es handelt sich ja nicht um Japan oder China." Einstweilen aber wird im Chaco weitergekämpft. Von beiden Seiten werden Siege berichtet; man kann sich angesichts so vieler Siege nur immer wundern, daß der Krieg noch nicht zu Ende ist. (Eine Verwunderung, die auch gegenüber arabischen Meldungen zuweilen am Platze sein kann.)

An einem Punkt der Erde aber ist wirklicher Friede eingekehrt: am oberen Amazonenstrom. Lange Verhandlungen in Rio de Janeiro, unter dem Vorsitz des brasilianischen Außenministers, haben dazu geführt, daß Kolumbien und Peru sich über Leticia geeinigt haben. Der Rechtszustand nach dem Vertrag von 1922 wird wieder hergestellt; die unglückliche Völkerbundsmission, die nun ein Jahr lang in dem kleinen Amazonashafen residieren mußte, um Zwischenfälle zu verhindern, darf wieder nach Hause reisen. Immerhin ein Erfolg!

Auf der anderen Seite des Atlantik bereitet Liberia Schwierigkeiten. Der kleine Negerstaat will sich nicht nach den Wünschen des Völkerbundes sanieren lassen. Liberia mit seiner Oberschicht von amerikanischen Negern, die ihre Vettern aus dem

afrikanischen Busch beherrschen und bis zum letzten ausnutzen, mit den Konzessionen amerikanischer Gummipflanzer ist ein Experimentierfeld für sich. Begreiflich, daß niemand ohne wirkliche Vollmachten dort eine Verantwortung übernehmen will.

Wirtschaftspolitisch könnte Liberia in nächster Zeit an Bedeutung gewinnen. Nach langwierigen Verhandlungen ist es den wichtigsten Gummierzeugern gelungen, zu einem einheitlichen Anbauplan zu gelangen. Der neue Gummiplan ähnelt in manchem dem Stevenson-Plan, der in der letzten Hochkonjunktur von 1922 bis 1928 in Kraft war. Dieser Stevenson-Plan aber galt nur für den Bereich britischen Kolonialbesitzes; er ging daran zugrunde, daß man gegenüber den hochgehaltenen Monopolpreisen von Malaya in benachbarten tropischen Gebieten erhebliche Gummipflanzungen anlegte. Nach großen Opfern mußte auf die Planung verzichtet werden, und das britische Gummimonopol war gebrochen. Der neue Plan umfaßt nicht nur die britischen Besitzungen, sondern auch den hauptsächlichen Konkurrenten von damals, Niederländisch-Indien. Er umfaßt außerdem Französisch-Indochina und Siam. Damit bleiben nur wenige Gebiete der Gummiproduktion ausgeschlossen; unter diesen Liberia und Brasilien. In Brasilien hat es einmal einen kurzen Aufschwung der Gummiproduktion in der primitiven Form der Sammelwirtschaft, nicht des Plantagenbaus, gegeben. Diese Zeiten sind in Amazonien längst vorbei; Brasilien gehört gegenwärtig nicht mehr zu den wichtigen Gummiländern. In Liberia hat amerikanisches Kapital, gerade gegenüber den hohen Preisen des Stevenson-Planes, den Versuch gemacht, das seinerzeitige britische Monopol zu brechen. Jetzt sieht sich Nordamerika als größter Gummiverbraucher einem neuen Zusammenschluß der Gummiproduzenten gegenüber; man wird sehr aufmerksam verfolgen müssen, ob sich aus dieser Spannung ein Gummifrieden mit mäßig erhöhten Preisen oder ein Gummikrieg entwickelt. Wie es überhaupt lohnend ist, die Entwicklung der Macht vor allem in der tropischen Rohstoffwirtschaft zu verfolgen; um so mehr, je stärker sich die Formen des internationalen Handelsverkehrs verändern. Es gibt heute schon sehr genau begrenzte Herrschaftsbereiche auf vielen Gebieten: Öl und Kupfer auf der einen Seite, Zucker, Gummi und Baumwolle auf der anderen Seite sind wohl die wichtigsten davon. Wir brauchen nicht zu den Erfahrungen des Weltkrieges zurückzukehren, um zu wissen, daß im Kampf um die Beherrschung der Rohstoffe und um die Quoten des Welthandels nicht nur wirtschaftliche, sondern politische Entscheidungen fallen. Auf diesem Gebiet aber sind es — nachdem das Verhältnis der Sowjetunion zu den anderen Mächten im Welthandel eine gewisse Stabilisierung erfahren hat — zwei Vorgänge von ausgeprägter Dynamik, die das Bild der Gegenwart prägen: die Wirtschaftsoffensive der Japaner gegenüber den angelsächsischen Mächten, die sich sowohl auf fremden Märkten wie im eigensten britischen Reichsgebiet abspielt — mit den entsprechenden angelsächsischen Gegenwirkungen — und die planmäßige Zurückdrängung des deutschen Anteils am internationalen Waren-

verkehr. Der japanisch-englische Konflikt hat zu ersten scharfen Maßnahmen der britischen Regierung gegen die japanische Einfuhr geführt; sie sind so getroffen worden, als ob man damit zeigen wollte, wie sehr man sie noch steigern könnte: mehr Warnung als Angriff. Ob freilich die englische Abwehr nicht für Teile des Empire schon zu spät kommt, ist eine andere Frage.

Fragen der Empiregliederung kommen in einem so großen Gesamtkörper nie ganz zur Ruhe. Auch aus dem letzten Monat sind einige Vorgänge zu melden, die hierher gehören. Die latente Spannung mit Irland, eine scharfe Rede des Gouverneurs von Malta gegenüber der italienischen Volkstumsbewegung der maltesischen Nationalisten, die Sezessionsbewegung Westaustraliens gegenüber der australischen Commonwealth sei nur gestreift; bedeutungsvoller sind die letzten Vorgänge in Südafrika. Dort scheint sich der starre, englandfeindliche Flügel der Buren von der Führung Hertzogs zu lösen, und gleichzeitig verfolgt die Regierung ein altes Programm von südafrikanischem Dominion-Imperialismus mit neuer Stärke. Das Parlament von Südwestafrika hat darüber abgestimmt, ob die südwestafrikanische Bevölkerung das Aufgehen des Mandates in der Südafrikanischen Union wünsche. Die deutschen Vertreter waren der Sitzung ferngeblieben; so ist es kein Wunder, wenn ein einstimmiges Votum zustande kam. Die Deutschen sind der geschlossenste und älteste Bevölkerungsteil unserer alten Kolonie, wenngleich sie heute durch planmäßige Einwanderungspolitik der Buren nicht mehr die Mehrheit im Lande haben. Aber der Ausdehnungswille Südafrikas richtet sich nicht nur gegen das ehemalige Deutsch-Südwest. Er wendet sich ebenso gegen die Eingeborenenreservate, die als Schutzgebiete mit Absicht außerhalb des Dominions gelassen wurden, um die Siedlungsrechte geschlossener Negerstämme gegenüber den Buren zu wahren; und er wendet sich gegen Rhodesien als britische Kolonie. Die Aufnahme der südafrikanischen Forderungen in England ist nicht eben freundlich, zumal sie, wie schon berichtet, mit einer Verfassungsrevision verbunden ist, die die Selbstbestimmung des Dominions sehr deutlich aussprechen soll. Trotz alledem wäre es falsch, von einer Reichsmüdigkeit Südafrikas zu sprechen; dazu sind vorhandene Bindungen zu vielfältig und zu stark.

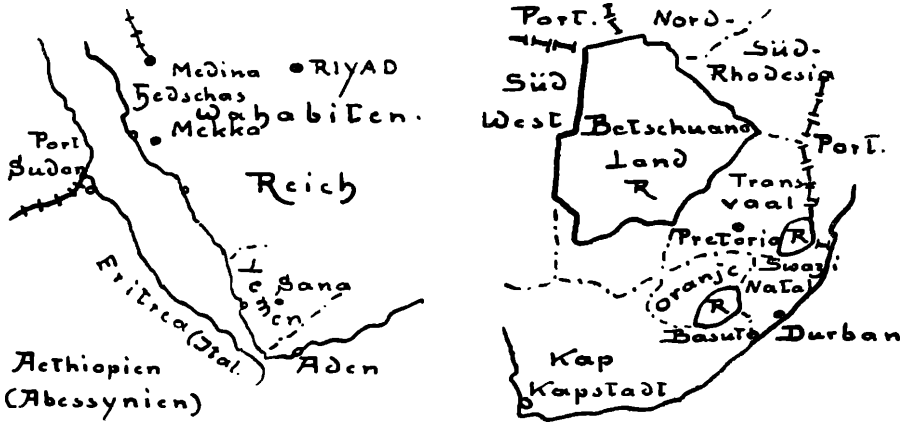
KARL HAUSHOFER:
Bericht über den indopazifischen Raum

Zwei wichtige Belege für das Recht und die Pflicht, aber auch die Fähigkeit zur Prognose (weltpolitischen Vorhersage) der Geopolitik müssen unsern Lesern vorgelegt werden, ehe wir zum eigentlichen geopolitischen Bericht über die Maientage 1934 übergehen.

In der „Calcutta Review" (April 1934), S. 108—112, widmet Professor Benoy Kumar Sarkar der Vollendung des 10. Jahrgangs der „Geopolitik" einen freund-

lichen Aufsatz; wir finden dort unter 3: „Haushofers Cult of Geopolitik" eine der verständnisvollsten Besprechungen, die wir in langer Zeit erfuhren. Sarkar spricht dabei (S. 110) davon, daß die beiden Bücher „Japan und die Japaner" (B. G. Teubner, 2. Aufl.) und „Japans Werdegang als Weltmacht und Empire" (Göschen) eine gute Illustration unserer Auffassung von Geopolitik geben; er nennt als „Leitmotiv" die Analyse der „Raumnot" als letzten Grund alles Drangs im öffentlichen Leben Japans. Dann aber kommt, auf Grund der Berichteindrücke des Jahres 1933 geschrieben, der Satz: „H. glaubt, daß — wenn sich sonst die Verhältnisse nicht ändern — eine Monroelehre für Ostasien oder eine japanische These der Nichtintervention so gut wie ein fait accompli ist."

Wer die Vorstöße und Rückzüge der japanischen Politik dieses Frühjahrs verfolgt hat, der weiß, daß diese Prognose von 1933 sich eben jetzt als richtig erwies,



auch wenn englisches und usamerikanisches vorsichtiges Eingreifen die Schärfe der geschickt in die Weltöffentlichkeit gebrachten Erklärung milderten.

Die Prognose war freilich nicht möglich, ohne daß — bei aller Rücksicht auf die physischen Kräfte — „die Aufmerksamkeit zusammengerafft ist auf die Dynamik der Volkspolitik, der Verstädterung, der Kolonialfragen, der Staatsstrategie, wie der Stimme der Volksseele".

Es wäre eine grundfalsche Auffassung der Geopolitik, die darin einen Auswuchs der Milieutheorie sehen wollte. Geopolitik will nur in dem Zusammenbau von Blut und Boden dem Boden sein Recht lassen!

Ein zweiter Rechtfertigungsbeleg der Geopolitik liegt in den unzweifelhaften weltpolitischen Bewegungen auf großräumige Flurbereinigungen zu, von denen in diesem Frühjahr die südafrikanische Forderung zur Einverleibung der Negerschutzräume von Basuto-Land, Bechuana-Land und Swazi-Land in die Union und die arabischen Anläufe zum Anschluß von Yemen an das Wahabiten-Reich in den

Rahmen des Indischen Ozeans fallen, während die ostasiatischen Vorgänge mit der Proklamierung einer japanischen Vorrechtslehre dem pazifischen Bereich angehören.

Sie alle aber sind groß- und weiträumig im Gegensatz zu den Südosteuropa beherrschenden kleinräumigen Zersetzungsvorgängen (österreichische Entwicklung: Wirren innerhalb des Balkanbundes; Inselunruhen im Ostmittelmeer). Sie geben Ratzels „Gesetz der wachsenden Räume" neue Bestätigungen; und auch sie liegen auf der Linie einer großzügigen, längst in diesen Blättern geübten Vorhersage.

Dabei darf man sich aus dem Anblick kleiner Kartenausschnitte, die wir hier zur Orientierung unserer Leser beigeben, nicht darüber täuschen lassen, daß es sich um bedeutende Raumgrößen und wesentliche Machtverschiebungen handelt; beide u. a. auch zum Schaden des Britischen Reiches an einigen seiner wichtigsten überseeischen Anhaftepunkte: Aden und Kaphäfen.

Die drei Eingeborenenschutzräume in Südafrika umfassen im ganzen rund 760 000 qkm, freilich nur rund 800 000 Einwohner (Volksdichte 1!), aber Bodenschätze, die längst das Auge der Minenmagnaten (Sir Abe Bailey!) auf sich gezogen haben, und zum Teil gute, gesunde Hochweidegebiete, die den Buren in die Augen stechen. General Hertzog aber sieht die Möglichkeit einer einheitlichen Rassenpolitik, die freilich dem vielfarbigen Imperium große Schwierigkeiten in Indien, in Tanganyika und anderwärts einbringen wird und die Nichteinhaltung geschlossener Verträge und Schutzverpflichtungen bedeutet.

In Arabien aber ist Ibn Saûd der Träger jener großzügigen Entwicklungsgedanken, mit denen England seinerzeit die Araber gegen die Türken lockte, und die es dann durch Teilen und Herrschen vergessen machen wollte.

So hatte der Herrscher der Wahabiten, der Puritaner des Islam, schon früher die Herrscher von Englands Gnaden aus dem Hedschas, von den heiligen Stätten, aus Asir vertrieben, so den Zutritt zum Roten Meer erlangt und Transjordanien, wie dem Irak die Zähne gezeigt. Er würde durch die Einverleibung Yemens unter Vertreibung des Imam Yahya weitere 62 000 qkm mit etwa 1 Mill. des besten Teiles von Arabien dem etwa gleich volkreichen Hedjas und seinem Stammgebiet (1,4 Million qkm und rund 2 Mill. E.) hinzufügen und in das Hinterland von Aden hereinrücken, das gerade noch rechtzeitig durch Vertrag mit dem Imam erweitert worden ist. Dann wären von den Nachkriegseinheiten Arabiens nur mehr das Gebiet von Aden, Oman, Kuweit und Kerak (das Kunstgebilde Transjordanien) übrig, und endlich das nördlich herausgeschobene Irak, die sämtlich schon früher einmal von der schweren Hand der Wahabiten zusammengezwungen worden sind und die Erinnerung daran wohl bewahrt haben.

Ausreichende Raumwerte haben von den noch selbständigen arabischen Teilstaaten nur das Irak (371 000 qkm, rund 3 Mill. E.), Oman (150 000 qkm, und 1/2 Mill. E.), Transjordanien (42 000 qkm, 1/4 Mill. E.). Aden und Kuweit sind nur bessere

Glacislandschaften vor Seefestungen, die sich die Britenflotte mit ihren Fluggeschwadern zu halten wissen wird.

Im ganzen wäre ein großarabisches Reich von etwa 2 Mill. qkm, wenn auch mit weiten Wüstenstrecken, und doch rund 8 Mill. E. schon ein Ziel für ein ungewöhnliches Leben vom Stile Ibn Saûds, das zweifellos auf die weiter nördlich liegenden Mandatgebiete eine gefährliche Anziehungskraft besitzen würde. Das ist es wohl, was man in England meint, wenn man ausspricht, daß durch den Sieg der Wahabiten über Yemen „eine neue Lage entstehen würde". Das ist fast eine Erinnerung an die „schweren Folgen", die seinerzeit in Washington wegen mangelhafter Kenntnis des angelsächsischen Sprachgebrauchs einem japanischen Botschafter so schlecht bekamen.

Aber auch die japanischen Bemühungen in Äthiopien zeugen von großräumiger Auffassung etwaiger japanischer Aufgaben im Indischen Ozean. Sollten sie mit den scharfen Worten des Duce über ostasiatische Gefahrenherde zu tun haben, die freilich längst verklungen und weginterpretiert worden sind?

Es wäre in diesem Zusammenhang unrichtig, die Karte und den Aufsatz A. J. Cummings „Japans war plans" (News Chronicle und Reuter) ganz zu übersehen, weil er extreme angelsächsische Befürchtungen aufdeckt. Er verzeichnet die Eisenbahnprojekte Tsitsikar—Sahali, Kaiko—Ninguta—Lahasusu, mit Begleitautobahn von Charbin nach Lahasusu und Solun—Chailar, ferner die neuen Flughäfen von Chailar, Mergen, Sachalin, Manchuli, Ninguta, Mishan, Progranitschnaja (lauter Orte, wo Flughäfen hingehören, wenn man Manchukuo durch Fluggeschwader verteidigen helfen will) und neue Straßenbauten in der Gesamtlänge von 7360 km. Ruhiger betrachteten die Lage H. W. Kent, der Manager von Butterfield & Swire, und sein Seniorchef G. W. Swire, die sich Anfang März nach einem Flugbesuch von Antung, Mukden, Changchun und Dairen sehr günstig über die nicht ganz ungefährliche Fahrt aussprachen und über die schwere von Japan dort geleistete und noch zu leistende Kolonisationsarbeit. Kent gibt Mukden die größeren Entwicklungsaussichten gegenüber der jetzigen Hauptstadt und betont die kommende Blüte von Rashin und Seishin in Nordkorea auf Kosten von Wladiwostok.

„Manchukuo ist synonym mit Geduld und harter Arbeit (hard work) und kein Land, wo sich Methoden, um rasch reich zu werden, anwenden lassen." (Transpacific, 1. 3. 1934, S. 14.)

Wie lastenreich und mühevoll ein wirtschaftspolitisches Ringen mit den menschenreichen ostasiatischen Kulturvölkern für den Westen sich in Zukunft gestalten wird, das schildert auch gut Walter Gauß: „Fernöstliches" (Deutsche Wacht, Batavia 34), namentlich für den britischen Textilkampf mit China und Japan. „Japans Handel greift an!" „Das bisherige japanische Dumping bedeutet erst das Vorspiel der industriellen Konkurrenz des Fernen Ostens mit der ganzen Welt" — die man ihm ja aber doch aufgenötigt hat! Wenn man „durch Exportgilden und andauernde

staatliche Überwachung der zur Ausfuhr gelangenden Erzeugnisse deren Qualität fördert", die Schwerindustrie zusammenschließt, so ist das kaum anfechtbar. Die Großbanken und Trusts suchen Kompromisse mit dem japanischen Nationalsozialismus, der in dem lebenskräftigen Volk rasch anwächst.

Die australische Handelsmission unter Führung des Außenministers Latham — über Niederländisch-Indien, Malaya, China und Japan ausreisend — hat den ausgesprochenen Zweck des Abwiegelns, der Verbesserung der Beziehungen zu Japan.

Trotzdem wird sich Japan — vorsichtig und mißtrauisch bei aller Kühnheit, wie es ist — seine beiden asiatischen Waffen nicht aus der Hand winden lassen und sein Pulver für sie trocken halten.

Zu deren Erkenntnis senden uns japankundige Freunde ausgezeichnete Ausschnitte, unter denen die über den japanischen Faszismus und über das Amfeuerhalten der panasiatischen Bewegung ganz besondere Aufmerksamkeit verdienen.

Streiflichter auf diese ließen sich in Dairen und Osaka gewinnen, wo die letzte panasiatische Zusammenkunft begangen und gefeiert wurde, ohne doch genügend von der Presse beachtet zu werden.

„Rengo" meldete nur: „Die panasiatische Tagung beklagte die mächtige westliche Vorherrschaft über Asien. Eine bestimmte fremde Botschaft in Peking wurde bezichtigt, den chinesisch-japanischen Gegensatz anzufachen." (Man sieht, wie unvorteilhaft das wirkt!) „Der Völkerbund wurde als eine listige politische Maschinerie bezeichnet, die Asien als Ausbeutungsgebiet betrachte und es mit westlicher Schleuderware füllen wolle, und die Orientalen als ‚animated chattels', als belebtes-unbelebtes Gut, einen menschlichen Sachwert betrachte." (Ein böser Dank für Genf!) „Eine düstere okzidentale Machenschaft sollte die indisch-japanischen Textilreibereien zu erschweren bemüht sein." Soweit „Rengo"! — A. M. Sahay scheint nach „Mainichi" die „Feldzüge des all-asiatischen Verbandes und seine Beziehungen zu Indiens Unabhängigkeitstrieb" gefeiert zu haben. Das berührt schon empfindlichere Saiten der Kolonialmächte.

Andererseits wiegelte „Manchurian Daily News" wieder ab und behauptete, die Bewegung beschränke sich „nur" auf wirtschaftliche, kulturpolitische und soziale Fragen und bedeute durchaus keinen Gegensatz zum Westen. Aber dann hieß es weiter unten: „Die neun Reden unterstrichen die Tatsache, daß die Völker Asiens alle mehr oder weniger unter der Ausbeutung durch ortsfremde und kulturfremde Nationen gelitten hätten, aber daß der Tag ihrer Befreiung nahe. Japan als erste durchgedrungene Macht müsse den anderen helfen, ihr eigenes, gesondertes Los und ihre nationale Selbstbestimmung herauszuarbeiten."

Diese Veranstaltung wurde von einem großen Aufmarsch japanischer und mandschurischer Würdenträger, namentlich der Südmandschurischen Bahn, beehrt. Ein „all-asiatischer Wirtschaftsblock" als Wunschziel ist schon ernst genug.

Bezeichnend für seine Ferne ist allerdings, daß die Versammlung, die zuerst nur Japanisch reden wollte, einige Male auf Englisch zurückkommen mußte, wie ähnliche Veranstaltungen in Indien auch.

Die Russen fehlten. Dennoch wurde eine regionale Aufteilung der Welt in Europa, Asien, Amerika und Sowjetrußland vorgeschlagen, wobei offenblieb, wie sich der russische Ferne Osten zu Asien verhalten solle. Man sieht aber, wie sehr das ursprünglich von den Sowjets geschmiedete Instrument ihnen bereits von den Asiaten aus den Händen gewunden worden ist.

In England nimmt man Japan die einst u. a. von Palmerston und Canning so souverän geübte Praxis, Revolutionäre zu Hause kurz zu halten, aber zum-in-die-Luft-Sprengen fremder Mächte aufzupäppeln, höllisch übel. Aber auch hier hat doch das östliche Inselreich nur vom westlichen gelernt; eine ganz eigene Nuance aber hat es mit seinem mächtigen Faszismus ausgeprägt, der im Grunde dem deutschen Nationalsozialismus ähnlicher ist, als dem italienischen Faszismus. Verschieden von beiden ist freilich die große Zahl von politischen Gruppen, die vorläufig noch getrennt auf ein gemeinsames visionäres Ziel zumarschieren. (Zaikai Shin Tosho Den, Ryutaro Iwai v. Osaka Mainichi, Chigura Publ. Co.) Mehr als 100 größere Gruppen werden aufgezählt, unter denen allerdings die Kokuhonsha des Barons Hiranuma eine der mächtigsten und die bestberatene ist, die Aikyojuku die schärfste, die Kokusuikai vom Oktober 1919 die älteste der heute bedeutsamen.

Gewiß ist es noch weit, bis es gelingen mag, die asiatische Selbstbestimmungsbewegung auch von einem so tätigen und willenskräftigen Kern aus über so verschiedene Rassen und Völker auszudehnen, Chinas weite Außenlandschaften (North China Herald 1934, S. 431 ff.) zu ordnen, aus verkehrspolitischen Träumen dort Wirklichkeit zu gestalten. Aber die Lehre von der eigenen Schicksalsbestimmung des Ostens ist geprägt; sie greift als Idee um sich und verstärkt die Stellung ihres mutigsten Trägers.

Ein geopolitisch gut untermauertes Programm für einen Umbau der Völkerbundakte, der Japan den Wiedereintritt ermöglichen würde, veröffentlicht das Oberhausmitglied Baron Sakatani im „Japan Advertiser": Deutschland soll sich ebenfalls wieder anschließen, was aber nur möglich ist, wenn es volle Rüstungsgleichheit erhält (ein Vorwink auf die gleiche, von Admiral Ozumi erhobene Seerüstungsforderung Japans für 1935!); Revision derart, daß die Ver. Staaten beitreten können; Abrüstungsmöglichkeiten; Anerkennung der Rassengleichheit; Anbahnung weitgehender Handelsfreiheit unter Aufhebung der Zollschranken; Anerkennung von Manchukuo; Abschaffung des Boykottartikels 16 der V.B.A.; Anerkennung des Selbstverteidigungsrechts für jedes Land; Unterkommissionen für regionale Konfliktsregelung, z. B. für Ostfragen, nord- und südamerikanische; innerlich gespaltene oder unorganisierte Länder ohne Zentralregierung vom Völkerbund auszuschließen.

Halten wir diese durchaus aufs Ganze gehenden Programmumrisse mit den freundlichen Worten des japanischen Flottenbesuchs in Berlin und vielen anderen uns bekannten Äußerungen zusammen, so ergibt sich eine „Atmosphäre" von einer Wärme, die Japan und Mitteleuropa nur gleich angenehm sein kann, vorausgesetzt, daß sie nicht an wichtigen anderen Orten und Stellen als allzu warm empfunden wird und zu entsprechendem Abreagieren führt.

Aber es ist immer von geopolitischem Wert, wenn man von in sich geschlossenen Völkern in großen Umrissen und auf weite Sicht erfährt, was sie wollen, auch wenn die Wünsche von anderen als weitgehend und unbefangen angesehen und zunächst abgelehnt werden.

Ehrliche Gleichwertigkeit aller verantwortlichen Mitglieder von übervölkischen Bünden; regionale Untergliederungen; Umformungsmöglichkeiten: das alles sind Forderungen, die aus geopolitischen Gründen hier oft erhoben worden sind und mit deren beständiger Wiederanmeldung starre und nur auf Statik eingerichtete Bildungen immer wieder rechnen müssen, so lange, bis sie selbst erneuerungsfähig werden!

PAUL HARTIG:
Geopolitik und Kulturkunde

Die Geopolitik kann in ganz besonderem Maße für sich in Anspruch nehmen, mit ihrer Aufgabenstellung, ihrer Grundauffassung vom geschichtlichen Leben und ihren Arbeitsweisen den Forderungen gerecht zu werden, die der nationalsozialistische Staat an die Wissenschaft erhebt: sie ist seine Staats- und seine Anschauung der Welt. Denn sie erfaßt den Menschen in seinen Bindungen durch Blut und Boden, als Glied organischer Einheiten, durch die das Sein des einzelnen erst Sinn und Bedeutung erhält. Ihr ist auch der Staat eine organische Einheit, ein lebendiger Volkskörper, ein Überorganismus. Und die Menschheit ist ihr mit ihren Staatengruppen eine Vielheit solcher raumgebundenen Volkskörper.

Aus dieser Verbundenheit mit der nationalsozialistischen Weltanschauung heraus klopft jetzt die Geopolitik an die Türen der deutschen Schule und fordert Einlaß. Sie will die Fächer Erdkunde, Geschichte, Deutsch und Biologie zu geschlossenem Wirken nach einheitlichem Plane zusammenfassen, um zum Verständnis des eigenen Staates als organischer Einheit von Volk und Raum zu führen. Kraft des ihr eigentümlichen Ethos versichert sie, an die Stelle unverbindlicher, verpflichtungsloser Kenntnisse verantwortungsgeladene, willenssichere Erkenntnisse zu setzen[1]).

1) Vgl. dazu den Aufruf für „Geopolitik im Unterricht" von W. Gehl, Vergangenheit und Gegenwart 1933, Heft 10, S. 587/88.

Wer sich hierdurch angesprochen fühlt und sich aus den Bezirken seiner pädagogischen Arbeit der Geopolitik zuwendet, wird sehr rasch bemerken, welche innere Bewegung für diese junge Wissenschaft, die noch ganz Entwicklung ist, kennzeichnend ist. Unbefriedigt wird er dort bleiben, wo man ihm — wie bei so vielen Mitläufern der Geopolitik — mit einer Fülle von Einzelbeobachtungen entgegentritt. Bei aller Schätzung der Einflüsse der Natur auf die Staatenbildung, den Charakter der Staatsbürger, bei aller Aufklärung über Gestalt, Lage, Größe und geographischen Aufbau der Staaten: von hier aus kann jenen grundsätzlichen Bildungsforderungen, die die Geopolitik zu verwirklichen sich anheischig macht, nicht genügt werden. Es kann sich nicht um ein vermehrtes oder neues Wissen über irgendwelche Zusammenhänge zwischen Raum und Geschichte, Boden und Staat handeln[1]). Vielmehr wird man sich bemühen, vom Kern der Geopolitik her Klarheit über ihre Lage und pädagogische Bedeutung zu gewinnen.

Auszugehen wäre hierbei von jener „Unterscheidung der beiden ruhenden Pole in der geopolitischen Erscheinungen Flucht: dem geographisch Raumhaften und der Idee — dem Staatsorganismus und der Persönlichkeit"[2]). Damit würde zu einer Kernfrage der Geopolitik als Wissenschaft: die Frage nach dem inneren Verhältnis von Organismus und Persönlichkeit, zwischen dem Bios und dem Logos im Rahmen des Staatsdaseins. Eine Frage, die auf den verschiedensten Gebieten der Geisteswissenschaften in den Mittelpunkt rückt. Wo man positivistisch feststellen und sich wertender Stellung enthalten wollte, hat man erkannt, daß dies schon allein wissenschaftstheoretisch ein unmögliches Unterfangen ist; das Dogma der Voraussetzungslosigkeit in den Geisteswissenschaften ist zertrümmert. Wo man hingegen Geistiges rein als Geistiges, Ideen nur als Ideen glaubte erfassen zu können, beginnt man einzusehen, daß wahre Ideen — die Ideen, die zur Macht gelangen und sich darin bewähren — aus naturhaften, aus ursprünglichen Kräften geboren werden. Auf dem Gebiet der Geopolitik aber spricht man von einer „Staatspersönlichkeit", von einem überindividuellen Etwas, demgegenüber man sich als sittlich verpflichtet empfinden soll. In engem Anschluß an H. Prinzhorns Persönlichkeits-Psychologie hat es H. Offe[3]) versucht, die Stellung dieses staatlich überindividuellen Ich zu umreißen und auf die Aufgaben und Grenzen einer möglichen Charakterologie des Staates aufmerksam zu machen.

Diese Aufgabenstellung mag einem „Untertanenstaat", einem Staat absolutistischer Prägung als angemessen erscheinen; sie muß als gefährlich bezeichnet werden,

---

1) Vgl. hierzu die scharfe Wendung gegen eine bloße „Summationsgeopolitik" bei Ernst Anrich in: Neue Schulgestaltung aus nationalsozialistischem Denken, Stuttgart 1933, S. 50. Er fordert „Bindung aus den organischen Mittelpunkten heraus", nicht Summation.

2) So Hans Offe in seiner Untersuchung: Zum Problem der Staatspersönlichkeit, Ztschr. f. Geopolitik, Februar 1934, S. 132 ff. 3) a. a. O., S. 135 ff.

wenn man sich auf die nationalsozialistische Auffassung vom deutschen Staate besinnt. Der nationalsozialistische Kampf galt dem „System-Staat", dem Staat, der als Macht- und Ordnungsstaat ein Eigenleben entgegen der wahren Bewegung des Volkes bewahren wollte. Im Nationalsozialismus soll die Gesamtheit des Volkes zu einer nationalen Einheit herangebildet werden, denn die nationalsozialistische Staatsauffassung ist organisch und will darum die politischen Lebensformen durch die nationale und rassische Wesenheit des Volkes bestimmt wissen. „Das politische A und O der nationalsozialistischen Weltanschauung ist das Volk Der Nationalsozialismus sieht also im Volk nicht bloß wie Teile der faschistischen Theorie ‚den Ausdruck für eine Ordnung unter der Disziplin des Staates', sondern er sieht im Volk eine eigenständige Wesenheit und die entscheidende politische Größe." Darum wäre es irrig, heute in Deutschland in einem geopolitischen System ein staatlich überindividuelles Ich einsetzen zu wollen, und das an der entscheidenden Stelle, wo das Volk als natürlich-geistige Lebenskraft sich durchsetzt und als historische Kultur- und Schicksalsgemeinschaft zwischen Bios und Logos die eigentliche Realität und schöpferische Kraft in der Geschichte verkörpert[1]). Die Geopolitik bedarf darum in dieser Lage einer „Hilfswissenschaft", die ihr das Wesen der von ihr untersuchten Völker und ihrer Kulturen als sinnvolle geistige Strukturen deutet; wobei zu erwähnen ist, daß die Geopolitik ihrerseits zu solcher Nationalpsychologie wertvolle Beiträge zu liefern vermag.

Von den verschiedensten Seiten hat man diese Arbeiten in Angriff genommen, seltsamerweise nicht von der Geschichtswissenschaft her. Anscheinend war man mit übergroßer Skepsis gegenüber jeder phänomenologischen, auf Wesenserkenntnis gerichteten Betrachtung der Völker und Kulturen erfüllt[2]) und witterte dahinter irgendeine künstliche Begriffsscholastik. So hat sich der Aufbau einer vergleichenden Psychologie der Völker abseits von der Geschichtswissenschaft vollzogen, vor allem durch die Germanistik und, z. T. in enger Verbindung mit ihr, durch Anglistik und Romanistik, stark gefördert auch durch die Kunstwissenschaft.

Unserer politischen Gedankenwelt entspricht im wissenschaftlichen und pädagogischen Bereich das kulturkundliche Prinzip; im Augenblick seiner Einschmelzung in das politische Leben verwandelt es sich in das nationalpolitische, wie das bahnbrechend durch Ernst Krieck[3]) geschehen ist. Den nationalpolitischen Forderungen liegt die kulturkundliche Erkenntnis zugrunde, daß aus der organischen

---

1) *Der Verfasser scheint uns hier das Wesen der geopolitischen Staatsauffassung zu verkennen. „Organischer Staat", — das bedeutet ja eben die völlige Identität zwischen Volkskörper und seiner Organisationsform, dem Staat. Die Staatspersönlichkeit, also der Ausdruck einer bestimmten Eigenart, wird geboren aus der Eigenart des Volkskörpers (der Rasse) und der Eigenart des Raumes. Niederschlag der Staatspersönlichkeit ist die Geschichte, lebendiger Ausdruck die Kultur. Die Schriftleitung.*

2) *Leider auch heute noch jeder biologischen Deutung. — Die Schriftleitung.*

3) Vgl. sein grundlegendes Werk: Nationalpolitische Erziehung, Leipzig 1932.

Gesetzmäßigkeit des Lebens heraus im Volkstum geschichtsbildende Kräfte wirken, denen sich der einzelne nicht entziehen kann, und daß wir als Glieder eines Volkes aus der völkischen Aufgabe heraus die Richtung und den Sinn unseres Lebens empfangen. Volk und Kultur stellen eine in sich geschlossene Einheit dar, deren strukturelle Bestimmung und Deutung im Rahmen der Geopolitik (Staatskunde) die Teilaufgabe der Kulturkunde ist. Ein methodisches Grundprinzip dieser Arbeiten läßt sich durch den Begriff der Auseinandersetzung bezeichnen; am Gegensatz zu den anderen Völkern und ihren Kulturen zum Bewußtwerden, Abgrenzen und Entwickeln der eigenen volkheitlichen Art und Kulturen vorzudringen, das waren Weg und Ziel, von denen die kulturkundliche Arbeit seit 1914 ihr gesinnungsmäßig einheitliches Gepräge erhalten hat. Sinnbildlichen Ausdruck hat diese wissenschaftliche Haltung z. B. in Eduard Wechsslers Versuch einer Wesenskunde des Deutschen und des Franzosen: „Esprit und Geist", abgeschlossen 1927, erhalten. Vom gleichen Grunderlebnis her ist das zweibändige Englandwerk von Wilhelm Dibelius aus dem Jahr 1923 bestimmt. Hier, wie auch sonst in einer Vielheit ähnlich gerichteter Versuche, wird das Volkstum als der innerste Kern alles menschlichen Wollens und Gestaltens begriffen; das einzelne Kulturwerk wird erst als Ausdruck schaffender Volkskräfte verständlich[1]).

Allerdings ist bisher nach zwei Seiten hin eine grundsätzliche Auseinandersetzung noch nicht durchgeführt. Einmal ist das Verhältnis von Volkstum und Rasse ziemlich ungeklärt geblieben. Der Kulturkundler pflegte sich mit der Feststellung zu begnügen, aus welchen Rassen im Sinne der indogermanischen Sprachwissenschaft z. B. das französische oder das englische Volk „entstanden" waren, ohne den tieferen Zusammenhängen nachzugehen und ohne zielbewußt auf Deutung und Wertung hinzustreben. Doch auch die tieferen Zusammenhänge zwischen Volkstum und Boden sind von der Kulturkunde vernachlässigt worden, aus ähnlichen Gründen wohl wie die zwischen Volkstum und Rasse. Die geistig-kulturelle Schicht des Lebens wurde gleichsam losgelöst von den ursprünglichen Kräften von Blut und Boden betrachtet — letzten Endes eine Auswirkung jener Abspaltung einer Schicht von „Gebildeten" vom Volkskörper, die eine Frucht der Reformation ist. Aus der politischen Umwälzung heraus wird sich eine Einschmelzung, aus den Folgen der Verstädterung ein Absterben dieser Schicht vollziehen. Wissenschaftstheoretische Auswirkung wird eine geopolitisch-biologische Auffassung vom geschichtlichen Leben sein, in der Blut und Boden, Volkstum und Kultur in einer großen, untrennbaren, alles umfassenden Einheit: dem Staat erscheinen.

Von hier aus — und damit führt diese Untersuchung zu ihrer ursprünglichen

1) Erich Rothackers „Geschichtsphilosophie", München 1934, baut sich auf der Grunderkenntnis auf, daß die Völker die lebendigen Träger, Schöpfer und Verwirklicher alles politischen, sittlichen, kulturellen und geistigen Lebens im weitesten Sinne sind, und will eine philosophische Gefügelehre dieser geschichtlichen Kerngebilde geben. Damit hat hier die Kulturkunde ihre erste umfassende philosophische Begründung erhalten.

Frage- und Aufgabenstellung zurück — wird auch die Geopolitik in Zusammenhänge struktureller Art hineingestellt, die für ihre weitere Arbeit entscheidend sein können. Nicht das Ineinanderwirken von Raum und Staat, wie es Offe in seinem obengenannten Aufsatz will, wird zur Aufgabe erhoben, sondern das von Raum, Rasse, Volk und Staat, so wie auch für den Historiker die Aufgabe der deutschen Staatsgeschichte durch die neue Aufgabe der Geschichte des deutschen Volkes in den Hintergrund gerückt wird.

Als ein Hauptziel geopolitischer Arbeit wird noch vielfach die Aufstellung geopolitischer Gesetze bezeichnen, wie es z. B. in mehr schulmäßiger Form in der „Einführung in die Geopolitik" von R. Hennig und L. Körholz[1]) erfolgt. Es wird allerdings darauf hingewiesen, daß diese Gesetze niemals auf unbedingte Allgemeingültigkeit Anspruch machen können, und ein geopolitischer Fatalismus, der alles menschliche Wollen als belanglos und aussichtslos hinstellen möchte, entschieden zurückgewiesen. Trotzdem ist die Gesamtrichtung dieser Arbeit in einer krassen Form von geographischem Materialismus auf die Ermittlung sozusagen allgemeingültiger Gesetze eingestellt; die wissenschaftstheoretische Haltung naturwissenschaftlicher Forschungsweise alter Prägung hat stark eingewirkt. Wenn aber die innere Verschmelzung von Raum, Rasse, Volk zum Staat als grundlegende Tatsache für die geopolitische Arbeit erkannt wird, gewinnt das Grundmoment der Staatspersönlichkeit in ihrem Ausdruck: der Geschichte seine ganze Durchschlagskraft. Dann richtet sich die geopolitische Arbeit auf Erlebnis, Beschreibung und Strukturanalyse jener geschichtlich gewordenen Einheiten von Volk und Raum, Blut und Boden, in denen eine Gesetzhaftigkeit eigener Art alle Lebensäußerungen beherrscht und bestimmt. Das innere Gefüge dieses lebendigen Volkskörper zu erfassen, zu verstehen, wie in dem einzelnen Fall die Volkheit und der Boden sich gegenseitig zum Staat und zu seiner Persönlichkeit durchdringen und gestalten, wie ein Volk seinen Boden so formt, ein anderes aber aus der Mitte seiner Lebensgrundlagen heraus ganz anders, wie jedes einzelne Volk seinen ihm gemäßen Stil geopolitischen Verhaltens hat und entwickelt — das sind die wesentlichen Aufgaben der Geopolitik.

Das sind zugleich Aufgaben, die in den Entscheidungsstunden unserer Gegenwart nationalpolitisch von besonderem Wert sind. In dem Befreiungskampf Deutschlands in diesen Jahren geht es vor allem darum, unser Eigensein gegenüber den Gleichheitsforderungen der westlichen Völker und Kulturen, besonders Frankreichs, zu erweisen und durchzusetzen. Entscheidend ist, daß wir angesichts der uns gegenüberstehenden Welt die Sicherheit unseres eigenen Wesens gewinnen. Unsere Haltung wird dann echt, lebenswahr und kraftvoll sein, wenn sie organischer Ausdruck unserer deutschen Lebenshaltung überhaupt ist. Hier liegt in dieser Stunde die Aufgabe der Geopolitik als nationaler Staatswissenschaft.

1) Leipzig 1933.

Diese Aufgabe ist zugleich innenpolitisch wie außenpolitisch bedeutsam. Der Führerstaat, wie er jetzt im Deutschen Reich aufgebaut wird, bedarf eines Volkes, das ein Höchstmaß politischer Bildung in sich verwirklicht und bereit ist, aus ihr heraus sich für die Zukunft des Volkes einzusetzen. Es ist eine der Aufgaben der Geopolitik, die geopolitischen Ziele des Dritten Reiches zum Bewußtsein zu bringen und ihre Schicksalhaftigkeit begreifen zu lehren.

Ein Beispiel möge veranschaulichen, was gemeint ist: die Ostfrage. Reichsminister Darré faßt sie in die Worte[1]): „Das Schicksal Deutschlands liegt in seinem Osten begründet. Diese grundlegende Erkenntnis unserer Generation zwingt unserem ganzen Tun und Denken eindeutig das Gesetz verantwortungsbewußten Handelns auf." Er hebt hervor, daß der nationalsozialistische Aufbau des Reiches nicht zuletzt seine Kräfte aus einem im Osten blühenden Bauerntum werde ziehen müssen. Um dem ganzen deutschen Volk die notwendigen Grundlagen für die volle Entwicklung seiner Lebensenergien zu schaffen, werden sich wieder, wie vor 700 Jahren, deutsche Bauern entschließen müssen, in den deutschen Ostraum zu wandern, um dort Boden und Heimat zu finden. In unserem Zeitalter setzt aber eine solche geopolitische Verschiebung im deutschen Volkskörper voraus, daß Verständnis für die besondere Lage und die eigentümlichen Verhältnisse im Osten Deutschlands geschaffen wird. So weist Reichsminister Darré[2]) auf die bemerkenswerte Tatsache hin, daß unsere neuen Reichsgesetze von Erbhof und Erbrecht, die die Heiligkeit der Scholle verkünden, im Ordensland ein ursprüngliches Vorbild finden; daß wohl der Orden starb, aber seine alten Ideen heute in kraftvoller Wiedergeburt erstehen und Opfer und Treue zum Ganzen als höchstes Gesetz unseres Seins verlangen. Damit ist ein Gesichtspunkt unter vielen anderen angegeben, der bei einer wissenschaftlichen oder pädagogischen Behandlung des deutschen Ostens mit zur Geltung kommen kann, um das Verantwortungsgefühl des gesamten deutschen Volkes gegenüber Ostdeutschland zu klären, zu befestigen und zu stärken. Das aber läßt sich nicht erreichen durch Statistiken, Tabellen, Skizzen und Aufstellung geopolitisch-geographischer Gesetzmäßigkeiten. Hier muß ausgegangen werden vom deutschen Osten als deutschem Volks- und Kulturboden und seiner Bedeutung für den gesamten deutschen Volks- und Kulturkörper, bis schließlich die Idee: Der deutsche Osten — Schicksalsland eine Wirklichkeit in der Gegenwart des deutschen Volkes geworden ist. Dann wird der Ruf der Führer tausendfach Widerhall finden.

Die außenpolitische Bedeutung der Geopolitik liegt mit darin, daß sie den besonderen Lebensstil des deutschen Volkes als sinnvollen, in Raum und Rasse begründeten Ausdruck deutschen Lebenswillens von denen der anderen Völker abhebt, diese Erkenntnis dem eigenen Volk zum Bewußtsein bringt, wie auch fremden Völkern gegenüber selbstbewußt hinstellt und verteidigt[3]). Damit trägt sie an ihrem

1) In seinem Vorwort zu dem Buch „Geburt des Ostens", von Heinrich Bauer, Berlin 1933, S. 5.
2) a. a. O., S. 6. 3) Karl Haushofer, in seiner Schrift „Der nationalsozialistische Ge-

Teil dazu bei, die Achtung vor den nationalen Rechten auch der anderen Völker zu entwickeln. Die anderen Völker in ihrer geopolitischen Eigenart und besonderen volkhaften Wirkungsweise in ihrem Gegensatz zu unserer eigenen geopolitischen Art zu begreifen, die Schwere und Bedeutung dieses Gegensatzes zu werten, muß natürlich das Hauptziel der geopolitischen Arbeit bleiben.

Der Kulturkundler geht im Gegensatz zum oft politisch-geographisch befangenen Geopolitiker aus der Logik seiner wissenschaftlichen Arbeit heraus grundsätzlich von der Individualität des einzelnen Volkes und seines geschichtlichen wie räumlichen Daseins aus, wobei er im allgemeinen, bewußt oder unbewußt, das Gegenbild seines eigenen Volkstums vor sich sieht. Dabei ist er sich vielfach der elementaren Tatsache der Bindung des Volkes an seinen Raum, der besonderen Art seiner Verwurzelung durchaus bewußt. In dem Frankreich-Werk von E. R. Curtius[1]) z. B., in dem er eine Darstellung der Wertungsweisen und Ideologiensysteme der französischen Kultur geben will, werden in einem vorbereitenden Kapitel die natürlichen Grundlagen der französischen Kultur[2]) beschrieben. Hier geht es Curtius in erster Linie darum, das Verhältnis des Franzosen zur französischen Erde festzustellen. So hebt Curtius hervor, daß das französische Nationalgefühl von Anfang an durch die Liebe zum Boden gekennzeichnet und die Anhänglichkeit eines seßhaften Volkes an seine Erde ist: „Die Seele Frankreichs weiß nichts von Wandertrieb und Fernsehnsucht. Sie ist gebunden an den altererbten Boden und sie ist ihm verbunden in bäuerlichem Schollenbewußtsein." Aus der Heiligung des bebauten Bodens durch den Franzosen erklärt er den erbitterten Haß Frankreichs gegen den deutschen „Eindringling" in den großen Kriegen. Es leuchtet unmittelbar ein, daß eine solche enge Verbindung von Bodengefühl und Vaterlandsliebe — wie sie sich auch in dem Wort von Maurice Barrès: „La nation est un territoire" ausgeprägt findet — eine ganz bestimmte geopolitische Haltung mit sich bringt. Wille zur Abrundung des französischen Territoriums und Sicherheitsstreben sind die beiden bezeichnenden Grundzüge französischer Geopolitik, die sich durch die Jahrhunderte hindurch verfolgen lassen, mit allen Mitteln französischer Dialektik immer wieder als die wahrhaft „rationale" und „legitime" politische Haltung vertreten und verteidigt. Dem entspricht die vor allem gegen Deutschland gewandte Doktrin der „natürlichen Grenze", die sich im Streben nach der Rheingrenze jahrhundertelang durchsetzt. Darum war sich ganz Frankreich nach 1871 in der Ablehnung eines

---

danke in der Welt", weist darauf hin, daß die Hauptschwierigkeit für eine faschistische oder nationalsozialistische Lebensform in der räumlichen Auseinandersetzung liegt und fährt fort (S. 4): „Für sie ist weltüber, außenpolitisch, entscheidend wichtig, ob sich ein so sehr auf das Zusammenwirken von Blut und Boden in einer ganz bestimmten, eigenartigen Landschaft von Volkheit eingestelltes Wesen anderen, benachbarten oder ferneren, zum Eingreifen in sein Raumschicksal befähigten Mächten begreifbar darzustellen vermag: im Rahmen einer weltumspannenden, universalen geistigen Bewegung oder als nur einmalige, örtliche Erscheinung auf Erden." **1)** Die französische Kultur, Stuttgart 1930. **2)** a. a. O., S. 28—50.

Aufgebens Elsaß-Lothringens einig, und darum wieder war eine französisch-deutsche Zusammenarbeit in den Jahrzehnten vor dem Weltkrieg ausgeschlossen. Frankreichs Nachkriegspolitik ist ganz von dem Streben beherrscht, das jetzt neu eroberte Territorium auf Ewigkeit zu sichern; darum Frankreichs Widerstand gegen irgendwelche Revision des diktierten Vertrags von Versailles, darum die französischen Bestrebungen, durch Bündnisse und Verträge ein immer neues Bekenntnis zu dem Versailler Statut zu erlangen und den Völkerbund zu einem bloßen Werkzeug solcher französischen Status-quo-Politik zu machen — man erinnere sich an das viel umstrittene und immer wieder auftauchende Genfer Protokoll —, darum vor allem Frankreichs hartnäckiger Widerstand gegen Deutschlands Forderung auf Gleichberechtigung. „Das politisch und wirtschaftlich glücklichste und mächtigste Land Europas beschränkt sich darauf, die Privilegien, die es 1919 erworben hat, durch internationale Abmachungen, Bündnisse und Rüstungen zu sichern[1])." Nachdem Deutschland die elsaß-lothringische Frage in freiem Willensentschluß aus der Welt geschafft hat, ist einzig eines noch zwischen dem Deutschen Reich und Frankreich strittig geblieben: die Saarfrage, in der es für uns Deutsche darum geht, daß das deutsche Volk an der Saar ins Reich heimkehrt, während die Franzosen eine territoriale und strategische Stellung verteidigen. Gerade hier wird der Gegensatz zwischen dem deutschen und dem französischen geopolitischen Stil in jeder Rede, Kundgebung und jedem Zeitungsaufsatz sichtbar. Der französischen Sicherheitspolitik steht die deutsche Friedenspolitik gegenüber, deren innerster Kern der Glaube an die Heiligkeit des völkischen Daseins und die Forderung völkischer Selbstgesetzgebung ist. Der imperialistischen Staatsauffassung, wie sie sich hinter der französischen Sicherheitspolitik verbirgt, setzt damit Deutschland eine dynamische Staatsauffassung entgegen, aus der heraus eine völlige Neuordnung der internationalen Politik angestrebt wird. Deutschlands Absage an den Völkerbund als Werkzeug jener imperialistischen Politik und der rasche Abschluß der deutsch-polnischen Verständigungspolitik sind erste Marksteine auf diesem Wege.

Man muß sich klar machen, welche Umwälzung dieser Durchbruch der nationalsozialistischen Ideen zur Folge hat, z. B. für das Korridorproblem, um noch einmal in aller Schärfe die Bedingtheit aller politisch-geographischen Arbeit durch das volkhafte Leben und Werden zu erkennen: Diese Geschlossenheit der Anschauung erst ist Geopolitik. Ihr ist aus dieser Haltung dem Wesen des Staates gegenüber die Aufgabe gestellt, die raumgestaltende Kraft des Volkstums in seiner Ursprünglichkeit und Eigenart zu erfassen und in seinen Auswirkungen zum Verständnis zu bringen. Dabei wird ihr die Kulturkunde eine wertvolle, unentbehrliche Hilfswissenschaft sein. Diese Zusammenarbeit aber ist auch nur eine sinnvolle Eingliederung in den großen Gesamtzusammenhang der wissenschaftlichen Arbeit, wie er jetzt im Entstehen ist, aus der kulturpolitischen Grundrichtung des national-

1) Arnold Bergsträßer, Staat und Wirtschaft Frankreichs, Stuttgart 1930, S. 297.

sozialistischen Staates heraus; Erich Rothacker[1]) gibt dieser Erkenntnis mit folgenden Worten Ausdruck: „Solange nicht Philosophie, Psychologie, Geschichte, dann alle Philologien, Gesellschaftslehre, Rassenkunde, Volkskunde, Völkerkunde, Vorgeschichte usw. sich zu solchen Forschungen, analytischen wie vergleichenden, über den Aufbau und das Gefüge der Volkstümer vereinigt haben werden, solange werden wir das Gesetz der großen Schicksalsmächte, in deren Schoß der schaffende Genius schlummert, und mit deren Gedeihen die Ehre des handelnd tätigen Mannes unlösbar verknüpft ist, nie verstehen, und werden uns nie bestimmten Einsichten nähern, die erreichbar wären, und die für junge Staaten von unübertrefflicher Bedeutung sein müßten."

1) In einem Münchener Vortrag: Die Grundlagen und Zielgedanken der nationalsozialistischen Kulturpolitik, in dem Sammelwerk: Die Erziehung im nationalsozialistischen Staat, Leipzig 1933, S. 35.

KARL HAUSHOFER:

Literaturbericht über den indopazifischen Raum

Infolge längerer Behinderung der indopazifischen Literaturberichterstattung ist zunächst eine kurze Schrifttumsüberschau vor allem der wichtigsten Literaturwerkzeuge zur dauernden Beobachtung des indopazifischen Raumes nötig.

Bereicherungen von Dauerwirkung bringt die neue Form des

1. **„Japan-Manchuria-Yearbook"**, das auf der einen Seite die bewährten Formen von Takenobu für Japan beibehält und die Auskünfte vermehrt, auf der andern den ganzen Nachrichtenstoff zusammenfaßt, den die reiche Propagandaliteratur über Manchukuo, u. a. das

2. **„Manchuria Yearbook"** und die südmandschurische Eisenbahn in ihren zahlreichen Schriften anhäuften und zu ihm hinführt. Im Gegensatz dazu fehlt ein gleichwertiges geopolitisches Werkzeug seit den Schwierigkeiten des

3. **„China-Year-Book"** für China; es ist ein dringendes Erfordernis, daß die von Woodhead geleistete Sammel- und Vorarbeit ihre Fortsetzung mit staatlichen Mitteln in größerem Stil finde, wenn ein Erlahmen auf diesem Gebiet nicht als Anzeichen für ein Nachlassen der zusammenfassenden Kraft in China überhaupt gedeutet werden soll, was im Gegensatz zu jüngsten Eindrücken über eine Verstraffung des nationalen Willens in Jung-China stünde.

4. Die **„Pacific Affairs"** — noch bis Ende 1933 wohl das beste Werkzeug zu schneller Unterrichtung über kulturpolitische, machtpolitische und wirtschaftliche Strömungen rings um den Pazifik — haben durch die Verwandlung in eine Vierteljahrsschrift aus einer bestgeleiteten Monatsschrift, und die Verlegung von dem Pazifikmittelpunkt Honolulu nach New York mindestens an Wirkung, vielleicht auch an Einzugsgebiet gelitten.

Das Ausscheiden einer einzigen Persönlichkeit, wie Elizabeth Green, hat ein Abbröckeln in einer wichtigen Stellung der u.s.amerikanischen Kulturpolitik bedeutet. Unverändert an Umschauleistung sind die allerdings mehr und mehr in reine technische Rundschau überführten, durch ihre Bilder und Karten wichtigen

5. **„Far Eastern Review"** geblieben, ebenso die oft erwähnte, vorzügliche

6. **Deutsche Wacht"**, Batavia-Buitenzorg, diese auch in Verfolgung der Heimatdynamik. Erweitert hat sich die Anteilnahme der indischen periodischen Literatur an geopolitischen Fragen.

Ein bester Beweis dafür ist die im Geopol. Bericht berührte Würdigung der Geopolitik durch Benoy Kumar Sarkar in der Aprilnummer 1934 S. 108—112 der

7. **„Calcutta Review"**, während das Verschwinden der Wochenausgabe der

8. **„India Times"** zugleich das Erschweren des Zugangs zu einer wichtigen angloindischen Zeitung wie ein Absinken des außerindischen Anteils an ihr bedeutet.

Das Aufwerfen einer Nichteinmischungslehre für Fremdmächte in Ostasien durch Japan hat auch in Mitteleuropa die Zeitschriftenleistungen in der Beobachtung Ostasiens gesteigert. Wir heben einen vorzüglichen Mongoleiaufsatz

9. der **„Koralle"** (Heft 19, 15. 5. 1934), „Der Balkan des Fernen Ostens", und in der

10. **„Zürcher Illustrierte"** (9. 3. 1934, Nr. 10) eine Japan-Sondernummer hervor, in die durchaus dankenswerterweise auf S. 292 eine Wachstumsübersicht des Japanischen Reichs aus „Japan und die Japaner" übernommen worden ist. Die deutschen Ostasienkenner schreiben ja doch nicht, um sich auf den Stoff zu setzen, sondern Ostasienkenntnis zu verbreiten; sie sind nur dankbar, wenn ihre Arbeit lebendig gemacht wird, was niemand besser kann als gute Bilderzeitschriften und der sich gleichfalls zunehmend mit Geopolitik befassende Rundfunk, der aber die ergänzende Bild- und Kartenwirkung braucht.

Beides vereinigt in sehr glücklicher Form ein Aufsatz von großer Kraft:

11. **Herbert Rosinski:** „Der Ferne Osten und wir" (Volk und Reich, Jahrg. 10, H. 2), auf dessen gut erläuterte dynamische Skizzen wir ausdrücklich hinweisen,

12. vom gleichen Verfasser: „Das militärische Kräftebild in Ostasien" in H. 2, 1934, der gleichen Zeitschrift mit seinen vorsichtigen Abwägungen und

13. vom gleichen Verfasser: „Japans Erdölversorgung und Erdölpolitik" (Weltwirtschaftl. Archiv, 39. Bd., März 1934, H. 2) angelegentlich empfehlend. Hier wird eine der wundesten Stellen der weltpolitischen Stellung Japans untersucht, in Prüfung wesentlicher japanischer Quellen, die um so wichtiger sind, als uns in Mitteleuropa verwandte Sorgen bedrücken. Was Herbert Rosinski hier für das Gebiet der japanischen Erdölsorgen leistet, entwirft für Indiens Gesamtwirtschaft

14. **„Shib Chandra Dutt:** „Thirty-five Years of Indian Economic Thought, 1898—1932 (The Insurance and Finance Review, Calcutta, 14 Clive Street). In diesem schmalen Heft von nur 20 Seiten (erhältlich auch beim Verfasser: Calcutta, 18 Annada Bannerjee Lane, Bhowanipur) ist eine höchst wertvolle Sammelarbeit geleistet, die gerade für uns Deutsche um so wertvoller ist, als der Zugang zum indischen wirtschaftlichen Denken durch die sonst vermittelnde englische Sprache im allgemeinen für Mitteleuropäer nicht gefördert wird.

15. Die **„Insurance and Finance Review"** Calcutta, herausgegeben von Dr. S. C. Roy, nunmehr im 5. Bd. vorliegend, bietet weit über ihr eigentliches Arbeitsfeld hinaus wertvolle Einblicke in die geistige und wirtschaftliche Struktur des Ostens und sollte eigentlich in jedem wirtschaftswissenschaftlichen und wirtschaftsgeographischen Institut vorhanden sein; sie zeigt z. B. auf S. 107, Nr. 49, 34, auf wie richtigem Weg die Deutsche Akademie mit ihrer Vermittlung des Studiums indischer Studenten in Deutschland ist, auf Wegen, die anderwärts, wie z. B. von Mussolini in Rom, in der cité universitaire, mit viel größeren Mitteln beschritten werden. Nebenbei enthält ein solches Heft eine Fülle von rassenwissenschaftlich sonst kaum erreichbarem Bildstoff. Wenn wir

16. den mit gewohnter Exaktheit erschienenen 34. Jahresbericht des Ostasiat. Ver., **„Ostasien, Südostasien, Australien, Neuseeland und die Südsee"**, Hamburg I, 1934 über das ereignisreiche Jahr 1933 als eine der verlässigsten, preiswertesten Erkenntnisquellen über den westpazifischen Raum unsern Lesern rühmen, glauben wir damit diese erste Überschau nach längerer Zeit abschließen zu können. Der Ostasiat. Ver. leistet mit dieser Fülle von Stoff aus erster Hand auf nur 164, aber dicht gedrängten, inhaltschweren Seiten eine ungeheure Aufklärungsarbeit und Sammlung; er bringt auf S. 7 und 8 ein würdiges, formschönes Bekenntnis über die ganze Stellung der Auslanddeutschen zur Erneuerung. S. 18 heißt es mit Recht: „Die japanische Konkurrenz ist ein Weltproblem geworden." Die weltpolitischen Einleitungen zu den Länderberichten sind vielfach Kabinettstücke. Nur wer weiß, wie schwer es ist, in so gedrängter Form gehaltreiche Auszüge aus einer unabsehbaren Nachrichtenflut zu geben, kann ihre ganze Feinheit würdigen — in dem, was sie bringen, und dem, was sie verschweigen, aber zwischen den Zeilen lesen lassen. Was steht allein hinter dem Satz: „Deutschlands Beziehungen zu Manchukuo sind eigener Art." Nicht nur ein heißes Eisen liegt hier, sondern viele!

Durch aufmerksames Lesen des Berichts des

Ostasiat. Ver. auf das Anfassen heißer Eisen vorbereitet, können wir eine Teilung der zugegangenen Fernostliteratur in deren Bereich und das Gebiet kühleren wissenschaftlichen Schrifttums vornehmen. An erster Stelle die Exponenten weltpolitischen Kampfes nennend, werden wir eine Vorzugstelle zuerkennen:

17. **W. R. Crocker:** „The Japanese Population Problem." London, George Allen & Unwin, neu ausgegeben, zuerst erschienen 1931.

In diesem schlanken Band von 240 Seiten ist — mit Nachweisen über die japanische Literatur — das Übervölkerungsproblem Japans die ganze, von ihm herrührende Übersteigerung und Verschärfung der Spannungen des pazifischen Sturmfeldes ins Auge gefaßt und vielseitig erörtert. An sich durchaus nicht geopolitisch, sondern eher soziologisch angelegt, wirkt es geopolitisch zwingend gerade durch die herbe Nüchternheit, die Freiheit vom Stimmungsmäßigen, dem es vielleicht zu sehr das Gewicht von Zahl und Maß entgegenstellt, das wir eben in großen Weltaugenblicken von der politischen Leidenschaft eines um jeden Preis sein Fortleben erzwingenden Volkes in unerhörtem Umfang beiseite geschleudert sehen. Gerade deshalb wird die Auseinandersetzung mit Crockers Werk — ganz abgesehen von seinem sachlichen Gewicht — für Liebhaber geopolitischer Feinkunst einen außerordentlichen Reiz bieten und ihr Weltbild zugleich verfestigen, verfeinern und vertiefen. In dieses Gebiet der politischen Leidenschaft führen:

18. **J. Fischer:** „Mandschukuos Kampf und Sieg", Hamburg 1933, Otto Meißners Verlag, mit seinen 342 Seiten, handlichen Karten, guten Diagrammen und Aufnahmen aus erster Hand wohl den besten, in deutscher Sprache erschienenen Fürspruch für das neue Kaiserreich darstellend, und der chinesische Gegenzug:

19. **Chin Meng:** „China spricht" (die Antwort auf Kawakamis: Japan spricht)!. Der Streitfall zwischen China und Japan, mit einer Einleitung S. Exz. des Botschafters Dr. W. Yen, herausgegeben von der Sektion der Kuomintang in Deutschland, Berlin; eine außerordentlich geschickt und temperamentvoll eingeleitete und der mitteleuropäischen Seelenstimmung (Mentalität) angepaßte Zusammenfassung des chinesischen Rechtsstandpunktes mit geschickt zusammengefügten Quellenbelegen, gewandt in Aufbau wie Verschleierung.

Wer „China spricht" richtig zu lesen weiß, und eine entsprechend projapanische Ergänzungsquelle daneben hält, hat daran einen ausgezeichneten Führer durch die Krisenentwicklung des Fernen Ostens und ihre Vorgeschichte in guter genetischer Betrachtung.

Dem Gebiet mandschurischer und japanischer Propagandaleistung entspringen, aber als typische Zeugen unwägbarer Werte und völkischer Hintergründe:

20. **Chih Piao:** „A general Outline of Manchukuo's Construction Programme", Tokyo 1933, Foreign Affairs Association of Japan, und, im gleichen Verlag,

21. **Kenzo Kai:** „Sakura no Kaori; The Fragrance of Cherry Blossoms."

Das erste Heft zeigt, welche solide Aufbauarbeit in dem neu übernommenen Werk schon verankert ist, gleichviel was der Völkerbund dazu denke; das zweite Heft mit seinen schlichten, kleinen Erzählungen verrät, wie fest noch immer das alte Japan der Samurai mit dem wichtigsten Machtwerkzeug des erneuerten Reiches seelisch verbunden ist, und welche Kräfte über alles wirtschaftliche Denken hinweg aus den Tiefen dieser Volksseele hervorbrechen können, wenn sie sich vor einem Kampf ums Dasein gestellt sieht.

Die richtige Einsicht in diese, durch solche Untersuchungskommissionen nicht zu erfassenden Kräfte ist es, die uns am meisten zu fehlen scheint in

22. **„Der Lytton-Bericht."** Bericht der Untersuchungskommission des Völkerbundes über den chinesisch-japanischen Streit in der Mandschurei XX. Leipzig 1933, Bernhard Tauchnitz. Die deutsche Herausgabe dieses Berichts ist ein großes Verdienst; und jeder sollte sich, auch wenn er sonst Urkunden und Forschungen zum internationalen Recht fernsteht, einmal durch ein solches Werk hindurcharbeiten. Der weltgeschichtliche Hintergrund einer Gruppe von folgenschweren Spannungen wird gerade in diesem Fall über solche Längen hinweghelfen, die zur Klarlegung unvermeidlich sind. Aber es ist notwendig, sich die ganze schon während der langsamen Entwicklung des Berichts angefachte Glut politischer Leidenschaft immer klarzumachen, die auf chinesischer wie japanischer Seite hinter den formalen Rechtsansprüchen steht. Geopolitische Kritik würde auch etwa bei Kap. VII (Boykott; Überbevölkerung und agrarpolitische Schwierigkeiten) ergänzend einzuspringen haben und be-

tonen müssen, daß man Japan, das Verein. Königreich, Belgien, Italien, Deutschland vor allem, Frankreich und die Verein. Staaten nicht in der angegebenen Weise vergleichen darf (vor allem auch immer die Zahlen auf Quadratkilometer, nicht Quadratmeter in einem deutschen Buche angeben sollte). Denn Deutschland kann mit seinem nur zwei Siebentel des japanischen, aber das Doppelte des französischen, fast das Vierfache des u.s.amerikanischen Volksdruckes ausmachenden Bevölkerungsdrang nirgends hin ausweichen, der Brite, Belgier und Franzose aber sehr leicht in fast unbegrenzte Räume gleicher Sprache unter derselben Flagge, der Japaner und Italiener schon viel weniger. Es geht also nicht an, in amtlichen Werken den Volksdruck der Kerngebiete und den des Gesamtgebietes in einer Tabelle vergleichend nebeneinanderzustellen, sondern nur den der Reiche. Der Volksdruck des belgischen, britischen und französischen Gesamtreichs liegt aber zwischen 6 und 15 Menschen auf den Quadratkilometer, beim Deutschen Reich auf 145, bei Japan, auf das hochwertige Fruchtland des Stammgebietes bezogen, sogar bei 970 auf den Quadratkilometer.

Der Bericht steckt voll wertvoller, aber zu spät zur Wirkung gebrachter Erkenntnisse, muß aber allerdings mit Vorsicht gelesen werden. Ähnlich, wie

23. **Charles Q. Howland's:** „Survey of American Foreign Relations", published for the Council on Foreign Relations, Yale Univ. Press, der z. B. für 1930 ein ganz unvergleichliches Material über die kommenden, vorausgesehenen pazifischen Entwicklungen enthält, ist auch der Lytton-Bericht zu wenig geopolitisch gesehen und hält sich zu fern von den Tatsachen ethnopolitischer, rassenmäßiger Hochspannungen, von dem nun einmal vorhandenen Einfluß der Völkerleidenschaft. Liest man also, etwa zusammen mit der „Geopolitik des Pazifischen Ozeans", die Kapitel: The New Pacific; Die Entstehung des modernen China; Die Staatskunst im Pazifik nach dem Kriege; Die Philippinen; Die pazifischen Inseln; vor allem: Die Wanderung im pazifischen Bereich, so hält man ein pazifisch-regionales Handbuch der Weltpolitik, wie man es nicht besser wünschen kann, nur eben in Schwarzweißdarstellung, zu der man sich die Farben und Übergänge denken muß; aber es ist ein Teilfresko eines Weltbildes von großem Wurf und einer Weiträumigkeit der Anlage, die Klein-Europa sehr zu denken geben müßte.

Daß viele einzelne weit über das kleineuropäische Raumgedränge hinauszublicken wissen, das beweisen uns allein eine Reihe von ausgezeichneten Doktordissertationen über indopazifische Räume, unter denen den Löwenanteil trägt:

24. **Dr. Gottlieb Fenzel:** „Die Insel Hainan." Mitteil. d. Geogr. Ges. München 1933. Eine in ihrer Art vollendete Einzelschilderung der wenig bekannten Insel aus berufenstem Munde, nach eigenen Aufnahmen und Eindrücken des bekannten, jetzt mit der Wiederbewaldung Chinas beauftragten bayrischen Forstmannes, die zeigt, wie man auch heute noch an fremden Erdräumen zum Ritter und Retter für die Nachwelt werden kann und einen Teil seiner Lebensarbeit unzerstörbar in das wissenschaftliche Leben eines fremden Großvolkes einzubauen vermag!

25. Ähnlichen Zielen streben u. a. die Arbeiten von **Rosinsky** und **Schepers** über die Meerverbundenheit des japanischen Reiches zu; die im Erscheinen begriffenen von **Fochler-Hauke** über Südchina, von **Kornrumpf** über Celebes, von **Timmermann** über Ceylon, von Dr. K. H. **Dietzel**-Leipzig über die Südafrikanische Union u. v. a., die den ungebrochenen Willen zum Denken in großen Räumen und zum Ersteigen höherer Stufen ihrer wissenschaftlichen Betrachtung bezeugen. Auf diesem Felde leuchten der jüngeren Generation noch immer die Spuren der rastlosen Künderleistung an fremden Erdräumen von Colin Ross voran, darunter

26. **Colin Ross:** „Haha Whenua", Leipzig 1933, F. A. Brockhaus, eine anmutige Südsee-Nachlese (mit 68 Abbildungen und 1 Karte) zu dem großartigen „Meer der Entscheidung", das ich persönlich am höchsten unter den vielen bedeutenden Leistungen des berühmten Weltfahrers einschätze. Aber auch diese liebenswürdige Nachlese birgt geopolitische Rosinen im Kuchen der Reiseschilderung, so S. 61—66 die treffsichere Schilderung der Eigenart Neuseelands mit der überlasteten Konsularvertretung Deutschlands in Wellington, auf S. 91—93 die weltpolitischen Meditationen beim Abschied von Aukland, S. 129—134 Port Moresby; S. 142 der Sport als Kopfjagdersatz; S. 174 über die Schiffahrtskunst der „Meermenschen"; S. 224 über die deutsche Kolonialleistung; das (gute)

Verhältnis von Chinesen und Deutschen, u. a. S. 248; die Elastizität der britischen Kolonialpolitik S. 257; die Reprise über Japan im Pazifik von S. 274 an: Nebennutzung eines reichen Lebens!

Völkerrechtliche Auseinandersetzungen mit starkem geopolitischen Einschlag sind:

27. **Dr. Franz Michael:** „Der Streit um die Mandschurei." Leipzig 1933, Robert Noske. H. 29 d. Abhandl. d. Instituts f. Politik, ausl. öffentl. Recht u. Völkerrecht a. d. Universität Leipzig. Es ist fesselnd, die Arbeit gegenüberzustellen mit

28. **Dr. Seiji Hishida:** „Comments on John Bassett Moore's Discussion with ref. to Manchurian Incident, Embargo and Neutrality, „Aggressor", Kellogg Pact; League; American Birthright XX.' Tokio 1933, Maruzen.

Ein Vergleich der beiden, an weiteren Belegen reichen Untersuchungen zeigt, wie weite Spannungen bei aller sorgfältigen Festlegung des Rechtszustandes und Wortlauts um so großer räumlicher Wertgegenstände willen möglich sind, sobald sie tiefste Naturrechte auf Fortbestehen von großen und willensstarken Völkern berühren. Einen eigenen Reiz hat daher bei Michael der Einwand des Zwanges auf S. 61, wie wir überhaupt bei Michael nebenher den chinesischen Standpunkt, bei Hishida (von dem u. a. auch „International position of Japan as a Great Power" stammt) außer dem selbstverständlich stark betonten japanischen den des ruhigeren Teils der u.s.amerikanischen Fernostkenner mitdargestellt erhalten. Appendix bei Hishida, S. 22 und 23, enthält u. a. sarkastische Ausführungen über „the duties of The U.S.A. as a world power" mit dem Nachsatz: „A nation that undertakes to meddle with every foreign disturbance is bound to become an international nuisance to its own detriment as well as to the annoyance of other countries. Power is neither gainded nor kept by such methods." Wollte Gott, man hielte sich in Moskau und Washington daran!

29. **Dr. James A. B. Scherer:** „Manchukuo: a Birds-Eye View." Tokio 1933, Hokuseido und

30. **Dr. James A. B. Scherer:** „Japan-whither?" ebenda, mit einer Einleitung von Fürst Tokugawa, geht in der von Moore eingeschlagenen Richtung noch mehr aufs Ganze, und beide Bücher sind wohl das äußerste Maß von Verständnis für den Standpunkt Japans, der auf u.s.amerikanischer Seite überhaupt möglich ist, und sich wohl nur durch die unmittelbaren japanischen und mandschurischen Eindrücke des langjährigen Japanfreundes erklären läßt, aus rein transpazifischer Auffassung und Betrachtungsweise schwerlich. Aber eben diese Bezeichnung einer Grenzmarke gibt ihnen einzigartige geopolitische Bedeutung.

So wird man in Japan wie in Mitteleuropa, aber auch in China, diese beiden Grenzbücher mit großer Aufmerksamkeit aufnehmen müssen. Die Prognose des Absatzes XII über Japans Zukunft betont, daß China und Japan ihrer Zukunft gemeinsam stehen müssen, im Guten und Bösen, ob sie wollen oder nicht. Scherer vergleicht die gegenseitigen Bindungen denen von England und Amerika, was, wie wir wissen, Kriege nicht hindert. Ebenso wertvoll ist das Mandschureibuch, mit seiner Behandlung der Mandschu- und Mongolenfrage (S. 20: „Dämonen kommen von Nordosten", was auch auf Sowjetbünde bezogen werden könnte). „Ein Blick ist mehr wert als hundert Berichte", das Leitwort über Kap. III, steht deutlich über der ganzen, lebendigen Schilderung, und so mögen wir uns gern das Urteil des verstorbenen Feldmarschalls Muto zu eigen machen: „Dies Buch sollte unsäglich viel Gutes wirken, besonders in Japan." Zwei köstliche Scherzworte stehen auf S. 102: „Die Mandschurei bringt zwei Ernten hervor: Bohnen und Banditen", und jene Äußerung einer friedliebenden, aber klugen alten chinesischen Dame: „Ich liebe die Chinesen, weil sie Pazifisten sind, aber ich kaufe japanische Staatspapiere." S. 132 sagt Scherer: „Japans Soldaten sind besser als seine Diplomaten"; aber für die Zukunftsvorhersage über die Mandschurei gibt er die Überlegenheit Japans über den Völkerbund zu, sie mit Lord Lyttons eigenem Zeugnis illustrierend.

(Fortsetzung in Heft 7.)

Der Preis des auf Seite 335, Maiheft, besprochenen Werkes von Otto Hoetzsch beträgt nicht RM. 4.—, sondern nur RM. 1.50.

Diesem Heft liegt ein Prospekt des Verlags B. G. Teubner bei, den wir Ihrer Beachtung empfehlen.

Verantwortlich ist: Professor Dr. K. Haushofer, München O 27, Kolberger Str. 18 / Verlag: Kurt Vowinckel Verlag G. m. b. H., Berlin-Grunewald, Hohenzollerndamm 83 / Druck: Spamer A.-G. in Leipzig
Papier von E. A. Geese, Berlin SW 68 D.-A. I. Vj. 3800

ZEITSCHRIFT FÜR

GEO POLITIK

XI. JAHRGANG 1934

1.

HEFT / JANUAR

SONDERHEFT ZUM BEGINN DES 2. JAHRZEHNTS

Karl Haushofer und Kurt Trampler:

UM VOLKSBODEN UND GRENZE

mit 19 Kartenskizzen von Arnold Hillen Ziegfeld

Postvertrieb ab Leipzig

ZEITSCHRIFT FÜR GEOPOLITIK

verbunden mit der Zeitschrift

WELTPOLITIK UND WELTWIRTSCHAFT

begründet von

Professor Dr. KARL HAUSHOFER und Professor Dr. ERICH OBST

Herausgegeben von

DR. KARL HAUSHOFER

Generalmajor a. D., o. Professor an der Universität,
München O 27, Kolberger Straße 18, Fernsprecher 480444

Unter ständiger Mitarbeit von Geheimrat Prof. Dr. K. Wiedenfeld, Leipzig, Professor Dr. H. Lautensach, Gießen, Dr. G. Herrmann, Leipzig, und Dr. Albrecht Haushofer, Berlin

SCHRIFTLEITUNG:

Kurt Vowinckel, Berlin-Grunewald, Hohenzollerndamm 83
Fernsprecher: H 9, Schmargendorf 2234

Manuskript- und Buchzusendungen werden an die Schriftleitung erbeten.

XI. JAHRGANG / HEFT / JANUAR 1934

INHALTSVERZEICHNIS

AUFSÄTZE

Karl Haushofer: Atemweite, Lebensraum und Gleichberechtigung auf Erden 1

Kurt Trampler: Deutsche Grenzen . 14

BERICHTE

Albrecht Haushofer: Berichterstattung aus der atlantischen Welt 73

Karl Haushofer: Bericht über den indopazifischen Raum . 78

Preis: Vierteljahr M. 5.50 / Einzeln M. 2.— / Jahrgang mit Inhaltsv. M. 22.—

Österreich: Vierteljahr ö. Sch. 10.–, Ausland (portofrei): Jährlich RM 23.— Gebunden (2 Bände) RM 28.— / Register für den Jahrgang RM 0.90 / Inhaltsverzeichnis kostenlos / Einbanddecke für den Halbjahresband RM 2.—

Postscheckkonten: Kurt Vowinckel Verlag G. m. b. H. / BERLIN 18769 / WIEN 55918 / PRAG: Kreditanstalt der Deutschen, 62730

ANSCHRIFTEN DER MITARBEITER

Dr. Albrecht *Haushofer*, Generalsekretär der Gesellschaft für Erdkunde, Berlin SW 48, Wilhelmstr. 23 — Dr. Karl *Haushofer*, Gen.-Major a. D., o. Professor a. d. Universität, München O 27, Kolberger Str. 18 — Dr. Kurt *Trampler*, München, Galeriestr. 15III — Arnold Hillen *Ziegfeld*, Berlin-Neutempelhof, Adolf-Scheidt-Platz 9

KURT VOWINCKEL VERLAG / GMBH / BERLIN-GRUNEWALD
HOHENZOLLERNDAMM 83

)TANOX
zyszczanie
I 2015

ELBLĄG

CZ.140.15
nr inw. 33125